

ALLGEMEINE PSYCHOLOGIE

ALLGEMEINE
PSYCHOLOGIE
auf personalistischer Grundlage

VON

WILLIAM STERN



HAAG
MARTINUS NIJHOFF
1935

ISBN 978-94-011-8180-8 ISBN 978-94-011-8825-8 (eBook)
DOI 10.1007/978-94-011-8825-8

Copyright 1935 by Martinus Nijhoff, The Hague, Holland

*All rights reserved, including the right to translate or to reproduce
this book or parts thereof in any form*

Dem Andenken meiner Freunde
Otto Lipmann
und
Martha Muchow

INHALT
ERSTER HAUPTTEIL
GRUNDRISS

ERSTES KAPITEL

ALLGEMEINE PSYCHOLOGIE

I. DER WEITESTE SINN VON „PSYCHOLOGIE“	5
1. Das Schema	5
2. Naive und künstlerische Psychologie	7
II. PHILOSOPHISCHE PSYCHOLOGIE	9
1. Vorbemerkung	9
2. Übersicht	10
a. Das Wesen der Seele.	10
b. Die seelischen Subjekte.	10
c. Die Beschaffenheit des Seelischen	11
d. Seele und Leib	11
e. Erkenntnistheoretische Probleme	12
III. PSYCHOLOGIE ALS ERFAHRUNGSWISSENSCHAFT	13
1. Vorbemerkung	13
2. Aufgaben.	15
a. Beschreibung	15
b. Klassifikation und Bezeichnung	16
c. Analyse und Ganzheitsbezug	18
d. Verknüpfen, Verallgemeinern, Erklären.	22
e. Verstehen und Deuten	25

ZWEITES KAPITEL

SONDERGEBIETE DER PSYCHOLOGIE

I. SEELENLEBEN UND WELT	30
1. Seelenleben und Naturwelt	30
a. Psychophysik	31
b. Physiologische Psychologie	31

<i>c.</i> Biologische Psychologie	32
2. Seelenleben und Kulturwelt	36
<i>a.</i> Gemeinschaftspsychologie (Völker-Ps., Sozial-Ps.) . .	36
<i>b.</i> Historische Psychologie	38
<i>c.</i> Kulturpsychologie im engeren Sinne	39
II. DIFFERENZIERUNGEN DES SEELENLEBENS	40
1. Differentielle Psychologie. Charakterologie	40
2. Entwicklungspsychologie	43
3. Kindes- und Jugend-Psychologie	45
4. Psychopathologie	47
<i>a.</i> Abnormität und Normalität	47
<i>b.</i> Tiefenpsychologie	50
5. Tierpsychologie	54
III. PRAKTISCHE ANWENDUNGEN DER PSYCHOLOGIE	56
1. Psychologie und Leben	56
2. Problemkreise.	58
3. Einwände	61

DRITTES KAPITEL

DAS MATERIAL DER PSYCHOLOGIE UND DIE METHODEN SEINER GEWINNUNG

I. SELBSTERFASSUNG UND FREMDERFASSUNG	67
1. Selbsterfassung	67
2. Die Erfassung des Fremdseelischen.	73
II. BEOBACHTUNG DES NATÜRLICHEN VERHALTENS	76
1. Allgemeines.	76
2. Systematische Beobachtungsmethoden	78
<i>a.</i> Psychographie	78
<i>b.</i> Kasuistik	79
<i>c.</i> Beobachtung von Entwicklungsabläufen	79
III. EXAKTE METHODEN	80
1. Experiment und Messung	80
2. Hauptarten des psychologischen Experiments	87
<i>a.</i> Reaktionsversuche	87
<i>b.</i> Eindrucksversuche	88
<i>c.</i> Ausdrucksmethoden	89
<i>d.</i> Selbsterfassungsmethoden	89
<i>e.</i> Leistungsmethoden	89
IV. FERNMETHODEN	90
1. Erhebung	90
2. Sammlung	92
3. Historische Methoden	93

VIERTES KAPITEL

PERSONALISTISCHE GRUNDLEGUNG
DER PSYCHOLOGIE

I. DAS SUBSTRAT DES SEELISCHEN	95
1. Fragen	96
2. Definitionen	98
II. LEBEN UND ERLEBEN	99
1. Die Modi des Lebens.	99
2. Das Erleben	102
<i>a.</i> Spaltung.	102
<i>b.</i> Erscheinen	105
III. DAS PSYCHISCHE.	108
1. Das aktuelle Erleben	108
<i>a.</i> „Erlebnis“	108
<i>b.</i> Phaenomene	109
<i>c.</i> Zustände und Akte	110
2. Dispositionen	111
<i>a.</i> Unselbständigkeit	112
<i>b.</i> Spielraumbreite.	112
<i>c.</i> Rüstung und Richtung	113
<i>d.</i> Variabilität	113
<i>e.</i> „Psychisch“	115
3. Person und Persönlichkeit	115
4. Das Verhältnis des Psychischen zum Physischen	117
IV. DIE PERSONALE WELT.	123
1. Die Modi der personalen Welt	123
2. Die Beziehung Person/Welt.	125
<i>a.</i> Wechselbestimmung.	125
<i>b.</i> Qualität der Person/Welt-Beziehung	126
V. DIE PERSONALEN DIMENSIONEN	128
1. Die Aussen/Innen-Dimension	129
<i>a.</i> Aussen/Innen	129
<i>b.</i> Gegenwart	130
<i>c.</i> Die zwei Äste.	131
2. Eigenpersonale Dimensionen	133
<i>a.</i> Allgemeines	133
<i>b.</i> Der Eigenraum der Person	134
<i>c.</i> Die Eigenzeit der Person	135
3. Dimensionale Wechselbestimmung von Person und Welt	136
<i>a.</i> Erweiterung	136
<i>b.</i> Umzentrierung	137
<i>c.</i> Objektivation und Subjektivation der Dimensionen	137
4. Zur Psychologie der Dimensionen	139
GLIEDERUNG DES STOFFES.	141

ZWEITER HAUPTTEIL

SINNESWAHRNEHMUNG

FÜNFTES KAPITEL

GRUNDBEGRIFFE UND GRUNDTATSACHEN

I. WAHRNEHMUNG UND EMPFINDUNG	145
II. GESTALT UND UNGESTALT	149
III. VERSCHIEDENHEIT UND GEMEINSCHAFT DER SINNE.	157
1. Sinnesmodalitäten	157
a. Die Vielheit.	157
b. Die Reize.	157
c. Die Sinnesorgane	158
d. Die spezifischen Erlebnisbereiche	162
2. Der spezifische Objektbezug der Wahrnehmung und die „spezifische Sinnesenergie“	163
3. Wechselbeziehungen der Sinne.	166

SECHSTES KAPITEL

DIE ENTWICKLUNG DER SINNE

I. SENSIBILITÄT	168
II. GEGENSTÄNDLICHE UND INTROZEPTIVE WAHRNEHMUNG	173

SIEBENTES KAPITEL

DIE SINNESSPEZIFISCHEN ERSCH EINUNGEN UND
IHRE SYSTEMATIK

I. DIE MODALITÄTEN DES „FÜNFTEN“ SINNES	178
II. GESCHMACK UND GERUCH	182
III. GEHÖR	183
1. Geräusche.	183
2. Töne und Klänge	185
IV. GESICHT.	190
1. Das System der Farben	190
2. Erscheinungsweisen der Farben	194

ACHTES KAPITEL

ZUSAMMENHÄNGE DER SINNE

I. INTERSENSORIELLE WAHRNEHMUNG, INSBES. DES RAUMES UND DER ZEIT	198
1. Allgemeines	198

2. Raumwahrnehmung	200
<i>a.</i> Der intersensorielle Charakter	200
<i>b.</i> Raumwahrnehmung durch das Auge	201
<i>c.</i> Raumwahrnehmung durch den Tastsinn.	205
<i>d.</i> Der Wahrnehmungsraum	206
<i>e.</i> Räumliche Konstanz der Objekte	208
3. Zeitwahrnehmung	211
II. VERWANDTSCHAFT DER SINNE	214
III. VERTRETUNG DER SINNE	219

NEUNTES KAPITEL

TÄUSCHUNGEN, GRENZEN UND SCHWELLEN
DER WAHRNEHMUNG

I. SINNESSTÄUSCHUNGEN	223
1. Kriterien	223
2. Arten der Täuschungen	225
3. Ursachen	226
<i>a.</i> Physikalische Täuschungen	227
<i>b.</i> Periphere Täuschungen	227
<i>c.</i> Personale (zentrale) Täuschungen	229
<i>d.</i> Ein Beispiel	232
II. GRENZEN UND SCHWELLEN DER WAHRNEHMUNG.	233
1. Der Reihencharakter der Wahrnehmungen	233
2. Die Schwellen und das Weber-Fechner'sche Gesetz.	235
<i>a.</i> Äussere und innere Schwellen	235
<i>b.</i> Experimentelle Untersuchungen zum Weber-Fechner- schen Gesetz	237
<i>c.</i> Erklärungsversuche	241
3. Personalistische Deutung der Schwellenerscheinungen.	243

DRITTER HAUPTTEIL

GEDÄCHTNIS

ZEHNTES KAPITEL

M N E M E

I. MNEMISCHE ERSCHEINUNGEN IM ALLGEMEINEN	254
II. ZUR THEORIE DER MNEMISCHEN ERSCHEINUNGEN	258
III. WIEDERHOLUNGSWIRKUNGEN.	261
IV. ÜBER TIERISCHE MNEME	264

ELFTES KAPITEL

PRIMITIVFORMEN DES GEDÄCHTNISSES

I. DAS UNMITTELBARE GEDÄCHTNIS	269
1. Zeithof und Anschauungsbild	269
2. Merkfähigkeit	273
3. Perseverationen	276
II. DAS GEBUNDENE GEDÄCHTNIS	277
1. Das Vertrautheitserlebnis	277
2. Verwertungswirkungen	282
a. Hauptformen	282
b. „Komplex“-Theorien	283

ZWÖLFTES KAPITEL

DAS FREIE GEDÄCHTNIS

I. DIE GEDÄCHTNISVORSTELLUNG	287
1. Vorstellung und Wahrnehmung	287
2. Vorstellungstypen	292
3. Kenntnisse und Erinnerungen	292
II. ASSOZIATION UND EINSTELLUNG.	293
1. Der empirische Begriff der Assoziation	294
2. Mechanistische Assoziationstheorien	297
3. Personalistische Deutung der Assoziationen, Empfänglichkeit und Einstellung	299
a. Stiftung von Assoziationen	299
b. Wiederauflösung von Assoziationen	302
4. Assoziationsexperimente	304
a. Allgemein-psychologische Probleme	306
b. Diagnostische Probleme.	307

DREIZEHNTES KAPITEL

ERWERB UND BESITZ VON KENNNTNISSEN

I. ALLGEMEINES	310
1. Gebundene und freie Bildungsinhalte	310
2. Der Erwerb von Kenntnissen	312
a. Das Sich-Merken	312
b. Das Lernen	313
II. DAS WILLENTLICHE LERNEN	315
1. Psychische Faktoren des Lernens	316
a. Lernwille	316
b. Interesse	317

INHALT

XV

<i>c.</i> Intelligenz	319
2. Experimentelle Untersuchungen	323
<i>a.</i> Aufgaben und Methoden	323
<i>b.</i> Umfang des Lernstoffes	325
<i>c.</i> Fraktionierung	326
<i>d.</i> Verteilung der Wiederholungen	328
<i>e.</i> Lerntempo	329
III. BEHALTEN UND VERGESSEN VON KENNTNISSEN	330
1. Der Lernverlust	330
2. Experimentelle Untersuchungen	332
3. Auslösung der Reproduktionen.	334
<i>a.</i> Freisteigende Vorstellungen	334
<i>b.</i> Einlinige und vielseitige Auslösung	334
<i>c.</i> Das Sich-Besinnen	335

VIERZEHNTE KAPITEL

ERINNERUNG

I. ALLGEMEINES	337
1. Wesen der Erinnerung	337
2. Zur Entwicklungspsychologie der Erinnerung	341
II. DER SUBJEKTBEZUG DER ERINNERUNG.	344
1. Kontinuität und Spaltung	344
2. Erinnerungswandel und Erinnerungsmythos	347
III. DER OBJEKTBEZUG DER ERINNERUNG	349
1. Erinnerungstreue und ihre Untersuchung	349
2. Ergebnisse der Aussageuntersuchungen	352
<i>a.</i> Grenzen der Erinnerungstreue	352
<i>b.</i> Wahrnehmung und Aufmerksamkeit	352
<i>c.</i> Verhörs- und Suggestions-Wirkung.	354
<i>d.</i> Temporalisation	357
<i>e.</i> Alltäglichkeit und Ungewöhnlichkeit	358
<i>f.</i> Gestaltungstendenzen	359
<i>g.</i> Charakterologische und biologische Faktoren	361
3. Thesen über praktische Anwendungen	363

VIERTER HAUPTTEIL

DENKEN und PHANTASIE

FÜNFZEHNTE KAPITEL

DAS DENKEN

I. DENKPSYCHOLOGIE	367
1. Allgemeines	367

2. Erscheinungsweisen des Denkens	369
<i>a.</i> Das „Denken an Etwas“	370
<i>b.</i> Das „Wissen um Etwas“	370
<i>c.</i> Das „Verstehen von Abstraktem“	371
<i>d.</i> Das „Nachdenken über ein Problem“	372
II. GEDANKE UND VORSTELLUNG	372
1. Unterschiede und Beziehungen	372
2. Zeichen und Symbole	375
III. DER DENKVOLLZUG	382
1. Denkantriebe	383
<i>a.</i> Niedere und höhere Denkantriebe	383
<i>b.</i> Situationsbedingtheit und Denkschwelle	385
<i>c.</i> Problembewusstsein	386
<i>d.</i> Denkimperative	387
2. Denkhandlung und Denkbereitschaft	390
<i>a.</i> Denken als Tätigkeit	390
<i>b.</i> Grenzen der Aktivität. Denkbereitschaft	392

SECHSZEHNTE KAPITEL

HAUPTARTEN DER GEDANKEN

I. GEGENSTANDSGEDANKEN	396
1. Das Denken individueller Gegenstände	396
2. Das Denken allgemeiner Gegenstände	398
II. BEZIEHUNGSGEDANKEN	402
1. Praekategoriale Beziehungen	403
2. Gleichheit, Verschiedenheit, Ähnlichkeit.	405
3. Kausalität und Finalität	407
III. SINNGEDANKEN	414

SIEBZEHNTE KAPITEL

DENKDISPOSITIONEN BEI MENSCH UND TIER

I. DER MENSCHLICHE INTELLEKT	418
1. Terminologisches.	418
2. Personale Bedeutung des Intellekts	419
<i>a.</i> Dienstbedeutung.	419
<i>b.</i> Strahlbedeutung	422
II. GRADE UND ARTEN DER MENSCHLICHEN INTELLIGENZ	422
1. Bedeutung der Intelligenzprüfungen	422
2. Begriffsbestimmung der Intelligenz	424
3. Erforschung und Prüfung der Intelligenzgrade	426
4. Intelligenztypen	429
<i>a.</i> Reaktiv/Spontan	429

INHALT

XVII

<i>b.</i> Objektiv/Subjektiv	429
<i>c.</i> Analytisch/Synthetisch	430
<i>d.</i> Theoretisch/Praktisch	430
5. Die einzelnen Intelligenzfunktionen	431
6. Talente	433
<i>a.</i> Wesen des Talents	433
<i>b.</i> Häufigkeitsverteilung der Talente	435
<i>c.</i> Analyse der Talente	436
III. TIERISCHE INTELLIGENZ	438
1. Das Problem	438
2. Einsicht	440
3. Intelligente Neuleistungen.	441
4. Die Grenzen der tierischen Intelligenz	442

ACHTZEHNTE KAPITEL

PHANTASIE

I. WESEN DER PHANTASIE	446
1. Bewusstseinspsychologische Betrachtung	446
2. Personalistische Betrachtung	447
<i>a.</i> Unstimmigkeit zur Objektwelt	447
<i>b.</i> Spontaneität	449
<i>c.</i> Symptomatik und Symbolik	451
<i>d.</i> Schöpfung	454
<i>e.</i> Gebundene Phantasiewirkungen	456
II. PHANTASIE IM ALLTAGSLEBEN	457
1. Gegenwarts- und Vergangenheits-Phantasieen	457
<i>a.</i> Gegenwart	457
<i>b.</i> Vergangenheit	459
2. Zukunfts-Phantasieen	460
<i>a.</i> Vorwegnahme.	460
<i>b.</i> Wunsch-Phantasieen	462
<i>c.</i> Furcht-Phantasieen	462
<i>d.</i> Objektivierende Vorwegnahme.	464
3. Dauerphantasieen	465

NEUNZEHNTE KAPITEL

SONDERFUNKTIONEN DER PHANTASIE
(TRÄUMEN, SPIELEN, SCHAFFEN)

I. DAS TRÄUMEN	469
1. Traumreize	470
<i>a.</i> Sensorische Reize	470

<i>b.</i> Mnemische Reize	472
2. Traumphantasieen	473
<i>a.</i> Dimensionale Verwandlungen	474
<i>b.</i> Verändertes Ich-Erleben	475
<i>c.</i> Traumdeutung	477
II. DAS SPIELEN	481
1. Das Spiel in den verschiedenen Lebensstufen	481
2. Spieltheorieen	484
<i>a.</i> Der personalistische Grundgedanke	484
<i>b.</i> Gegenwartstheorieen	485
<i>c.</i> Vergangenheitstheorie	491
<i>d.</i> Zukunftstheorieen	493
III. DAS SCHAFFEN. (INSBES. DAS KÜNSTLERISCHE SCHAFFEN).	496
1. Phantasma und Werk	496
2. Individuelles und kollektives Schaffen	498
<i>a.</i> Kunstwerk und Mythos	498
<i>b.</i> Die Individualisierung des Schaffens	500
3. Originalität und Verantwortung	501
4. Die Welt des Scheins	504
5. Wissenschaftliche Phantasie.	505

FÜNFTER HAUPTTEIL

STREBEN. HANDELN. LEISTEN

ZWANZIGSTES KAPITEL

PRIMITIVFORMEN DES TUNS UND STREBENS

I. REFLEXE	514
1. Angeborene Reflexe	514
2. Erworbene Reflexe	516
II. TRIEBE	520
1. Trieb als Richtungsdisposition	520
2. Humantriebe	522
3. Drang und Hemmung	522
III. BEDÜRFNISSE	527
1. Dynamik der Bedürfnisse	527
2. Innere und äussere Bedingungen der Bedürfnisse.	528
IV. INSTINKTE	534
1. Instinkte als Rüstungsdispositionen	534
2. Entwicklung und Elastizität der Instinkte	537
<i>a.</i> Entwicklung der Instinkte.	537
<i>b.</i> Elastizität der Instinkte.	538
3. Die Instinkte beim Menschen	540

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

D A S W O L L E N

I. ALLGEMEINES	546
1. Begriff	546
2. Beispiele	548
3. Körperliche Merkmale des Wollens	550
4. Zukunftsbezug des Wollens	551
5. Fremdbezug und Selbstbezug des Wollens	553
a. Fremdbezug	554
b. Körperlicher Selbstbezug	555
c. Psychischer Selbstbezug	557
II. MOTIVATION DES WOLLENS	558
1. Phaenomotive	559
2. Genomotive und Phaenomotive	563
a. Homogonie der Motive	563
b. Heterogonie der Motive	565
c. Weitere Bedeutung der Phaenomotive	568
d. Experimentelle Motivuntersuchungen	570
III. KÖNNEN UND VERSUCHEN	570
1. Das Könnensbewusstsein	570
2. Das unterwertige Könnensbewusstsein	572
3. Die Versuchshandlung	573
4. Das überwertige Könnensbewusstsein	574

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

D E R A B L A U F D E R W I L L E N S H A N D L U N G E N

I. DER WILLENSRUCK	577
II. DIE DURCHFÜHRUNG	579
1. Einleitendes	579
2. Dynamik	580
3. Bewusstsein und Unbewusstheit	583
4. Vorsatz	584
5. Planung	586
a. Gestalt der Planung	586
b. Typen der Planhandlung	588
III. DIE NACHPERIODE	590
1. Motivationen nach der Tat	590
2. Beurteilung der Tatmotive	594

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DIE WILLENSDISPOSITIONEN

I. WILLENSHALTUNG UND GESINNUNG	598
1. Willenshaltung	598
2. Gesinnung	601
II. ZUR THEORIE DES CHARAKTERS	603
III. CHARAKTERZÜGE UND CHARAKTERTYPEN	609
1. Telische Züge und Typen	609
a. Das personale Zwecksystem	609
b. Telische Charaktertypen	613
2. Dynamische Züge und Typen	617
3. Strukturelle Züge und Typen	619

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

SUGGESTION

I. DER BEGRIFF	625
II. EMPFANG DER SUGGESTION.	628
III. AUSÜBUNG DER SUGGESTION	630
1. Suggestive Persönlichkeiten	630
2. Massen- und Sach-Suggestion	631
3. Autosuggestion	633
4. Kontrasuggestion	634
IV. EXPERIMENTELLE UNTERSUCHUNGEN	635
1. Suggestive Faktoren	635
2. Prüfungen der Suggestibilität	637

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DIE LEISTUNG UND IHRE PERIODIK

I. OBJEKTIVE UND PERSONALE LEISTUNG	639
1. Objektive Leistung	639
2. Personale Leistung	640
3. Das Verhältnis beider Leistungsarten. Die Selbstbeanspruchung	641
II. PERIODIZITÄT	644
1. Allgemeines	644
2. Kleinst-Periodik (Rhythmik)	645
3. Tageswellen	648
4. Perioden höherer Ordnung	651

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL

AUFMERKSAMKEIT

I. ZIELBEWUSSTSEIN	654
1. Bewusstseinsstruktur	654
2. Richtungen der Aufmerksamkeit	657
II. DYNAMIK DER AUFMERKSAMKEIT	658
1. Konzentration und Zerstretheit	658
2. Das Aufmerksamkeitsfeld	662
3. Ablaufsweisen der Aufmerksamkeit.	666
III. ÄUSSERE UND INNERE BEDINGUNGEN DER AUFMERKSAMKEIT	667
1. Reaktive und spontane Aufmerksamkeit.	667
2. Konstanz und Wechsel im Aufmerksamkeitsverhalten. . .	670
IV. ZUR DIFFERENTIELLEN PSYCHOLOGIE DER AUFMERKSAMKEIT	673
1. Gegenständliche Typen	673
2. Dynamische Typen	674

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

ÜBUNG UND ERMÜDUNG

I. ÜBUNG	677
1. Reifung, Übung, Einstellung	677
2. Akute und Dauer-Übung	680
3. Mitübung	684
4. Übbarkeit und Übungsfähigkeit	686
<i>a.</i> Übbarkeit	686
<i>b.</i> Übungsfähigkeit	689
II. ERMÜDUNG	691
1. Ermüdung und Müdigkeit	691
<i>a.</i> Müdigkeit	691
<i>b.</i> Ursachen der Ermüdung	693
2. Spezifische und ausstrahlende Ermüdung	695
3. Ermüdungsmessungen	698
4. Erholung, Übermüdung, Sättigung	700

SECHSTER HAUPTTEIL

GEFÜHL

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DIE GEFÜHLSPSYCHOLOGIE NACH IHREN
BISHERIGEN THEORIEEN UND BEFUNDEN

I. ÄLTERE THEORIEEN UND ERGEBNISSE	706
1. Analyse und Klassifikation der Gefühle	706
a. „Elementargefühle“	706
b. Das Lust/Unlust Schema	707
c. Wundt's System	710
d. „Gefühlsempfindungen“ (Stumpf)	711
2. Körperliche Grundlagen des Gefühlslebens.	712
a. Korrelationen	712
b. Die James-Lange'sche Hypothese	715
II. NEUERE THEORIEEN UND GESICHTSPUNKTE	717
1. Biologisch fundierte Gefühlstheorien	717
a. Biologische Polarität	717
b. Grenzen der biologischen Polaritätstheorie	719
c. Innere Sekretion	722
2. Rein psychologische Standpunkte	723
a. „Emotionalismus“	723
b. „Subjektivität“ der Gefühle	724

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

PERSONALE MERKMALE DER GEFÜHLE

I. PERSONNÄHE DER GEFÜHLE	729
II. POLARITÄT UND AMBIVALENZ DER GEFÜHLE	733
1. Doppelte Polarität	733
2. Asymmetrie des Gefühlspole	739
3. Ambivalenz	741
III. ABSTUFUNGEN DER GEFÜHLE	743
1. Formale Abstufungen	744
a. Stärke	744
b. Breite	746
c. Dauer	747
2. Personale Abstufungen	747
a. Tiefe	748
b. Echtheit	749
c. Ernst	750
d. Niveau	752

DREISSIGSTES KAPITEL

ZEITBEZUG DER GEFÜHLE

I. DAS ZEITSHEMA	754
II. PRAESENZGEFÜHLE	755
1. Zumutesein. Stimmung. Affekt	756
a. Zumutesein	756
b. Stimmung.	759
c. Affekt	761
2. Gefühlssteuerungen und Gefühlstönungen	762
a. Gefühlssteuerungen.	762
b. Gefühlstönungen	764
III. VORGREIFENDE GEFÜHLE	766
1. Gefühl als Vorstufe	766
2. Antriebs- und Ahnungsgefühle	767
a. Antriebsgefühle	768
b. Ahnungsgefühle	770
3. Erwartung. Furcht. Hoffnung	774
a. Erwartung.	774
b. Furcht	776
c. Hoffnung	780
IV. RÜCKGREIFENDE GEFÜHLE	782
1. Positive Gefühlsbeziehungen zur Vergangenheit	782
2. Negative Gefühlsbeziehungen zur Vergangenheit	786

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL

GEFÜHLSDISPOSITIONEN

I. RÜSTUNGSDISPOSITIONEN. INSBES. TEMPERAMENTE	788
II. RICHTUNGSDISPOSITIONEN (NEIGUNGEN UND INTERESSEN).	791

ABSCHLUSS

BIBLIOGRAPHIE

I. ALLGEMEINES	801
A. Sammelwerke und Zeitschriften	801
1. Sammelwerke, Wörterbücher, Bibliographien	801
2. Zeitschriften des deutschen Sprachgebiets.	801
3. Amerikanische Zeitschriften	802
4. Zeitschriften des übrigen Auslandes	802
B. Gesamtdarstellungen der Psychologie ihrer Sondergebiete und ihrer Geschichte. Grundsätzliche Fragen	803

II. SINNESWAHRNEHMUNG	807
III. GEDÄCHTNIS UND VORSTELLUNGEN	809
IV. DENKEN UND PHANTASIE.	811
V. STREBEN, HANDELN, LEISTEN	814
VI. GEFÜHL.	815
VII. CHARAKTEROLOGIE. TYPENLEHREN (Ergänzungen zu den Teilen Ib, V, VI.)	817

SACHREGISTER

NAMENREGISTER

VORWORT

Ein Buch, das die „Allgemeine Psychologie“ grundsätzlich und umfassend behandelt, ist seit langem in deutscher Sprache nicht geschrieben worden. Verschiedene Gründe spielten hierbei mit. Teils nahm die Spezialarbeit auf den vielen, sich schnell entwickelnden, Einzelgebieten die Kräfte in Anspruch. Teils hatte die theoretische Besinnung zu Einstellungen geführt, die gegensätzlich oder unvereinbar zu einander waren und eine Zusammenschau verhinderten. Von jedem der verschiedenen Standpunkte aus erschien das Seelenleben unter einer bestimmten Perspektive, die den anderen Perspektiven nicht gerecht werden konnte. So hatten wir lauter Psychologien: Elementen- und Gestalt-Psychologie, verstehende und erklärende Psychologie, Tiefen-, Bewusstseins-, Verhaltens-Psychologie u.s.w. — aber nicht die allgemeine Psychologie.

Nun kann jedoch keine Wissenschaft bestehen und fortschreiten, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit den Versuch einer solchen Gesamtdarstellung macht. Diese darf freilich nicht nur eine Verknüpfung der verschiedenen Methoden, Ergebnisse und Standpunkte enthalten; sie muss auf einer, das Ganze tragenden, einheitlichen Grundlage ruhen.

*Das vorliegende Buch stellt sich die Aufgabe einer solchen Gesamtdarstellung. Die geforderte Grundlage wird durch die *personalistische* Theorie gegeben, die hier zum ersten Male ihre Tragfähigkeit zur Begründung und Sinndeutung einer empirischen Einzelwissenschaft zu erweisen hat. Es wird sich zeigen, dass die *personalistischen* Voraussetzungen die anderen Theorien und Gesichtspunkte (abgesehen von den rein mechanistischen) nicht ausschliessen, sondern zu ihnen in fruchtbaren Beziehungen stehen, sodass trotz der *Einheitlichkeit* der Theorie doch die oben erwähnte *Einseitigkeit* vermieden ist.*

Wenn sich die neue Theorie auch auf allen Teilgebieten der Psychologie auswirkt, so werden doch manche Probleme und Bereiche im

stärkerem Maße durch sie beeinflusst als andere. Es sei in dieser Hinsicht vor allem auf die veränderte Auffassung und Darstellung des Gefühlsproblems, ferner auf die Behandlung des Denkens und des Wollens hingewiesen.

Psychologie wird definiert als „die Wissenschaft von der erlebenden und erlebnisfähigen Person“ (S. 99). Das unmittelbare Objekt der Psychologie, das Erleben, soll also dadurch erkannt und gedeutet werden, dass es bezogen wird auf seinen Träger, die sinnhaltige, einheitliche, lebendige Person. Das Leben der Person in jener Unmittelbarkeit, die noch vor jeder Scheidung von Physischem und Psychischem liegt, ist nicht eigentliches Thema der Psychologie, sondern einer ihr vorgeordneten Wissenschaft: der Personwissenschaft oder „Personalistik“. Wie sich aus ihr die Kategorien und Probleme der Psychologie ergeben, ist im IV. Kapitel dieses Buches dargestellt, wobei freilich der begrenzte Raum eine grosse Knappheit auferlegte. Als Ergänzung des Kapitels mögen daher andere personalistische Schriften, insbesondere die „Studien zur Personwissenschaft“ Band I „Personalistik als Wissenschaft“ (1930) herangezogen werden¹⁾.

Unbeschadet dieser Formulierung, die ins Philosophische reicht, stellt das Buch doch die Psychologie als eine empirische Spezialwissenschaft dar. Da es sich aber um allgemeine Psychologie handelt, werden Probleme der Nachbarwissenschaften und Sondergebiete²⁾ nur gestreift, soweit es das eigentliche Thema erfordert. Sind ja auch diese Gebiete in den letzten Jahren intensiv gepflegt und zusammenfassend behandelt worden.

Auch innerhalb des Rahmens der allgemeinen Psychologie war eine allseitige Berücksichtigung der Literatur aus inneren und äusseren Gründen unmöglich. Das Buch war von vorn herein nicht als ein Kompendium gedacht, sondern als neue Grundlegung unserer Wissenschaft. Diese Bestimmung wäre gefährdet worden, wenn die ganze Fülle der Einzelbefunde, Gesichtspunkte und methodischen Details zu ihrem Recht gekommen wäre. Ich musste mich begnügen, eine Auslese dessen zu geben, was mir für entscheidende Probleme

¹⁾ Der ursprünglich beabsichtigte Band II dieser „Studien“ wird infolge der veränderten Verhältnisse nicht mehr geschrieben werden. An seine Stelle tritt das vorliegende Buch.

Verwiesen sei auch auf das Buch „Die menschliche Persönlichkeit“. Doch muss beachtet werden, dass seit seiner Abfassung (1917) die Theorie der Person manche Änderungen und Erweiterungen erfahren hat.

²⁾ Z.B. Physiologie, Anatomie, Soziologie. — Kindes- und Völker-Psychologie; differenzielle, angewandte Psychologie. Psychodiagnostik.

der allgemeinen Psychologie wesentlich zu sein schien. Diese Auslese erfuhr dann noch eine weitere Verschärfung durch Umstände, die mich von der Basis der erforderlichen Materialbeschaffung trennten.

Dennoch versuchte ich, soweit irgend möglich, dem Buch den Charakter einer Gesamtorientierung zu wahren. Ganz und gar dienen dieser Aufgabe die ersten drei Kapitel, die in referierender Form eine Übersicht über Gebiete, Aufgaben und Methoden geben. Im weiteren Text habe ich Theorien und Ergebnisse sehr verschiedenartiger Herkunft einzubeziehen gesucht; wo ein näheres Eingehen sich verbot, sollen kürzere Hindeutungen und bibliographische Angaben dem Leser den Weg zeigen.

Gelegentlich beschäftigt sich das Buch auch mit früheren Entwicklungen unserer Wissenschaft. Seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hat sich die Psychologie völlig geändert. Aber nun besteht die Gefahr, dass mit dem Abrücken von den Betrachtungsweisen jener Zeit auch die wertvollen Errungenschaften, die wir ihr zu danken haben, übersehen und vergessen werden. Hier hat gerade ein älterer Psychologe, dessen Anfänge noch unter dem unmittelbaren Eindruck jener Epoche gestanden hatten, die Pflicht, für die wünschenswerte Kontinuität zu sorgen, und Lebensfähiges aus ihr in die weitere Entwicklung der Wissenschaft überzuleiten. Freilich ist dies, wie das Buch beweisen wird, nur möglich durch Einordnung der älteren Einsichten in ganz andere Zusammenhänge und durch teilweise Um-Interpretation ihres Sinnes.

Die dem Buch beigegebene Bibliographie erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit, nicht einmal auf durchgeführte Systematik der Auswahl. Die oben angedeuteten äusseren Erschwerungen der Arbeit haben sich gerade hier als besonders störend erwiesen; und wenn sie wenigstens teilweise überwunden werden konnten, so ist es auf die wertvolle und mühsame Mitarbeit von Dr. Betty Katzenstein (Hamburg) zurückzuführen, der an dieser Stelle herzlich gedankt sei. In erster Linie enthält die Bibliographie diejenigen Veröffentlichungen, auf welche im Text direkt Bezug genommen wird; dadurch konnte der Text selber von ausführlichen Zitationen frei gehalten werden. Ferner wurden Werke von führender Bedeutung, historisch wichtige Veröffentlichungen, Sammelwerke und Gesamtdarstellungen, Bibliographien u.s.w. vorzugsweise berücksichtigt.

Die Nichterwähnung eines Verfassers oder Werkes, im Text oder

in der Bibliographie, bedeutet nach allem Gesagten in keiner Weise ein Werturteil.

Zwei Verleger haben Anteil an dem Zustandekommen des Buches. Der eine hatte die Notwendigkeit einer allgemeinen Psychologie früh erkannt und mich durch seine Aufforderung zur Inangriffnahme des Buches bewogen. Dem anderen Verleger, Martinus Nijhoff, spreche ich meinen herzlichen Dank dafür aus, dass er das — inzwischen heimatlos gewordene — Buch übernommen und dadurch die Fertigstellung und das Erscheinen möglich gemacht hat.

*Hamburg,
z.Z. Duke University, Durham N.C.
20.XI.1934.*

WILLIAM STERN

Vierter Hauptteil

Denken und Phantasie

FÜNFZEHNTE KAPITEL

D A S D E N K E N

I. DENKPSYCHOLOGIE

1. A l l g e m e i n e s

Denken ist — neben der Erfahrung — das wichtigste Werkzeug aller Wissenschaft; kein Wunder, dass sich die Wissenschaft von alters her mit diesem ihrem eigensten Thema beschäftigt hat. Aber das wissenschaftliche Denken über das Denken war bis vor kurzem fast durchweg nicht-psychologischer Natur, vielmehr o b j e k t i v i e r e n d eingestellt: auf das, was gedacht wird, und auf die Formen, in denen gedacht wird, auf die Forderungen, denen das Denken entsprechen muss, um gültige Ergebnisse zu erzielen, und auf die Grenzen dieser Gültigkeit. Logik, Erkenntnistheorie, Methodenlehre, schliesslich auch Metaphysik behandelten das Denken.

Das Interesse am Denken, wie es sein soll, hat lange die Beschäftigung mit dem Denken, wie es ist und wird, in den Hintergrund gedrängt. Das wird jetzt anders. Das keimhafte, werdende, naive, verworrene, falsche Denken, das Denken in seinen vielfachen Verbindungen mit nicht-intellektuellen Faktoren, das praktische Denken, das magische Denken — alle diese Themen fangen erst soeben an, in den Gesichtskreis der Forschung zu treten, seitdem man eine Psychologie des Denkens aufzubauen beginnt.

Gehemmt wurde deren Entwicklung aber auch von psychologischer Seite selbst; denn grosse und führende Psychologenschulen sahen im Denken nicht eine psychische Funktion von eigenwertiger Bedeutung, sondern eine Spezialerscheinung des Vorstellungslebens. Man machte bezüglich der Denkinhalte keinen grundsätz-

lichen Unterschied zwischen „Gedanken“ und „Vorstellungen“, bezüglich des Denkgeschehens keinen Unterschied zwischen eigentlichen Denkakten und assoziativen Verknüpfungen.

Es bedurfte — am Anfang unseres Jahrhunderts — erst der Abkehr der Psychologie von einer elemententheoretischen und mechanistischen Auffassung und erneuter Anstöße von philosophischer Seite her, um den Grund zu einer wirklichen Psychologie des Denkens zu legen. Besonders fruchtbar waren die Anregungen, die von der Phänomenologie Edmund Husserls ausgingen; sie wirkten auch hinüber auf die experimentalpsychologische Arbeit. Diese fand ihre erste systematische Anwendung auf Denkprobleme in dem Kreis um Oswald Külpe (sog. „Würzburger Schule“). Von den zahlreichen hierhergehörigen Forschern seien genannt: Ach, Karl und Charlotte Bühler, Lindworsky, Marbe, Messer, Selz, Watt; speziell für religionspsychologische Probleme: Girgensohn.

In der Folgezeit blieb die Denkpsychologie nicht auf diese Schule beschränkt; andere Methoden und andere Gesichtspunkte wurden erschlossen. Kinder-, Tier- und Völkerpsychologie brachten wertvolle Beiträge zum Denkproblem. Auch mit den *philosophischen* Bearbeitungen des Denk-Themas wurden nun weitere Verbindungen hergestellt (es sei hier auf Cassirer's „Philosophie der symbolischen Formen“ hingewiesen); ja von philosophischer Seite wurde sogar der Versuch gemacht, den eigentlichen Kern *aller* Psychologie in einer — sehr stark erkenntnistheoretisch unterbauten — Denkpsychologie zu finden (Hönlswald).

Die psychologischen Problematik des Denkens wurde auch noch von einer anderen, *weltanschaulichen*, Seite her kompliziert, nämlich durch den Gegensatz von Rationalem und Irrationalem. Der rationalen Welt entspricht psychologisch das Denken, der irrationalen Welt einerseits Trieb und Anschauung, andererseits Gemüt und „Seele“. Ist nun, auch psychologisch gesehen, der denkende „Geist“ etwas *toto genere* anderes als der Trieb hier, die Gemütsphäre dort? Besteht daher zwischen dem trieb- und sinnesgebundenen Tiere und dem *homo sapiens* eine absolute Kluft oder nur ein Uunterschied des Entwicklungsgrades? Ist der „Geist“ der „Widersacher der Seele“ und nichts anderes, wie es Klages behauptet? — Man sieht, dass solche Fragen

tief in dogmatischen Wertvoraussetzungen verankert sind, dass sie aber doch mit ihren Folgerungen hinüberreichen in Sphären, die der wissenschaftlichen Prüfung fähig und der Kritik bedürftig sind.

Eine personalistisch orientierte Denkpsychologie wird das Doppelprinzip der Abhebung und Einbettung auch hier anzuwenden haben.

Sie wird also auf der einen Seite das *b e s o n d e r e* Wesen des Denkens herausstellen und anderen seelischen Sphären, dem Trieb, dem Vorstellen, dem Fühlen u.s.w. gegenüberstellen; dies ist um so mehr gefordert, als es gerade für das Denken charakteristisch ist, *w e i t h i n a b g e h o b e n e* Erlebnisganzheiten und durchgestaltete Abläufe zu zeigen. Auf der anderen Seite ist und bleibt aber auch das Denken eine tief in die Personganzheit *e i n g e b e t t e t e* Funktion und ist deshalb eng von seelischen Tatbeständen anderer Art durchsetzt, ja mit ihnen verschmolzen. Dadurch wird es innerlich viel reicher, zugleich viel weniger „rational“, als wenn es die isolierte Betätigung eines selbständigen logischen Vermögens wäre. Auch entwicklungspsychologisch wird sich ergeben, dass das Denken organisch aus praelogischen Vorstufen hervowächst, um dann über sie hinauszuwachsen. So ist es zugleich Sublimierung wie Überwindung der Trieb- und Anschauung-Sphäre und — nach der anderen Richtung — zugleich Widersacher wie Bundesgenosse der Gemütssphäre.

2. Erscheinungsweisen des Denkens

Wir geben im folgenden vier Beispiele von Denkprozessen, auf welche wir später mehrfach zurückgreifen werden. Sie repräsentieren vier wesentliche *E r s c h e i n u n g s w e i s e n* des Denkens und sind so gewählt, dass sie von ganz konkreten Formen zu immer abstrakteren führen. Zugleich geht aus ihnen deutlich hervor, dass das Denken inhaltlich und funktionell etwas anderes ist als das Vorstellen, so vielfach auch die, zwischen beiden psychischen Sphären bestehenden, Verbindungen sein mögen.

In den ersten drei Erscheinungsweisen ist das Denken wesentlich statisch: *e i n H a b e n v o n g e g e b e n e n G e d a n k e n*. Die vierte Erscheinungsweise ist dynamisch: *e i n S u c h e n v o n a u f g e g e b e n e n G e d a n k e n*.

a) „Denken an Etwas.“ — Ich denke an den „Hamburger Hafen“. Verschiedene Vorstellungen tauchen in mir auf: das Bild des Hafens von einem Punkt des erhöhten Ufers aus; die wechselnden Szenerieen bei einer Hafenrundfahrt; eine abendliche Ankunft mit einem überfüllten Vergnügungsdampfer; der Anblick eines Stapellaufes; ferner die Klangvorstellungen heulender Sirenen und stampfender Maschinen; eine kürzlich gelesene Statistik über den Schiffsverkehr u.s.w. Daneben her läuft dauernd die Wortvorstellung „Hamburger Hafen“. — Aber all dies ist nicht der Gedanke an den Hamburger Hafen, sondern nur Rankenwerk, vielleicht Stützgerüst für ihn. Indem ich jenen Gedanken habe, meine ich nicht das optische Bild des Hafens von einer bestimmten Seite in einer bestimmten Beleuchtung, oder die Hafengeräusche und Hafengerüche, die ich vorstelle — sondern ich meine den Hafen, wie er garnicht Inhalt einer einzigen Vorstellung sein kann. Ich meine ihn vielleicht jeweilig unter einer anderen Perspektive, einmal als Mittelpunkt des Weltverkehrs, ein anderes Mal als bauliche Anlage, dann wieder als Sehenswürdigkeit für den Fremden — aber trotz solcher „Als“-Perspektiven ist es immer derselbe Hafen. Beide Erlebnismomente: Dasselbigkeit und „Als“-Gesichtspunkte sind nicht anschaulich, nicht in einzelnen konkreten Vorstellungen zu vollziehen, sondern rein gedanklicher Natur.

b) Das „Wissen um . . .“ — Mehrere Personen unterhalten sich über das bevorstehende Wetter. A.: „Es ist möglich, dass es heute noch Regen gibt.“ B.: „Ich halte es sogar für sehr wahrscheinlich.“ C.: „Aus der meteorologischen Lage geht hervor, dass es heut noch zu Regen kommen muss.“ — Alle Drei sprechen von Regen und mögen dabei mehr oder weniger deutlich irgend welche Sprach- und Gegenstands-Vorstellungen von „Regen“ haben. Aber diese Vorstellungen sind bei jedem in eine andre gedankliche Modalität gesetzt: Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Notwendigkeit — für diese Denkerlebnisse fehlt es an vorstellungsmäßiger Repräsentanz. Jeder von den Unterrednern weiß trotzdem genau, was jene modalen Ausdrücke bedeuten; die Unanschaulichkeit dieses Wissens um Möglichkeit u.s.w. beeinträchtigt in keiner Weise die Klarheit des Gedankens.

Die Rede des C. verlangt aber noch eine andere Analyse. Die

Notwendigkeit, die er denkt, gilt nicht sowohl dem Regen an sich, sondern der *B e z i e h u n g* zwischen der meteorologischen Lage und dem Regen. Die beiden Glieder der Beziehung mögen noch vorstellungsmäßig unterbaut sein, etwa durch innere Bilder des Barometerstandes und des zu erwartenden Regengusses. Aber die *z w i s c h e n* beiden bestehende Beziehung ist selbst nicht mehr vorstellungsmäßig da, sondern sie ist *g e d a c h t*, und zwar ist sie nicht nur vage als irgend eine Zusammengehörigkeit überhaupt, sondern als Beziehung einer bestimmten Kategorie „Ursächlichkeit“ gedacht. Wir stossen hier also auf ein durchaus unanschauliches, aber durchaus klares Wissen um eine kategoriale Beziehung.

c) *D a s V e r s t e h e n d e s A b s t r a k t e n*. — Den mathematischen Satz: „Die Winkelsumme im ebenen Dreieck beträgt zwei Rechte“ *v e r s t e h e* ich. Was bedeutet das bewusstseinsmässig? Halten wir uns zunächst an die einzelnen Bestandstücke (obwohl wir dadurch dem Bewusstseinsgehalt eine gewisse Gewalt antun). Von den drei Gliedern: Winkelsumme, ebenes Dreieck, zwei Rechte ist offenbar das letzte am stärksten vorstellungshaltig; jeder, der irgendwann Geometrie getrieben hat, wird beim Hören der Worte „zwei Rechte“ eine Vorstellung dieser Art in sich finden: \perp Anders ist es schon mit „Winkelsumme“; mag mir hierbei auch ganz vage vorschweben, wie sich Winkel um einen gemeinsamen Scheitelpunkt zusammenfügen; so ist doch schon die Grösse der einzelnen Winkel völlig beliebig. Dasselbe gilt von dem Gedankenmoment „ebenes Dreieck“. Ein etwa anschaulich vorgestelltes Dreieck gewisser Grösse, Form und Färbung kann ohne weiteres durch irgend ein anderes vorgestelltes Dreieck ersetzt werden, ohne dass dadurch der gedankliche Inhalt im mindesten berührt würde. Wesentlich ist nur das „Dreieck-Sein“ und „Eben-Sein“; alle andern Merkmale, welche vorgestellten Dreiecken zukommen und diese voneinander unterscheiden, sind für den Gedanken gleichgültig. Sofern überhaupt irgend eine Dreiecksvorstellung da ist, hat sie lediglich als beliebiger *R e p r ä s e n t a n t* des Gedankens zu dienen.

Verlassen wir nun aber die künstliche Vereinzelung der drei Glieder; in meinem Bewusstsein sind ja nicht drei nebeneinander bestehende Gedanken vorhanden, sondern ein *G e s a m t g e*

d a n k e, der sprachlich die Form des Satzes, logisch die Form des Urteils angenommen hat. P s y c h o l o g i s c h können wir diesen Gesamtgedanken am besten einen S i n n-Gedanken nennen: der Satz im ganzen hat einen einheitlichen, geschlossenen Bedeutungsgehalt, der mehr und anderes ist, als der Bedeutungsgehalt der einzelnen gedanklichen Erlebnismomente und ihrer Beziehungen. Was wir im Denkgebiet „Verstehen“ nennen, ist immer auf den Gesamtsinn einer geschlossenen gedanklichen Einheit bezogen.

d) D a s N a c h d e n k e n ü b e r E t w a s. — Ein junger Psychologe erbittet meinen Rat bezüglich der Wahl eines Themas für seine erste selbständige Arbeit. Ich kenne ungefähr seine Interessenrichtungen und lasse sie mir durch seine Angaben noch präzisieren; ich kenne ungefähr Grad und Art seiner Begabung und seine Arbeitstüchtigkeit — und nun „denke ich nach“. Dabei geht etwas sehr Merkwürdiges in mir vor. Ich denke an etwas, was noch garnicht da ist, nämlich das Thema; mein Gedankeninhalt ist vorläufig nur „Thema-S u c h e“, ein Eingestelltsein auf ein Loch, das erst gestopft werden soll. Aber gerade dies noch Fehlende beschäftigt mich ganz und ist auch bestimmend dafür, wie nun inhaltlich erfüllte Gedanken in meinem Kopf kreisen, bis irgend einer dieser Inhalte dem Suchen entgegenkommt und „als“ Lösung der Schwierigkeit erlebt wird. — Wenn ich nun dem Frager einen Vorschlag mache, dann beginnt bei ihm ein ähnlicher Prozess; auch er denkt nach, ob das gehörte Thema, das zunächst für ihn auch nur ein unerfülltes X ist, mit seinen Gedanken über seine Wünsche und Fähigkeiten u.s.w. übereinstimmt.

II. GEDANKE UND VORSTELLUNG ¹⁾

1. U n t e r s c h i e d e u n d B e z i e h u n g e n

In der B e z e i c h n u n g der spezifischen Denkinhalte besteht noch keine Einheitlichkeit.

Die ältere Psychologie pflegte den Ausdruck „Vorstellung“ so

¹⁾ Spezielle Literatur über das Thema ist zusammengestellt in I. Meyersons „L'Image“.

weit auszudehnen, dass auch die Erlebnisinhalte des Denkens dazu gehörten. Sie rubrizierte diese dann als „Allgemeinvorstellungen“, abstrakte Vorstellungen, „Obervorstellungen“ (Liepmann), „Gesamtvorstellungen“ (Moskiewicz) — und schied sie von den „konkreten Vorstellungen“ oder „Einzelvorstellungen“. Eine solche Bezeichnung scheint deshalb nicht glücklich, weil dann immer — wissentlich oder unwissentlich — konkrete, wahrnehmungsnahe Vorstellungen und ihre Verknüpfungsweisen als die *M o d e l l e* gelten, nach denen dann auch die Denkinhalte und Denkabläufe gedeutet werden.

Aus diesem Grunde hat auch die neuere Denkpsychologie, als sie auf *u n a n s c h a u l i c h e* Bewusstseinsinhalte stieß, dafür eigene Ausdrücke einzuführen gesucht. Von diesen haben die Termini „Bewusstheit“, „Bewusstseinslage“ sich nicht behaupten können. Am geeignetsten scheint die seinerzeit von Karl Bühler aus dem natürlichen Sprachgebrauch übernommene und in die wissenschaftliche Sprache eingeführte Bezeichnung „*G e d a n k e*“.

Der erlebensmäßige Unterschied von „Vorstellungen“ und „Gedanken“ ist nun aber durch die Merkmale „anschaulich“/„unanschaulich“ nur zu einem Teil gekennzeichnet; ja diese Verschiedenheit enthält erst ihren tieferen Sinn durch eine andere. Die Vorstellung ist *e i n f a c h d a* in ihrer immanenten bildartigen So-Beschaffenheit; der Gedanke weist über sich hinaus, er *m e i n t* etwas, was nicht er selber ist (einen Gegenstand, eine Gattung, eine Beziehung, einen Sinn, eine Problemlösung). Diese ihm zukommende „*I n t e n t i o n*“¹⁾ verleiht dem Gedanken eine spezifische Erlebnistönung.

Ebenso wichtig aber wie der Unterschied ist die *p o s i t i v e* Beziehung von Vorstellungen und Gedanken. Beide gehören zusammen; sie sind eigentlich — von wenigen Grenzzuständen abgesehen — stets zusammen da, auf einander angewiesen, mit einander verschmolzen. Es handelt sich also wiederum nicht um verschiedene „Elemente“, sondern um *M o m e n t e* eines einheitlichen geistigen Bewusstseinsbestandes.

Die *G r e n z z u s t ä n d e* selbst sind kaum mehr beschreibbar. Dem rein vorstellungsmäßigen, „gedankenlosen“ Erleben

¹⁾ Der Begriff der „Intention“ bildet eines der Zentralstücke der Phänomenologie Edmund Husserl's.

kommt wohl am nächsten die seelische Verfassung des Wachtraums, wenn sich im Bewusstsein Bilder drängen und ablösen, selbstgenügsam, ohne etwas ausserhalb ihrer selbst zu meinen oder zu bedeuten. Auch beim Kleinstkind, beim „ideenflüchtigen“ Irren, dürfen wir ähnliche Zustände annehmen. Auf der anderen Seite finden sich ganz anschauungs- und vorstellungsarme, annähernd „reine“ Gedankenerlebnisse nur bei Vertretern höchster wissenschaftlicher Abstraktionen, etwa bei Erkenntnistheoretikern, Mathematikern, Begriffsjuristen — und auch bei diesen nur auf seltenen Höhepunkten ihrer Denkbetätigung, nicht etwa als die Normalform ihres Denkens überhaupt.

Die ganze Fülle des dazwischen liegenden geistigen Erlebens ist stets zugleich konkret und abstrakt, mit Vorstellungen erfüllt und von Gedanken bestimmt. Aber der Anteil von beiden kann sehr verschieden sein. Es ist schon Denken beteiligt, wenn der Mensch einen individuellen Gegenstand als Gegenstand, der ausserhalb seiner Person Existenz hat, anspricht (vgl. unser Beispiel a „Hamburger Hafen“); es sind andererseits noch Vorstellungen beteiligt, wenn der Mensch einen so abstrakten Satz wie den von der Winkelsumme im ebenen Dreieck denkt und seinen Sinn versteht (Beispiel c). Aber im letzten Falle ist die Emanzipation des Gedankens von den Vorstellungen schon viel weiter gediehen als im ersten.

So wird jetzt eine Bedeutung der Vorstellung klar, auf die wir an früherer Stelle (S. 290) nur vorläufig hinweisen konnten: ihre Vermittlungsfunktion zwischen Wahrnehmungen und Denken. Grade weil sie — verglichen mit der vollsaftigen, aber situationsgebundenen Anschaulichkeit der Wahrnehmung — eigentümlich vage, dürftig, vieldeutig erscheint, kann sie als halbabstraktes Schema ein Stützgerüst für gedankliche Operationen bilden.

Die Logik bezeichnet als „Abstraktion“ jenen gedanklichen Prozess, durch welchen das einmalig Anschauliche der Einzelfälle ausgeschieden und das Dauernde und Allgemeine gewonnen wird. Psychologisch ist es vorteilhafter, dafür den — logisch nicht belasteten — Ausdruck „Entanschaulichung“ zu verwenden. Es zeigt sich jetzt nämlich, dass die eigentlich logische Abstraktion, die sich auf Vergleichung und Isolierung gemeinsamer Merkmale stützt, nur die seltene Höchstform eines viel um-

fassenderen Geschehens ist, in welchem die Anschaulichkeit schrittweise überwunden wird.

Bildung und Verwertung schematischer Vorstellungen ist eine der wichtigsten Etappen in dieser Entwicklung.

Würde meine Vorstellung eines Dreieckes alle Farbtöne und Höckerigkeiten mit enthalten, die ich früher einmal an irgend einem gezeichneten Dreieck wahrgenommen habe, dann würde eine solche Dreiecksvorstellung mir nicht als der beliebig auswechselbare Repräsentant für den Gedanken des Dreiecks überhaupt dienen können, der im Satz von der Winkelsumme gedacht wird. Nur dadurch, dass die Vorstellung an besonderem Inhalt schon weitgehend reduziert ist, kann sie zu weiterer Reduktion beitragen.

Dem E n t s c h a u l i c h u n g s-Prozess entspricht in umgekehrter Richtung der V e r a n s c h a u l i c h u n g s-Prozess, bei dem ein abstrakter Gedanke nach einem greifbaren Halt und nach Vereindeutigung strebt: so beim Sichbesinnen, beim Lösen einer Aufgabe, beim Anwenden einer Regel auf einen Spezialfall. Ein erster Schritt führt hin zu einem vorgestellten Schema, das schon anschaulich genug ist, um dem Denken einen Angriffspunkt zu bieten, aber offen genug, um weiterer Denkarbeit Anreiz und Spielraum zu geben — bis dann das Resultat als relativ anschaulicher Gedanke gewonnen ist.

2. Zeichen und Symbole

Es gibt nun gewisse Gruppen von Vorstellungen, denen der s c h e m a t i s c h e Charakter und damit die Hilfsdienststellung für das Denken in besonderem Maße zukommt, dadurch dass sie sehr einfach und übersichtlich, leicht für den Einzelnen reproduzierbar und verwendbar und leicht für den Verkehr zwischen den Individuen sozialisierbar und fixierbar sind: es sind die, vornehmlich dem optischen und akustischen Gebiet angehörigen, b e z e i c h n e n („semantischen“) Vorstellungen.

Jetzt wird die Bedeutung der S p r a c h e für das Denken klar. Die Sprache selbst — als Inbegriff klanglich-graphisch-motorischer Wahrnehmungen und Vorstellungen — ist zwar keineswegs mit dem Denken identisch; es gibt ebenso gedankenfreie Sprach-Erlebnisse und -Äusserungen, wie es sprachloses, „unformulier-

tes" Denken gibt. Aber die Gedanken bleiben solange völlig gleitend und ungreifbar, mit sich selbst nicht identifizierbar und unter den Menschen nicht austauschbar, solange ihnen die Umsetzung in einen Bereich des Anschaulichen fehlt; darum sind sie fixierbar nur durch Heftung an Vorstellungen, die immer wieder in gleichem Sinn und zu gleichem Zweck zur Verfügung stehen. Diese Vorstellungen müssen schematisch sein; denn zu weit gehende Konkretion bedeutet Fesselung und Einzwängung der Gedanken in all zu individuelle und nicht mehr vergleichsfähige Situationen. Am reinsten wird also der obige Zweck erreicht durch solche Vorstellungen, die nichts weiter beanspruchen, als eben jene Fixierung zu besorgen: es sind die reinen „Zeichen". Das Zeichen + hat keine andere Funktion als anschaulich den Gedanken der Zusammenfügung zweier Zahlengrößen zu repräsentieren, sodass dasselbe Individuum immer wieder den identischen Gedanken daran knüpfen kann und viele Individuen sich über diesen identischen Gedanken verständigen können. Chemische Zeichen, Verkehrszeichen, Schriftzeichen, die Worte des Esperanto sind andere Beispiele für diese nur bezeichnende Funktion schematischer Vorstellungsgegenstände.

Aber gerade diese Beispiele lehren etwas weiteres: sie entstammen künstlich gemachten Zeichensystemen und entsprechen daher einem Denken, das sich bereits ausserordentlich weit von der Basis der Anschaulichkeit entfernt hat. In der natürlich gewachsenen Sprache ist es anders. Die zu ihr gehörigen Wortvorstellungen haben gewiss auch Zeichencharakter; und dieser muss um so mehr hervortreten, je mehr die Sprache dem Ausdruck des rein Gedanklichen dient — also z.B. in der Sprache der Wissenschaft, bei der sachlichen Berichterstattung über objektive Vorgänge u.s.w. Aber zugleich sind doch die Wortvorstellungen auch in ihrer Anschaulichkeit selber bedeutungsvoll; ihr klanglicher, motorischer, auch optischer Gehalt (im Schriftbild) wird nicht völlig gleichgültig, sondern greift über in das mit ihm Gedachte, verleiht dem Gedanken selber Anschauungsnähe und bettet ihn damit zugleich tiefer in das personale und soziale Totalerleben ein. Der Gedanke, der sich an das Wort „Haus" knüpft, ist nicht derselbe, wie derjenige, der durch „maison" getragen wird, obwohl der objektive Gegenstand beider Gedanken identisch sein mag. Und wenn

es sich gar um einen ganzen Satz oder um eine längere sprachliche Auslassung handelt, so ist eine Übersetzung in eine andere Sprache im Sinn identischer gedanklicher Bezeichnungen erst recht unmöglich. Denn durch die anschauliche Wortvorstellung hindurch wurzeln die Gedanken im Mutterboden vorgedanklicher — personal- und volkshistorischer — Voraussetzungen des Denkenden.

Dieser Zusammenhang von Vorstellung und Gedanke wirkt sich aber auch umgekehrt aus: die Vorstellung selbst ist gedanklich gefärbt; sie weist nicht nur als beliebiges Zeichen auf den Gedanken hin, sondern drückt ihn in der Sphäre des Anschaulichen aus. Man vergleiche nur mit dem eben erwähnten mathematischen Additionszeichen + das fast ebenso aussehende Kreuz auf christlichen Kultgegenständen: das hat nicht nur hinweisenden, sondern geradezu darstellenden Charakter; es gehört ganz anders innerlich zum Gedanken des Christentums, als das Pluszeichen zum Gedanken der arithmetischen Addition.

Solche Schema-Vorstellungen, die nicht nur als Zeichen für, sondern als ausdrucks haltige Darstellungen von Gedanken erlebt werden, heissen Symbol-Vorstellungen; die Gedanken erhalten durch sie über das bloße Gedachtsein hinaus einen „physiognomischen“ Zug.

An dem Verhältnis von Symbol zum Zeichen kann man wieder die beiden korrelativen Vorgänge der Entanschaulichung und Veranschaulichung nachweisen, und zwar ebenso im Einzelindividuum, wie in der Gattung.

Das primitive Denken, das noch ganz im einzelnen Gegenständlichen steckt, scheidet überhaupt noch nicht zwischen dem Gedanken und den, ihn tragenden, Vorstellungen. Im Schema  ist ein Haus sowohl abgebildet wie bezeichnet; der Klang ticktack ist ein Moment des Uhrerlebnisses selbst und meint zugleich Uhr; in einer stechend roten Farbe lebt zugleich Blut oder Feuer, und wird Blut oder Feuer gemeint. Wenn dann allmählich das Denken sich zu der Einsicht hin entwickelt, dass es für die Gedanken Zeichen gibt, so klammert sich diese Einsicht zunächst noch an solche „natürlichen“ Symbole; und erst allmählich findet eine Auseinanderentwicklung beider statt, indem die Symbole immer schematischer und damit fähiger

zur Bezeichnung unanschaulicher Gedanken werden — und die Gedanken immer unanschaulicher und daher auch weniger symbolisierbar, nur noch bezeichnenbar werden.

Im frühkindlichen Sprachschatz wimmelt es noch von solchen natürlichen Symbolen, die entweder malender oder interjektionaler Art sind (wauwau, puffpuff — wehweh, mammam). Später wird „wauwau“ durch „Hund“ „wehweh“ durch „Schmerz“, kurz das anschauliche Symbol durch das konventionelle Zeichen ersetzt¹⁾.

Auch die S c h r i f t besteht ursprünglich aus Bildern in der Art des obigen Hausbeispiels; je mannigfacher die graphisch darzustellenden Gedanken, um so mehr müssen sich die Schemata zugleich vereinfachen wie verallgemeinern, bis schliesslich jede darstellerische Beziehung zwischen Schriftbild und Gedachtem verschwunden ist; das Schema ist — wie etwa in der chinesischen Schrift — zum blossen Zeichen des Gegenstandes geworden. Ein weiterer Schritt führt dann dazu, dass das vereinfachte Schriftbild nur noch einen Teil des dazugehörigen Lautbildes wiedergibt, dafür aber identische Bestandteile vieler Lautbilder zu decken vermag: aus der Bilderschrift ist dann die Schrift der Buchstabenzeichen geworden.

Endlich sei auch auf die Entwicklung des Z e i c h n e n s hingewiesen. Solange etwa das Kind auf der Stufe der Schemazeichnung steht, ist ihm auch noch nicht der Unterschied zwischen konkreter Darstellung und abstrakter Hindeutung auf den Gegenstand aufgegangen. So kann es kommen, dass es ohne irgend welche Skrupeln „einen“ Hund oder „einen“ Mann zeichnet, der zugleich „der“ Hund oder „der“ Mann ist — d.h. einerseits anschauliche Liniengestalt, andererseits allgemeingültiges Zeichen für Hund oder Mann²⁾. Später scheiden sich die Wege. Es wird etwa ein Haus entweder gezeichnet als anschaulich vorstellbares Gebilde, das von einem bestimmten Augenpunkt aus mit bestimmten perspektivischen Verschiebungen und Verkürzungen gesehen ist — oder aber es wird bewusst schematisiert zum Grundriss oder Aufriss, d.h. in einer gedanklichen Isolierung, die mit der konkreten Hausvorstellung kaum mehr etwas zu tun hat. Und in der technischen Zeichnung des Architekten ist — im Gegensatz zu

¹⁾ Vgl. C. und W. Stern, Die Kindersprache.

²⁾ Mir ist es sogar einmal begegnet, dass ein Kind ein Säugetierschema zeichnete und auf Befragen, welches Tier es sei, ziemlich ratlos antwortete: „nun eben ein Tier“. Es hatte die allgemeine „Idee des Tieres“ ins sichtbare Schema übersetzt!

dem Hausdarstellung eines Malers — die Entanschaulichung bis zur willkürlichen reinen Zeichengebung für Mauerwerk, Glas, Eisen u.s.w. fortgeschritten.

Die geistesgeschichtliche Parallele hierzu ist etwa an der Entwicklung der Landkarte zu verfolgen. Alte Landkarten enthalten noch so manche konkreten Bilderchen, in denen Bauwerke oder Produkte bestimmter Gegenden dargestellt sind; auch haben die Berge eine gewisse Perspektive u.s.w. Von alledem sind in der modernen, völlig schematisierten Landkarte nur noch letzte „symbolische“ Spuren geblieben; etwa die Blaufärbung des Wassers, die Schraffierung der Berge, die verschieden grossen Kreise für verschieden grosse Städte.

Aber dieser Entanschaulichungsprozess ist glücklicher Weise nicht der einzige. Gewiss verlangt die ständige Vergeistigung des Gedanklichen, dass das Zeichensystem der Vorstellungen ihr immer gefügig bleiben muss; aber für sich allein würde daraus eine Entseelung der Gedankensphäre drohen, die ja in ihrer Abstraktheit keine eigene Existenz besitzt, sondern im Ganzen des Seelenlebens irgendwie verankert bleiben muss. Dieser personalen Forderung entspricht der *V e r a n s c h a u l i c h u n g s p r o z e s s*, der dem blossen, kahlen Zeichen immer wieder einen lebensnäheren Symbolcharakter zu verleihen sucht.

Wie diese Tendenz sogar in die bewusste Schaffung künstlicher Zeichensysteme hineinwirkt, sei an dem Beispiel der *V e r k e h r s z e i c h e n* illustriert. Unter dem Gesichtspunkt blosser Zeichengebung wäre es durchaus denkbar, dass — statt der heut üblichen Farbensignale — Grünlicht für „Gefahr“ und Rotlicht für „freie Bahn“ benutzt würden. Solche Bezeichnungen würden aber — nicht etwa nur in Folge der anderen Gewöhnung — als irgendwie sinnwidrig empfunden werden. Die uralte, vital verankerte, aufrüttelnde und erregende Wirkung des Rot ist vielmehr zum *a d ä q u a t e n* Symbol der Bedeutung: Warnung, Vorsicht, Halt! vergeistigt worden. — Oder man denke daran, wie die *R i c h t u n g s w e i s u n g* symbolisiert wird durch die unmittelbare Symbolik des zeigenden Fingers auf Wegweisern oder — noch mehr vereinfacht — des Pfeils, bei dem schon sehr atavistische Schichten des Menschen angerufen werden.

Aber viel wichtiger als dieses bewusste Zurückgreifen in die Anschauungssphäre ist es, dass eine solche Tendenz sich sogar von selbst mit innerer Notwendigkeit geltend macht, wo immer gedankliche Gehalte nicht in isolierter Lebensferne, sondern in Wechselwirkung mit der personalen Gesamtlebendigkeit durch das Be-

wusstsein ziehen. Am eindringlichsten zeigt sich dies bei der künstlerischen Gestaltung von Gedanken. Mag ein Schriftsteller noch so abstrakte Gedankengänge durchleben und äussern: die sprachliche Einkleidung ist ihm mehr als das, an sich gleichgültige, Zeichensystem für die Fixierung und Mitteilung dieser Gedanken, es ist zugleich ihre physiognomische Durchseelung; und das gilt nicht etwa nur für die konkreten Bilder und Gleichnisse, in die er das abstrakt Gedachte kleidet, sondern auch für die Weckung formal-sprachlicher Vorstellungen; Rhythmus und Klang, Periodenbildung, Wiederholung, Schallmalerei u.s.w. werden zu natürlichen Symbolen der gedanklichen Intentionen. Wie stark wirkt z.B. dieser Veranschaulichungsprozess mit bei den Gedanken Nietzsches!

Der gleiche Vorgang aber, wenn auch nicht in dieser ausgesprochenen Deutlichkeit, wohnt dem Denken der Menschen überhaupt inne. Selbst jene Schemavorstellungen, die zunächst nur als blossе Zeichen bestimmten Gedanken zugeordnet werden, können nicht dauernd diesen unpersönlichen Charakter behalten; indem sie sich mit dem Gedanken immer enger zur Einheit verbinden und mit diesem gemeinsam dem Totalleben der Person einbetten, um so mehr gewinnen sie symbolischen Charakter. Wenn wir vorhin sagten, dass die Wortvorstellung „Hund“, verglichen mit dem kindgemässen Wortsymbol „wauwau“, nur ein konventionelles Zeichen sei, so hat doch für jeden, der in der deutschen Sprache lebt, jene Wortvorstellung Hund ihren nur zufälligen und willkürlichen Charakter längst verloren; der Wortklang hat „Physiognomie“ gewonnen, ist zu einem integrierenden Bestandteil des Gedankens Hund geworden.

Dort, wo neue anschauliche Zeichen geschaffen werden — z.B. für einen neugegründeten Staat, für einen Bund, eine Partei — ist deutlich zu verfolgen, wie das Zeichen-mehr und mehr zum Symbol wird und so dazu beiträgt, den neuen Gedanken in immer tieferen Schichten der Person zu verankern. Das Symbol und das in ihm Gemeinte, die Vorstellung und der Gedanke, befruchten und tragen sich gegenseitig.

Die hier besprochenen psychologischen Tatbestände haben eine grosse pädagogische Bedeutung. Wenn die Pädagogik seit 150 Jahren das Anschauungsprinzip so stark betont, so handelt es sich nicht nur darum, das Kind im Gebrauch der Sinne zu üben und sein

Interesse für die unendliche Mannigfaltigkeit des Wahrnehmbaren zu erschliessen; vielmehr hat man die Anschauung auch als Werkzeug und Motor des Denkens erkannt und gepflegt. An konkreten Gegenstandsvorstellungen — z.B. den Kugeln einer Rechenmaschine, oder den Fingern der Hand — erarbeitet das Kind die Zahlengedanken; aus der Anschauung konkreter Maschinen oder beobachteter Pflanzen und Tiere werden die allgemeinen Erkenntnisse der Physik, der Biologie u.s.w. entwickelt. Vielleicht ist hierbei die Reformpädagogik von einer gewissen Einseitigkeit nicht ganz freizusprechen, indem sie den Veranschaulichungsprozess zwar aufs Stärkste betonte, aber die ebenso notwendige Gegenbewegung, den Entanschaulichungsprozess, nicht genügend beachtete. Der heranwachsende Mensch muss nicht nur lernen, die abstrakten Gedanken durch Rückgang auf Anschauung mit Leben zu erfüllen, sondern auch die Fesseln, die eine sehr lebhaftere Anschauung der Weite und Allgemeinheit des Denkens auferlegt, allmählich zu lockern und abzustreifen. Wer stets in der Zahlenlehre auf irgendwelche anschaulichen zählbaren Gegenstände angewiesen bleibt, wird nie den eigentlichen Sinn abstrakt mathematischer Gesetzmäßigkeiten erfassen können — und entsprechend auf anderen Gebieten. Je höhere Schulstufen in Betracht kommen, je mehr die geistige Reifung in die Sphäre abstrakten Denkens hineinführt, um so mehr muss der Veranschaulichungspädagogik auch die Entanschaulichungspädagogik an die Seite treten.

Die Spannung zwischen anschaulicher Vorstellung und abstrakten Gedanken wird in gewissen Spezialfällen zum Widerstreit. So ist künstlerischen Naturen durch ihr Angewiesensein auf ein Leben in der Anschauung oft der Zugang zu abstrakteren Denkgebieten geradezu versperrt. — Eidetiker¹⁾ sind zuweilen durch die Aufdringlichkeit ihrer sinnlich eindeutigen Anschauungsbilder an der Erzeugung gedanklicher Abstraktionen behindert.

Abschliessend sind wir nun im Stande, eine Skala von seelischen Erlebnisgehalten aufzustellen, die die Hauptetappen auf dem Wege von der Unmittelbarkeit konkreter Anschauung bis zur Allgemeinheit des abstrakten Gedankens bilden. Dabei handelt es sich, psychologisch gesehen, nur um Markierung gewisser betonter Stellen in einer durchaus gleitenden Reihe; gerade hierdurch wird der Unterschied zwischen der psychologischen und einer logischen oder erkenntnistheoretischen Behandlung unseres Problems deutlich. Die Erkenntnistheorie hatte seit Jahrtausenden die wesenhafte Verschiedenheit der bei-

¹⁾ s. S. 272.

den Grenzphasen „Sinnlichkeit“ und „Vernunft“ so stark in den Vordergrund gestellt, dass sie dann später, um die zwischen ihnen bestehenden Zusammenhänge verständlich zu machen, besonderer Verknüpfungsprinzipien bedurfte. Die Psychologie dagegen sieht von vorn herein sowohl die Verschiedenheiten wie die Zusammenhänge; sie erkennt schon in den Wahrnehmungen die ersten Andeutungen von Gedachtem, in den abstrakten Gedanken die Unentbehrlichkeit anschaulicher Symbole und Zeichen; sie hat immer mehr Zwischen- und Übergangsformen entdeckt und beschrieben (das „Anschauungsbild“ zwischen Wahrnehmung und Vorstellung; die schematische Vorstellung zwischen der Gegenstandsvorstellung und dem abstrakten Gedanken). Die Reihe lässt sich — in Erweiterung des schon auf S. 290, im Anschluss an Jaensch, aufgestellten Schemas — folgendermaßen darstellen:

Sinneserlebnisse	}	Vitale Sensibilität	
		Gegenstands-Wahrnehmung	
		Introzeptive Wahrnehmung	
Nachbilder			
Anschauungsbilder	}	nachbild-nahe	
		vorstellungs-nahe	
Vorstellungen	}	Gegenständliche Vorstellungen	} Vorstellungen
		Gedächtnis- Phantasie-	
	}	Schematische Vorstellungen	
		Symbole	
		Zeichen	
Gedanken	}	Gegenstands-Gedanken	} Gedanken
		Individual- Allgemein-	
	}	Beziehungs-Gedanken	
		Sinn-Gedanken	

III. DER DENKVOLLZUG

Am aktuellen Vollzug des Denkens drängt sich zunächst die starke *Abgehobenheit* auf. Das einzelne Denkgeschehen füllt fast stets eine deutlich abgegrenzte Zeitstrecke, die innerlich *gestaltet* ist: es wird eingeleitet von einem Denkantrieb, ver-

läuft in Richtung auf ein Ziel und endet mit dem Erreichen, Verfehlen oder Offenlassen des Zieles. In dieser Hinsicht hat der Denkablauf eine enge Verwandtschaft mit der Ablauf einer Willenshandlung; ja, er ist eine solche, nur dass als Ziel nicht eine Änderung der Aussenwelt, sondern ein gedanklicher Effekt gesetzt ist (innere Willenshandlung).

1. Denkantriebe

Das Denken wird in Bewegung gesetzt durch äussere Reize und innere Einstellungen und Bedürfnisse. Je nach dem Überwiegen des einen oder anderen Faktors bezeichnet man den Denkprozess als „reaktiv“ oder als „spontan“. Aber die Scheidung beider Antriebsformen bleibt stets nur eine relative. Es gibt kein rein von aussen erzeugtes Denken ohne den Anteil innerer Denkfähigkeit im allgemeinen und augenblicklicher Denkbereitschaft im speziellen. Und es gibt kein rein spontanes Denken, das gänzlich von äusseren Umständen und Situationsgegebenheiten unabhängig wäre. Nur Abstufungen in der Anteiligkeit der äusseren und inneren Antriebsfaktoren sind zu unterscheiden.

a) *Niedere und höhere Denkantriebe.* — Bei den primitivsten Denkvorgängen sind die beiden Antriebsfaktoren aufs engste verknüpft: ein inneres Bedürfnis wird durch äussere Störungen an direkter Befriedigung gehindert.

Das Kleinkind und das Tier ¹⁾ „denken“ erstmalig, wenn rein vitale Strebungen auf Hindernisse stossen, die nun umgangen oder beseitigt werden sollen. Der Schimpanse, der die zu weit vor dem Gitter liegende, lockende Banane nicht mit seinem gewohnten Instinktwerkzeug, der Greifhand, erreichen kann, holt sich einen zufällig im Käfig stehenden Stock, ja kann — wenn er sehr intelligent ist — von selbst darauf kommen, zwei Stöcke in einander zu stecken, um das angelnde Werkzeug zu verlängern. Niemals würde die bloss äussere Sinneskonstellation: Anblick eines vor dem Käfig liegenden Objektes und der Stöcke — zum Denkantrieb geworden sein, wenn nicht die starke innere Bedürfnisseinstellung auf die begehrte Nahrung eine Bereitschaft zur denkenden Bewältigung jener Umweltgegenstände geschaffen hätte.

¹⁾ Näheres über das tierische Denken auf S. 438 ff. — Die Frühentwicklung des kindlichen Denkens behandeln u.a.: K. Bühler, Piaget, Werner, der Verfasser.

Ein entsprechendes Beispiel vom Kleinkind: Ein einjähriger Knabe war, als er seine Flasche ziemlich leer getrunken hatte, noch nicht satt. Da er durch den Lutschpropfen keine Milch mehr erhielt, aber am Boden der Flasche noch Milch sah, drehte er selbständig die Flasche um, und steckte den Boden in den Mund. War es auch ein Versuch mit untauglichen Mitteln, so ist doch unverkennbar, dass hier ein primitiver Denkkakt durch das Bestreben angeregt war, eine direkt versagte Trieb-erfüllung auf einem Umweg zu erreichen.

Solche Urprozesse des Denkens sind deshalb von besonderer psychologischer Wichtigkeit, weil sie — bei Tier und Kleinkind — zunächst noch als einzelne seltene Intelligenz-Lichtblitze hervorspringen aus einem sonst denkfremden Primitivzustand. Solange die vitale Existenz ungestört abläuft, gibt es auf dieser Stufe noch kein Denken; und man könnte glauben, dass eine bestimmte Kindheitsstufe, oder eine bestimmte Tiergattung, überhaupt noch nicht denkfähig sei — bis plötzlich eine Bedürfnis- oder Störungssituation eintritt, die nur durch eine Umweghandlung bewältigt werden kann. Eine solche Handlung aber ist — als aussergewöhnliche — nicht im Instinkt selber vorgebildet; sie erfordert und erweckt Denken. Das primitive Denken bezieht also seine A n t r i e b s e n e r g i e unmittelbar aus der Sphäre der Vitalkräfte und ist eben hierdurch aufs stärkste personal verankert.

Auf entwickelteren Denkstufen ist der Denkantrieb nicht mehr an rein biologische Bedürfnisse gebunden, aber die personale Verankerung bleibt ungebrochen. Ein Wanderer hat sich im Walde verirrt. Er mag ein im allgemeinen recht denkträger Mensch sein — jetzt aber weckt das Gefühl der Desorientiertheit und der Gefährdung latente psychische Energieen, die zum Denkantrieb werden: er überlegt die Möglichkeit der Orientierung, macht Pläne für den Fall, dass er im Walde übernachten muss u.s.w. Gewiss, auch hier ist das Denken noch vornehmlich reaktiv, denn ohne den äusseren Anlass der Situation wäre dieser Mensch nicht zum Denken gekommen. Aber die Situation hat doch nur deshalb „Aufforderungscharakter“ für sein Denken, weil sie an sehr wesentliche Momente seines persönlichen Wohles und Wehes rührt.

Je höher das Entwicklungsniveau des Menschen liegt, um so mehr können stillere und feinere Einstellungen der Persönlichkeit schon genügen, um Denkkakte auszulösen.

F o r m a l e Denkantriebe erwachsen aus persönlichen Geltungsbedürfnissen: man will seinen gegenwärtigen, unbefriedigten-

den Zustand überwinden, anderen den Rang ablaufen, etwas verdienen, Macht oder den Schein der Macht gewinnen u.s.w. Inhaltliche Denkziele werden gesetzt von Dauerinteressen und Idealen: so wird das Gebiet des Berufs für zahllose Menschen das Hauptbetätigungsfeld selbständigen Denkens, während sie im übrigen weitgehend auf denkende Stellungnahmen verzichten. Ebenso gehört hierher die Unterscheidung von „praktischem“, „religiösem“, „sozialem“, „theoretischem“ u.s.w. Denken. Der Handwerker, der Techniker, der Kaufmann wird zum Denken angeregt durch Aufgaben, die die Welt verändern sollen; der religiöse und metaphysische Denker fühlt sich getrieben, durch Denken seine Stellung zu den letzten Dingen zu klären; der soziale Denker nimmt denkend zu den Werten der Gemeinschaft Stellung. Für sie alle ist demnach das Denken ein Mittel im Dienst anderweitiger, denkfremder, Einstellungen. Nur das „theoretische“ Denken sucht das Denkergebnis um seiner selbst willen; das bedeutet aber nicht eine Entpersönlichung des Denkantriebes, sondern umgekehrt: die Erhebung des gedanklichen Gehalts zu einem eigenen personalen Antriebsmoment. Hier hat die Spontaneität des Denkens ihre höchste Stufe erreicht.

b) Situationsbedingtheit und Denkschwelle. — Mit den erwähnten inneren Antriebsfaktoren müssen nun gewisse Situationsbedingungen konvergieren, damit Denken entstehe. Ihre (schon bei den Beispielen vom Schimpansen und vom Kleinkind angedeuteten) Merkmale sind: die personale Bedeutsamkeit und die Neuheit.

Sowie überhaupt Reaktionen des Individuums nur auf solche Reize erfolgen, die für die Person irgend welche Relevanz haben, so auch Denkreaktionen. Die äussere Situation muss erst eine gewisse personale *Wucht* gewinnen, um das Denken in Bewegung zu setzen. Man kann hier geradezu den Begriff der „Denkschwelle“ einführen. So muss in unserem Beispiel vom verirrtten Wanderer die Unüberschaubarkeit der örtlichen Verhältnisse erst eine ziemliche Eindringlichkeit gewonnen haben, um über die „Denkschwelle“ zu treten, d.h. bei dem sonst denkträgen Mann Nachdenken zu erzwingen.

Ferner muss die äussere Situation für das Individuum „neu“ sein. Mit bekannten Lebensbedingungen wird der Mensch im all-

gemeinen auf Grund anderer Funktionen fertig, mittels der Instinkte, wenn es sich um phylogenetisch alte Reize, mittels des Gedächtnisses und der Gewöhnung, wenn es sich um ontogenetisch vertraut gewordene Reize handelt. Dort aber, wo diese ererbten oder mnemischen Reaktionsweisen nicht ausreichen — oder jedenfalls nicht die zweckmäsigsten Reaktionsweisen darstellen — setzt das Denken ein.

Nun sind natürlich zwei Situationen niemals völlig gleich; irgend etwas Besonderes und Neues gegenüber früheren Umständen gibt es stets. Trotzdem regt nicht jede Situation zum Denken an und braucht es auch nicht. Vielmehr muss das *Besondere* der gegenwärtigen Situation wiederum *personrelevant* sein, damit es die Denkschwelle überschreiten kann. Es darf andererseits nicht so erschütternd sein, dass die Reaktion des Menschen sich völlig in einer affektiven Gleichgewichtsstörung erschöpft, also in Verzweiflung oder Lähmung ausmündet; es muss unterhalb der „Choc-Schwelle“ liegen. Innerhalb dieses breiten Zwischengebiets ist die Person fähig, sich dem Neuen zweckmäsig anzupassen; und hierzu dient eben das Denken.

Die folgende Beobachtung ist gerade wegen des negativen Ausgangs geeignet, die Faktoren zu veranschaulichen, von denen die Denkantriebe abhängen und die Denkschwelle bestimmt wird.

Eine Hausangestellte ist gewöhnt, Tag für Tag einen Papierkorb in einen Müllkasten auszuschütten. Das Gewicht des gefüllten Papierkorbes wechselt natürlich von Tag zu Tag; aber diese Gewichtsverschiedenheit hat im allgemeinen keine objektive und für die Angestellte keine personale Bedeutung; die Gewohnheit des Ausschüttens kann ohne Denkeinschlag funktionieren. Eines Tages war die Gewichtsabweichung besonders gross — es war nämlich durch ein Versehen ein ziemlich schwerer, mit wertvollem Inhalt gefüllter, Kasten in den Papierkorb geraten, dann aber durch darüber liegendes Papier unsichtbar geworden. Die Hausangestellte hatte sogar — wie sie später berichtete — die ungewöhnliche Schwere bemerkt; aber dies Bewusstsein blieb in einem unklaren, schnell wieder abklingenden Gefühl stecken, überschritt nicht die Denkschwelle — und der Korbinhalt wurde, wie gewohnt, ausgeschüttet. Bei einem intelligenten Menschen hätte die Fremdartigkeit des Gewichts als Denkantrieb gewirkt und die Kontrolle des Inhalts herbeigeführt.

c) *Problembewusstsein*. — Schon Plato hatte die *Verwunderung* das eigentlich „philosophische“ Gefühl genannt. In der Tat; nur wo wir und weil wir uns wundern, wer-

den wir zum suchenden Denken angeregt. Freilich das Wundern allein — als blosses Gefühl — genügt noch nicht; es muss das *B e d ü r f n i s* des Erlöstwerdens aus dem Wundern, und der *E n t s c h l u s s*, diese Lösung zu suchen, hinzukommen. Diejenige Beschaffenheit einer Situation, die für eine bestimmte Person solche Wirkung hat, bezeichnen wir als „*P r o b l e m a t i k*“.

Es sind nur die entwickelteren und verwickelteren Denkabläufe, die durch *P r o b l e m e* in Bewegung gesetzt werden. In einfacheren Fällen pflegen die als Denkanreize wirkenden Fragen oder Aufgaben sofort die gedankliche Erfüllung zu bringen, sodass von Denkbeginn bis Denkabschluss ein einheitliches Erlebnis Ganzes vorliegt; dabei ist nichts problematisch. Von Problemen sprechen wir erst, wo sich jener Denkanreiz zu einem selbständigen *G e d a n k e n* verdichtet, der die eigentümliche Form der Offenheit, der Unfertigkeit, des Weitertreibens in sich schliesst.

Hier wird noch einmal der Unterschied zwischen „Vorstellung“ und „Gedanken“ so recht klar. Vorstellungen haben einen konkreten Inhalt; die Problemgedanken sind aber gerade durch ihre inhaltliche *U n e r f ü l l t h e i t* charakterisiert, zugleich durch die starke *I n t e n t i o n* auf den erst zu erarbeitenden Inhalt. Es ist von sekundärer Bedeutung, in welcher Form das „Problem“ zum Denkantrieb wird: ob als Zweifel, als Frage, als Geheimnis, als Aufgabe, als Auftrag, als mathematisches X, als philosophischer Streitpunkt — ihnen allen sind doch jene eben angedeuteten Wesenszüge der Problematik gemeinsam.

Die Ungelöstheit des Problems ist zugleich eine Unerlöstheit der Person. Es gibt wirklich ein „Leiden am Problem“; aus dieser personalen Verankerung, aus dieser beunruhigenden Fragwürdigkeit zieht jedes echte Problem seine Dynamik. Zugleich aber gibt es auch eine Problemfreudigkeit, eine Lust am Suchen der Lösung und am Überwinden der Schwierigkeit, eine geistige Abenteuerlust. So ist jedes Problemerleben gefühlsmälsig ambivalent.

d. Denk-Imperative. — Eine besondere Behandlung erfordern diejenigen Denkantriebe, die von aussen her als direkte *I m p e r a t i v e* an den Menschen herantreten.

Hier ist es also nicht mehr die Situation in ihrer Totalität, aus der der Mensch die Aufforderung zum Denken herausholen soll;

sondern die Denkaufgabe wird ihm von anderen vor-formuliert und inhalts- wie termin-mässig fixiert: „Jetzt sollst Du über dies und das denken.“ Solches „Denken auf Kommando“ spielt im Leben des Menschen, insbesondere des Kulturmenschen, eine ungeheure Rolle. So gehört es ja zum Wesen der Schule, dass sie Aufgaben stellt, die mit Denkmitteln bearbeitet und gelöst werden sollen, und dass im Frage-Antwort-Verkehr von Lehrer und Schülern augenblicklich zu erfüllende Denkansprüche gestellt werden. Für das Kind im Schulalter darf wohl die ganz überwiegende Mehrheit der Denkverläufe zu diesem provozierten Denken gerechnet werden; aber auch beim Erwachsenen spielt es eine recht grosse Rolle. Nicht nur, dass der Erwachsenenunterricht, das Studium, Berufsvorbereitung, Examina unter ähnlichen Denkaufforderungen stehen wie die Schule — auch das soziale Leben stellt fortwährend formulierte Denkaufgaben: man soll an einer Unterhaltung teilnehmen, Witze verstehen, Rätsel raten; man wird um Rat gefragt und soll denkend entscheiden. Es gibt ferner gewisse Berufe, deren Hauptaufgabe im „Beraten“ und damit in der denkenden Verarbeitung eines von aussen herantretenden Falles (eines Rechtsstreits, einer Krankheit, einer geschäftlichen oder Berufswahl-Entscheidung) besteht.

Diese Art des Denkens ist also am ausgesprochensten *reaktiv*; hier hat sich der denkende Mensch als Glied der Gemeinschaft und Bestandteil einer objektiven Welt zu bewähren. Je höher diese transpersonalen Bereiche organisiert sind, um so mehr treten ihre Anforderungen als formulierte Denkaufgaben an die Person heran, sodass diese sich ihre Denkproblematik nicht erst selbst zu erarbeiten braucht. Zweifellos ist dies im Sinne der sozialen Einordnung und Leistung notwendig; sowohl die Übernahme überlieferten Denkgutes durch die nachwachsende Generation, wie auch die Erhebung des Denkens zu einem Gemeinschaftstun ist nur auf diesem Wege möglich. Aber das provozierte Denken hat auch seine Kehrseite: je ausgesprochener die Denkakte auf äusserer Imperative hin erfolgen, um so grösser ist die Gefahr, dass sie äusserlich bleiben, dass sie mit den spontanen Denkbedürfnissen und der selbstgewachsenen Problematik nichts zu tun haben. *Das rein reaktive Denken kann daher recht personfremd sein.*

Aus dieser Einsicht ergeben sich wichtige Folgerungen.

Eine erste ist pädagogischer Art. Da spontanes und reaktives Denken verbunden aufzutreten pflegen, so ist es weitgehend möglich, die Denkimperative so darzubieten, dass sie zugleich Resonanz im spontanen Denken finden. Es ist z.B. die zentrale Aufgabe jedes Unterrichts und jeder Prüfung, mit ihren Denkfragen den spontanen Denkeinstellungen (Interesse, Aufmerksamkeit, Disponiertheit) entgegenzukommen.

Psychodiagnostisch darf aus der Art, wie jemand auf äussere Denkreize reaktiv eingeht, kein einseitiger Schluss auf seine spezifische Denkfähigkeit im ganzen gezogen werden. Jedem sind Menschen bekannt, die vortreffliche Schüler, auch gute Denker und Schüler waren, sofern es sich um das Reagieren auf die Denkforderungen der Schule handelte — und die dann später, als dieser äussere Zwang zum Denken aufhörte, enttäuschten; sie erwiesen sich nicht nur als denkträge, sondern auch als weitgehend denkunfähig — nämlich unfähig zum spontanen Denken. Umgekehrt gibt es Menschen, deren, vielleicht recht starkes Denken schon sehr früh seine spontanen und eigenwilligen Wege geht, und sich eben deshalb recht spröde gegen den Einbruch äusserer Denkimperative verhält. Sie sind dann z.B. „keine Examensmenschen“.

Welche Bedeutung diese Betrachtung für den Begriff der Intelligenz und für die Praxis der Intelligenzprüfungen hat, wird sich sehr bald erweisen.

Wissenschaftsmethodisch ergibt sich eine Begrenzung des Wertes der experimentellen Denkpsychologie. Da die Methodik der Würzburger Schule¹⁾ sich eben auf Denkexperimente und die dabei gemachten Selbstbeobachtungen stützt, hat sie es ausschliesslich mit dem reaktiven Denken zu tun. Ja das „Denken auf Kommando“ tritt hier in noch reinerer Form auf als anderwärts, weil die experimentelle Situation lediglich „Denken überhaupt“ fordert, aber in keiner Weise Gebiet und spezifischen Inhalt der Denkaufgaben aus der lebendigen Person/Welt-Beziehung zu rechtfertigen vermag. Die Denkimperative sind also — und bleiben — äusserlich und personfremd; keine der spontanen Einstellungen, Interessen und Bedürfnisse, die sonst Denkantriebe für bestimmte Themen liefern, sind hier wirksam. Der bleibende Wert der Methode ist darin zu sehen, dass sie uns ermöglicht, ge-

¹⁾ s. S. 70 und 368.

wissemäßige Züge der Denkabläufe genau zu studieren. Irrig aber ist die Meinung, dass mit diesem Verfahren jemals „das Denken“ in seiner entscheidenden Wesensart erfasst werden könnte.

2. Denkhaltung und Denkbereitschaft

Jeder Ablauf eines Denkprozesses ist durch das Zusammenwirken zweier personaler Faktoren bestimmt: des aktuellen Tätigkeitsfaktors und des dispositionellen Bereitschaftsfaktors.

a.) Denken als Tätigkeit. — Dass zum Denken Tätigkeit wesentlich gehöre, ist ein fundamentaler Satz der Denkpsychologie. Dieser aktive Charakter des Denkens ist sowohl phänomenal durch Selbstwahrnehmung, wie funktionell durch die Art des Denkgeschehens gesichert.

Jeder Mensch erlebt es in stärkster Evidenz, dass er beim Nachdenken, beim Sich-Besinnen, beim Verstehen schwieriger Zusammenhänge u.s.w. in ausgesprochenem Maße selbsttätig ist. Nur mit Verwunderung kann man auf jene künstlichen Konstruktionen mechanistischer Psychologen zurückblicken, die die Denkabläufe rein passivistisch aus dem Kommen und Gehen, Sich-Verbinden und Trennen von Elementen erklären wollten. Eine Wachträumerei und die energische Beschäftigung mit einem schweren mathematischen Problem zeigen psychologische Unterschiede, die allein durch die Merkmale: wesentlich passives Hingeben-sein dort, wesentlich aktives Sicheinsetzen der ganzen Person hier, beschrieben und durch keine, noch so geistvollen, psychomechanischen Theorien wegdisputiert werden können¹⁾. — Nur das Wollen ist von gleich starkem Tätigkeitsbewusstsein begleitet.

In diesem Erlebnis spiegelt sich der personale Tätigkeitscharakter des Denkens, der drei Momente enthält.

Das dynamische Moment: Denken erfordert intensiven Kraftaufwand, zu dem sich die Person während einer begrenzten Zeitspanne zusammenrafft. Die Einzelercheinungen dieser Denkdynamik (Konzentration, Rhythmisierung, Ermüdung u.s.w.) können uns erst später beschäftigen.

¹⁾ Dieses ganz ursprüngliche Bewusstsein, welches das denkende Ich von seiner Aktivität besitzt, hat sich sehr eindrucksvoll in philosophischen Lehren aller Zeiten niedergeschlagen; ja, es hat dazu geführt, die Denkatat geradezu als den Ursprung aller geistigen Existenz anzusehen. Es sei hier nur an die Aristotelisch-scholastische Lehre vom Geist als „actus purus“, an Descartes' „cogito, ergo sum“, an Fichte's: „Das Ich ist keine Tatsache, sondern eine Tathandlung“ erinnert.

Das teleologische Moment: Denken funktioniert zielstrebig. Jedem einzelnen Denkvollzug ist eine Zeitgestalt eigen, deren Hauptakzent auf dem letzten Teil des Prozesses, dem Denkergebnis, liegt. Auf dieses drängt alles Übrige hin; ihm sind dem Range nach die anderen Momente des Ablaufs untergeordnet: als Denkwerkzeuge und Denkhilfen, als Signale für Fehlwege, als Verknüpfungen und Trennungen, als Teilziele, die zu Stufen des weiteren Anstiegs werden, und die zugleich vorübergehende Ruhepunkte bilden. Diese intellektuelle Gestalt des Denkvollzugs ist ferner getragen von wechselnden Gefühls- und Strebeanteilen: am Anfang besteht die Spannung der Aufgabe und das Leiden am Problem, zugleich die Unsicherheit des Weges und die Fraglichkeit des Erfolgs; weiterhin die Teilgefühle der Förderung und des plötzlichen Weiterkommens, der Hemmungen, Sperrungen und Ermüdungen — die steigende Vereindeutigung bis hin zu dem Abschlussgefühl der Erfüllung oder des Versagens. Hinter alledem aber steht als treibender Motor die Willenshandlung: denn das erst in der Zukunft liegende Ziel wirkt kausal auf den Denkprozess, determiniert die Wahl der Hilfsmittel, sorgt für Ausscheidung der nicht passenden Elemente, verhindert das Abgleiten in denkfremde psychische Vorgänge.

Hier wird also der grundsätzliche Unterschied zwischen Denkvollzug und Assoziationspiel erkennbar: im Denken waltet eine vom Ziel her bestimmte Ordnung; das Ziel übt, wie es Ach ausgedrückt hat, eine „determinierende Tendenz“ aus. Die Assoziationspsychologie, die natürlich diese entscheidende Eigenschaft des Denkens nicht übersehen konnte, hat immer wieder versucht, sie dennoch mit ihren Kategorieen zu bewältigen. So sprach z.B. Hugo Liepmann von der „Obervorstellung“, die dauernd im Bewusstsein ist und dadurch den Ablauf der anderen Vorstellungen beeinflusst ¹⁾. Aber mit dieser Konstatierung von zwei ganz verschiedenen Arten von Vorstellungen, von denen die eine teleologisch — nämlich richtunggebend und ordnend — auf den Verlauf der anderen wirkt, ist ja bereits die mechanistische Assoziationslehre gesprengt; und es ist nur folgerichtig, wenn

¹⁾ Für die vornehmlich psychiatrischen Problemstellungen, mit denen es H. Liepmann zu tun hatte, erwies sich sein Gedanke, ungeachtet der unzulänglichen theoretischen Formulierung, als sehr wichtig und fruchtbar; so konnte er die Erscheinung der „Ideenflucht“ dadurch verständlich machen, dass er zeigte, wie hier die „Obervorstellungen“ (also die determinierenden und ordnenden Denkantriebe) unwirksam geworden sind.

man jetzt auch darauf verzichtet, dasjenige Moment, das diese zielstrebige Funktion ausübt, „Vorstellung“ zu nennen. Denn für den Denkvollzug ist ja gerade dies wesentlich, dass das zu erreichende Ziel *n o c h n i c h t* als konkrete Bewusstseins *g e g e b e n h e i t* da ist (wäre es so, dann wäre ja die Erarbeitung des Ergebnisses durch Denken überflüssig), sondern als *A u f g e g e b e n h e i t*, als ein Vakuum — das aber doch schon die Tendenz zu seiner Selbstaufhebung enthält. Die Art, wie das Ziel vor seiner Erreichung *b e w u s s t* ist, kann sehr verschieden sein: es kann erlebt werden als selbständiger „Problemgedanke“, als mehr unselbständiger, dem Gesamtverlauf eingebetteter, Aufgabegedanke, als vage Schemavorstellung, als blosses Spannungsgefühl; es kann aber auch überhaupt ohne eigene Bewusstseinsrepräsentation sein und dennoch dem Denkvollzug seine Richtung geben. Es ist ein personaler Wirkungsfaktor, der den Ablauf des Bewusstseins beeinflusst, aber selbst mit psychologischen Bewusstseinskategorien nicht eindeutig zu beschreiben ist.

Das *t h e t i s c h e* Moment: In jeder Tat (des Wollens wie des Denkens) *s t e l l t s i c h* die Person als Aktionszentrum irgendwie zu ihrer Welt. Bei der Denktat verbleibt dies Stellungnehmen rein im Innern der Person; sie ist *g e i s t i g e* Stellungnahme. Diese wird im Denken entweder tatsächlich *v o l l z o g e n*: Bejahung und Verneinung — oder *g e s u c h t*: Frage, Zweifel, Problematik. Jedesmal aber handelt es sich um ein nicht weiter beschreibbares Einsetzen der ganzen Person für oder wider einen Gedanken, eine Aussage, eine Entscheidung. Nur derjenige *d e n k t* wirklich, der innerlich zu dem Gedachten Ja oder Nein sagen, es anerkennen oder verwerfen kann — und der solche Stellungnahme anstrebt und in sich selber erzeugt. Diese Fähigkeit ist — entwicklungspersonalistisch gesehen — eine sehr späte; auf primitiveren Stufen nämlich ist Stellungnehmen noch das *u n g e s c h i e d e n e* äussere und innere Sichstellen zur Welt, also zugleich weltändernde Tat: „äussere Willenshandlung“. Erst auf höheren Stufen verselbständigt sich das innere Stellungnehmen, ohne übergreifen zu müssen in das äussere Gefüge der Dinge; und so wird erst hier das reine Denken, die praxisfreie Theorie möglich.

b) *G r e n z e n d e r A k t i v i t ä t*. *D e n k b e r e i t s c h a f t*. — Ist nach allem Gesagten der Tatcharakter des Den-

kens gegenüber einer rein mechanistisch-passivistischen Ableitung der Denkvollzüge gesichert, so müssen wir nun aber fragen: erschöpft sich das Denken in solch konzentriertem Tun? Diese Frage ist zu verneinen. Wir haben ja nicht nur personale Aktivität und mechanische Passivität zu unterscheiden, sondern auch: personale Aktivität und personale *Disposition*. Hier muss die These von der schlechthin geltenden Aktivität des Denkens wirklich revidiert werden. Auch für den einzelnen Denkvollzug gilt, was wir früher vom Denken überhaupt sagten: es findet ein fortwährendes Ineinandergreifen und Wechseln von *aktueller Tat und dispositioneller Bereitschaft* statt. Das denkende Tun ist nur zum geringeren Teil direkt in der Lage, bis zum Denkziel hin ununterbrochen den Verlauf zu steuern; seine andere Aufgabe besteht darin, personale Einstellungssphären in Bereitschaft zu setzen, sodass nun aus diesen heraus — ohne neue Inanspruchnahme personaler Denktat — ein bestimmter Denkfortschritt vollzogen oder sogar das gesuchte Endresultat gewonnen wird.

Besonders deutlich wird dieses Wechselspiel in dem sogenannten „Aha“-Ereignis (Bühler). Es gibt Denkabläufe, bei denen das Denkziel sehr energisch gesucht wird, ohne dass doch diese Bemühungen direkt zum Erfolge führen. Beispiele: man hört einen Witz erzählen und erfasst die Pointe nicht sofort; man bemüht sich, in einem Vexierbild die aufgegebene Figur herauszufinden; man beschäftigt sich mit einem mathematischen Lehrsatz, dessen Gesamtsinn nicht gleich einleuchtet; man steht vor einer rätselhaften Situation, die man nicht sofort durchschaut. In solchen Fällen stösst das aktive Weiterdenken auf Schranken: es geht nicht voran; die Anstrengung ist fruchtlos — und plötzlich, oft für den Denkenden selbst ganz überraschend, schießt dann doch das Ergebnis hervor: „Aha, so ist's!“ Das Vexierbild „sieht auf einmal ganz anders aus“; der Sinn der mathematischen Aufgabe leuchtet vollkommen ein; die plötzlich verstandene Pointe des Witzes löst erst jetzt die adäquate Reaktion des Lachens aus u.s.w. In allen diesen Fällen hat die eigentliche *Denk-Arbeit* nur den Boden bereitet und aufgelockert für das organisch aus personalen Tiefen herauswachsende Denkergebnis; sie hat die Bereitschaft innerer Einstellung geschaffen und gesteigert. Daher denn auch der oft so starke Einschlag von Irrationalität im Aha-

Erlebnis; es erscheint unbegreiflich, dass man vorher bei aller aktiven Denkbemühung das Resultat nicht gefunden hatte, das jetzt so selbstverständlich anmutet.

Zuweilen können die beiden Faktoren des Denkablaufs geradezu gegen einander wirken, so etwa beim Sichbesinnen auf Namen: alles aktive Nachdenken erweist sich als vergeblich, obgleich der Name „uns auf der Zunge schwebt“ (d.h. wir spüren, dass sich die Bereitschaft durch die Denkbemühung verstärkt); aber die Bereitschaft bedarf, um sich zu aktualisieren, einer gewissen passiven Lockerheit und diese ist während des Denkaktes unerreichbar. Gibt man nun aber die Bemühung zeitweilig auf, beschäftigt man sich mit anderen Dingen, dann kann sich jene Disposition auswirken — und der Name springt unerwartet hervor und mitten in ganz abseitige Denkabläufe hinein. (Vgl. hierzu S. 335).

Je stärker das Denken personal verankert ist, um so treffsicherer funktioniert im Denkvollzug das Wechselspiel von Denkbereitschaft und Denkaktivität — darum viel besser im spontanen Denken als im reaktiven. Bei den höchsten Formen des Spontan Denkens, so beim geistigen Schaffensprozess des Forschers, sind die spezifischen Denka k t e oft nur die obersten Instanzen, die den Denkdispositionen Antrieb und allgemeine Richtung verleihen, über ihre Erzeugnisse Kontrolle üben, sie einer Zensur unterziehen und schliesslich die systematische Gesamtordnung der Ergebnisse sichern; aber die eigentliche Substanz der Gedanken stammt doch weitgehend aus jener unwillkürlichen Denkbereitschaft. Dagegen ist bei den extremen Formen reaktiven Denkens — also beim „Denken auf Kommando“ — die aktive Denkbemühung, bis zur gewaltsamen Anstrengung hin, von nöten; denn sie muss ja all das leisten, was anderwärts dem spontanen Bereitschaftsdenken überlassen werden kann.

Es gibt kurzfristige Denkabläufe, bei denen eine aktive Konzentration des Tuns ganz in den Hintergrund tritt, und alles Wesentliche der Selbstauslösung von Denkbereitschaften überlassen bleibt: die sogenannten „E i n f ä l l e“. Ein Witzbold, ein geistreicher Schriftsteller ist geladen mit Einfällen: d.h. ihm strömen die Gedanken und gedanklichen Verknüpfungen zu, ohne dass er i m M o m e n t bestimmte Denkziele bewusst intendieren, die dahin führenden Wege aktiv wählen und durchlaufen und

anstrengende Konzentration auf den Ablauf verwenden müsste. Dass freilich intensive Denkarbeit von Jahren vorausgegangen sein mag, um allmählich jene Bereitschaft zu erzeugen, steht dazu nicht im Widerspruch.

Diese zeitliche Trennung ist auch sonst von Bedeutung. Oft hört man von produktiven Menschen (Schriftstellern, Gelehrten, Staatsmännern u.s.w.), dass sie *w e c h s e l n* müssen zwischen jener Vorbereitungsarbeit, in denen die Denkbemühungen (das aktive Planen, Erwägen, Nachdenken, Kombinieren, Kritisieren) im Vordergrund stehen — und den Ausführungen, in denen die nunmehr geschaffenen Bereitschaften sich aus ihrer potentiellen Vieldeutigkeit gleichsam von selbst in aktuelle Eindeutigkeit umsetzen. Hier ist das Denken nicht mehr in gleichem Sinne aktiv, wie vorher — oder sofern es aktiv ist, wendet es sich anderen Seiten des Problems zu: der Nüanzierung gewisser Gedanken, der bestmöglichen sprachlichen Formulierung, u.s.w. ¹⁾.

¹⁾ Aus eigenen Erfahrungen über meine Art wissenschaftlichen Arbeitens kann ich hierzu folgendes beitragen.

Das stille Nachdenken über eine Problematik führt mich bis zu einigen Grundgedanken allgemeinerer Art, liefert Gesichtspunkte, Schemata und Umrisszeichnungen, was ich suche. Die Vagheit, die alledem zukommt, ist aber nicht ein blosses Manko; denn nur sie ermöglicht die nötige Einkreisung und Vertiefung des Gedankengefüges. In einer gewissen Phase dieses Prozesses entsteht das Bedürfnis und die Bereitschaft, nun an die schriftliche Formulierung zu gehen. Erst *w ä h r e n d* dieser erfolgt die Vereindeutigung und detaillierte Durchführung der Gedanken, natürlich zum Teil in denkender Anstrengung, zum grössten Teil aber als das, sich von selbst einstellende, Ergebnis früheren Denkens, gelegentlich auch als, mich selbst überraschendes, „Aha“-Erlebnis. Zwischen die ursprünglichen *D e n k a k t e* und die jetzige Schreibtätigkeit hat sich also eine Schicht von *D e n k b e r e i t s c h a f t* und *D e n k e i n s t e l l u n g* gelagert, aus der heraus ich jetzt schaffen kann.

SECHSZEHNTE KAPITEL

DIE HAUPTARTEN DER GEDANKEN

Allen Gedanken wohnt eine *Intention* inne; deren Ziel kann sein: ein Gegenstand, eine Beziehung, ein Gesamtsinn. Hier-nach gliedern sich auch psychologisch die Hauptarten der Gedanken.

I. GEGENSTANDSGEDANKEN

Der Beginn gegenständlichen Denkens ist noch ganz in die Sinneswahrnehmung eingeschmolzen. Rein in der Gegenwart erlebt der Mensch ein: „da ist etwas“; die Denkintention geht auf einen flüchtigen „Augenblicksgegenstand“. Erst von hier aus scheiden sich dann allmählich die beiden Wege des Objekt Denkens: zum individuellen und zum allgemeinen Gegenstand hin. Beide setzen schon gewisse Entanschaulichungsprozesse voraus.

1. Das Denken individueller Gegenstände

Die Auffassung des selbständig existierenden *Einzel-ding*es verlangt *Identifikation* durch Bezug beliebiger Vorstellungen auf ein, mit sich selbst über die Zeit hin identisch bleibendes, Etwas. Die reine Gegenwartsbindung reicht also nicht aus, ebenso wenig das Erlebnis irgend einer einzelnen konkreten Vorstellung. Wir haben dies früher an dem Beispiel „Hamburger Hafen“ aufgezeigt (S. 370). Beim Kleinkind kann man das Denken individueller Gegenstände im Entstehen beobachten, z.B. dort, wo aus dem blossen Vertrauthheitsgefühl beim Sehen des mütterlichen Gesichts oder des Püppchens ein regelrechtes „Wiedererkennen“, also ein Identifizieren wird. Die fortschreitende „Vergegenständlichung“ der Einzeldinge ist ein sehr langsamer,

nie ganz zum Abschluss kommender Prozess; es ist immer nur ein kleiner Bruchteil der personalen Welt eines Menschen, innerhalb dessen jene Herauslösungen, Abgrenzungen, Gegenüberstellungen und Identifikationen erstrebt werden und gelingen, die zum Gegenstandsgedanken führen.

Ein Beispiel: für naive Menschen ist die Luft, die sie atmen, so innig dem Vitalprozess eingeschmolzen und so unklar gegen anderes abgegrenzt, dass sie psychologisch nicht den vollen und klaren Gegenstandscharakter gewonnen hat.

Wie sehr der Identitätsgedanke, bezogen auf einen individuellen Gegenstand, schon über die bloße konkrete Vorstellung hinausgeht, ersieht man am besten an dem Unterschied zwischen unbelebten und belebten Gegenständen. Auch einem unbelebten Gegenstand „Puppe“, „Berg“ entsprechen v i e l e Vorstellungen. Aber deren Verschiedenheit wird nicht dem Objekt zugeschrieben, sondern nur der jeweilig wechselnden Stellung des Subjekts zu ihm; hier ist dem Identitätsgedanken der Gedanke der Gleichheit (genauer des Mit-sich-Gleichbleibens) zugesellt. Anders beim lebendigen Gegenstand. Eine Pflanze wächst und blüht und welkt, ruft in mir im Zeitablauf verschiedene Wahrnehmungen hervor, die sich in verschiedenen Vorstellungen niederschlagen; diese werden objektiviert, d.h. auf jeweilig wechselnde Zustände des Objekts bezogen — aber das Objekt selbst wird als identisch gedacht, ungeachtet der an ihm mitgedachten Veränderungen. Und zwar ist diese Fähigkeit zur gedanklichen Identifikation veränderlicher Gegenstände nicht etwa ein spätes Phänomen; sie ist vielmehr ganz primitiv, ja sie ist gerade auf primitiven Denkstufen besonders fessellos; denn diese Stufen denken magisch: jedes Ding, jedes Geschöpf kann sich in ein völlig anderes verwandeln — ohne dass seine „Dasselbigkeit“ dadurch irgendwie berührt würde; in Märchen, Mythos und Zauberei gibt es ja unbeschränkte Metamorphosen der Personen und Sachen.

Natürlich kommt auch dieser primitive Identitätsgedanke nicht ohne anschauliche Hilfen zustande, die teils der äusseren Wahrnehmung, teils der Selbstwahrnehmung angehören. An den G e g e n s t ä n d e n wird der Zeitablauf ihrer Zustandsänderungen als ein stetiger erlebt; nirgends erfolgt der Bruch, der die Abhebung eines neuen Objekts gegen das alte rechtfertigen würde.

Zugleich erlebt das S u b j e k t sich selbst als identisch mit seinem früheren Dasein. „Ich“ habe Erinnerungen an frühere Zustände als „meine“; „Ich“ habe das Bewusstsein, dass die Linie meines Lebens nirgends eine Zerreiſung erfuhr und auch weiterhin auf lange nicht erfahren wird, sodass die verschiedensten Zustände verschiedener Zeiten der Vergangenheit und Zukunft demselben, „meinem“, Leben angehören. Der Identitätsgedanke kann sich hier also auf den unmittelbar vitalen Untergrund der Person stützen; nach Analogie zum eigenen Ich erhalten dann auch die anderen Gegenstände eine Art personaler Identität.

An dieser Stelle wird der Unterschied zwischen psychologischer und logischer Behandlung desselben Themas deutlich. Der „Satz von der Identität“ wird von der Logik ausgesprochen in der Formel „ $A = A$ “ oder „jedes Ding ist sich selbst gleich“. Psychologisch ist die auf Gleichheit gestützte Identität die späteste und abstrakteste Form dieses Gedankens; viel primitiver sind die beiden Kriterien der Identität, die sich in die Sätze fassen lassen: „Jedes Seiende existiert stetig zu sich selbst“ und „Ich bin Ich; Dein Ich ist Dein Ich“. Von hier aus führt ein langer Weg zu jener v e r s ä c h l i c h t e n Identität, in der das „Mit-sich-gleich-sein“ — und damit die Starrheit, Unveränderlichkeit — zum Kriterium des Gegenstandes wird. Seine abstrakteste Form hat dieser Identitätsgedanke gewonnen in den philosophischen Kategorien der Substanz, der leblosen Materie, des „Seins“ schlechthin, aus dem alles Leben und alle Veränderung fortgedacht ist.

2. Das Denken allgemeiner Gegenstände

Aber der Mensch denkt nicht nur individuelle, sondern auch allgemeine Gegenstände (vgl. Beispiel c S. 371 von der Winkelsumme im Dreieck); und hier ist nun allerdings die Gleichheitskategorie als Denkstütze von wesentlicher Bedeutung. Denn das Denken des Allgemeinen setzt voraus, dass an einer Mehrzahl individueller Gegenstände Übereinstimmendes erkannt, und dass dann dies Übereinstimmende von den Einzelgegenständen losgelöst (abgezogen, „abs-trahiert“) und zu selbständigem Gedankeninhalt erhoben wird. Diese Verselbständigung verlangt dann eine Fixierung, die im sprachlich formulierten Allgemeinbegriff („Dreieck“, „Mensch“, „Affekt“) erfolgt. Vergleichung, Abstraktion und Fixation sind also die gedanklichen Akte, ohne welche allgemeine Gegenstände nicht gedacht

werden können. Eine solche Leistung setzt schon einen ziemlich hohen Grad geistiger Entwicklung voraus; man muss sich deshalb hüten, überall dort schon echte Allgemeingedanken anzunehmen, wo das äussere Symptom — ein für verschiedene Gegenstände gebrauchtes gleiches W o r t — auftritt.

Hier hat es namentlich in früheren Stadien der Kindespsychologie Irrungen gegeben, indem man den psychischen Vorgang zu stark logifizierte. Wenn ein Kind von 5/4 Jahren nicht nur verschiedene Vögel, sondern auch Insekten, fliegende Papierstücke u.s.w. „pipip“ nannte, so hatte es nicht etwa den sehr allgemeinen Gedanken des „Fliegenden überhaupt“ gewonnen; vielmehr bewirkte nur die Vagheit des Erlebens und der Wortmangel, dass in irgend einem Augenblick dem Eindruck eines in der Luft bewegten Objekts ein geläufiges Wort zugesellt wurde. Ob es „derselbe Gegenstand“ sei, wie früher, wenn etwas „pipip“ genannt wurde, ob es ein anderer, aber jenem früheren Gegenstand ähnlicher oder gleicher sei — diese Gedankenoperationen liegen noch ganz jenseits des frühkindlichen Bereichs; nur ein „Momentgegenstand“ wird gedacht und benannt.

Auch das primitive oder flüchtige Denken des Erwachsenen täuscht zuweilen einen besonders hohen Grad der Abstraktion vor durch Verwendung sehr allgemeiner Sprachsymbole, wie „Ding“, „Tier“, „Mensch“ — wo in Wirklichkeit überhaupt nicht Abstraktion, sondern blossе Unbestimmtheit des Denkens, geringe Anschaulichkeit und grosse Wortarmut vorherrscht.

Auch nach der anderen Seite hin darf man nicht in eine falsche Logisierung des Problems verfallen, indem man etwa sagt: der Gedanke eines Allgemeingegenstandes setze j e d e s m a l voraus, dass ein Prozess der Vergleichung, Abstraktion und Fixierung, also ein regelrechtes Induktionsverfahren, vorangegangen sei. Träfe dies zu, dann wäre der mögliche Vorrat an Allgemeingedanken beim Einzelindividuum unsäglich dürftig. In Wirklichkeit bedarf der Mensch, um überhaupt zu erfassen, was Allgemeingedanken seien, einer relativ kleinen Anzahl von Modellen, an denen die Intention auf das Allgemeine entwickelt wird; ist sie aber einmal gewonnen, so ist nicht mehr die jedesmalige Ableitung aus einer Vielheit individueller Gegenstände oder die tatsächliche Anwendung auf sie nötig; es genügt das abstrakte Wissen, dass sich der Gedanke auf das Übereinstimmende vieler Einzelobjekte bezieht. Wenn man einem Menschen erstmalig einen ihm bisher unbekanntem Begriff — z.B. „Komet“ oder „Infusorium“ — nahe

bringt, so versteht er *unmittelbar*, dass damit nicht ein Einzelgegenstand, sondern eine Gattung — der Inbegriff der Gemeinsamkeiten vieler Einzelgegenstände — gemeint ist, ohne dass er auch nur einen einzigen individuellen Repräsentanten wahrgenommen oder mehrere verglichen haben müsste.

Aber freilich — um den Allgemeingedanken zu *klären*, um die ihm zukommenden und nicht zukommenden, die wesentlichen und unwesentlichen Merkmale zu unterscheiden, ist das immer wiederholte Zurückgreifen auf Anschauung und Vorstellung, auf Schema und Einzelgegenstände („Beispiele“, „Fälle“) von grösster Bedeutung. Solche Veranschaulichungsschritte des Denkens wechseln dann immer wieder mit Entanschaulichungsschritten, um den abstrakten Gleichheitsgedanken der Idealform des logischen „Begriffes“ anzunähern.

In diesem Hin und Her von Allgemeindenken und Anschauungshilfen gibt es die krausesten psychologischen Verwicklungen und Zwischenstufen.

Die Frühentwicklung des kindlichen Sprechdenkens liefert hierfür besonders instruktive Beispiele, von denen wir an dieser Stelle nur einige wenige herausgreifen können ¹⁾.

Der erste, deutlich erkennbare Allgemeingedanke des Kindes ist vielleicht der, dass „jedes Ding einen Namen habe“. Einige Monate nach den ersten Spracherwerbungen, die noch wie zufällige Verknüpfungen von Lauten mit Momentangeschehnissen oder Individualgegenständen anmuten, beginnt das Kind plötzlich zu bemerken, dass Dinge allgemein benennbar sind; es zeigt auf verschiedene, ihm sprachlich unbekannte Objekte und *verlangt*, ihren Namen zu erfahren, durch fragende Mienen oder fragende Worte („isn das?“ = was ist denn das?).

Immerhin ist diese Entdeckung der Nennfunktion zunächst noch ein Gedanke von beschränkter Allgemeinheit, da das Kind ihn nur auf wahrnehmbare Gegenstände (also nicht auf Tätigkeiten, Eigenschaften u.s.w.) erstreckt und innerhalb dieser auf solche Gegenstände, die das Inventar seiner engen Umwelt ausmachen.

Unterstützt werden diese primitiven Abstraktionen sehr stark durch *Reihenbildung*, da in einer Reihe die zu vergleichenden Einzelgegenstände *anschaulich* neben- oder hintereinander gegeben sind. Die Wahrnehmung von Übereinstim-

¹⁾ Vgl. C. u. W. Stern, Die Kindersprache. 3. Aufl. — W. Stern, Psychol. d. fr. Kindheit, III. und VIII. Abschn.

mungen erleichtert es wesentlich, einen Gattungsgedanken als Substrat des gemeinsamen Merkmals zu denken.

Ein Kind von 1³/₄ Jahren läuft im Zimmer umher, berührt jeden Stuhl mit jedesmaliger Wiederholung der Frage „das Tul?“ (= „Ist das ein Stuhl?“). Und wenn es etwa an eine anders aussehende Sitzgelegenheit, einen gepolsterten Sessel oder einen Schemel, kommt, so wird der sprachliche Ausdruck der Frage noch zweifelnder und zögernder; die Unterordnung dieses Gegenstandes von geringerer Ähnlichkeit unter den Allgemeingedanken „Stuhl“ wird eben nicht ohne weiteres vollzogen. ¹⁾

Was wir in einer solchen Einzelbeobachtung ertappen, ist nur der Momentausschnitt aus einem Prozess, der sich bezüglich aller Allgemeingedanken fortwährend vollzieht; ihre Klärung, Verengung, Erweiterung, Verschiebung geht das ganze Leben hindurch; neue Erfahrungen, Korrekturen aus der Wahrnehmung, aus anderen Denkvorgängen, aus dem sozialen Kontakt bewirken, dass der Erlebnisgehalt eines Allgemeingedankens nicht stabil ist, sondern stark wechselt. Auch die Allgemeingedanken sind also unselbständige Momente des personalen Lebens selbst und ändern sich mit diesem. (Wieder sehen wir den Unterschied zwischen dem „psychologischen“ Gedanken und dem „logischen“ Begriff, der zeitlos und von dem denkenden Subjekt unabhängig ist.)

Die Reihenbildung spielt eine besonders interessante Rolle bei einer sehr wichtigen Kategorie allgemeiner Gedanken, den **Z a h l g e d a n k e n**.

Beim Kleinkind entwickelt sich der erste sinnvolle Gebrauch von Zahlen stets an **g l e i c h a r t i g e n**, neben- oder nacheinander gereihten Gegenständen. Sind solche in ihrer Zusammengehörigkeit durch **e i n e n** Anschauungsakt zu erfassen, dann gelangt das Kind zu den ersten „Anschauungszahlen“: zwei Äpfel, zwei Hände, drei Männer.

Für die höheren Ziffern sind Zwischenstadien nötig. Das Kind legt lauter Kastanien hintereinander und „zählt“: eins, noch eins, noch eins; auf einer nächsten Stufe werden die einzelnen Glieder einer solchen Reihe schon mit den gelernten Zahlwörtern verbunden: eins, zwei, drei, vier. Diese Sprachsymbole bedeuten also

¹⁾ Vgl. hierzu die viel primitivere Verhaltensweise des Tieres in analogen Fällen S. 440.

zunächst nur den Platz in der Reihe, stellen „Ordnungszahlen“ dar; und es ist noch ein weiterer Entwicklungsschritt nötig bis zu dem Gedanken, dass die letztgenannte Zahl zugleich die Anzahl aller Reihenglieder — also die Kardinalzahl — angibt ¹⁾. Der Gedanke der „Anzahl“ wird nicht sogleich in seiner abstrakten Allgemeinheit gewonnen; er bleibt zunächst auf gewisse, personal wichtige Gegenstandsgruppen beschränkt. So können Kinder schon die „Zweiheit“ bei Äpfeln und Händen verstehen und sinnvoll aussprechen, ohne dass sie diese Zahlennamen auf Häuser oder Berge anwenden können. Ganz entsprechende Erscheinungen zeigen die Zahlssysteme primitiver Völker; doch auch die der Kulturmenschheit sind nicht frei davon. Es gibt in den Kultursprachen halb-abstrakte Anzahlbezeichnungen, wie „Paar“, „Dutzend“, „Schock“, die nur auf bestimmte Gegenstandsgruppen anwendbar sind; und es gibt magische Zahlen wie 3, 7, 13, die nicht einen indifferenten Mengenwert darstellen, sondern personalen Symbolcharakter haben.

Es ist hier nicht der Ort, den gewaltigen Entanschaulichungsprozess zu verfolgen, den das Zahlendenken der Menschheit im Laufe der Zeiten durchmessen hat. Nur gewisse Haupttypen seien genannt.

Am Anfang stehen, wie wir eben sahen, die „ausgewählten“ und „magischen“ Zahlen — bei denen überhaupt nur wenige unter den möglichen Anzahlen erfasst und auch diese nur in Bezug auf wenige Gegenstandsgebiete angewandt werden. In weiteren Denkschritten werden gewonnen: die „benannten“ Zahlen, die noch an Gegenständen kleben, aber schon auf beliebige Gegenstände anwendbar sind, die „unbenannten“ ganzen Zahlen, bei denen bereits die gedanklichen Operationen in Unabhängigkeit von irgend welchen Gegenständen vollzogen werden. Durch eine Kluft getrennt von diesen sind jene weiteren Zahl-abstraktionen, die erst durch wissenschaftliches Denken erarbeitet werden konnten: die negativen, die irrationalen, die imaginären, die infinitesimalen Zahlen — bis hin zu den, in keiner gegenständlichen Anschauung mehr verifizierbaren, nur noch in abstrakt-begrifflichen Zeichen fassbaren Zahlgedanken der modernen Zahlentheorie.

II. BEZIEHUNGSGEDANKEN

Die letzte Betrachtung hatte schon mehrfach Beziehungsgedanken behandelt (Identität, Gleichheit, Anzahl), aber doch nur so-

¹⁾ So kann es kommen, dass Kinder zwar die Finger einer ihnen dargebotenen Hand richtig zählen, aber die Frage: wieviel Finger sind das also? noch nicht beantworten können.

weit, als sie zur Erzeugung von Gegenstandsgedanken erforderlich sind. Nun können aber die Beziehungsgedanken auch selbständig auftreten als zwischengegenständliche und übergegenständliche Erlebnisinhalte. Die Gedanken „Kausalität“ oder „Ähnlichkeit“ sind zwischengegenständlich, sofern sie zwischen mehreren Gegenständen eine Brücke schlagen, übergegenständlich, sofern sie in identischer Weise auf beliebige Gegenstandsarten anwendbar sind.

Logik und Erkenntnistheorie nennen diejenige Beziehungen, die unter dem Gesichtspunkt der Erkenntnis als letzte, irreduzible Voraussetzungen für die Verknüpfung und Ordnung von Gegenständen anzusehen sind, „Kategorien“. Die Psychologie hat, unabhängig von der Geltungsfrage, jene Beziehungsgedanken in ihrem psychischen Gehalt zu beschreiben und ihre Genese im Einzelindividuum wie in der Menschheit zu verfolgen.

1. Praekategoriale Beziehungen

Hierbei stösst sie auf einen Tatbestand, der noch einmal deutlich die Verschiedenheit logischer und psychologischer Blickrichtung zeigt: das ursprünglichste Beziehungsdenken erweist sich als *praekategorial*. Auf jenem geistigen Niveau, auf welchem der Mensch beginnt, Gegenstände aus dem Chaos seiner Vitalwelt heraus zu analysieren, ist es ihm noch gar nicht möglich, den abgegrenzten Einzelgegenstand zu irgend einem anderen abgegrenzten Gegenstand in eine scharf charakterisierte Einzelbeziehung zu setzen; jeder Gegenstand ist noch eingebettet in das Total der Welt und gehört mit allem anderen, das ebenfalls vergegenständlicht wird, auf das innigste zusammen. Die Urbeziehung, welche gedacht wird, ist also garnicht die Zweierbeziehung (wie sie Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, die zwei Glieder einer „Ähnlichkeit“ u.s.w. verbindet), sondern eine *Allbeziehung*, ein Miteinander-zu-tun-haben von Jedem mit Jedem — oder, besser: ein noch garnicht völlig Abgesondertsein des einzelnen Gegenstandes aus der unbestimmten Ganzheit der personalen Welt. Unbestimmt aber bleibt zugleich die kategoriale *Art* dieser Beziehung. Ein Gegenstand wird als einem anderen ähnlich und zugleich als mit ihm identisch gedacht. Zwei Phasen eines Vorgangs werden noch ungeschieden gedacht als: eine Wir-

kung, die aus einer Ursache herrührt; ein Zweck, dem ein Mittel dient; ein Zeichen für ein Bezeichnetes. Wie bei allen psychischen Entwicklungserscheinungen, so steht also auch beim Beziehungsdenken ein Zustand der Diffusität und Vieldeutigkeit am Anfang; und erst allmählich werden dann durch Ausgliederung die spezifischen Beziehungsgedanken gewonnen.

In die chaotische, praekategoriale Urbeziehung wird aber auch die denkende Person miteinbezogen; ja, es handelt sich ursprünglich um die Beziehung Ich/Welt, erst in zweiter Linie um die Beziehung von Weltstück zu Weltstück. Alles, was an Einzelgegenständen, Zuständen und Vorgängen in der Welt abhebbar ist, hat etwas zu tun mit „mir“; und ich habe zu tun mit allem, was da draussen passiert. Ein Komet erscheint am Himmel, oder eine Katze läuft über den Weg: diese Begegnung wird irgendwie in Zusammenhang gedacht mit dem Schicksal des Denkenden — wobei es noch ganz diffus bleiben kann, ob jene Gegenstände Ursache oder Zeichen kommenden Unglücks, oder Strafen für vergangene Taten, oder gar Identifikationen mit „mir“ seien. In umgekehrter Richtung ist eine Tat meiner selbst — z.B. eine Kulthandlung, eine Beschwörung — für die Welt bestimmend; sie kann das Wetter ändern, den Feind schädigen, einen Erfolg herbeiführen; wobei wiederum Beobachtung natürlicher Ursachbeziehung und kritische Nachprüfung der Richtigkeit der Annahme noch völlig fehlen können.

Wir haben damit die Grundformen des mystisch-magischen Beziehungsdenkens entwickelt¹⁾. „Mystisch“ heisst dies Denken, wenn man die praekategoriale Allbeziehung betont; „magisch“, wenn man den aktiven Anteil des eigenen Ich hervorhebt. Diese Denkweisen führen auf primitiven Stufen: bei Naturvölkern, bei kleinen Kindern, durchaus die Vorherrschaft. Aber auch auf höherem Denkniveau fehlen sie nie ganz. Sie bilden beim Kulturmenschen, ja sogar beim Wissenschaftler, zum mindesten eine Unterschicht, die das darüber gelagerte, rationale und kategoriale Denken oft genug in verschwiegener Weise färbt, zuwellen aber durchbricht und sich in ausgesprochenmystisch-magischem Denkgehalt bekundet.

Dabei wäre es falsch, praekategoriales und rationales Denken einfach mit den Wertausdrücken „nieder“ und „höher“ rangieren

¹⁾ Literatur bei H. Werner und Zeininger.

zu wollen. Denn das rein rationale Denken für sich bringt die Gefahr einer Entpersönlichung mit sich, die der Mensch immer wieder durch eine Rückkehr zu den personalen Untergründen des Denkens bekämpfen muss. Die umfassendsten Denksysteme, die die Menschheit überhaupt produzierte, die der „Weltanschauungen“ im weitesten Sinne, sind deshalb stets Synthesen beider Denkweisen. Mythen, Religionen, künstlerische Weltbilder und — auf wissenschaftlicher Stufe — metaphysische Systeme sind aus den beiden Quellen des ganzheitlich-totalen und des abstrakt-kategorialen Beziehungsdenkens gespeist und reichen dadurch sowohl in den Wurzelboden der personalen Existenz wie in die Höhen der Spekulation hinein.

Daneben stehen dann solche Verquickungen beider Denkweisen, bei welchen das rationale Denken eigentlich nur dazu benutzt wird, dem mystisch-magischen Denken als Werkzeug der Begriffs- und Systembildung zu dienen. Mystizismus, Spiritismus, Theosophie, Aberglaube, Sektenbildungen verschiedener Art sind mehr oder minder trübe Erzeugnisse solcher Denkarbeit.

Das Beziehungsdenken ist also ebenfalls von einer Doppelbewegung bestimmt (ähnlich jener, die wir beim Gegenstandsdenken als Entanschaulichung und Veranschaulichung beschrieben hatten). Zwischen Entpersönlichung und Verpersönlichung geht der Weg hin und her; und jeder einzelne Beziehungsgedanke steht an einer bestimmten Stelle dieses Weges, ist zugleich personal verankert und kategorial abstrahiert.

Es sei dies an einigen Beispielen erläutert, die hier nur als Hinweise dienen können für eine anzustrebende Phänomenologie aller wesentlichen Beziehungsgedanken.

2. Gleichheit, Verschiedenheit, Ähnlichkeit

Eine Gruppe von Beziehungsgedanken baut sich auf Denkakten des Vergleichens auf: so die Kategorien: Identität, Gleichheit, Verschiedenheit, Ähnlichkeit, Steigerung.

Schon oben konnten wir nachweisen, wie der Gedanke der Identität seinen Ursprung in der Selbstgewissheit von der

Stetigkeit des Ich, also durchaus im Personalen habe, und dass die abstrakte Identität zweier Begriffe, oder die mechanische Identität der trägen und unveränderlichen Substanz erst am Ende eines langen Prozesses der Versächlichung steht.

Der Gedanke der „Gleichheit“ bedeutet ursprünglich Gleichwertigkeit für mich, Vertauschbarkeit und Vertretbarkeit im Dienste personaler Zwecke, Bedeutungslosigkeit (Unterschwelligkeit) der Verschiedenheiten, immer im Hinblick auf irgend welche sinnvolle Zielsetzung. Erst sehr allmählich wird dies personale Ziel zum sachlichen Gesichtspunkt rationalisiert, zum sogenannten „tertium comparationis“ — ganz zurück tritt es endlich im abstrakten, mathematischen Gleichheitsgedanken, sodass hier Gleichheit zu einer rein unpersönlichen Maßbeziehung wird.

„V e r s c h i e d e n h e i t“ und „Anderssein“. — Zu Grundeliegt ein Urerlebnis der Durchbrechung der personalen Situation: das Fremdheitsgefühl, die Desorientiertheit, der Choc — oder auch die Entbehrung, das Bedürfnis, der Wunsch. Hier wird also „Anderssein“, „Anders-werden“ noch erlebt ohne Vergleichungsakte, ohne Zweigliedrigkeit der Denkbeziehung. Im leidenschaftlichen Ausruf: „Das muss anders werden!“, in der Konstatierung „Ich fühle mich heut ganz anders“, oder „Du siehst heut so verändert aus“ braucht der — vergangene oder zukünftige — Zustand, v o n dem der gegenwärtige verschieden ist, garnicht als zweites Denkglied im Bewusstsein zu sein. Die scheinbare Paradoxie einer eingliedrigen Beziehung löst sich dadurch, dass ich im Grunde die Beziehung des Gegenstandes zu m i r, nicht zu einem anderen Gegenstande denke. Aber auch, wenn das zweite Vergleichsglied mitgedacht wird, werden doch „Verschiedenheit“ und „Veränderung“ zunächst noch stark als Wechsel innerhalb der personalen Welt, als Bedeutsamkeit für „mich“ erlebt — um erst allmählich (ganz entsprechend, wie wir es vorhin von der Gleichheit ausführten) entpersönlicht und formalisiert zu werden.

Sehr deutlich ist der personale Anteil beim Beziehungsgedanken d e r q u a n t i t a t i v e n Verschiedenheit: in den Gedanken der Zunahme und Abnahme, des „Mehr und Minder“, „Größer und Kleiner“ u.s.w. lässt das naive Denken ganz unverhüllt ein Urerlebnis der personalen Geltungssteigerung und-Minderung mitklingen.

Beim Ä h n l i c h k e i t s-Gedanken gibt es eine, nunmehr ver-

ständig werdende, Seltsamkeit. Während für die Logik „Ähnlichkeit“ eine durchaus reziproke Beziehung ist (a ist dem b ebenso ähnlich, wie b dem a), gilt dies psychologisch durchaus nicht. Im wirklichen Leben wird die Ähnlichkeitsbeziehung einseitig nach dem mir personal näher stehenden, bedeutsameren Gliede orientiert. Ich kann daher sagen: dieser (fremde, mir zufällig begegnende) Mann sieht meinem Bruder ähnlich, ohne dass ich umgekehrt sagen könnte: mein Bruder sieht diesem fremden Manne ähnlich. Je mehr die Vergleichsglieder der Person entfremdet, versachlicht werden, um so mehr kann sich die rein abstrakte Ähnlichkeit als reziproke Beziehung im Denken durchsetzen; in der mathematischen Lehre von den „ähnlichen Dreiecken“ etwa ist die volle Gleichordnung beider Glieder erreicht.

3. Kausalität und Finalität

Eine andere Gruppe von Beziehungsgedanken hat es mit Gliedern zu tun, die in zeitlicher Abfolge stehen. Aus der mystisch-magischen Allbeziehung, die ebenso Gleichzeitiges wie Sukzessives umfasst, sondert der Mensch allmählich gewisse Sukzessionsglieder heraus und setzt zwischen ihnen eine sinnhafte Beziehung an, sei es als Ursache/Wirkungs-Zusammenhang, sei es als Mittel/Zweck-Zusammenhang. Wie sind diese Beziehungsgedanken psychologisch zu beschreiben?

· Dass der Gedanke „propter hoc“ mehr und anderes ist als der Gedanke „post hoc“, ist eine unmittelbar einleuchtende, psychologische Erfahrungstatsache. Dennoch hat man zuweilen eine einfache Reduktion versucht. Das bekannteste Beispiel hierfür ist Hume's psychologische Ableitung des Kausalitätsgedankens aus blosser Assoziation: Sind zwei Vorgänge häufig nacheinander ins Bewusstsein getreten, so hat sich allmählich eine sehr feste Assoziation zwischen beiden gestiftet; diese Gewöhnung bewirkt, dass bei Wiedereintritt des einen Gliedes das zweite erwartet wird. In solchen Fällen sagen wir: der eine Vorgang verursache den anderen.

Die erkenntnistheoretische Bedeutung dieser Theorie geht uns hier nichts an. Psychologisch ist sie aber durchaus unzureichend. Sie könnte vielleicht verständlich machen, warum wir den Kausalitätsgedanken, wenn er einmal da ist, nun gerade auf

die (häufig in Verbindung erlebten) Vorgänge a und b, nicht aber auf die Vorgänge a und c anwenden. Aber völlig unerklärt bleibt, w a r u m wir jene häufig vorkommende Verbindung unter einem ganz anderen, viel gehaltvolleren Beziehungsgedanken („Kausalität“) denken, als es der Gedanke der wiederholten Sukzession ist. An sich hat die Gewöhnung an Wiederholung nichts mit dem Ursachgedanken zu tun. Wenn ein Mensch Tag für Tag und Jahr für Jahr beim Aufstehen erst den linken Strumpf und gleich darauf den rechten Strumpf anzuziehen pflegt, wird hieraus dennoch nie der Kausalgedanke entstehen: das Strumpfanziehen links sei die Ursache, deren Wirkung in dem Strumpfanziehen rechts hervortrete. Und ebenso wenig hat die immer wieder erlebte Sukzession von Abenddämmerung und Nachtdunkel, und die sehr feste Erwartung, dass der Dämmerung das Dunkel auch in Zukunft folgen werde — jemals dazu geführt, dass die Dunkelheit der Nacht als eine „Wirkung“ der Dämmerung aufzufassen sei.

Es wird hier also wiederum die Unzulänglichkeit einer rein assoziationspsychologischen Theorie des Denkens offenbar.

Fragen wir weiter, w e l c h e Art von Erlebnissen es sind, an denen sich diese ersten Kausalgedanken entwickeln, so muss die Antwort wiederum der Hume'schen These von Gewohnheit und Erwartung entgegengesetzt sein. Denn für die alltägliche, im Gleichtritt des Lebens wiederkehrende, Ähnlichkeit von Verknüpfungen b e d a r f der Mensch keiner besonderen gedanklichen Kategorie; die wiederholten Verbindungen werden hingenommen mit dem blossen Vertrautheitsgefühl; sie ordnen sich von selbst der personalen Welt und ihre, magischen Totalzusammenhang ein; sie werden erwartet mit Selbstverständlichkeit, d.h. ohne Demarbeit. (Deshalb gibt es auch für das Tier — dessen Welt viel gleichförmiger und dessen Leben viel konservativer ist — keinen Zwang zum Kausaldenken.) Die Frage nach der Ursache entzündet sich vielmehr an Neuem und Ungewohntem, an dem, was plötzlich in die vertraute Selbstverständlichkeit einbricht, und eben deshalb für sich da steht, fremd, drohend, beängstigend oder mindestens staunen-erregend. Reicht für die Bewältigung des Neuen nicht mehr die rein vitale Reaktion (Abwehr, Flucht, Neuanpassung) aus, dann tritt das D e n k e n in Funktion und sucht nach der speziellen Beziehung, durch welche sich das Befremdliche in Ver-

trautes einordnet: es wird als Wirkung einer bekannten Ursache gedacht. Daher setzt das kausale Denken der Primitiven ein bei Naturereignissen, die die Existenz bedrohen, wie Gewitter, Sturm, Erdbeben, Hungersnot, Feuer, Krankheit; bei den hervorstechenden Wendepunkten des Lebens, wie Geburt, Mannbarkeit, Tod; bei schweren Schicksalsentscheidungen des Individuums und bei den, das Alltagsleben unterbrechenden, Gemeinschaftsphänomenen, wie Krieg und Aufruhr. Auch die ersten Kausalfragen des Kindes beziehen sich nicht auf das Alltägliche, sondern auf das Ungewohnte.

„Macht die Sonne die Fingerle blutig?“ fragte ein 2; 8 alter Knabe, als er zum e r s t e n Mal in seinem Leben bemerkte, wie die gegen die Sonne gehaltenen Finger rosig durchleuchtet wurden. Wie hätte dieser Knabe „auf Grund von Gewohnheit und Erwartung“ jemals darauf kommen können, dass Sonne und Aussehen der Finger kausal zusammenhängen?

Ganz langsam erst lockert sich mit fortschreitender Abstraktionsfähigkeit diese Gebundenheit des Kausalgedankens an das für die Person Neue und Relevante; immer weitere Kreise des Seins werden ihm unterworfen, bis die höchste Abstraktion erreicht ist in dem w i s s e n s c h a f t l i c h e n Kausalprinzip, nach welchem jedes Geschehen und jedes Sein unentrinnbar in die Kette der Weltverknüpfungen eingereiht ist.

Auch dem gedanklichen G e h a l t nach durchläuft die Entpersönlichung des Kausalgedankens zahlreiche Entwicklungsschritte.

Aus der diffusen Totalbeziehung von Jedem mit Jedem hebt sich als erste Sonderbeziehung zweier Sukzessionsglieder heraus der Zusammenhang zwischen m e i n e r Tat und ihrem unmittelbaren Effekt: das Erlebnis des „M a c h e n s“. Diese ursprüngliche E i n h e i t v o n M a c h e r u n d G e m a c h t e m bildet das Schema, an dem der Kausalgedanke sich zu entwickeln vermag. Es ist eine Erlebniseinheit der Anschauung, aber zugleich auch eine solche der personalen Geltung; die „Mach“-Beziehung ist zugleich „Macht“-Beziehung.

Schon das einjährige Kind hat, wenn es den von der Mutter gebauten Turm mit Begeisterung einwirft, das Bewusstsein: ich hab's gemacht, Gleichzeitig erlebt es solchen Zusammenhang in

umgekehrter Richtung: die Mutter macht, dass ich jetzt Nahrung bekomme; die Tischkante macht, dass ich plötzlich einen Stoss an der Stirn erhalte. Die letzten Beispiele zeigen schon jene Verallgemeinerung des „Machens“, in der wir den ersten Abstraktionsschritt des Kausal Denkens sehen können: Alle Veränderungen, die mich (aktiv oder passiv) angehen, sind „gemacht“.

Noch auf lange hinaus kann Kausalität überhaupt nicht anders denn als „Machbeziehung“ gedacht werden. Für diese primitive Denkstufe legen die Schöpfungsgeschichten und Mythologien der Völker Zeugnis ab, nach denen Wetter, Einzelschicksale, Stammesgeschichte, ja die ganze Welt von göttlichen Kräften, Dämonen, Zauberern „gemacht“ sind — ebenso das Kausalinteresse des Kindes, das danach fragt, wie und von wem die Bäume, die Tiere, die Häuser, die Krankheiten u.s.w. „gemacht“ werden. Zugleich steigert und erweitert sich die eigene Erfahrung des Selbermachenkönnens; und so kommt es, dass die technischen und künstlerischen Kausalbeziehungen zu Modellen für naives Kausalitätsdenken überhaupt werden. Denn das Hervorbringen von Artefakten zeigt ja am klarsten die Zueinandergehörigkeit von tätigem Ich und gemachtem Erzeugnis.

Kennzeichnend für diese Abstraktionsstufe des Kausal Denkens ist aber auch die Undifferenziertheit des dynamischen und des teleologischen Moments. Ist doch die tätige Kraft im allgemeinen auf das zu erreichende Ziel eingestellt; ja, noch mehr, das Ziel wird als „Aufgabe“ bereits im Bewusstsein vorweggenommen.

Der naive Kausalgedanke enthält also zugleich und diffus die „causa efficiens“ und die „causa finalis“. Die gedachte Ursache ist kraftgeladene Zielstrebigkeit, die gedachte Wirkung angestrebte Kraftverwendung.

Ein weiterer Abstraktionsschritt führt nun zur Differenzierung dieser beiden Momente. Zeigt schon das primitive personale Erleben gelegentlich ein „Machen“, das nicht zielgemäÙ ausläuft (z.B. das Zerstören — Kaputt-„machen“ — bei einem Wutanfall), so werden mit Erweiterung der Erfahrung immer mehr Fälle von Kraftentladung des eigenen Ich und anderer Kraftquellen sichtbar, bei denen der Effekt zum mindesten nicht eindeutig auf entsprechende Zielsetzung zurückgeführt wer-

den kann: die „blinde“ Kraft wird als Ursachprinzip erkannt. Auf der anderen Seite führt das wachsende Vorausschauen des Menschen dazu, dass er von gedanklich gesetzten, aber noch nicht verwirklichten Zukunftseffekten her die „gerichteten“ Kräfte zu denken sucht, die das Ergebnis herbeiführen können: die Beziehung „Mittel/Zweck“ löst sich aus der vagen Urkausalität heraus.

Es wäre sehr reizvoll zu verfolgen, wie sich nun diese beiden Typen kausalen Denkens teils auseinanderentwickeln, teils gegenseitig zu beeinflussen suchen. An dieser Stelle müssen wenige Andeutungen genügen.

Der Beziehungsgedanke der „blinden Kräfte“ findet innerhalb des naiven Denkens seine umfassendste Abstraktion im Gedanken des blindwaltenden Schicksals. In der Wissenschaft ist dem Gedanken der „mechanischen Kausalität“ eine starke und vielseitige Entfaltung beschieden gewesen — bis zur Selbstaufhebung.

Die Mechanik machte den Anfang; von hier wurde der Begriff der um Ziel und Zweck unbekümmerten „Naturkräfte“ auf die anderen Gebiete der Physik, ferner auf Chemie und Biologie übertragen und auch die Erweiterung auf Soziologie, Psychologie und Geisteswissenschaften zum mindesten versucht — bis auch hier die höchste Abstraktionsstufe in einem Fatumbegriff (allgemeine Naturgesetzlichkeit, Prinzip der Erhaltung der Kraft) erreicht war. Aber als man so weit vorgegangen war, erkannte man, dass im Kraftbegriff selbst noch ein letzter Rest jenes personalen Ursprungs, der „Mach-Beziehung“ enthalten war; und man ersetzte ihn durch den Begriff der gesetzmäßigen Zuordnung zweier Geschehnisse. Damit war die Entanschaulichung und Entpersönlichung des Kausalgedankens vollkommen geworden — aber dieser Gedanke selbst preisgegeben. Blosser Funktionalbeziehung ist keine „Kausalität“ mehr.

Die Gedanken der zielgerichteten Kausalität (die Mittel/Zweck-Gedanken) haben sich auf vier grossen Denkgebieten in jeweilig besonderer Weise entwickelt.

Der Bereich des eigentlichen „Machens“, den wir schon kennen, breitete sich ungemessen aus. Wirtschaft, Technik, Geldwesen, Krankenheilung, Erziehung u.s.w. existieren ja nur dadurch, dass für Zwecke, die zum Teil erst in ferner Zukunft liegen, die Mittel, und für deren Verwirklichung wieder die Mittelsmittel gesucht, geordnet und ins Spiel gesetzt werden müssen. Die natürliche

Lebenspraxis des Alltags ebenso wie alle praktischen Wissenschaften stehen dauernd unter dem Mittel/Zweck-Gedanken; und wenn dieser Gedanke im Einzelfalle (z.B. beim Kauf eines Brotes, oder bei der Heilung eines Kranken) noch durchaus in der Anschaulichkeit der Situation verankert ist, so ist doch selbst diese individuelle Anwendung nur möglich, weil der Mensch zum Denken abstrakterer Mittel/Zweck-Zusammenhänge fähig ist, die als Lebensregeln, Erfahrungsmaximen, sittliche Grundsätze, Rechtsnormen, Heil- und Erziehungs-Methoden auftreten. Gemeinsam ist allen diesen Mittel/Zweck-Gedanken die Zweiheit von Macher und Gemachtem; es ist eine von aussen wirkende Teleologie.

Im Gegensatz hierzu entwickelt sich auf dem Erfahrungsgebiet des organischen Lebens der Gedanke der „inneren“ (immanenten) Teleologie. In aller organischen Selbsterhaltung, Entwicklung, Selbststeuerung, Selbstheilung werden Mittel ins Spiel gesetzt, die ihren Zielen nicht als etwas Fremdes, Zweites gegenüberstehen, sondern mit ihnen zusammen einer identischen Ganzheit angehören. Dieses „Sich-selber-Machen“ erlebt ja der Mensch fortwährend an seinem eigenen Lebensgeschehen, an seinem Wachsen und Reifen, seiner Atmung und Ernährung, seiner Erkrankung und Gesundung. Aber gerade wegen dieser alltäglichen Selbstverständlichkeit ist der Anstoss zur gedanklichen Heraussonderung dieser Beziehungsform nicht so stark wie etwa für die Ausgliederung des „Mach“-Gedankens; auch erfordert der organische Zweckgedanke eine Selbstreflexion, die stets später einsetzt als das, auf das Verhältnis Ich/Welt gerichtete, Nachdenken. So ist es verständlich, dass der spezifische Gedanke einer immanent-organischen Teleologie innerhalb der naiven Denkstufen über Ansätze und Andeutungen nicht hinaus gelangte und erst als wissenschaftlicher Gegen-Gedanke gegen die Gedanken der blinden Kausalität und der äusseren Teleologie seine volle Entwicklung erlebt.

Die Geschichte der Biologie, von Aristoteles' Entelechie-Begriff bis zum modernen Vitalismus und Personalismus, liefert die Belege hierfür. Von jenen — heute unentbehrlich gewordenen — Teilgedanken, die diesem Bereich des Mittel/Zweck-Gedankens angehören, seien hier nur die Beziehungsbegriffe der Zielstrebigkeit, der Erblichkeit, der Anlage, der Disposition, der Selbstregulierung genannt.

Die Selbstreflexion des Menschen hat nun aber einen, der eigenen Person zukommenden, Bereich des Mittel/Zweck-Gedankens gefunden und herausgearbeitet, der weit über das Nur-Organische hinausreicht. Es ist die Stellung der Person zu den Werten. Die Werte bilden eine gedankliche Welt von, in sich bedeutungsvollen, Sinngehalten, in die sich einzuordnen und denen nachzuleben, nun für den Menschen zur Aufgabe wird. „Aufgabe und Erfüllung“ ist also die hier neu auftretende Gestalt des Mittel/Zweck-Gedankens.

Dabei ist eine mehrfache Entwicklung des Denkens zu verfolgen. Die Werte werden aus der konkret anschaulichen Fassung (Gott, die eigene Nation, die eigene Ehre u.s.w.) ins Abstrakte vergeistigt („das Wahre“, „das Gute“, „das Schöne“, „das Heilige“); und eine äussere Teleologie (Befolgung des göttlichen Gesetzes, Treue gegen die Autorität) wird durch eine innere abgelöst (die Kantische Idee der sittlichen Autonomie). In den Bereich dieser so spezifisch personalen Kausalitätsgedanken gehören dann die Beziehungsgedanken der Motivation, der Entscheidung, der Pflicht, der Freiheit, der Verantwortlichkeit, der Zurechnung.

Endlich wird das Gebiet der objektiven Wertverwirklichung, auch unabhängig von den daran beteiligten Einzelpersonen, zum Gegenstand des Mittel/Zweck-Gedankens. Man versucht für den „objektiven Geist“ d.h. die Gesamtkultur und Gesamtgeschichtlichkeit der Menschheit, Kausalgedanken zu erarbeiten. Sie sind teils dynamischer Natur, indem sie „treibende Faktoren“ des Kulturgeschehens ausdrücken, teils sind sie mehr teleologisch gerichtet, indem sie das „Ziel der Geschichte“ vorwegnehmen und von diesem, erst zu verwirklichenden, Ziel her das Vergangene zu verstehen, das Gegenwärtige zu würdigen und das Kommende zu beeinflussen suchen.

Von den naiven Formen der Schöpfungs- und Heilsgeschichte bis hin zu den ausgebauten kulturphilosophischen Systemen und abstrakten geschichtsphilosophischen Utopieen der Gegenwart ist auch hier eine gewaltige Denkentwicklung zu verzeichnen; die einzelnen gedanklichen Stufen sind zwar von genialen Individuen — religiösen Heroen, Staatsmännern, Philosophen und Propheten — erstmalig gedacht, dann aber vom Denken der Massen übernommen und in Ideale, Überzeugungen und Taten umgewandelt worden.

III. SINNGEDANKEN

Die einzelnen Beziehungsgedanken, wie wir sie soeben isolierend betrachteten, stehen im wirklichen Denkleben niemals selbständig nebeneinander; sie sind eingebettet in eine geschlossene Denkgestalt, die wir als „Sinn“ bezeichnen.

Ich lese etwa den Satz Nietzsche's: „Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf.“ Dann denke ich dabei vielerlei Beziehungen: räumliche Gerichtetheit nach vorwärts und nach oben; Symbolik dieser beiden Raumrichtungen, Gegensätzlichkeit, Ergänzung, Steigerungsverhältnis zwischen beiden Teilgedanken, die Normbeziehung, die im „Du sollst“ liegt — aber alle diese Gedanken in ihrer Summierung machen noch nicht den „Sinn“ jenes Satzes aus; ja es wäre möglich, dass ich einem anderen jede einzelne Teilbeziehung verständlich machen könnte, ohne dass er doch jenen Gesamtsinn erfasste.

Das Eigentümliche eines solchen „Gesamtsinnes“ lässt sich nicht mehr durch bestimmte logische Kategorien determinieren, auch nicht angemessen in Worten ausdrücken — genau so wenig, wie sich die individuelle Gestalt eines Kunstwerks adäquat beschreiben lässt.

Mit dem Terminus „Gestalt“ kann man wohl den formalen Aspekt des Sinngedankens umschreiben, aber nicht mehr. Gewiss sind in dem „Sinn“ des obigen Satzes (oder in dem „Sinn“ des Faustdramas u.s.w.) die zahlreichen einzelnen Gegenstands- und Beziehungs-Gedanken zu einer besonderen Denkstruktur zusammengeschlossen, in welcher das Gewicht und die Bedeutung der einzelnen Gedanken vom Ganzen her bestimmt sind. Es gibt dominierende und unterstützende Teilgedanken; es gibt zwischen den gedanklichen Momenten Spannungen und Verschränkungen und Differenzierungen — all dies sind Phänomene gestaltpsychologischer Art.

Aber dem eigentlichen Sinn des „Sinns“ kommt man doch erst dann nah, wenn man die Tiefendimension einbezieht. So wie die Person „Tiefe“ hat, so auch die Welt für die Person ¹⁾. Diejenigen Erlebnisse, die aus dem unmittelbaren Kontakt von Person und Welt entstehen, haben Oberflächencharakter, aber

¹⁾ Vgl. S. 131.

sie weisen hin auf anderes, dahinter Liegendes; und das Bestreben, in dieses Andere vorzustossen, heisst den „Sinn“ von Person und Welt suchen. Gegenüber dem gesuchten tieferen „Sinne“ ist nicht nur die „Sinnlichkeit“ oberflächlich, sondern auch das Vorstellen und Denken, sofern es sich auf Einzelgegenstände und Einzelbeziehungen erstreckt.

Diese Bedeutung des „Sinndenkens“ gilt also ebenso für die Tiefe der Person, wie für die der Welt: man sucht den Sinn der eigenen Existenz, des eigenen Schicksals zu ergründen, aber ebenso den Sinn der Welt, den Sinn der Natur, den Sinn der Geschichte, den Sinn der Nationen. Ferner kann das Sinndenken auf Grösstes und Kleinstes gerichtet sein: man bemüht sich um den Sinn des Goethe'schen Faust im ganzen, und um den Sinn eines einzelnen Zitats aus dem Faust; um den Sinn der Mathematik, und um den Sinn des Pythagoräischen Lehrsatzes; um den Sinn des eigenen Lebens, und um den Sinn einer einzelnen Handlung, die man getan hat.

Der Akt, in dem sich dieses Sinndenken erfüllt, bezeichnet man als „Verstehen“. Damit wird auch psychologisch der Unterschied jener beiden Denkakte deutlich, die als „Erklären“ und „Verstehen“ in der modernen Wissenschaftstheorie eine gegensätzliche Rolle spielen ¹⁾. „Erklären“ ist die Anwendung des Kausal Denkens auf einen bestimmten Denkgegenstand — wobei es gleichgültig ist, welche der verschiedenen Formen des Kausalgedankens verwertet sind; genug, wenn das Fremde und Einzelne dadurch einem bekannten Zusammenhang eingeordnet wird. „Verstehen“ aber ist das Erfassen des Sinnes; die Fremdheit des oberflächhaften Eindrucks soll nicht durch Ausgreifen in die Weite, sondern durch Eindringen in die Tiefe überwunden werden. Wer Napoleon „erklären“ will, muss auf anderes ausserhalb Napoleon's Bezug nehmen: auf seine Vorfahren, seine Umgebung, die geschichtlichen Ereignisse, in die er hineingestellt war. Wer Napoleon „verstehen“ will, kann sich ganz auf ihn selbst beschränken, aber muss sich alles einzelne, das er von Napoleon weiss, gleichsam transparent machen, um in die Substanz seines Lebens vorzudringen. Und es kann jemand, der Napoleon sehr gründlich erklärt hat, unter Umständen doch nur ein sehr geringes Verständnis für den Sinn des Phänomens Napoleon haben.

¹⁾ Vgl. S. 25 f.

Wenden wir nun noch einmal die so gewonnen Merkmale des „Sinndenkens“ auf engere Sinnzusammenhänge, etwa einzelne Sentenzen, Lehrsätze, Handlungen an.

Was wir oben (S. 414) bei dem Nietzsche-Satz hypothetisch andeuteten, ist oft genug Wirklichkeit: die einzelnen Gegenstands- und Beziehungs-Gedanken eines Sinnzusammenhanges werden durchaus begriffen, ohne dass doch der Sinnzusammenhang des ganzen Denkgebildes verstanden würde. So kann etwa ein Schüler die einzelnen Denkschritte eines mathematischen Lehrsatzes erfasst haben; er sieht ein, dass aus der Voraussetzung a die Folgerung b, aus dieser der weitere Satz c abgeleitet werden kann oder muss — aber warum im ganzen gerade diese Denkwege begangen werden, welche Bedeutung dem einzelnen Denkschritt in diesem Gefüge zukommt, kurz die „Plausibilität“ des gesamten Sinnzusammenhanges kann ihm trotzdem verschlossen bleiben. Ähnliches gilt auch bei einem literarischen Werk, etwa einem Gedicht, an dem die einzelnen Gedanken, auch vielleicht der Oberflächenzusammenhang des Gedankenfortschritts, durchaus erfasst sind, während der „tiefere Sinn“ noch gänzlich unter der Schwelle des Verstehens bleibt.

Sehr bekannt ist die entsprechende Erscheinung bei W i t z e n und bei R ä t s e l n. Es gibt sehr intelligente Menschen, die Witze nicht verstehen. Sie begreifen durchaus alle Teilgedanken und ihre Verknüpfungen, bringen aber kein Verständnis auf für die „Pointe“, jenen nicht weiter definierbaren Überraschungssinn, der dem G a n z e n zukommt. Ebenso gehört beim Rätselraten eine besondere Gabe dazu, in einer Art von Intuition jenen gemeinsamen Punkt zu schauen, zu dem die verschiedenen, im Rätseltext angelegten, Fäden konvergieren.

Es gibt aber auch das Umgekehrte: Sinnverständnis, ohne dass die Einzelheiten gedanklich bewältigt würden. Ein Kind lacht zuweilen herzlich über einen Witz, dessen von uns gemeinte Pointe es garnicht verstanden haben kann, weil die Voraussetzungen zum Verständnis der einzelnen dazugehörigen Denkschritte fehlen. Es legt eben irgendwie e i n e n — von jenen Voraussetzungen unabhängigen — Sinn in den Witz hinein. Oder es können die Einzelheiten eines Denkgebildes nur halb und unklar begriffen sein — aber der dahinter liegende Totalsinn offenbart sich doch. Ist dieser Tatbestand erst einmal an gewissen markanten Beispielen ein-

sichtig geworden, dann bemerkt man, dass er viel allgemeinerer Natur ist: Sinnverständnis greift nicht nur über die gedankliche Erfassung der Einzelmomente hinaus, sondern ist nicht auf sie angewiesen, eilt ihr voraus, kann sich aus Spuren und dumpfen Ansätzen aufbauen, um dann von sich aus die Einzelheiten gedanklich zu klären. So sind z.B. alle *V e r m u t u n g e n* und *H y p o t h e s e n* nur dadurch möglich, dass ein problematischer Totalsinn die zu findenden Einzelbeziehungen antezipiert.

Aus der Tiefendimension des Sinnes ergibt sich noch eine letzte wichtige Folgerung. Der Sinn kann in *v e r s c h i e d e n e n* Tiefen gelagert sein; ein und derselbe Denkgegenstand kann mannigfache „Sinngelhalte“ in verschiedener Tiefenlage besitzen; ein und derselbe Mensch kann denselben Denkgegenstand zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Sinngelhalten erfüllen; verschiedene Menschen können den Sinn eines Denkgegenstandes aus ganz verschiedenen Tiefen — und auch sehr verschiedenen Richtungen — hervorholen.

Wer zum ersten Male den Faust liest, mag schon irgendwie den Totalsinn (besser: *e i n e n* Totalsinn) zu verstehen meinen; und doch: wieviel an Einzelheiten ist unverstanden geblieben; wieviel wird bei zweiter Lesung erst gedanklich geklärt von jenem früher erfassten Totalsinn aus! Und wenn die zweite Lektüre beendet ist — hat man wieder einen anderen — tieferen — Totalsinn gewonnen.

SIEBZEHNTE KAPITEL

DENKDISPOSITIONEN BEI MENSCH UND TIER

I. INTELLEKT UND INTELLIGENZ BEIM MENSCHEN

1. Terminologisches

Wird das Disponiertsein zum Denken als eine Beschaffenheit angesehen, die dem Menschen dauernd eigen ist, so spricht man von Intellekt und Intelligenz.

Es erscheint um der Sauberkeit der Terminologie willen besser, wenn man in rein psychologischen Erörterungen Ausdrücke vermeidet, die nicht nur mit den Überbleibseln veralteter psychologischer Theorien belastet, sondern ursprünglich überhaupt aus nicht-psychologischen Gesichtspunkten (vielmehr aus solchen der Logik) geschaffen und definiert worden sind.

Dies gilt besonders von den Bezeichnungen „Verstand“ und „Vernunft“. Sie stammen, wenigstens innerhalb des deutschen wissenschaftlichen und ausserwissenschaftlichen Sprachgebrauchs, noch aus der Vermögenslehre des 18. Jahrhunderts. Dort galten Verstand und Vernunft als starre und selbständige Seelenkräfte, die den Menschen vom Tier unterschieden, die jeder Mensch fertig von seinen Vorfahren erhielt, und die als hinreichende Ursachen für alle tatsächlichen Denkvollzüge angesehen wurden. Speziell wurde dann „Verstand“ als das Vermögen begrifflicher Scheidung und Ordnung, „Vernunft“ als das Vermögen der Prinzipien, d.h. des Zusammenfassens alles Einzelnen unter letzten allgemeinsten Gesichtspunkten definiert. Kant, dem wir vornehmlich die Festlegung und Verbreitung dieser Begriffe verdanken, hat dann dem Verstand und der Vernunft die „Urteilkraft“ angeeignet, als das Vermögen, die allgemeinen Kategorien auf die konkreten Einzelfälle richtig anzuwenden.

In der heutigen Psychologie ist an die Stelle des Vermögensbegriffs der der Disposition getreten, mit jenen Unterscheidungs-

merkmalen, die wir früher (S. 112) genau bestimmten. Dies gilt auch für das Denken. Potentialität zum Denken ist ein Wesenszug menschlichen Daseins; es ist daher nicht nur möglich, sondern sogar notwendig, von einer *D e n k d i s p o s i t i o n* zu sprechen.

In jeder Disposition steckt Richtung und Rüstung zugleich. Betont man in der Denkdisposition den Richtungsfaktor, so heisst sie Intellekt, betont man den Rüstungsfaktor: Intelligenz. *I n t e l l e k t* ist das *E i n g e s t e l l t* sein auf Denkvollzüge, *I n t e l l i g e n z* das *B e f ä h i g t* sein zu solchen.

Dieser sprachlichen Abgrenzung hängt noch eine gewisse Willkür an; aber dass der Sprachgebrauch nach einer solchen Scheidung tendiert, dafür sind die abgeleiteten Eigenschaftswörter ein Beweis. Der „*i n t e l l e k t u e l l e*“ Mensch ist der auf geistige Dinge gerichtete, der vornehmlich in geistigen Sphären lebende — unabhängig vom Grade seiner geistigen Begabung. Der „*i n t e l l i g e n t e*“ Mensch ist der für Denkleistungen gut gerüstete, also der denkbegabte Mensch — gleichgültig, ob seine Interessensphären dem Geistigen fern oder nahe liegen.

Zugleich eignet sich der Ausdruck „Intellekt“ besser zur Bezeichnung der *g e n e r e l l e n* Tatsache: dass jedem Menschen die Gerichtetheit auf Denken zukomme — während sich das Wort Intelligenz im internationalen Sprachgebrauch für den *d i f f e r e n t i e l l e n* Tatbestand eingebürgert hat, d.h. zur Bezeichnung der verschiedenen Grade und Arten der Denkfähigkeit.

2. Personale Bedeutung des Intellekts

a) *D i e n s t b e d e u t u n g*. — Denken ist das Mittel, um mit dem Nichtselbstverständlichen fertig zu werden. Soweit also das Verhältnis Person/Welt im Selbstverständlichen verweilt — sei es im gattungsmässig Selbstverständlichen (Vererbung), sei es im individuell Selbstverständlich-Gewordenen (Mneme) — bedarf der Mensch nicht des Denkens. Aber der Mensch lebt in einer sehr weitgehend nicht-selbstverständlichen Welt; fortwährend wechseln Zustände und Situationen, fortwährend sieht er sich neuen Anforderungen, Gefahren und Problemen gegenüber, bei denen die rein konservativen Kräfte des Instinkts, der Tradition und der Gewöhnung versagen; um trotzdem der Welt gewachsen zu bleiben, bedarf der Mensch des Denkens.

Es wäre jedoch nicht richtig, diese Beziehung als eine rein reaktive aufzufassen und demnach das Denken als diejenige Form des „Kampfes ums D a s e i n“ anzusehen, die durch die Unsicherheit und Labilität der Umwelt notwendig wird. Das fortwährende Problematisch-Werden des Verhältnisses Person/Welt geht ja nicht nur von der Welt aus, sondern auch von der Person selber, die, über die bloße Selbstbehauptung hinaus, auch die Tendenz zur S e l b s t e n t f a l t u n g in sich trägt. Der spontane Entwicklungsdrang aber kann sich mit keiner bestehenden und gewohnten Person/Welt-Relation zufrieden geben, sondern sucht andere zu erreichen; so entsteht eine Unselbstverständlichkeit ganz anderer Art, ein Nichtruhenkönnen im erreichten (und vielleicht sogar gesicherten) Dasein, ein Kämpfen um Entfaltung, dem wiederum das Denken zu dienen hat.

In Betrachtungen über den menschlichen Intellekt, die vornehmlich b i o l o g i s c h bestimmt sind, findet man fast immer nur jene Ableitung aus der blossen Selbsterhaltung; das Denken wird dann in der Reihe der Anpassungsmechanismen als der komplizierteste betrachtet, aber immerhin lediglich als Mittel im Daseinskampf.

Schon Schopenhauer gibt eine solche Theorie: Der Wille zum Dasein, ursprünglich blind und dumpf (also das, was man heut „Selbsterhaltungstrieb“ nennen würde), bedarf in der besonderen Situation menschlicher Weltverstricktheit der E i n s i c h t; er „steckt sich die Fackel der Intelligenz an“. — Die biologische Entwicklungstheorie seit Darwin und Spencer lässt den Intellekt als Ergebnis natürlicher Auslese aus dem Kampf ums Dasein und dem Überleben der Angepassten allmählich entstehen.

In unserer Zeit sondern sich zwei Wurzeln dieser Auffassung deutlicher. Eine objektivistisch-biologische Betrachtungsweise sieht alles Verhalten des Menschen, so auch die Denkleistung, rein als Kette von Selbsterhaltungsreaktionen an (Reflexologie, Behaviorismus und ähnliche Theorieen). Eine subjektivistisch-triebpsychologische Lehre erblickt im Denken nur eine Sublimierung von Urtrieben, sodass der Intellekt — wenn auch auf Umwegen — lediglich denselben Zwecken dient, auf die das Triebssystem eingestellt ist.

Solche Theorieen sind brauchbar, soweit es sich um das Verständnis der p r i m i t i v e n Einstellungen des Denkens han-

delt; denn diese sind stark in den natürlichen Vitalbedürfnissen verankert. Das praktische Ur-Denken als Umweg der Instinktbefriedigung, das magische Ur-Denken als eine Sicherung des Ich gegenüber der Unheimlichkeit der Welt, die biologisch orientierte Auslese der ersten Denkgebiete und Denkformen, die noch ungeschiedene Verquickung des primitiven Denkens mit Wünschen, Ängsten und Hoffnungen — all dies wird aus jener biologischen Ableitung verständlich. Ebenso, dass das Denken zeitliche Vorausschau möglich macht; denn zur Lebenssicherung gehört auch Vorwegnahme künftiger Situationen. (Freilich reicht hier schon die rein biologische Erklärung aus der Selbsterhaltung nicht weit, höchstens in die sehr enge personale „Nähe“ des unmittelbar Bevorstehenden und zu Erwartenden hinein).

Sobald aber die e n t w i c k e l t e r e n Leistungen des Intellekts in Betracht kommen, genügt diese Ableitung aus der rein reaktiven Selbstbehauptungssphäre nicht mehr. Der Mensch ist mehr als ein Anpassungswesen im passiven Sinn; er ist nicht nur bestrebt, sich der Welt — sondern auch die Welt sich anzupassen; sich, d.h. seiner ständig wachsenden, reifenden und sich entfaltenden personalen Sphäre. Selbst wenn die Welt konstant bleibt, die Situationen sich wiederholen, reichen für den Menschen die rein mnemischen Funktionen nicht aus (die für das Tier genügen mögen); denn e r s e l b s t ist jedesmal ein anderer; und so muss er sich immer wieder mit der gewandelten Relation Person/Welt d e n k e n d auseinandersetzen.

Dies gilt zunächst schon für die Alltagspraxis. Das Streben nach gesteigerter Geltung und Macht, nach Beherrschung immer weiterer Weltbereiche und nach Hinauswirken auf immer weitere Zukunftsstrecken setzt den Intellekt viel stärker in Bewegung, als es die bloße Selbsterhaltungstendenz vermöchte. Die höchsten Formen des Intellekts aber entspringen aus der spontanen „Introzeptionstendenz“ des Menschen, d.h. aus dem Streben, die objektiven Wertgehalte der Welt sich einzuverleiben und so den eigenen Selbstwert dauernd zu steigern. Daraus (und n u r daraus, nicht aus irgend welchen biologischen Motivationen) wird die Leistung des Intellekts im Dienste künstlerischer, moralischer, religiöser und wissenschaftlicher Ziele verständlich — insbesondere auch die volle Verselbständigung der Denkerzeugnisse zu Erkenntnissen, die um ihrer selbst willen gesucht und erlebt werden.

b) *Strahlbedeutung*. — So ist der Intellekt weit mehr als ein blosses Werkzeug; er wird zum Strahlwert und zum charakteristischen Ausdruck eines Wesens, das einer unsicher gewordenen Welt das eigene Selbstentfaltungsstreben gegenüber stellt.

Der Mensch als denkender ist nicht einfach der Unheimlichkeit und Problematik der Welt und seiner selbst preisgegeben; er hat sich ihr aber auch niemals endgültig angepasst — sondern steht in immer wieder erneutem Kampf mit ihr. Der Mensch als denkender wurzelt in dem animalisch-vitalen Urboden, dessen Erschütterung die ersten Denkfunken weckt; aber er reicht hinein in die Bereiche objektiver Geltung bis zu den abstraktesten und lebensfernsten hin. Sein Denkleben führt immer wieder von der Praxis zur Theorie und umgekehrt, ist zugleich Selbstbehauptung und Selbstentfaltung, pendelt zwischen Veranschaulichung und Entanschaulichung, zwischen Verpersönlichung und Entpersönlichung. Erscheint der Intellekt auf den Stufen stärkster Abstraktion und Vergeistigung als „Widersacher der Seele“, so ist er mit der anderen Wurzel eingebettet in jene personalen Schichten, die man — im Gegensatz zum „Geist“ — mit Vorliebe als „Seele“ bezeichnet. Darin, dass der Mensch als *denkender* sowohl homo sentiens, wie auch homo sapiens ist — gerade darin liegt die eigentliche Strahlbedeutung des menschlichen Intellekts.

II. GRADE UND ARTEN DER MENSCHLICHEN INTELLIGENZ

1. Bedeutung der Intelligenzprüfungen

Die *Verschiedenheiten* der menschlichen Denkfähigkeit sind ein Thema der *differentiellen* Psychologie, nicht der *allgemeinen*, die uns hier beschäftigt. Dennoch muss das Thema wenigstens kurz gestreift werden. Denn die Untersuchungen der Intelligenzunterschiede haben in methodischer und praktischer Hinsicht einen so breiten Raum in der psychologischen Arbeit der letzten Jahrzehnte eingenommen, dass auch die *allgemeinpsychologischen* Theorien davon nicht unberührt bleiben konnten.

Den Ausgang nahmen diese Untersuchungen in Frankreich um die Jahrhundertwende, als Binet (in Gemeinschaft mit Simon) sein Prüfungssystem zur psychologischen Auslese von Hilfsschul-

kindern entwarf. Dies System wurde dann auch anderen Zwecken dienstbar gemacht und fand in allen Kulturländern Anwendung. Weiterhin wurde das Intelligenzthema hauptsächlich in Deutschland und Amerika bearbeitet. Die von mir geleiteten Institute in Breslau und Hamburg und das Laboratorium von Terman in Berkeley bildeten Brennpunkte dieser Untersuchungen und Prüfungen; aber auch andere Forscher und Institute vieler Länder beteiligten sich daran. Insbesondere hat die Intelligenzprüfung mit verschiedenen Standardmethoden in Amerika einen grossen Umfang angenommen.

Da zum grossen Teil Interessen des praktischen Erziehungs- und Schullebens diese Forschungen leiteten, so sind sie vor allem kindes- und jugend-psychologisch orientiert ¹⁾.

Für Kleinkinder sind besondere Prüfungsserien ausgearbeitet worden von Descoedres, Gesell, Bühler-Hetzer und anderen.

Methoden zur Intelligenzuntersuchung Erwachsener sind hauptsächlich von Psychiatern für ihre speziellen diagnostischen Zwecke ausgebildet worden; sie können hier nicht erwähnt werden ²⁾. Übrigens werden die für Kinder und Jugendliche erdachten Verfahrungsweisen auch oft auf Erwachsene angewandt. Besonders zu erwähnen sind die umfangreichen Prüfsysteme für Erwachsene (auch für Analphabeten), die in Amerika während des Krieges benutzt worden sind.

Was die praktische Verwendung angeht, so gibt es kein psychologisches Verfahren, das in solchem Umfange und solcher Mannigfaltigkeit für die verschiedensten Kulturaufgaben nutzbar gemacht worden ist, wie das der Intelligenzprüfung. Viele Tausende von Kindern und Erwachsenen sind solchen Prüfungen unterzogen worden, ganz besonders häufig in Amerika.

Die praktischen Zwecke, für welche diese Prüfungen verwandt wurden, können hier nur aufgezählt werden: Untersuchungen der Reife von Kindern für Kindergarten, Schuleintritt, verschiedene Schul-Arten und -Grade. A u s s o n d e r u n g für die Hilfsschule und andere Spezialanstalten. D i a g n o s t i s c h e Feststellung der Intelligenzunterschiede der Kinder einer Schulklasse. Ständige K o n-

¹⁾ Zur Übersicht über die Intelligenzpsychologie der Kinder und Jugendlichen, sowie über die Untersuchungsmethodik kann auf die Monographie des Verfassers und auf die Methodensammlung Stern-Wiegmann hingewiesen werden. Die Bücher enthalten auch umfangreiche Bibliographien, die bis zum Jahre 1928 reichen. — Eine Bibliographie amerikanischer Testsysteme gibt Hildreth.

²⁾ Zusammengestellt in Lipmanns Handbuch.

t r o l l e des geistigen Status von Kindern und Erwachsenen in Irrenhäusern und Schwachsinnigenanstalten. Beurteilung von verwahrlosten, kriminellen, gefährdeten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Feststellung des Intelligenzgrades zum Zweck der B e r u f s b e r a t u n g und Berufsauslese. Musterung für den Militärdienst. F o r e n s i s c h e Beurteilung der Intelligenz von Angeklagten und Zeugen.

Der allzu grosse Enthusiasmus, mit welchem zuerst diese Methoden angewandt wurden, hat jetzt einer zurückhaltenderen und ruhigeren Betrachtung Platz gemacht. Das ist nur zu begrüssen. Man hat zeitweilig im Intelligenztest eine Allerweltsmethode gesehen, die alles leisten und alle anderen Beurteilungsmethoden in Pädagogik, Psychiatrie, Berufsauslese zurückdrängen könnte. Das war ein Irrtum, der sogar der legitimen Anwendung dieser Verfahrungsweisen Hemmungen bereitete. Heute weiss man die grosse Bedeutung zu schätzen, welche die Intelligenzprüfungen besitzen, wenn sie als elastische Teilmethoden in vielseitige diagnostische Untersuchungen eingebaut und zugleich als Hilfsmittel für eingehende psychologische Beobachtungen verwandt werden.

2. B e g r i f f s b e s t i m m u n g d e r I n t e l l i g e n z

„Intelligenz ist die personale Fähigkeit, sich unter zweckmässi-ger Verfügung über Denkmittel auf neue Forderungen einzustellen“¹⁾. — Diese Definition, die zwar vielfach bekämpft wurde, hat sich doch als die angemessenste bewährt. Sie bedarf nur kurzer Erläuterungen, da sie ja lediglich das zusammenfasst, was in den vorhergehenden Betrachtungen dieses Buches über das Denken dargelegt worden war. Die Aufgabe der Intelligenz ist es (im Gegensatz zum Gedächtnis), mit n e u e n Forderungen, die das Leben stellt, fertig zu werden, und zwar dadurch, dass von den vorhandenen Denkmitteln ein zweckmässi-ger Gebrauch gemacht wird. Also Denken-können an sich ist noch nicht Intelligenz; sondern die Verwendung der Denkhilfen am rechten Ort und in der rechten Weise. „Unintelligent ist nicht nur, wer zu wenig denkt, dort, wo mit mehr Denken Besseres erreicht werden könnte, sondern auch, wer zu viel denkt, dort, wo mit weniger Denk-

¹⁾ Intelligenzprüfung S. 344.

aufwand Gleiches oder gar Besseres erreicht werden könnte¹⁾.”

Viel umstritten ist die Frage, ob die Intelligenz eine *e i n h e i t l i c h e* Funktion oder eine Summe von vielen Einzelfunktionen sei. Manche, analytisch eingestellte Psychologen (z.B. Theodor Ziehen) wiesen daraufhin, dass die verschiedenen Prüftests bei einem und demselben Individuum sehr verschiedene Ergebnisse liefern, also zu gleicher Zeit etwa eine gute Abstraktionsfähigkeit, eine mittlere Kombinationsfähigkeit und eine geringe Kritikfähigkeit anzeigen könnten; die Intelligenz sei daher keine dispositionelle Einheit. Otto Lipmann forderte sogar, dass man nur von „Intelligenzen“ einer Person sprechen dürfe.

Von anderen Seiten wurde dem gegenüber der Ganzheitsstandpunkt vertreten. Spearman wies auf die Ergebnisse von Korrelationsbestimmungen hin: Untersucht man eine grössere Anzahl von Individuen mit einer Reihe von Intelligenztests, so ergibt sich eine merkbliche Korrelation; diese lässt nach Spearman darauf schliessen, dass neben gewissen Sonderfähigkeiten ein „general factor“ existiere, der dem Intelligenzgrad jedes Individuums das Gepräge gebe.

Ich selbst verband diese experimentellen Befunde mit personalistischen Erwägungen. Jede Person hat — in ihrer Totalität gesehen — zweifellos ein gewisses *g e i s t i g e s N i v e a u*. Die Volkpsychologie hat das ganz richtig eingesehen, wenn sie die Bezeichnungen „klug“ und „dumm“ als Kennzeichen dieses geistigen Gesamtzustandes verwendete. Das Niveau ist freilich keine ebene Fläche, sodass alle Teilfunktionen die gleiche Höhe haben müssten. Es ist vielmehr mannigfach profiliert; und die in ihm vorhandenen Erhebungen und Vertiefungen bewirken sehr verschiedenartigen Ausfall verschiedener Teiltests. Die *P r o f i l i e r u n g* ist dadurch bedingt, dass die „Intelligenz“ als angeborene Disposition ja nicht für sich allein funktioniert, sondern durch Interessen und Charaktereigenschaften, durch Gewöhnung und Auseneinflüsse gefärbt und mitbestimmt ist. Dadurch aber wird doch nicht verhindert, dass man die mittlere Höhe des Gesamtniveaus als eine für die Person charakteristische Grösse ansehen kann. Nur freilich darf man nicht glauben, dass zwei Menschen von gleichem Intelligenzniveau nun auch durchweg in ihren einzelnen In-

¹⁾ Intelligenzprüfung S. 345.

telligenzleistungen gleich sein müssten; dem steht eben die verschiedene Profilierung entgegen.

3. Erforschung und Prüfung der Intelligenzgrade

Zur Prüfung des Intelligenzgrades sind „starre“ und „elastische“ Prüfreihen geschaffen worden.

In den starren Systemen sind Prüfaufgaben und Bewertungsmaßstäbe ein für alle Mal festgelegt. Das Prinzip, nach welchem das System gebildet ist, ist in den meisten Fällen das der Altersstaffelung; es ist auch das Prinzip der Binet-Simon-Methode. Andere Prinzipien können hier nicht besprochen werden ¹⁾.

In den Systemen mit Altersstaffelung sind für jeden Jahrgang der Kindheit Aufgaben aufgestellt, die der normalen Leistungsfähigkeit dieses Alters entsprechen. Wird nun ein Kind mit dieser Serie geprüft, dann kann man die Leistungsstufe, die es erreicht, (sein sogen. „Intelligenzalter“ = IA) mit seinem Lebensalter (LA) vergleichen. Binet wählte als Intelligenzmaß die Differenz zwischen IA und LA; heut wird nach meinem Vorschlag allgemein das Verhältnis beider Werte berechnet, der sogen. Intelligenzquotient $IQ = \frac{IA}{LA}$. Beim normalen Kind ist dieser Wert = 1.

Beispiel: Ein achtjähriges Kind löst die Tests der Sechsjährigen, versagt aber bei den Aufgaben für normale 7—8jährige. Dann ist LA = 8, IA = 6, der Intelligenzrückstand (nach Binet) IA — LA = — 2, der Intelligenzquotient $IQ = \frac{6}{8} = 0,75$. Das Kind hat, grob ausgedrückt, „Dreiviertels-Intelligenz“.

Der IQ-Wert eines Kindes besitzt durch eine Reihe von Jahren eine gewisse Konstanz und kann daher als Niveaubestimmung benutzt werden. Allerdings liefert er nur eine sehr grobe Charakteristik, denn die nackte Niveauziffer lässt ja alle Profilierung der Intelligenz unter den Tisch fallen. Der IQ kann nur als die erste Annäherung an die kindliche Individualität angesehen werden; er gewinnt erst rechten Wert, wenn seine bloss quantitative Angabe durch qualitative Diagnose ergänzt wird. Irgend welche praktisch-

¹⁾ Genannt seien: Die von Rossolimo erdachte „Profilmethode“; die von Yerkes vorgeschlagene „Punktskalamethode“, die amerikanische „Testheft-Methode“ (in Deutschland durch Bobertag und Hylla eingeführt).

erzieherischen Mafsnahmen (z.B. die Überweisung zur Hilfsschule) allein auf den IQ zu gründen, ist nicht zu verantworten.

Wertvoll ist die IQ-Messung für massenstatistische Zwecke. Die einfache Handhabung der Methode erlaubt es, sehr grosse Zahlen von Kindern verschiedenen Alters und auch von Erwachsenen zu prüfen und nun die Gruppenergebnisse zu vergleichen.

Von den so gewonnenen Befunden zählen wir hier einige auf:

Prüft man eine grosse, ungesiebte Anzahl von Kindern und ordnet sie nach dem IQ, so entsteht eine *H ä u f i g k e i t s k u r v e*, die der normalen Gauss'schen Verteilungskurve entspricht. D.h.: Der IQ = 1 und die ihm benachbarten Werte nach oben und nach unten sind am häufigsten vertreten; weiterhin fällt die Kurve nach beiden Seiten erst langsam, dann schneller ab; die höchsten und tiefsten Stufen der Intelligenz sind ganz selten.

Vergleicht man die Intelligenzquotienten mit *m e d i z i n i s c h e n* Diagnosen, so reicht die volle Normalität bis etwa zum IQ = 0,90 herunter. Zwischen 0,90 und 0,80 liegen die Grenzfälle zur Unternormalität. Die Debilen gruppieren sich um den IQ 0,75; sie haben „Dreiviertels-Intelligenz“; die Imbezillität streut zwischen 0,60 und 0,70 („Zweidrittels-Intelligenz“).

Vergleicht man beide *G e s c h l e c h t e r* unter sonst gleichen Bedingungen des Alters, des Milieus, der Schule u.s.w., dann zeigen sich keine bemerkenswerten Unterschiede im Intelligenzdurchschnitt. (Dies Ergebnis zeigt deutlich, wie unzulänglich die blosse Niveaueziffer ist; denn in der Profilierung der weiblichen und männlichen Intelligenz gibt es Unterschiede, die auch schon im Kindesalter bemerkbar sind, aber bei dieser Berechnungsart verloren gehen.)

Vergleichungen von Kindern verschiedener *r a s s i s c h e r* und *n a t i o n a l e r H e r k u n f t* haben bedeutende statistische Unterschiede gezeigt. Das Völkergemisch Amerikas bot hier günstige Untersuchungsmöglichkeiten. (So ist z.B. der Intelligenzdurchschnitt weisser Kinder und Erwachsener höher als der der Farbigen.)

Ähnliches ergab sich bei Kindern verschiedener *s o z i a l e r* Schichten. Das geringere Intelligenzniveau der sozial schlecht gestellten Schichten tritt z.B. deutlich hervor, wenn man Volksschulen aus verschiedenen Stadtteilen vergleicht; die Armenviertel fallen stark ab gegen die Bezirke der Wohlhabenderen.

Zur richtigen Interpretation dieser Ergebnisse sind aber zwei wichtige Bemerkungen zu machen.

1.) Sie haben *nur* massenstatistische Bedeutung, besagen also nichts über einzelne Individuen. Die Streuung ist in allen Gruppen sehr gross; deshalb gibt es innerhalb der ungünstigen Gruppen stets eine Anzahl von Individuen, die in die günstigere Gruppe hinein-, ja, über deren Mittelwert hinaus-ragen. So findet man z.B. stets einige Kinder aus dürrtigem Milieu, deren Intelligenz die der gutbegabten wohl-situierten Kinder erreicht oder übertrifft; es ist eine der vornehmsten Aufgaben der Intelligenzprüfung, an der Auffindung solcher hochbegabten Kinder mitzuwirken.

2.) Der experimentelle Befund liefert zwar das Faktum der geistigen Niveauunterschiede verschiedener Gruppen, besagt aber nichts über die eigentliche *Ursache* dieser Erscheinung. Der Test prüft ja nicht die nackte angeborene Begabung, sondern diejenige Fertigkeit, die aus der Verbindung der Begabung mit den äusseren Einflüssen hervorgegangen ist. Wenn auch die einzelnen Aufgaben möglichst so gewählt wurden, dass sie nicht direktes Schulwissen treffen, sondern eigene Denkarbeit fordern, so sind doch die unablässigen Einwirkungen von Haus, Schule und Strasse nicht ohne Bedeutung für die Art, wie ein Kind die Aufgaben löst. Man wird deshalb vermuten, dass die Gruppenrückständigkeit weder ein reines Produkt angeborener Minderwertigkeit, noch eine blossе Wirkung der geringeren geistigen Anregung und Schulung ist, sondern dass beides zusammenwirkt.

Während die Staffelsysteme die Leistung jedes Prüflings an einem absoluten Mafsstab messen, der ein für alle Mal festliegt, begnügen sich andere Prüfmetho-den mit *relativen* Mafsstäben, d.h. mit einer Vergleichung der geprüften Kinder untereinander. Hier besteht dann grössere Freiheit in der Wahl der Aufgaben. So ist in Hamburg viele Jahre hindurch die Intelligenzprüfung als Hilfsmittel zur Auslese der begabten Schüler für die höheren Schulen mit herangezogen worden; jedes Jahr wurde für diesen Zweck andere Aufgaben ausgesucht und zu Testserien kombiniert. Die Punktzahlen, welche die einzelnen Prüflinge erreichten, konnten mit einander verglichen werden; die Schüler mit den höchsten Punktzahlen wurden der Schulbehörde für die Auslese

empfohlen. Durch Verwendung solcher freier Prüfserien wird die Arbeit des Psychologen viel elastischer; er kann sich der jeweiligen Aufgabe besser anpassen.

4. Intelligenztypen¹⁾

Die verschiedene Profilierung der Intelligenz führt dazu, dass sich typische Formen des intelligenten Verhaltens herausbilden. Vier Typenpaare sind deutlich unterscheidbar.

a) Der reaktive und der spontane Intelligenztypus. — Es gibt Menschen, deren Intelligenz (selbst wenn sie dem Grade nach ziemlich hoch ist) eine gewisse Trägheit besitzt und daher zu jeder Betätigung eines Anstosses von aussen bedarf. Diese Menschen lassen die Anforderungen an sich herankommen und finden sich dann zweckmäÙig mit ihnen ab. Sie können ihr Bestes geben in gebundenen und geregelten Lebensverhältnissen. — Die Menschen mit spontaner Intelligenz warten nicht erst die Gelegenheit zum Denken ab, sondern setzen es von sich aus in Aktion. Sie erleben Probleme und ringen mit ihnen, stellen Fragen, nehmen künftige Ziele planend vorweg. Selbst dort, wo die Denkanregung von aussen kommt, begnügen sie sich nicht mit der einfachen Reaktion, sondern spinnen den Faden selbständig weiter. Der spontan Intelligente bewährt sich vor allem da, wo die Bindungen gelockert sind und freier Selbsttätigkeit Spielraum geboten ist.

b) Der objektive und subjektive Typus. — Das fundamentale Verhältnis Person/Welt macht sich in der Typisierung der Intelligenz geltend. Die objektivierende Intelligenz nimmt die Tatsächlichkeiten und GesetzmäÙigkeiten der Objekte zur Richtschnur des eigenen Denkens und Handelns; die subjektivierende Intelligenz vollzieht an den Gegenständen diejenigen Umformungen, Auslesen und Deutungen, die dem Bedürfnis der Person entsprechen. Freilich ist dies subjektivierende Verhalten nur dann „intelligent“, wenn dabei die zweckmäÙige Beziehung zwischen Objekt und Subjekt gewahrt bleibt. Die Unterscheidung hat Verwandtschaft mit der charakterologischen Typik des extravertierten und introvertierten Menschen²⁾.

¹⁾ Vgl. Intelligenzprüfung S. 18 f.

²⁾ Vgl. XXIII. Kap.

c) Der analytische und der synthetische Typus. — Es gibt Menschen, welche ihre Intelligenz vornehmlich im Zerlegen bekunden. Sie stellen Ganzheiten unter bestimmte isolierte Gesichtspunkte, suchen die einzelnen Teile, Teilbegriffe, Teilvorgänge aufzuweisen, bemerken Fehler und Mängel im einzelnen und sind daher die eigentlich kritischen Naturen. — Ihnen stehen die Synthetiker gegenüber, welche in das Chaos der Einzelheiten logische Ordnung und Einheit zu bringen bestrebt sind. Zuweilen können die Synthetiker im Schematismus stecken bleiben. Andererseits ist ein hoher Maß konstruktiver Intelligenz zu jeder schöpferischen Leistung nötig.

d) Der theoretische (gnostische) und der praktische Typus. — Eine der wichtigsten Tatsachen der Intelligenzdifferenzierung ist von der Psychologie lange übersehen worden, weil die Psychologen selber Wissenschaftler sind und daher dem theoretischen Typus angehören pflegen. So kam es, dass sie nur an jene Art der Intelligenz dachten, welche es direkt mit logischen Operationen und deren sprachlicher Bewältigung zu tun hat, also mit den Leistungen des Erkennens, Verstehens, gedanklichen Kombinierens und Unterscheidens, Urteilens und Schliessens u.s.w. Erst als die Intelligenzprüfung mehr und mehr in den Dienst praktischer Lebensaufgaben gestellt wurde, erkannte man, dass die weitaus grösste Zahl der Menschen in ihrer Intelligenzbetätigung einem anderen Typus angehört. Die praktische Intelligenz¹⁾ bekundet sich darin, dass die Denkmittel unmittelbar dem Handeln untergeordnet und dienstbar gemacht werden. Die intelligente Hausfrau, der intelligente Handwerker mögen recht unbeholfen sein, wenn reine Erkenntnisleistungen, Definitionen, kombinierte Schlussfolgerungen von ihnen erwartet werden — aber wenn sie vor einer neuen praktischen Situation stehen, die durch die gewohnten Hausfrauen- oder Berufs-Erfahrungen nicht einfach zu meistern ist, dann wird das Denken mobil gemacht, in der ganz konkreten Form, die der Augenblick verlangt.

¹⁾ Wichtigste Darstellung: Bogen-Lipmann.

5. Die einzelnen Intelligenzfunktionen

Eine ausserordentlich umfangreiche und fruchtbare Arbeit ist auf die Erfindung und Eichung von Prüfmitteln für die einzelnen Teilfunktionen der Intelligenz gewandt worden. Seitdem Ebbinghaus im Jahre 1897 seine, noch heut vielfach gebrauchte, Methode der Ergänzung lückenhafter Texte einführte, um die „Kombinationsfähigkeit“ zu prüfen, sind unzählige Tests für die verschiedensten Arten von Denk- und verwandten Leistungen erdacht worden ¹⁾.

Zum Teil haben die Aufgaben freilich nur indirekt mit der Intelligenz zu tun, so wenn sie die Raumannschauung, die Merkfähigkeit, die Sprachfähigkeit, die Aufmerksamkeit u.s.w. prüfen. Andere aber fordern ausgesprochene Denkarbeit: so muss der Inhalt von Bildern oder Bilderreihen erfasst und wiedergegeben werden; eine angefangene Geschichte muss fortgeführt werden; durcheinander gewürfelte Wörter oder Sätze oder Bilder müssen richtig geordnet werden; der Sinn von Fabeln oder Sprüchwörtern muss angegeben werden u.s.w.

Weitere Beispiele für einige der gebräuchlichsten Tests ²⁾:

1.) **B i n d e w o r t - E r g ä n z u n g s - T e s t** (nach Minkus und Otto Lipmann). Die fehlenden Wörter sind vom Prüfling einzufügen.
„Als wir am Sonntag morgen aufwachten, fragte ich gleich meinen Vater, ob die Sonne scheint — ob es regnet. — das Wetter sehr schön war, und es — regnete — schneite, so wollten wir einen Ausflug machen....“

2.) **A n a l o g i e t e s t**: Zu drei Wörtern ist das passende vierte zu finden (das vom Prüfling zu findende Wort steht hier in Klammern)

Sturm — Ruhe Krieg — (Frieden)

Arm — Ellenbogen Bein — (Knie)

Apfel — Schale Hase — (Fell)

.....

3.) **„M a s s e l o n - T e s t“** (Dreiwortmethode): Aus je drei gegebenen Wörtern sind sinnvolle Sätze zu bilden:

Regen, Kälte, zerbrochener Krug.

Pferd, Biene, heruntergefallener Reiter.

Eisenbahnglück, stehengebliebene Uhr, Freude.

4.) **K r i t i k t e s t**. Aus einem Text sind die widersinnigen Stellen herauszufinden und zu kritisieren.

(Nach Binet:) „Ich habe drei Brüder, Paul, Ernst und ich.“

¹⁾ Die Methodensammlung Stern-Wiegmann enthält nicht weniger als 451 verschiedene Tests.

²⁾ S. auch S. 321.

(Nach W. Stern:) „Ein Herr sagt zu einem anderen: „Ich hörte erzählen, dass Sie von einem Rittergeschlecht aus der Zeit der Kreuzzüge abstammen. Ist das wahr?“ Der Andere antwortete: „Nein das stimmt nicht, es liegt eine Verwechslung mit meinem Vater vor.“

„Der Kirchturm des Dorfes war vor einem Jahr völlig niedergebrannt. Zur Erinnerung hatte man an der Stelle, wo die Turmspitze gewesen war, eine Gedenktafel anbringen lassen.“

5.) Der B o g e n's c h e K ä f i g (nach Hellmuth Bogen, s. Fig. 11 S. 432) erlaubt, die praktische Intelligenz zu prüfen, ohne dass irgend welche sprachlichen Leistungen nötig werden. Ein Gestell aus zwei Holzkästen enthält mehrere in Verbindung stehende Abteilungen und schräge Ebenen. Eine Holzkugel ist in der ersten Abteilung, für die Versuchsperson seitlich durch ein Glasfenster und von vorn durch ein Gitter sichtbar. Aufgabe: die Kugel ist von aussen vermittels geeigneter Stäbe so durch das Labyrinth zu leiten, dass sie schliesslich aus der Öffnung der letzten Abteilung (links unten) herauskommt. Neben dem Gestell liegen verschiedene Stäbe zur freien Wahl. Der Test ist sehr geeignet zur Untersuchung Schwachsinniger, Taubstummer, Sprachgestörter.

Man darf nun freilich niemals glauben, mit einem jeden dieser Tests eine bestimmte, eng umschriebene, Teilfähigkeit des Denkens prüfen zu können. Stets sind noch weitere Fähigkeiten beteiligt. So beruht die richtige Bindewortergänzung in Nr. 1 nicht nur auf dem Verständnis für die logischen Verknüpfungen zwischen den Satzteilen, sondern auch auf dem verfügbaren Wortschatz. Bei Nr. 3 ist neben der logischen Kombination auch die Phantasie mehr oder weniger stark beteiligt. Mit Test 4 wird nicht nur die „Kritikfähigkeit“ im engsten Sinn, sondern auch das Sprachverständnis, die Ausdruckfähigkeit, die geistige Selbständigkeit (die nicht jedes gedruckte Wort für eine unantastbare Wahrheit hält) und anderes geprüft.

Aber hierin ist keineswegs ein Mangel dieser Tests zu sehen. Sie bieten im Gegenteil eine vorzügliche Gelegenheit, die Denkarbeit in ihrer Komplikation zu beobachten und das Ineinandergreifen der verschiedenen Teilfunktionen zu studieren. Freilich darf man sich dann nicht damit begnügen, für jede Leistung eine Bewertungsziffer aufzustellen. Sehr oft kann eine Testlösung, welche nach dem Bewertungsschema als Fehlleistung oder mangelhafte Leistung zensiert wird, darauf beruhen, dass a n d e r e Denkwege als die erwarteten eingeschlagen werden, die aber in Hinblick auf die Altersstufe oder die besondere Geistesart des Prüflings positive Bedeutung haben können.

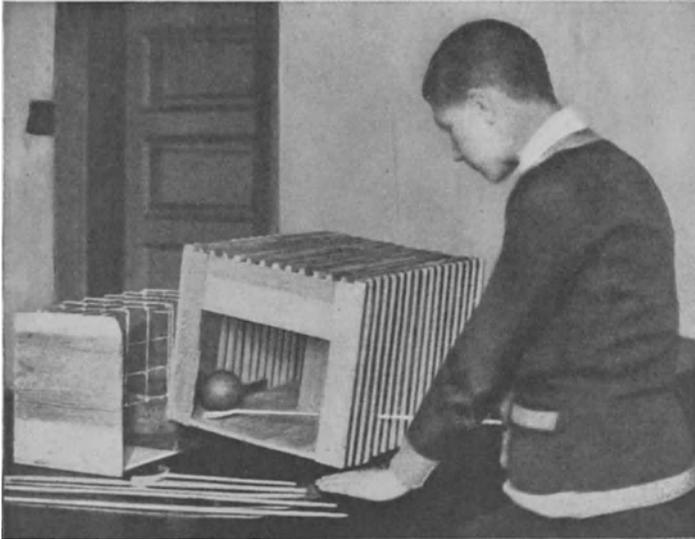


Fig. 11. Prüfung der praktischen Intelligenz am „Bogen'schen Käfig“.

So liefern z.B. Kinder bei dem Analogietest (Nr. 2) oft unerwartete Lösungen; sie bringen Worte, die zu den drei anderen durchaus nicht in dem geforderten *l o g i s c h e n* Verhältnis stehen. Aber dann stellt sich zuweilen heraus, dass die drei gegebenen Wörter im Kinde überhaupt nicht einen diskursiven Denkprozess, sondern ein ganz konkretes *P h a n t a s i e b i l d* einer Situation erzeugt hatten, und dass nun mit innerer Folgerichtigkeit ein zu dieser Situation gehöriges Wort genannt wird.

Sehr instruktiv und reizvoll ist es, Kinder am Bogen'schen Käfig (Test 5) zu beobachten. Das eine Kind starrt nur auf die Kugel, macht den sinnlosen Versuch, sie direkt mit den Fingern durch das Gitter zu holen und bleibt dann ratlos stehen. Ein anderes Kind überschaut zunächst die Gesamtsituation; man kann an seinen Augen- und Kopf-Bewegungen erkennen, wie es im Geiste die einzelnen Teilaktionen vorwegnimmt, ehe es zur Ausführung schreitet. Auch in der Wahl der Werkzeuge bekunden sich grosse Intelligenzunterschiede; bald wird wahllos irgend ein Stab ergriffen und trotz seiner Ungeeignetheit beibehalten; bald wird sorgfältig ausgesucht oder nach einem ersten Misserfolg das Werkzeug gewechselt.

So kann gerade die sorgsame Beobachtung während der Arbeit und die eingehende Analyse der Testergebnisse den Einblick in die geistigen Fähigkeiten von Jugendlichen und Erwachsenen wesentlich vertiefen.

6. T a l e n t e

a) *W e s e n d e s T a l e n t s*. — Neben der Intelligenz und ihren typischen Ausprägungen gibt es noch eine andere Gruppe von geistigen Begabungen, die Talente. Während die Intelligenz das Gesamtverhalten des Menschen bestimmt, ist das Talent *i n h a l t l i c h b e g r e n z t*; es erstreckt sich nur auf eine Teil-sphaere der Person. So hat der eine sprachliches Talent, ein anderer musikalisches, ein dritter technisches Talent u.s.w. Ein und derselbe Mensch kann sogar mehrere Talente haben, z.B. zugleich mathematisches und musikalisches Talent.

Das Talent ist also in seinem Wirkungskreis beschränkter als die Intelligenz, dafür aber tiefer in der Person verankert, weil es nicht nur eine Rüstungsdisposition, sondern zugleich eine Rich-

tungsdisposition ist. Im Talent drückt sich das besonders enge Verhältnis einer Person zu einer Kultursphaere aus, ein Verhältnis, in welchem Liebe zum Gegenstand und Fähigkeit zu seiner Bemeisterung normaler Weise unscheidbar verschmolzen sind. Daher ist es fast nie mehr auseinanderzuhalten, ob die Neigung (zur Musik, zum Malen, zum Bauen, zur Rhetorik u.s.w.) die entsprechenden Fähigkeiten angeregt und gesteigert hat, oder ob umgekehrt die besondere Begabung für bestimmte Leistungsweisen und der erfolgreiche Fortschritt in ihnen die Liebe zu dem Gebiet entzündet hat.

Nur in gewissen aussergewöhnlichen Fällen ist die Verbindung zwischen Neigung und Eignung gelockert oder sogar gelöst. So mancher Mensch lässt eine starke Sonderbegabung ungenutzt, weil ihn keinerlei Interesse zu eingehender Beschäftigung mit dem Gebiet seiner Fähigkeit treibt. Umgekehrt gibt es die „unglückliche Liebe“ eines Menschen zu einem Gebiet, für das er nun einmal keine Fähigkeiten besitzt; er mag es noch so sehr umwerben, mag noch so leidenschaftlich musizieren oder malen, sein Bemühen führt zu keiner nennenswerten Fertigkeit.

Zuweilen aber hat dieses Werben doch Erfolg; dann kommt es zu jener Erscheinung, welche die Individualpsychologie als „Überkompensation einer Minderwertigkeit“ bezeichnet. Gerade ein *Mangel*, der ein bestimmtes Können zunächst erschwert, spornt dann alle Kräfte an, um ihn zu überwinden; Ehrgeiz, Fleiss und Training führen schliesslich zu beträchtlichen Leistungen. So findet man unter Sportsmännern zuweilen Menschen von ursprünglich schwächerer Konstitution, deren grosser Erfolg ohne den verbissenen, nie erlahmenden Kampf gegen ihre Schwäche nicht möglich wäre. Auch im Geistigen mag es gelegentlich Ähnliches geben.

Aber in allen diesen Fällen ist doch die individualpsychologische Behauptung anzuzweifeln, als ob die ursprüngliche Minderwertigkeit geradezu die *Ursache* der späteren Hochleistung sein könnte. Vielmehr wird der Kampf gegen die Schwäche nur dann mit solcher Intensität aufgenommen, wenn andere Dispositionen zu jener (durch die Schwäche erschwerten) Betätigung *drangehen*. Jener Sportmann, von dem wir oben sprachen, kann sehr wohl eine ursprüngliche sportliche Begabung und Neigung haben; aus dieser heraus wird er nun freilich bedeutende Kräfte

aufwenden, um das Hindernis der schwächlichen Konstitution zu überwinden.

Auch das immer wieder zitierte Beispiel von Demosthenes ist ähnlich zu interpretieren. Demosthenes hatte bekanntlich einen schweren Sprachfehler; aus der Hartnäckigkeit, ihn durch Redeübungen zu überwinden, soll dann seine glänzende Rednergabe entstanden sein. Wahrscheinlich wird es wohl umgekehrt gewesen sein: das, als *Disposition* vorhandene, Rednertalent machte die gewaltigen Energien frei, die zur Überwindung äusserer Hemmungen nötig waren.

Die Unterschätzung der ursprünglichen Anlagen ist ein charakteristischer Zug der Individualpsychologie, die alles wesentliche Können des Menschen auf Training bzw. Ermutigung zurückführen möchte. In Wirklichkeit tragen stets beide Faktoren gemeinsam bei zur Entwicklung der menschlichen Fertigkeiten.

b) *Häufigkeitsverteilung der Talente.* — Auch dieses Problem wird kompliziert durch die Spannung zwischen inneren Anlagen und äusseren Einflüssen. Wie gross der Prozentsatz der musikalischen Menschen (oder der zeichnerischen Begabungen u.s.w.) sei, ist deshalb kaum angebbbar, weil wir nicht wissen, wieviele wertvolle Anlagen durch mangelnde Ausbildung oder gar durch Unterdrückung unverwirklicht bleiben. Sehr charakteristisch für diese Problematik ist die Entwicklung des Schreibkönnens. In früheren Jahrzehnten und bei primitiven Völkern galten und gelten die Schreibkundigen nicht nur als besonders geschult und gelehrt; sondern man schreibt ihnen auch eine besondere *Gabe* zu, gleichsam ein Maltalent für die geheimnisvollen Zeichen. Heut wissen wir, dass es dazu keiner Sonderfähigkeit bedarf, die nur einem Bruchteil der Menschen vorbehalten wäre, sondern dass jeder normale Mensch das Schreiben lernen kann.

Auch das eigentliche zeichnerische Talent ist lange Zeit stark vernachlässigt worden. Als Kerschensteiner vor drei Jahrzehnten die zeichnerische Begabung sämtlicher Münchener Volksschulkinder mit Aufgaben untersuchte, die von den damals üblichen, sehr unvollkommenen Methoden des Zeichenunterrichts abwichen, entdeckte er eine Reihe von starken Talenten, die der Schule entgangen waren. Diese psychologischen Untersuchungen haben seiner Zeit mit dazu beigetragen, den Zeichenunterricht in den deutschen Schulen zu reformieren. Seitdem ist nicht nur die Freude am Zeichnen mächtig gestiegen; sondern es ergab sich auch, dass

zahlreiche, früher als unbegabt geltende, Kinder merkliche zeichnerische Begabung besassen.

Natürlich bedeutet das nicht, dass man aus allen Kindern durch Schulung kleine Raffaels machen könnte. Möglich ist die Hebung des Gesamtniveaus und die Freisetzung jener, früher vernachlässigten, Fähigkeiten, die in allen Menschen ruhen. Die höheren und höchsten Grade des zeichnerischen, ebenso wie jedes anderen Talents werden aber stets nur einer Minderheit von Menschen zukommen; und dies kann auch durch eine noch so umfassende und psychologisch adäquate Schulung nicht geändert werden.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Formel, die man zuweilen von begeisterten Reformern der Musikpädagogik hört, zu beurteilen: es gebe eigentlich keine „unmusikalischen“ Menschen, alles komme nur auf die musikalische Erziehung an. In Wirklichkeit gibt es eine — allerdings kleine — Anzahl von Menschen, die hoffnungslos für alle Musik unempfänglich und für Musizieren absolut untauglich sind; ihre „Amusie“ ist unheilbar. Dann gibt es aber sehr zahlreiche Menschen, welche eine gewisse Freude an Musik haben und es auch zu einer gewissen Fertigkeit im Singen und im Spielen eines Instrumentes bringen können; in dieser Gruppe hat Erziehung eine weitgehende Bedeutung. Die eigentliche *Musikalität* aber ist nun doch wieder der besondere Besitz einer Minderheit. Ihr Wesen besteht gerade in dem, was nicht erlernbar ist; sie ist auch keine blosse Fähigkeit, sondern ein Leben in Musik, ein Nichtlebenkönnen ohne Musik. Das musikalische „Talent“ im engeren Sinne geht nur als Teildisposition in diese personale Gesamteinstellung ein.

Entsprechende Betrachtungen lassen sich über jedes andere Talent anstellen.

c) *Analys e d e r T a l e n t e*. — Wenn auch jedes Talent die einheitliche Gesamthaltung einer Person zu einem Kulturgebiet bedeutet, ist innerhalb seiner doch eine grosse Mannigfaltigkeit von Teilfähigkeiten und Tendenzen zu unterscheiden. Auch die Talente sind also *p r o f i l i e r t*; zwei Menschen, die ein Talent in ungefähr gleich hohem *G r a d e* besitzen, können dennoch in ganz verschiedener *W e i s e* talentiert sein.

Die Einzelfähigkeiten eines Talent es sind zum Teil einer Gradmessung fähig.

Man betrachte z.B. die Aufzählung der Teilfähigkeiten des musikalischen Talents, die S. 18 gegeben worden ist: von diesen sind Unterschiedsempfindlichkeit und Tongedächtnis mit bekannten Methoden messbar. Für die Prüfung rhythmischer und melodischer Begabung sind in neuerer Zeit ebenfalls exakte Verfahrensweisen mit Erfolg angewandt worden ¹⁾).

Ein interessantes Teilergebnis sei erwähnt. Es erwies sich, dass die rhythmische Begabung viel stärker im Angeborenen verankert und daher viel weniger durch Erziehungs- und Entwicklungseinflüsse zu steigern ist. Während daher die Fähigkeiten der Kinder im Wiedererkennen und richtigen Hervorbringen von Melodien mit steigendem Alter deutlich zunahm, zeigte sich bei den rhythmischen Leistungen kein nennenswerter Altersfortschritt. Manche sehr kleine Kinder überragten infolge ihrer angeborenen rhythmischen Fähigkeit weit den Durchschnitt von höheren Altersstufen.

Bei den Teilfunktionen höherer Art, wie Affekterregbarkeit, Musikverständnis, kompositorische Begabung, versagt freilich das Messen, und man ist auf Schätzung und auf qualitative Beurteilung angewiesen. Dies gilt erst recht von der Beurteilung der Begabung im ganzen. Die Ziffer, mit der bei der Aufnahme in eine Musikschule die Begabung eines Kandidaten im ganzen bewertet wird, ist psychologisch als eine sehr zweifelhafte Grösse anzusehen. Denn das Gesamtbild der Begabung ist nun einmal nicht durch blosses Summieren der Teilleistungen als Mosaik zu gewinnen; vielmehr hängt die Rolle, die eine Teilfähigkeit innerhalb des Talenten spielt, von der Struktur des Talenten und seiner Verankerung in der Person ab.

Gewiss fordert das Leben zuweilen solche Totalziffern für den Grad eines Talenten (so z.B. auch bei Berufseignungsprüfungen). Man muss sich dann aber immer davon Rechenschaft geben, wie unvollkommen, psychologisch gesehen, ein solcher diagnostischer Index ist.

Die verschiedene Profilierung führt wieder innerhalb jedes Talenten zu typischen Differenzierungen.

Wir wählen hier als Beispiel die Begabung für die optischen Künste. Den Hauptkunstgebieten: Malerei, Zeichnung, Plastik,

¹⁾ Es sei u.a. auf die Untersuchungen und Methoden von Seashore, Révész, Rupp hingewiesen. Aus unserer Hamburger Arbeit nenne ich die Arbeit von Prager über rhythmische Begabung und die umfassende Untersuchung Brehmers über melodische Begabung im Kindesalter.

Architektur, Kunstgewerbe entsprechen sehr verschiedene Begabungsrichtungen; und es kann ein Künstler selbst als Maler vornehmlich dem zeichnerischen, als Zeichner dem malerischen Typus angehören. Nach anderen Gesichtspunkten kann man (ähnlich wie bei der Intelligenz) den Subjektivisten und den Objektivisten, den Analytiker und den Synthetiker unterscheiden. Im Verhältnis zur sichtbaren Welt gibt es alle Abstufungen: den reinen Kopisten, den Naturalisten, den Phantasten, den Expressionisten. — Gewiss sind auch solche Talenttypen zum Teil von Strömungen und Moden abhängig; so schien in einer gewissen Epoche die Mehrzahl aller Maler zum expressionistischen Typ zu gehören. Aber auch jenseits dieser Einflüsse gibt es eine angeborene Tendenz zur Betätigung des Talentbesitzers in dieser oder jener Weise.

Im Grossen und Ganzen betrachtet, besteht die Psychologie der Talente zur Zeit noch weit mehr in Problemen als in Ergebnissen. Hier ist in der Zukunft noch viel zu tun.

III. TIERISCHE INTELLIGENZ

1. Das Problem

Ist der Intellekt eine nur-menschliche Eigenschaft? Vermag allein der Mensch zu denken, nicht aber das Tier? Diese Frage lässt sich nach dem Stande der heutigen Psychologie nicht mehr so glatt mit Ja oder Nein beantworten, wie es frühere Zeiten wagten. Es waren weniger psychologische als weltanschauliche Interessen¹⁾, welche dem Tier das Denken bald völlig absprachen, bald in einer ganz menschenähnlichen, höchstens graduell geringeren Weise zusprachen.

Erst die letzten Jahrzehnte haben in unbefangener Forschung die Frage geklärt; man kann heut schon mit Sicherheit sagen, dass beide eben erwähnten Dogmen fehl gehen. Zwar gibt es eine intellektuelle Grenze zwischen Mensch und Tier; aber diese liegt nicht zwischen Denkenkönnen und Nicht-Denkenkönnen, sondern innerhalb der Denkfähigkeit selber: zwischen vitalem, konkret-praktischem, unformuliertem, gegenwartsgebundenem Reaktions-Denken — und dem überbio-

¹⁾ Vgl. S. 55.

logischen, abstrakt-logischen, sprachlich formulierbaren, zeitüberlegenen Spontandenken.

Freilich sind selbst jene vormenschlichen Urformen primitiven Denkens mit Sicherheit nur bei wenigen sehr hoch organisierten Tierarten und Tierindividuen, und auch bei diesen nur als relativ seltene psychische Spitzenleistungen nachgewiesen worden, über die gleich zu berichten sein wird. Was sonst als tierisches „Denken“ angesehen wird, beruht zum Teil auf vagen Vermutungen, zu einem anderen Teil auf offenkundigen Fehldeutungen tierischer Verhaltensweisen. Zeigen diese nämlich eine äussere Ähnlichkeit mit solchen Handlungen *d e s M e n s c h e n*, die nur unter starkem Denkaufwand vollziehbar sind, dann liegt es nahe, auch beim Tier eine entsprechende „Intelligenz“ anzunehmen.

Weite Reise machen, Häuser bauen kann der Mensch nur auf Grund eingehender Planung, Vorüberlegung, denkender Entscheidung. Wenn nun Zugvögel weiteste Reisen mit Rückkehr an den Ausgangspunkt vollbringen, wenn Bienen ihre Waben, Vögel ihre Nester auf das Zweckmäfsigste bauen — sind das nicht dann ebenfalls Denkleistungen, und zwar um so imposantere, als die sonst für solche Denkvollzüge nötigen Voraussetzungen (Sammeln von Erfahrungen, kulturelle Überlieferung, sprachliche Verständigungsmöglichkeit) völlig fehlen?

Wir werden uns mit dieser geheimnisvollen Leistung anderwärts zu beschäftigen haben, (beim Kapitel *I n s t i n k t e*); in das Reich der Intelligenz gehören sie *n i c h t*. Denn es handelt sich hier nicht um das Fertigwerden mit Neuem, sondern im Gegenteil um ein selbstverständliches Eingespieltsein auf konstant bleibende Lebensbedingungen, um ein inneres Funktionieren, dessen Zielstrebigkeit des individuellen Denkens nicht bedarf, weil es in tiefen Erbschichten jedes Individuums gattungsmäfsig verankert ist. Die bemerkenswerten Untersuchungen J. v. Uexkülls und anderer über die tierische Umwelt haben gezeigt, wie weit dieser Einklang der tierischen Individuen mit ihrer „Merk- und Wirk-Welt“ reicht. Ein Lebewesen, das über eine solche *E i n - G e p a s s t h e i t* in eine ausserordentlich einförmige und durch die Generationen stabile Welt verfügt, hat nicht die *A n - P a s s u n g* an neue Weltkonstellationen durch eigene Denkakte nötig.

2. E i n s i c h t

Schwieriger wird das Problem tierischer Intelligenz bei jenen Tierarten, die bereits des L e r n e n s fähig sind. Wer „lernt“, gewinnt allmählich Fertigkeiten, die er früher nicht besass; hier bricht also schon „Neues“ in das Leben des Individuums ein. Aber die Einförmigkeit dieses äusseren Sachverhalts darf nicht die grosse Mannigfaltigkeit der Formen verdecken, die sich im tierischen Lernen finden. Die Hauptstufen der mnemischen Leistungen von Tieren: Umgewöhnung, Vertrautheitshaltung, Zähmung und Dressur, haben wir bereits an anderer Stelle besprochen; dort wurde auch (S. 267) der Punkt erwähnt, bei dem die eigentliche Intelligenzproblematik einsetzt: die Möglichkeit, dass bei höheren Tieren diese Lernvorgänge „durch den Einschlag der E i n s i c h t . . . eine andere Struktur erhalten“.

Mit dieser aufblitzenden Einsicht ist in der Tat ein Sprung in den tierischen Lernleistungen festzustellen. Ein sorgsamer Beobachter kann es sehr wohl dem äusseren Verhalten eines in Dressur befindlichen Tieres anmerken, ob es lediglich von einer werdenden Gewohnheit getrieben wird (die auch sinnlose Teilhandlungen enthalten kann, und zuweilen durch völlig fehlgehende Handlungen unterbrochen wird), oder ob das Tier nun „heraus hat, worauf es ankommt“ und nicht nur objektiv zielgemäfs, sondern s u b j e k t i v z i e l s t r e b i g handelt. Auch Tiere können zweifellos „Aha“-Erlebnisse haben und nun plötzlich die Art des Handlungsvollzugs aus blindem Automatismus in sinnvolle Zuordnung von Mittel und Zweck verwandeln. Wir sind wohl gezwungen, hier allererste Anfänge von denkartigen A b l ä u f e n anzusetzen, so wenig wir auch etwas aussagen können über den tatsächlichen Bestand von psychischen B e w u s s t s e i n s - I n h a l t e n gedankenmäfsiger Natur.

Der Denkantheil bei adressierten Handlungen kann sich auch darin zeigen, dass eine gewisse S p i e l r a u m b r e i t e d e s H a n d e l n s erworben wird, sodass auch bei Änderungen der Situationsbedingungen dennoch sinngemäfsere Vollzug möglich bleibt. So hatte Sarris einen Hund darauf dressiert, auf die Worte „geh auf Stuhl“, auf einen Stuhl zu springen und sich dort niederzusetzen. Das Tier konnte nun diesen Befehl auch ausführen, wenn der Stuhl durch Einhüllung in Papier merklich verändert

wurde, wenn er ganz unter einen Tisch gerückt war, sodass ein anderes optisches Gesamtbild vorlag, wenn der Stuhl durch einen lehenlosen Schemel ersetzt war; ja, als weder Stuhl, noch Schemel im Sichtbereich war, benutzte das Tier in Ausführung des Befehls die untere Etage eines Regals. Da hierbei zwischen Hören des Wortes und der Ausführung des Befehls ganz offensichtlich Intervalle des Suchens eingestreut waren, so wird man annehmen müssen, dass sich im Tier die reflektorische Verbindung: Befehls Worte/Stuhl sublimiert hatte zu der Einsicht: Aufforderung, Sitzgelegenheit zu suchen.

Aber mit dem sinnvollen Lernen und der Auflockerung der Dressur ist noch nicht die Möglichkeit tierischer Intelligenzleistung erschöpft. Bei aller Dressur wird immerhin der Zusammenhang von Mittel und Zweck dem Tiere von aussen dargestellt und erst nachträglich von diesem verstanden. Ein Tier kann aber unter Umständen einen solchen Zusammenhang selber finden; es kann von sich aus wirkliche Neuhandlungen sinnvoller Art ausführen.

Solche Feststellungen sind vor allem bei Affen und Hunden gemacht worden.

Bahnbrechend waren hier die Versuche, die Wolfgang Köhler an Schimpansen anstellte. Den Tieren wurden beliebte Genussmittel (Bananen) unter sehr erschwerten Bedingungen dargeboten, sodass sie mit ihren instinktiven Mitteln (Greifen, Klettern) nicht an sie herankommen konnten — sie fanden dann von sich aus neue und zweckmäßige Wege zur Erreichung des Ziels und benutzten sogar dafür verfügbare Gegenstände als Werkzeuge. So wurde ein Bambusstock herangeholt, um als Angel nach der weit vor dem Käfig liegenden Banane zu dienen; und als ein Stock nicht reichte, kam ein besonders intelligenter Affe ganz von selbst sogar darauf, das Werkzeug durch Ineinanderstecken zweier Stäbe zu verlängern. — Um das an der Decke hängende Ziel zu erreichen, wurde eine Kiste unter die Banane geschoben, dann sogar noch eine zweite darauf gesetzt u.s.w.

Sarris hat vor den Augen seiner Hunde ein Stück Fleisch unter einen umgestülpten Blechtopf gelegt, der oben mit Steinen beschwert war. Während die weniger intelligenten Hunde nicht über den immer wiederholten, vergeblichen Versuch hinauskamen, den Topf direkt an dem unteren Rande, wo sie das Fleisch rochen,

umzuwerfen, haben einige Hunde von selbst die Steine als Behinderung erkannt und erst diese einzeln hinuntergeworfen (mit jedesmaligem Versuch, ob der Topf jetzt beweglich sei) und schliesslich so ihr Ziel erreicht.

In allen diesen Fällen wurden Dressur und Gewöhnung auf das Ängstlichste vermieden. Wohl ist es möglich, dass dem Tiere in seinen unablässigen und zunächst ungeordneten Bestrebungen, das Ziel zu erreichen, einmal z u f ä l l i g die zweckmäßige Bewegung glückte; aber selbst in solchen Fällen war es bemerkenswert, dass dann sofort das Aha-Erlebnis einschnappte und nun das weitere Tun offensichtlich einsichtsvoll vor sich ging.

Für die Probleme der m e n s c h l i c h e n Intelligenz sind diese Höchstformen tierischer Denkleistungen aus zwei Gründen von grosser Bedeutung.

Entwicklungspsychologisch zeigt sich eine grosse Ähnlichkeit mit den primitivsten Formen menschlicher Intelligenz, wie wir sie namentlich beim Kleinkind beobachten können. Auch hier das allmähliche E i n s i c h t i g w e r d e n solcher Vollzüge, die zunächst nur angelernte sinnlose Dressurkunststücke gewesen waren; auch hier erste Versuche, eine Bedürfnisbefriedigung, die auf direktem Wege nicht glückt, auf indirektem Wege mit Hilfe eigener E r f i n d u n g zu erreichen. Auch hier jene enge B e g r e n z t h e i t der Denkvollzüge, die uns zum folgenden Gesichtspunkt überleitet.

4. Die Grenzen des tierischen Intelligenz

Da wir nunmehr wissen, was tierisches Denken bestenfalls leisten kann, sind auch die Grenzen gegen die vollentwickelte menschliche Intelligenz deutlich zu ziehen. Es ergeben sich folgende Hauptunterscheidungspunkte:

1) Eigentliche Denkleistungen sind beim Tier nur A u s n a h m e h a n d l u n g e n, seltene Einbrüche in eine sonst denkfremde Lebensführung. Sie spielen daher in der Gesamtstruktur des tierischen Individuums nicht annähernd die Rolle, wie im Gefüge der menschlichen Person.

2) Denkvollzüge treten beim Tier nur in engstem Zusammenhang mit b i o l o g i s c h s t a r k b e t o n t e n B e d ü r f n i s s e n auf, und zwar immer erst dann, wenn sich das Bedürfnis

nicht auf unmittelbarem Wege befriedigen lässt. Nur aus der Stärke des, zunächst gestauten, Bedürfnisses erwächst dem Tiere der Kraftaufwand, der für einen Denkkakt nötig ist. Wir hatten im Gegensatz hierzu gesehen, dass der menschliche Intellekt sehr bald die Grenze vitaler Gebundenheit überschreitet, objektive Ziele sich setzt und verfolgt und schliesslich im theoretischen Denken einen selbständigen Eigenbereich seiner Betätigung schafft. Von alledem ist beim Tier auch nicht die geringste Spur vorhanden.

Eine seltsame Verirrung hat dazu geführt, tierische Intelligenz gerade auf Gebieten zu suchen, die garnichts mit der biologischen Bedürfnissphäre des Tieres zu tun haben. So haben „sprechende“ und „rechnende“ Pferde und Hundelängere Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangen können. Diese Tiere hatten angeblich gelernt, durch Klopfen mit dem Hufe (bezw. der Pfote) eine Zahl als Ergebnis einer optisch gestellten Rechenaufgabe, oder die Ordnungszahl eines Buchstabens im ABC anzugeben und durch solche „Buchstabiermethode“ Worte zusammensetzen. Sogar das Ausziehen von Kubikwurzeln, die Wiedergabe fremder, dem Tier einmal gesagter Namen und Ähnliches sollte auf diesem Wege möglich sein. Alle ernsthaften Psychologen sind davon überzeugt, dass es sich hier nur um Dressurleistungen handeln konnte, indem die Tiere gelernt hatten, auf die unwillkürlichen Spannungs- und Erwartungshaltungen des „Lehrers“ beim Eintreten des kritischen Fusschlags weiteres Klopfen zu unterlassen. Gerade wenn man es für möglich hält, dass Pferde und Hunde zu gewissen Denkleistungen innerhalb ihrer Biosphäre fähig sind, wird man die Absurdität doppelt empfinden, dass sich ihr Denken auf solche ganz abseitigen, zu ihrem tierischen Dasein ganz disparaten Gebiete wie Rechnen und Buchstabieren erstrecken sollte, und dass sie — was bei echtem Denken zu erwarten wäre — ihr unerhörtes Können in keiner Weise zur Umgestaltung ihres Daseins verwerteten. Niemals hat eines dieser Tiere die Klopfsprache zu wirklichen spontanen Sprachäusserungen, etwa zum Stellen einer Forderung oder Frage, zum Ausdruck eines Wunsches oder Affektes, benutzt!

Vielleicht, dass die Dressur soweit zugleich zu „Einsichten“ geführt hatte, dass das Tier nun wusste: mit diesen und diesen Bewegungen oder Bewegungshemmungen ist der Herr zufrieden zu stellen und ist von ihm eine Belohnung zu erwarten. Dann wäre das Fussklopfen für das Tier aus blosser Gewöhnung zu einer sinnvollen Handlung geworden; aber der „Sinn“ war ein ganz anderer, viel primitiverer, und hatte nichts mit „Rechnen“ oder „Buchstabieren“ zu tun ¹⁾.

¹⁾ Aus der umfangreichen Literatur erwähnen wir das Buch von Herrn v. Osten über den „Klugen Hans“, die Publikationem von Krall und seiner Anhänger über die „Elberfelder Pferde“ und die gründliche, auf eingehenden Experimenten beruhende Widerlegung durch O. Pfungst.

3) Tierische Denkvollzüge sind durchaus *anschauliche* Natur: in einer konkreten Situation wird eine konkrete Lösung gesucht. Wenn wir oben von einer gewissen „Verallgemeinerung“ sprachen (bei dem Hund, der auf die Aufforderung „geh auf Stuhl“ verschiedenartige Objekte als Stuhl behandelte), so liegt in keiner Weise jene Abstraktion vor, die zu dem „allgemeinen“ Begriff Stuhl geführt hätte, sondern lediglich eine gewisse Spielraumbreite des praktischen Tuns, das aber in jedem einzelnen Falle durchaus konkret bleibt. Kein Hund kommt zu dem „Gedanken“: Stuhl ist eine (von der jeweiligen Form unabhängige) Sitzgelegenheit. Diese Unfähigkeit ist identisch mit der Unfähigkeit zur Sprache; sahen wir doch oben, dass eine Voraussetzung alles Sprechens darin besteht, Zeichen zu besitzen für fixierte, verselbständigte und von den Zufällen des Augenblicks abstrahierte Gedanken.

4) Tierisches Denken ist *Gegenwartsdenken*. Denn Anschaulichkeit (siehe Punkte 3) ist ja nur in der Gegenwart, im Hier und Jetzt möglich. Dass „Gegenwart“ kein Punkt, sondern die Zeitspanne eines in sich zusammenhängenden einheitlichen Lebens ist, haben wir früher besprochen. Nur innerhalb einer solchen recht engen Frist kann sich ein Tier Denkziele setzen und Denkakte vollziehen. So bleibt dem Affen, der die Banane nicht direkt erreichen kann, diese Banane noch „gegenwärtig“ (nämlich Bedürfnisziel), wenn er sich auch momentan von ihr abwendet, um sich nach einem Werkzeug umzusehen, mit dem er nach ihr angeln kann. Aber er vermag z.B. nicht mehr — wenn er sehr durstig ist und es zu regnen anfängt — auf den Gedanken zu kommen, eine Kokosschale in den Regen zu stellen, mit dem Ziel, darin so viel Wasser zu sammeln, dass er *nach einiger Zeit* trinken kann.

Gewiss, auch Tiere sorgen vor (z.B. durch Vorratsammeln für den Winter, durch Bauen von Waben für die kommende Brut u.s.w.); auch Tiere beginnen Handlungen auf weite Sicht (Zug der Zugvögel nach dem Süden). Aber gerade diese Zukunftseinstellungen sind beim Tier durchweg und restlos instinktiver Natur, also *nicht* von Einsicht in das späte Ziel und von Planung und Disponierung begleitet.

Wenn man bedenkt, dass die entwickelteren menschlichen Denkvollzüge fast durchweg über die Gegenwart hinausreichen,

dass der Mensch durch planendes, vorwegnehmendes, vorsorgendes Denken weit hinausgreift in die personale und transpersonale Zukunft, dass dieses „Zukunft-Denken-Können und -Wollen“ ihn erst als personalgeschichtliches Wesen konstituiert — dann kann man erst die Weite der Kluft ermessen, die zwischen tierischem und menschlichem Denken besteht.

ACHTZEHNTE KAPITEL

PHANTASIE

I. WESEN DER PHANTASIE

1. Bewusstseinspsychologische Betrachtung

Die Abgrenzung der Phantasiefunktion gegen die anderen Bereiche des Seelenlebens stösst auf eine eigentümliche Schwierigkeit.

Solange man sich nämlich darauf beschränkt, die Bewusstseins-Inhalte und -Abläufe des Phantasielebens zu beschreiben, findet man lediglich Merkmale, die auch in anderen seelischen Provinzen vorkommen. Erst bei der Erweiterung der Betrachtung ins Personale und Transpersonale treten die eigentlichen Unterscheidungskriterien hervor.

Dem psychischen Inhalt nach gehören Phantasieerlebnisse vornehmlich in die Kategorie der Vorstellungen: sie haben konkreten Gegenstandscharakter, stehen in Gegensatz zur Abstraktheit rein gedanklicher Inhalte. Aber hierin sind Phantasievorstellungen psychisch nicht grundsätzlich anders beschaffen als Gedächtnisvorstellungen oder Erwartungsvorstellungen. Nehmen wir so ausgesprochene Phantasiegebilde wie „Fee“ oder „Flügelross“, so ist im Vorstellungsbestand selbst kein Merkmal anzugeben, wodurch sie sich von den Vorstellungen einer wirklichen Frau, eines früher einmal gesehenen Pferdes unterscheiden müssten.

Gewiss können psychologische Unterschiede in der Art der Wirklichkeitsintention bestehen. Es gibt viele Phantasievorstellungen, bei denen zugleich das Bewusstsein vorhanden ist, dass ihnen keine objektive Realität entspreche, dass sie einer Scheinwelt angehören. Dieser — in der Tat sehr wesent-

liche — Tatbestand muss später ausführlich erörtert werden; aber er liefert nicht das jetzt zu suchende Merkmal, welches Phantasievorstellungen allgemein gegen andere Vorstellungen abgrenzt. Denn das Bewusstsein der Unwirklichkeit fehlt oft genug: so bei Erinnerungen, die durch überwuchernde Phantastik gefälscht werden, bei den Wahngebilden der Irren, bei Luftschlössern von Phantasten, bei Traumphantasieen, vielfach auch beim Phantasiespiel des Kindes — ohne dass der „Phantasie“-Charakter der Vorstellungen durch die sen Wirklichkeitsglauben aufgehoben würde.

Oder gibt es vielleicht eine psychologisch charakteristische Art des Auftretens, die der Phantasie und nur ihr zukommt?

Man pflegt bei geistigen Prozessen bekanntlich „intuitive“ und „diskursive“ Abläufe zu unterscheiden. Bei jenen drängen sich die einzelnen Gestaltungen mit einer Evidenz auf, die keiner Begründung fähig und bedürftig ist: sie sind auf einmal da, bewusstseinsmäÙsig unvorbereitet und sogleich fertig in geformter Anschaulichkeit, die zuweilen fast die Lebhaftigkeit echter Wahrnehmungen gewinnen kann. Beim diskursiven Ablauf dagegen wird langsam und schrittweise jedes Moment aus den vorhergehenden Momenten entwickelt, das Ganze rational aus den Teilen aufgebaut. Nun sind zweifellos Phantasiegeschehnisse vorwiegend intuitiv, und im Gegensatz dazu Denkgeschehnisse sehr stark diskursiver Natur. Aber schon früher (S. 393/4) hatte sich gezeigt, dass es auch beim Denken nicht ohne Intuition abgeht, die sogar — als „Einfall“ — eine selbständige Bedeutung gewinnen kann. Andererseits sind Phantasieabläufe, namentlich solche umfassenderer Art, ohne diskursive Einschläge garnicht möglich. Ferner gibt es auch noch in anderen Seelenbereichen, z.B. beim Gedächtnis, Vorstellungen, die ohne Bewusstseinsvorbereitung (also „intuitiv“) auftreten: die sog. freisteigenden Vorstellungen. — Somit ist auch dieser Gesichtspunkt als Abgrenzungskriterium für „Phantasie überhaupt“ nicht brauchbar.

2. Personalistische Betrachtung

a) Unstimmigkeit zur Objektwelt. — Der eigentliche Sinn des Begriffs „Phantasie“ enthüllt sich erst einer personalistischen Betrachtung; denn er betrifft das Verhält-

nis Person/Welt. Dort wo die Gegenstandsintention menschlicher Vorstellungen der objektiven Gegebenheit als etwas anderes und Fremdes gegenübersteht, spricht man von Phantasie. Es ist dies zunächst eine Bestimmung von aussen her und zugleich eine negative Abgrenzung: Phantasie ist das Gebiet der zur objektiven Welt unstimmgigen Vorstellungen eines Menschen. Zur objektiven Welt: das kann bald die praktische Realität sein, in der die harten, von allen anzuerkennenden Gesetze der Tatsächlichkeit gelten; es kann die Welt der sozialen Gemeinschaft sein, deren Überzeugungen und Wertungen von jedem Glied übernommen werden sollen; es kann die Welt der wissenschaftlichen Erkenntnis sein, die um so reiner ist, je mehr sie entsubjektiviert ist. Sofern sich die konkrete Vorstellung eines Menschen mit solchen Objektivitätsansprüchen nicht deckt, ist sie ein „Phantasma“; und die aus solchen Phantasmen sich aufbauende personale Welt ist eine „Phantasiewelt“, eine unobjektive Welt.¹⁾

Während also (s. S. 447) für den phantasierenden Menschen selbst die Einsicht in den mangelnden Objektivitätscharakter seiner Vorstellungen nicht notwendig ist, sehen wir jetzt, dass für seine Eingliederung in die Welt des Handelns, der Gemeinschaft und der Wissenschaft die Nichtobjektivität seiner Phantasievorstellungen wesentlich ist.

Dieser Zug führt leicht zur Abwertung der Phantasie, nämlich überall dort, wo allein Bewertungsmaßstäbe der praktischen, sozialen oder theoretischen Objektivität vorherrschen.

Es gibt Situationen, in denen die Phantasie gefährlich werden kann, weil alles auf Einstimmigkeit der Bewusstseinsinhalte mit der Realität ankommt; so bei Aussagen über vergangene Tatbestände, bei Entscheidungen über bevorstehende Handlungen, bei Verifikation wissenschaftlicher Hypothesen. Der phantasierende Zeuge, der phantasierende Spekulant, der phantasierende Forscher können mit ihren Phantasieen grossen Schaden anrichten.

Es gibt ferner Menschen von so realistischer Grundbeschaffenheit, dass sie an der Phantasie nur jene Unstimmigkeit

¹⁾ Von einer anderen Art der Objektivität, zu der die Phantasiebetätigung eine sehr positive Beziehung hat, wird erst später zu sprechen sein.

zur Realität und zu allgemeinen Geltungen sehen und sie deshalb geringschätzen: es sind dies die Tatsachenmenschen, die nüchternen Beobachter, die reinen Zwecknaturen, Philister, Pedanten einerseits, — die Prinzipienmenschen, Moralisten, reinen Theoretiker, Logizisten andererseits.

Allein diese negative Bewertung der Phantasie ist nur so lange möglich, als man das Grundverhältnis Person/Welt lediglich von der Objektseite her — also äusserlich — beachtet. Jetzt aber erheben sich erst die personalistischen Fragestellungen im engsten Sinne: Wie ist es möglich, dass jede Person eine Vorstellungswelt hat, die zur objektiven Welt unstimmig ist? (Ursachfrage). Und: was bedeutet diese nicht-objektive Bewusstseinswelt für die Person selber? (Sinnfrage).

b. S p o n t a n e i t ä t. — Die Antwort auf die Ursachfrage lautet: Phantasiegebilde sind konkrete Eigenzeugnisse der Person, welche die Erfahrungen überschreiten. Hier wird also der Unterschied zu den Wahrnehmungen, Gedächtnis- und Erwartungs-Vorstellungen deutlich, welche sämtlich auf Erfahrung — d.h. lebendigem Kontakt der Person mit der ausserpersonalen Welt beruhen. Man verstehe diese Beziehung zur „Erfahrung“ nicht falsch. Auch Wahrnehmungen und Gedächtnisvorstellungen sind nicht — das haben ja frühere Kapitel eingehend gezeigt — blosse, passiv empfangene Impressionen und deren Nachwirkungen; in aller „Erfahrung“ sind die Reize bereits personal verarbeitet. Aber auch noch diese geformte Erfahrung wird überschritten in der Phantasie. Überschritten — nicht etwa negiert. Vielmehr werden in der Überschreitung Erfahrungsmomente fortwährend benutzt, um in neue Gebilde umgegossen zu werden. Diese Beziehung von „alt“ und „neu“ in der Phantasieschöpfung bedarf einer näheren Betrachtung.

Mechanistisch eingestellte Psychologien haben früher gerade darauf den Nachdruck gelegt, dass es doch immer wieder Erfahrungs-„Elemente“ seien, die nur in neue Kombinationen gebracht würden; eine „Urschöpfung“ wirklich neuer Phantasiegebilde sei unmöglich.

Für eine solche Auffassung gibt es zahlreiche Belege. Die schon einmal erwähnte Phantasievorstellung „Pegasus“ ist, so scheint

es, nur eine Addition zweier allbekannter Erfahrungselemente: „Flügel“ und „Pferd“; und Homer kann das berühmte Ungeheuer „Chimaere“ nicht anders beschreiben als: vorn ein Löwe, hinten eine Schlange, in der Mitte eine Ziege.

Das phantastischste Gedicht besteht aus Worten, die aus der Erfahrung bekannt sein müssen; und selbst sprachliche Neubildungen in diesem sind wiederum nur Zusammensetzungen und Ableitungen aus erfahrungsgegebenen Wörtern. Das phantastischste Märchen arbeitet letzten Endes mit lauter bekannten Elementen, die nur gesteigert oder verkleinert, und vor allem in ganz neue Verknüpfungen gebracht werden. Genau ebenso kann man bei der *Zerlegung* von Träumen, Luftschlössern, Kunstwerken, Mythen, Hirngespinnsten schliesslich überall auf empirisch bekannte Elemente stossen.

Das alles mag zutreffen; aber es ist für die Psychologie der Phantasie sehr wenig belangvoll. Denn es kommt beim Phantasiegebilde nicht sowohl darauf an, *w o r a u s* es erzeugt sei, sondern *w i e* aus beliebigem Rohmaterial — mag es noch so bekannt, und mag es noch so dürftig sein — etwas durchaus anderes, Einmaliges, gestalthaft Einheitliches erzeugt wird. Beethovens Sonaten sind darum nicht weniger „neu“ und nicht weniger aus „Spontaneität“ geboren, weil nur eine kleine Anzahl bekannter musikalischer Töne zur Verwendung gekommen sind. Und was hier vom Phantasie-Werke gilt, gilt gleichermaßen von der *Phantasie-Vorstellung*. Würde es bei dieser nur darauf ankommen, die aus früheren Erfahrungen stammenden Bewusstseins-elemente in eine andere Verknüpfung zu bringen, dann gäbe es ungezählte Möglichkeiten der Gruppierung, und einer jeden würde eine Phantasievorstellung entsprechen. In Wirklichkeit ist es aber das Eigentümliche der Phantasie, dass sie in ihre Gebilde nur solche „Elemente“ hineinlässt, die hineinpassen, die von der anschaulichen Ganzheit der Gestalt gefordert, angezogen und aufgesogen werden. Auch sind es ja in Wirklichkeit gar keine „Elemente“, d.h. stabile Steinchen eines psychischen Mosaiks; denn sie werden beim Eingehen in ein Phantasiegebilde etwas anderes, als sie in einem früheren Strukturzusammenhang gewesen waren. Beliebige Flügel, an einer beliebigen Stelle einem Pferd aufgesetzt, ergeben noch lange keinen Pegasus; und noch so viele Erfahrungen, die aus alten Chroniken über den Magier Faust

zusammengetragen und dann mosaikartig zusammengesetzt werden, ergeben noch lange keinen Goethe'schen Faust als einheitliche Phantasiegestalt.

Es ist also gerade das souveräne Schalten und Waltenkönnen mit dem Rohmaterial der Erfahrung, in dem sich der produktive Charakter jeder Phantasieleistung bekundet. Der Mensch ist viel zu innig der objektiven Welt zugänglich und verbunden, als dass er sich den aus ihr stammenden Erfahrungen einfach verschliessen könnte; genug, dass er über sie hinauszugehen und sie völlig unzuwandeln vermag, und dass er spontan solche Bewusstseinsgebilde erzeugen kann, die keine geringere Anschaulichkeit, Evidenz und Gestaltetheit besitzen, als die erfahrungsgebundenen Inhalte.

c. *Symptomatik und Symbolik.* — Nunmehr wird gerade das, was vorher als Manko der Phantasie erschien, zu ihrem positiven Merkmal: die Schwäche der Nicht-Objektivität wandelt sich in die Stärke der Subjektivität. Der phantasierende Mensch errichtet sich in seinem Bewusstsein eine Eigenwelt, die — gerade weil er sie mit keinem anderen teilt — als eine Erweiterung der individuellen Persönlichkeit und zugleich als deren Schutzhülle erlebt wird; denn ohne sie wäre er nackt und unvermittelt der Härte der gegebenen, geforderten und fordernden Objektwelt ausgeliefert. Gerade diese personale Bedeutung der Phantasie wird uns das Verständnis für ihre Einzelercheinungen wesentlich erleichtern. Denn wir erkennen jetzt, dass es sich nicht um eine, neben allen anderen Personbereichen stehende, Sonderkraft handelt, die ein Zufallsspiel mit allerlei Vorstellungen ermöglicht, sondern um eine Erlebnisweise, die aus den Tiefen personalen Totalstrebens herauswächst und formal wie inhaltlich aus diesen Tiefen gespeist wird. Wie ein Mensch phantasiert, so ist er — so ist er zum mindesten unter einer bestimmten Perspektive, nämlich als Wunsch- und Angst-Wesen, als Gestalter seiner binnenseelischen Welt im Sinne seiner Lebensbedürfnisse, Triebrichtungen und Ideale.

Diese, in die Tiefe der Person weisende Gerichtetheit der Phantasie verleiht ihrem Inhalt nun eine symbolische Bedeutung. Jedes Phantasma erhält damit einen Doppelcharakter: es

ist nicht nur eine konkrete Vorstellung, die einen scheinrealen Gegenstand meint, sondern zugleich auch eine Projektion einer personalen Zuständigkeit in die Sphäre bildhaften Vorstellens. Über ihren konkreten Inhalt hinaus weist die Phantasievorstellung auf etwas, das nicht in gleicher Weise dem Erlebenden bewusst und für andere Menschen beobachtbar ist. Eine und dieselbe Phantasievorstellung vermag ganz verschiedene Tiefenvorgänge zu repräsentieren; so können etwa jene schreckenerregenden Dämonengestalten, die im Mythos, im Traum, im Kinderspiel begegnen, zugleich mit Machtwünschen, Ängsten, wollüstigem Grauen, sadistischen oder masochistischen Triebregungen zu tun haben. Andererseits kann dieselbe personale Regung sich in verschiedenen Phantasmen darstellen: ein starkes, im Wachzustand unterdrücktes, Geltungsbedürfnis lebt sich aus in Phantasmen der eigenen Machtentfaltung, oder in märchenhaften Phantasievorstellungen von Riesen, Zauberern, Prinzen; oder in räumlichen Symbolen des Obenseins, des Fliegens; u.s.w. Und zwar wirkt hierbei oft ein eigentümliches Verhüllungsprinzip mit: diejenige Vorstellung, welche am direktesten zu der personalen Regung gehört, wird nicht selber phantasiemäßig realisiert, an ihre Stelle tritt eine andere, irgendwie mit jener verwandte Vorstellung.

Es ist ausserordentlich schwer, in die hierbei vor sich gehenden Übertragungen und Verschiebungen einen Einblick zu gewinnen, der vor wissenschaftlicher Kritik standhält; es ist andererseits verständlich, dass der symbolische Charakter der Phantasiegebilde unerschöpfliche Möglichkeiten für die entlegensten, ja wildesten Deutereien darbietet — Möglichkeiten, die dann auch reichlich ausgenutzt worden sind. Denn bei der Vieldeutigkeit der Zusammenhänge zwischen personalen Tendenzen und Phantasiegebilden kann ja schliesslich aus jedem Traum- oder Spiel- oder sonstigen Phantasma alles Mögliche heraus und in das Phantasma alles Mögliche hineininterpretiert werden. Einzelbeispiele werden uns später begegnen; hier können nur gewisse Grundsätze formuliert werden, die bei allen solchen Deutungen zu beachten sind.

1) Die Neigung zu symbolischer Deutung darf nicht dazu führen, jene oben erwähnten direkten Beziehungen zu übersehen, die zwischen personaler Regung und Phantasiebild bestehen können und eine komplizierte Ableitung überflüssig machen. Eine Umdeu-

tung des unmittelbaren Phantasmas sollte immer erst dann versucht werden, wenn eine direkte sinnvolle Beziehung des Phantasmas zur Person nicht auffindbar ist, und wenn die personale Struktur auch sonst Symptome zeigt, welche Sperrungen oder Verhüllungen direkter Erlebnis- und Ausdrucks-Möglichkeiten vermuten lassen. Völlig abwegig ist die Verwendung eines Deutungs-Schemas mit stereotypen Symbolisierungen, wonach etwa jeder längliche Phantasiegegenstand den Deutungsindex „männliches Geschlechtsorgan“ erhalte, oder jedes zerstörende Spiel eines Kindes eine verhüllte Tötung des gehassten Vaters bedeutete u.s.w. Aus einer einzelnen Phantasievorstellung als solcher ist nie etwas über ihre symbolische Bedeutung zu entnehmen; sie erhält diese immer nur aus dem Zusammenhang mit der gesamtpersonalen Beschaffenheit des phantasierenden Menschen.

2.) Gerade weil eine Unendlichkeit der Deutungsmöglichkeiten besteht, liegt die Gefahr nahe, durch eine vorgefasste Theorie diese Möglichkeiten einzuzengen. Die unübersehbare Vielgestalt der Phantasmen wird dann einem einzigen Bereich oder einigen wenigen Bereichen seelischer Regungen symbolisch zugeordnet, mit anderen Worten: die unitas multiplex der Person wird vereinfacht zu einem Schema, das ein oder zwei Urrichtungen des Trieblebens enthält. So kann es kommen, dass ein und dasselbe Phantasma von Psychoanalytikern so lange umgedeutet wird, bis es als Sexuelsymbol entlarvt ist, während die Individualpsychologie in ihm das Symptom für die Überkompensation eines Minderwertigkeitserlebens erblickt. Die Gefahr solcher Simplifikationen erschöpft sich nicht darin, dass in ihnen eine unzulängliche Theorie dogmatisch festgelegt ist; sie machen blind gegen die ungeheure Vielgestaltigkeit seelischen Lebens und führen zu völlig einseitigen praktischen Konsequenzen, indem auch bei Beurteilung und Behandlung der Persönlichkeiten in Therapie und Pädagogik aus der Gesamtheit der Seelenäußerungen nur das herausgelesen wird, was als symbolischer Hinweis auf die vorausgesetzten Urtriebe gedeutet werden kann.

Aus der personalen Bedeutung der Phantasiegebilde wird dann auch Grad und Art des begleitenden Realitätsbewusstseins verständlich. Wir deuteten schon oben an, dass die Wirklichkeitsintention alle Stufen durchlaufen kann von völ-

ligem Realitätsglauben bis zu völliger Illusionseinsicht. Diese Intentionalität hängt nicht von der Beschaffenheit des Stoffes als solchen ab: dasselbe Märchen wird von der erwachsenen Erzählerin als Unwirklichkeit, vom zuhörenden Kinde als Wirklichkeit erlebt. Wohl aber zeigt sich hier die *S p o n t a n e i t ä t* des Phantasierens in einem neuen Licht: Der Mensch bedient sich der selbsterzeugten Phantasiegebilde zum Aufbau seiner personalen Welt, und er kann dieser Welt (oder verschiedenen Schichten dieser Welt) *v e r s c h i e d e n e R e a l i t ä t s c h a r a k t e r e* verleihen! Vermittels der Phantasie vermag er die harte und enge Realität der Sinne und des unmittelbaren Handelns in eine Welt hineinzusetzen, die erlebnismäßig gleich „wirklich“ ist, ohne doch „wirkend“ und konsequenzenhaltig zu sein wie jene. Er vermag beide Welten ganz in Eins zu verschmelzen (dies namentlich in primitiven Entwicklungsstadien, im magisch-mythischen Zustand); er kann auch gerade das Wechseln und Schweben zwischen ihnen geniessen (sehr häufig zu beobachten beim kindlichen Spiel); er kann endlich die beiden Welten schroff gegenüberstellen und sich in die Scheinwelt flüchten, um der realen Seinswelt wenigstens zeitweilig entrückt zu sein (dies gilt namentlich oft für den Kuntsgenuss).

Man erkennt jetzt, wie unzulänglich jene oben erwähnte Auffassung ist, als ob es für den Menschen nur *e i n e* handfeste, endgültige Wirklichkeit gäbe, der gegenüber alles übrige Vorstellbare nichts als Lug und Trug, Irrealität und Irrwahn wäre. Die personale Wirklichkeit ist vielschichtig; und auch die (ganz oder partiell) scheinhafte Wirklichkeit hat in diesem Schichtengebilde ihre positive Bedeutung. Oft sind es gerade die Übergänge und Schwebezustände zwischen den klaren Seinswelten und den Scheinwelten, die das Menschenleben zum typisch *m e n s c h l i c h e n* machen. (Im tierischen Leben fehlt die Differenzierung zwischen Seins- und Schein-Welt, und daher auch der Reichtum der Spannungen und Verknüpfungen.)

d. S c h ö p f u n g.— Die Beziehung der Phantasie zur Realität hatte sich bisher in zwei Formen dargestellt. Wir stiessen erstens auf das Merkmal der Nicht-Objektivität: Phantasie steht im Gegensatz zu der Objekt-Welt der *G e g e b e n h e i t e n* und der *G e l t u n g e n*. Wir fanden zweitens das Merkmal der

Schein-Objektivität: Phantasie schafft im Erleben des Subjekts eine neue Wirklichkeit, die aber binnenseelisch bleibt. Wir haben nun noch eine dritte Stufe festzulegen: Phantasie schafft neue Objektivals Werk. Dadurch erweist sie sich als eine psychophysisch neutrale Funktion: was sie erzeugt, bleibt nicht im Bewusstsein des Subjekts stecken, sondern ändert die Wirklichkeit, wird zur „Schöpfung“.

Als eine solche ist bereits jene Mitwirkung anzusehen, welche die Phantasie dauernd am Aufbau der Eigenpersönlichkeit leistet. Der schon erwähnte Schutz- und Wunsch-Charakter des Phantasielebens bewirkt, dass der Mensch sich selbst umgestaltet und seiner Beziehung zur Welt eine Neuprägung gibt. Don Quijote, der sich phantastisch zum „letzten irrenden Ritter“ um-erlebt, handelt auch entsprechend und greift damit in den objektiven Lauf der Dinge ein. Ähnliches gilt natürlich dort, wo der Mensch nicht in wahnhafter, sondern in durchaus normaler Weise sein Leben und Tun durch Phantasie ergänzt und umformt.

Aber der phantasierende Mensch hat auch ein direktes Bedürfnis nach transpersonaler Entäusserung seines binnenseelischen Erlebens; er tendiert danach, die bloße Vorstellung in Bewegung, Ausdruck und Erzeugnis umzusetzen. Die Vorstellung selbst wird dadurch erst ganz lebendig und anschaulich, dass sie sich vermittels ihrer Äusserung formt und konkretisiert; aber sie wird zugleich als Nur-Seelisches überflüssig, weil sie äussere Gestalt geworden ist. Hier gibt es eine fortschreitende Ablösung des Phantasieerzeugnisses vom Erzeuger; die Hauptfunktionen in diesem Prozess sind Darstellen und Werkschaffen, die Hauptgebiete der Phantasieobjektivierung sind Spiel, Kunst und Mythos.

Spiel und Kunst sind oft zusammen genannt und behandelt worden; sie sind in der Tat darin nahe verwandt, dass sie durch Objektivation von Phantasieerlebnissen eine Welt neuer Tatbestände und Geschehnisse in die vorhandene und geltende Welt hineinsetzen. Aber Art und Bedeutung der Objektivation sind doch hier und dort von ganz verschiedener Art. Beim Spiel bleiben die aussenweltlichen Hervorbringungen nur so lange objektiv, als es dem Erzeuger beliebt, und sie haben auch keine über die Person des Erzeugers hinausgehende Bedeutung. Gerade hier-

in aber besteht das Wesen der Kunst. Eine Phantasieäußerung wird zu einem Kunstwerk erst dort, wo sie mehr ist als Selbstgestaltungs- und Ausdrucksmittel des Erzeugers, wo sie vielmehr transpersonal wird als neuer objektiver Bedeutungsträger in der bisherigen Welt der Gegenstände. Eine Zwischenstufe bilden jene Phantasiegestaltungen, die noch an die Persönlichkeit des Erzeugenden gebunden bleiben, wie Tanz und Schauspiel; doch auch hier kann man doch deutlich unterscheiden zwischen dem bloss spielhaften Tun etwa eines Kindes, das seinem Bedürfnis nach Herumtanzen und Darstellen folgt — und der künstlerischen Tänzerin oder Schauspielerin, welche objektiv Wertvolles zu geben bestrebt ist. Vollständig aber wird der Unterschied dort, wo das Phantasieerzeugnis selbst entlassen wird aus der Lebenssphäre des Erzeugers und nun als „Kunstwerk“ ein eigenes und selbständiges Stück Welt konstituiert. Gerade das ist das Kennzeichen der eigentlich schöpferischen Phantasie (im Gegensatz zur bloss erlebenden und auch zur bloss hervorbringenden wie beim kindlichen Spiel): dass ihre Objektivationen ganz aus dem Innersten und Eigensten des Erzeugers hervorgehen, dann aber sich von diesem emanzipieren und der Welt des Gegebenen einen Wertzuwachs bringen.

e) *G e b u n d e n e P h a n t a s i e w i r k u n g e n*. — Die Betätigung der Phantasie erschöpft sich nun aber nicht in der Erzeugung abgehobener Phantasievorstellungen und ihrer Objektivationen; vielmehr gibt es auch zahllose phantasiemäßige Einschläge und Momente innerhalb andersartiger Erlebnis- und Verhaltens-Weisen. Sie mögen „*g e b u n d e n e P h a n t a s i e w i r k u n g e n*“ heißen. Und zwar ist es überhaupt erst durch nachträgliche Ursachanalyse solcher Erlebnis- und Verhaltens-Weisen nachweisbar, wie weit in ihnen Erfahrungen einerseits, Erfahrungsüberschreitungen (also Phantasiemomente) andererseits wirksam sind; das personale Lebnis oder Erlebnis selbst ist aber durchaus nicht etwa ein Summationsprodukt von Wahrnehmung plus Phantasma, oder von Erinnerung plus Phantasma, oder von Denk- oder Willens-Vollzug plus Phantasma, sondern eine *einheitliche* Gestalt. Hier wird also nochmals die Unzulänglichkeit einer vermögenspsychologischen Auffassung klar, welche „*die Einbildungskraft*“ als Sondervermögen neben Sensibilität, Gedächtnis, Intelligenz, Willen stellt; es wird ferner verständlich,

dass erst die analytisch geschulte Psychologie der letzten Jahrzehnte diese gebundenen Phantasieeinschläge in den sensorischen, mnemischen und prospektiven Bereichen bemerkt und gewürdigt hat.

II. PHANTASIE IM ALLTAGSLEBEN

Der Bereich der zuletzt erwähnten, gebundenen Phantasiewirkungen ist weit umfassender als der der selbständig abgehobenen Phantasmen ¹⁾. Denn es gibt kein Lebens- und Erlebens-Gebiet des Menschen, das er nicht mit Eigenschöpfungen durchsetzte, selbst wenn die Intention auf die gegebene und geltende Objektivität der Welt gerichtet ist. Es gibt auch keinen Menschen, er mag noch so phantasielos und sogar (wie S. 448/9 angedeutet) phantasiefeindlich sein, der nicht doch zum mindesten in gebundener, verdeckter Form phantasierte. Es ist eben ein gewaltiger Irrtum, zu meinen, dass Phantasie sich nur im Traum, Spiel, Mythos und Kunstschaffen offenbarte und betätigte, während die praktische Alltagswirklichkeit, der Ernst des Lebens nichts mit ihr zu tun habe. Wohl gibt es hier sehr starke Gradunterschiede; aber nie fehlt Phantasie gänzlich. Diese *Allgegenwart* mitwirkender Phantasie ist geradezu eines von den Wesensmerkmalen des Menschen ²⁾.

Wir gliedern diese Alltagsphantasieen nach zeitlichen Gesichtspunkten.

1. Gegenwarts- und Vergangenheitsphantasieen

a) *Gegenwart*. — Nirgends scheint der Zwang der äusseren Verhältnisse eindeutiger das Erleben zu bestimmen, als dort, wo die Welt sich *gegenwärtig* der Wahrnehmung gibt. In Wirklichkeit bleibt auch hier immer noch Spielraum zur Eigenschöpfung, der weitgehend ausgenutzt wird. Die „Illusionen“, die im Kapitel Sinneswahrnehmung beschrieben wurden (S. 226), be-

¹⁾ Es liegt hier Ähnliches vor wie bei den mnemischen Funktionen; auch dort erwiesen sich die gebundenen Gedächtniswirkungen als das breite Fundament, dem erst die selbständigen Gedächtnisvorstellungen entwachsen.

²⁾ In einer seiner frühesten Schriften hat Freud, allerdings unter rein psychoanalytischen Gesichtspunkten, die Durchsetzung des *Alltagslebens* mit Phantasmen behandelt.

ruhen nicht etwa nur auf sensorischen Mängeln, sondern auch auf Bereicherung und Erweiterung der unvollständigen Reizsituation aus dem Inneren der wahrnehmenden Person heraus. Ja es gibt Sinnesreize, die lediglich oder vorwiegend die Aufgabe haben, solche Eigenschöpfungen auszulösen, also als „P h a n t a s i e r e i z e“ zu wirken: so etwa die groben Klexe der Kulissen, dürftige Umrisszeichnungen oder andeutende Worte auf Plakaten. Je undeutlicher oder je vieldeutiger die Sinnesreize selber sind, um so stärker ist der Antrieb, sie phantasiemäßig zu umkleiden und zu vervollständigen; in Stimmengewirr, Wolkenbilder, verschwimmende Gestalten wird alles Mögliche hinein-gesehen, -gehört, -phantasiert. Das herausgerissene Wort aus einem Gespräch, ein unverständener Satz in einem Brief, — sie können garnicht in ihrer nackten nur-sensorischen Beschaffenheit aufgefasst werden; sie werden hineingestellt in Sinnzusammenhänge, die mit Phantasiemitteln ausgemalt werden; und wenn nun jenes Wort für den Hörenden oder Lesenden eine ganz bestimmte Bedeutung erhält, dann ahnt er nicht, wieviel er aus eigenem dazu beigetragen hat.

Entsprechendes gilt aber, wenn auch in geringerem Grade, von jeder Lektüre, von jedem Gespräch. Lese ich etwa ein Drama, oder eine Zeitungsnotiz über ein Eisenbahnunglück, so habe ich nicht nur die Wortverstellungen und die mit ihnen verbundenen allgemeinen Bedeutungsgedanken, sondern ich k o n k r e t i s i e r e den Inhalt in einer, über den gebotenen Text hinausgehenden Weise; die Menschen, von denen die Rede ist, „sehen irgendwie aus“, auch wenn mit keinem Worte des Textes ihr Aussehen angedeutet ist; die räumliche Umgebung, das Zueinander, die Bewegungen und Ausdrucksformen werden irgendwie bildhaft; vielleicht klingt mir auch die Stimme der handelnden Personen irgendwie, obwohl ich ihre Worte nur schweigend lese. Diese eigenen Phantasiezutaten verschmelzen normaler Weise mit den Wahrnehmungen der gedruckten Worte und mit den durch sie ausgelösten Gedanken so sehr zu einer Totalität, dass sie dem Leser unbemerkt bleiben — bis er seine Vorstellung mit einer echten Wahrnehmung konfrontieren muss. Dann ist er verblüfft, dass der auf der Bühne dargestellte Held ganz anders aussieht, spricht und agiert, als er sich ihn nach der Lektüre vorgestellt hatte. Irgend eine Landschaft, die man zum ersten

Male erblickt, will garnicht stimmen zu dem Bilde, das man sich nach Beschreibungen und Photographieen gemacht hatte. Solche Überraschungen bedeuten zuweilen grosse Enttäuschungen — ein Zeichen, wie stark ein Mensch mit seinem Phantasieerzeugnis verwachsen sein kann. Es gibt sogar Fälle, in denen jene Korrektur durch echte Wahrnehmung das Phantasiebild nicht zu verdrängen vermag; man will die Wirklichkeit nicht wahr haben, weil man sich in seine Scheinwirklichkeit verliebt und hineingelebt hat.

Solange es sich um rein rezeptive Wahrnehmungsvorgänge handelt (wie beim Lesen von Dramen, Landschaftsbeschreibungen u.s.w.), ist der Phantasieeinschlag relativ harmlos, ja er ist notwendig, um etwa den ästhetischen Genuss der Lektüre vollständig zu machen. Anders ist es, wenn es nicht bei blosser Rezeption bleibt, sondern aktive Folgerungen daraus abgeleitet werden.

Ein sehr banales, aber durch seine Verbreitung besonders wichtiges Beispiel ist der Klatsch. Man hört dies und das erzählen, begnügt sich nicht mit dem durch den Wortlaut festgelegten Sachverhalt, sondern schmückt aus, steigert, ergänzt aus der Phantasie — und gibt es so weiter. Jeder Beteiligte glaubt, sich an das objektiv Übernommene zu halten; jeder aber hat in Wirklichkeit anderes daraus gemacht, eine neue Schein-Objektivität geschaffen, die beansprucht, Voll-Objektivität zu sein. Wenn wir finden, dass bei Klatschweibern beiderlei Geschlechts sehr oft blühende Phantasie mit geringem Verantwortungsbewusstsein und mangelndem Mitgefühl gepaart ist, dann können wir daraus nur wieder entnehmen, dass Phantasie nicht für sich allein steht, sondern personal tief verankert ist.

b) Vergangenheit. — Die phantasiemäßige Durchdringung menschlicher Funktionen zeigt sich besonders deutlich bei der Wiedergabe vergangener Erlebnisse. Wir haben in dem Abschnitt über Personalistik der Erinnerung bereits darauf hingewiesen¹⁾, dass Erinnerungen nicht einfach festgewordene Spuren früherer Erfahrungen sind, sondern dass in ihnen ein früherer Lebensabschnitt in der Perspektive der gegenwärtigen personalen Bedürfnisse gesehen wird. Erinnerung ist also stets in gewissem Sinne Neuerzeugung; und der hierdurch geforderte Phantasieeinschlag wird um so stärker sein, je tiefer das erinnerte Stück Leben in den totalen Lebenssinn der Person eingebettet ist.

¹⁾ Vgl. insbes. S. 348 u. 360.

Personal indifferente Erinnerungen sind daher viel weniger in ihrem sachlichen Objektivitätscharakter bedroht, als die uns nahegehenden. Gesteigert wird nun aber noch der Anteil der Phantasie, wenn die sprachliche Darstellung der Erinnerung zu einem selbständigen Ziel wird. Wie überall, so wird auch hier das Phantasiebild erst dadurch abgerundet und ausgestaltet, dass es in eine, auch anderen zugängliche und auf sie wirkende Ausdrucksform gegossen wird. Sei es mehr die ästhetische Erzählerfreude, sei es Aufschneiderei und Renommiersucht, sei es Selbstschutz und Scham, sei es Freude am Schlüpfrigen oder Grausigen — die verschiedensten Triebgebiete der Person können daran beteiligt sein, aus einer mnemischen Darstellung von Erlebtem ein phantasiegefärbtes Erleben des Darstellens und des Dargestellten zu machen.

Auch hier gibt es ausgesprochene „Phantasieerize“; so kann bei einem Zeugen vor Gericht die Suggestion der Verhörsfragen bewirken, dass nun Situationen ausgemalt werden, die ohne jene Befragung garnicht in den Kreis des Vorstellens getreten wären.

Werden im geselligen Kreise Geschichten über Selbsterlebtes erzählt, so kann die Dämmerstunde mit ihrer Verwischung scharfer Gegenständlichkeit, oder die Konkurrenz anderer Erzähler die Phantasie in stärkstem Maße entfesseln ¹⁾.

2. Z u k u n f t s p h a n t a s i e e n

a. V o r w e g n a h m e. — Am stärksten — weil am wenigstens kontrollierbar — können sich Phantasievollzüge einschleichen in jene seelischen Funktionen, die es mit der eigenen Z u k u n f t zu tun haben. Es liegt ja im Wesen alles prospektiven Verhaltens, dass seine Inhalte nicht eindeutig bestimmt sind. Das Morgen und Übermorgen ist selbst bei den einfachsten und konservativsten Lebensformen dennoch irgendwie unsicher; und gar das weitere Lebensschicksal, Erfolg und Misserfolg, Berufs- und Familien-Geschicke, insbesondere auch ausserordentliche Einzelereignisse, Prüfungen, Reisen, Berufswahl und -Wechsel, Verlust und Zuwachs in der Familie u.s.w. — all dies trägt für den Menschen ein Gepräge der Unbestimmtheit und Ungestaltetheit, bei dem er sich nicht immer zu beruhigen vermag.

¹⁾ Goethe schildert, wie er als Knabe, durch die Gläubigkeit seiner Zuhörer verführt, das Märchen vom „neuen Paris“ erdachte und als selbsterlebtes Abenteuer vortrug.

Es gibt nun allerdings Menschen, die ihr bewusstes Interesse konzentrieren auf diejenigen Gebiete, die auf Grund der Erfahrung und eigener Denktätigkeit mit relativer Sicherheit voraussehbar sind. Ihre Fürchte und Hoffnungen halten sich in den Schranken, die eine begründete Erwartung zieht; die von ihnen selbst zu beeinflussenden Lebensvollzüge werden unter die klare Beleuchtung des Vordenkens und Planens und unter den Motor des bewussten Willens gesetzt, im übrigen aber nicht psychisch vorweggenommen. Damit ist freilich nur eine Grenzform angedeutet, die in dieser Reinheit nie vorkommt, weil ein völlig phantasiefreies Leben nach vorwärts für den Menschen nicht möglich ist. Denn die Unklarheit und Vieldeutigkeit der Zukunft gibt nicht nur die *M ö g l i c h k e i t* einer Ausfüllung und Konkretisierung der vagen Vorstellungen, sondern *d r ä n g t* geradezu zu einer solchen, weil die *U n h e i m l i c h k e i t*, die in jeder Vagheit liegt, unerträglich werden kann.

Endlich haben phantastische Zukunftsbilder nie jene sofortige Desavouierung ihrer Realitätsgeltung zu fürchten, die bei Gegenwarts- und Vergangenheits-Phantasieen immerhin eine starke Hemmung bedeutet. So kommt es, dass nach Stärke und nach inhaltlicher Ungebundenheit die *Z u k u n f t s*-Phantasieen auch des Alltagsmenschen weit lebhafter und schweifender sind als die anderen Formen. Da baut jemand Luftschlösser für den Fall, dass er einmal zu unerwarteten Reichtümern kommen sollte. Das junge Mädchen malt sich den Mann aus, den sie einmal heiraten möchte. Jemand, der eine grosse Reise vorhat, lebt schon lange vorher in den Eindrücken, Abenteuern, Begegnissen, die ihm der Aufenthalt in den fremden Ländern bringen soll. Vor Prüfungen, schicksalsschweren Unterredungen, erstem Auftreten in der Öffentlichkeit, wird oft eine Phantasie-Generalprobe gehalten, in der auch die Worte und Handlungen des Partners oder des Publikums in höchst konkreter Form vor-erlebt werden.

In unseren Beispielen handelt es sich durchweg um personal sehr relevante Zukunftsergebnisse, die in der Phantasie antezipiert werden, und zwar ebensowohl um positiv wie negativ bedeutsame. Es sind teils Wunsch-, Hoffnungs-, Geltungs-Phantasieen, teils Furcht-, Angst-, Vernichtungs-Phantasieen.

b) *Wunsch*. — Dass sich *Wünsche*, offene wie verschwiegene, in Phantasmen umsetzen, ist leicht verständlich. Gibt doch das Phantasiebild schon etwas Bestimmtes, anschaulich Gegenwärtiges, gaukelt daher dem Wunsch schon die *Erfüllung* vor, die in der Realität noch nicht erreicht, vielleicht überhaupt nicht erreichbar ist. So wiegt sich der unbekannte hungern-
de Künstler in Ruhmesphantasieen, der Kranke in Bildern alles dessen, was er nach seiner Gesundung leisten und geniessen kann; der Schwächling ersetzt seine wirkliche Machtlosigkeit durch phantasierte Macht-Situationen und -Funktionen. Wunscherfüllungsphantasieen können also, wie schon diese Beispiele zeigen, eine *kompensatorische* Aufgabe innerhalb des personalen Kräfte- oder Geltungs-Haushalts erfüllen, und zwar in doppeltem Sinne. Der Zustand eines personalen Defizits wird ersetzt durch einen fingierten Überschuss: so überdeckt der Phantasie-*Genuss* die Realitäts-*Unlust*. Und die aktive Bemühung um Erreichung eines Zieles wird ersetzt durch das Phantasma des schon erreichten Zieles: so überdeckt die Phantasie-*Leichtigkeit* die Willens- und Denk-*Schwierigkeit*. Von der tiefenpsychologischen Bedeutung der Wunschphantasieen wird später (beim Traum, Spiel, Mythos) noch eingehender zu sprechen sein.

c) *Furcht*. — Rätselhafter als die Wunscherfüllungs-Phantasieen erscheinen die *Furchterfüllungsphantasieen*. Denn auch bezüglich möglicher Misserfolge, Unglücksfälle und Leiden wirkt ja die vorgreifende Phantasie als Konkretisierung und Vereindeutigung. Was veranlasst den Menschen, Schlimmes, das ihn *vielleicht*, — vielleicht auch nicht — treffen wird, schon als wirklich vorzustellen und bildhaft auszumalen? Hier scheinen zwei verschiedene Motivgruppen mitzuwirken.

Einmal kann das Unbestimmte, Ungreifbare dann besonders unerträglich werden, wenn es ein negatives Vorzeichen hat; so rettet sich der Mensch vor der Unheimlichkeit des gestaltlos Drohenden *nach vorn* ins gestaltete Furchtbare hinein, wenn auch nur in der Phantasie ¹⁾. Dadurch, dass es konkret vorgestellt

¹⁾ Bekanntlich gilt es dieses „Fliehen nach vorn“ auch im realen Handeln, so im Krieg, bei Feuersbrünsten, Schiffsunfällen.

wird, wird es doch irgendwie bewältigt, der Person zu eigen gemacht; es wird ihm der Fremdheits- und Überraschungs-Charakter genommen. Nicht ganz selten kann man in solchen Fällen hören, dass das Unglück, wenn es dann später wirklich eintraf, „nicht so schlimm war, wie man es sich vorgestellt hatte.“ Es liegt hier wohl eine unbewusste Umkehrung vor; d u r c h die phantasiemäßige Vorwegnahme wurde die Choc-Wirkung des Realerlebnisses abgeschwächt.

Aber auch eine R e t t u n g n a c h h i n t e n kann das Furchtphantasma bedeuten, nämlich dort, wo es sich um Vermeiden eigener Aktivität handelt. Ein Mensch fühlt sich der Aufforderung zu Entschluss und Tat, die von aussen oder innen an ihn herantritt, nicht gewachsen: dann malt er sich den negativen Ausgang des geforderten Tuns als wahrscheinlich oder sogar unabwendbar in allen Einzelheiten aus, um seine Inaktivität dadurch für sich und andere zu rechtfertigen. „Es hat ja doch keinen Zweck“; „ich bestehe die Prüfung ja doch nicht“; „ich bekomme ja doch einen Korb“ — solche und ähnliche Gedanken werden dann nicht nur gedacht und in ihrem Für und Wider durchdacht, sondern sie werden wiederum anschaulich phantasiert und mit Zukunftsrealität ausgestattet. Damit werden die Schreckbilder erlebnismäßig in Ursachen des Nicht-W o l l e n s umgebogen, während sie in Wirklichkeit die Folgen des Nicht-wollen-Kö n n e n s sind.

Die Hemmungswirkung von Furchtphantasmen kann aber auch eine sehr positive, nämlich Abschreckungsbedeutung besitzen; sie führt dann zur V o r b e u g u n g gegenüber drohenden Situationen, oder zur Unterlassung gefährdender Handlungen.

Zwei Beispiele:

1.) Der G e d a n k e: „Unvorsichtiges Umgehen mit Benzin kann Brand und Tod verursachen“ mag noch so klar gedacht werden — er braucht als bloss abstrakter Gedanke darum noch keine starke Motivationskraft zu besitzen. Wer aber damit zugleich das konkrete Phantasie-B i l d verbindet, in welchem er sich selbst beim Hantieren mit Benzin in Flammen aufgehend sieht und wo möglich furchtbare Einzelheiten des Verbrennungsleidens vorwegnimmt, der wird in viel stärkerem Maße zur Vorsicht veranlasst werden.

2.) Jemand will auswandern in ein Land anderen Klimas und geringerer Kultur. Er hat sich genau informiert und w e i s s theoretisch, dass es dort Hitzetemperaturen gibt, die er bisher noch nicht hat erdulden müssen, dass er auf die zivilisierte Lebensführung verzichten

muss, die ihm bisher selbstverständlich war. Er weiss dies und ist — ebenso theoretisch — überzeugt, dass sein Körper und sein Willen diesen Schwierigkeiten gewachsen sein werden. Aber dies „Wissen“ kann eine grosse Täuschung bedeuten, weil er sich die leiblich-seelischen Anforderungen nicht konkret hat vorstellen können, weil er sich *kein Bild zu gestalten* vermochte, wie nun tatsächlich sein Leben ablaufen würde, auf welche unzähligen Unentbehrlichkeiten er verzichten, welche unzähligen neuen Unannehmlichkeiten, Unangepasstheiten er durchmachen müsste. Kurz: er war — bei aller Intelligenz — *zu phantasiarm* gewesen, um das Kommende angemessen antezipieren zu können.

Bekanntlich spielt das Abschreckungsprinzip in der Kriminalistik eine grosse Rolle; aber eine eigentlich psychologische Durchforschung fehlt hier noch. Offenbar kann man von Strafandrohungen dann Abschreckungswirkungen erwarten, wenn in die Erwägung vor einer geplanten Tat auch die konkrete und ichbezogene Vorstellung der möglichen Straffolgen mit eingeht. Wie viel Verbrechen durch diesen Phantasieeinschlag *nicht* zustande gekommen sind, lässt sich natürlich niemals feststellen. Wohl aber wäre der Forschung die Frage zugänglich, welchen Anteil Phantasielosigkeit oder wenigstens Phantasiearmut am positiven Zustandekommen von Verbrechen hat. Er dürfte nicht ganz gering sein.

Freilich kann auch Phantasieichtum Verbrechen begünstigen. Denn da Wunsch- und Furcht-Phantasieen nicht säuberlich zu trennen sind, so kann die vorwegnehmende Vorstellung einer kriminellen Tat (z.B. einer Erpressung, eines Sexualdelikts) sowohl die intensive Vorstellung erfüllter Triebe und Wünsche, wie auch diejenigen der möglichen Folgen enthalten; überwiegen die ersteren, — und bei der engen Verbindung von Triebregung und Triebhandlung ist dies oft der Fall — dann reichen die Furchtphantasmen zur Hemmung nicht aus.

d) Objektivierende Vorwegnahme. — Die aus Wunsch oder Furcht geborenen Phantasmen, die wir bisher besprochen, sind ganz im Subjektiven verankert. Es wäre aber sehr falsch zu meinen, dass prospektive Phantasie nur als Verfälschung oder Hemmung des objektgerichteten Denkens und Wollens aufträte; sie kann auch deren wertvollste Helferin werden. Bei Denk- und Willens-Vollzügen ist ja durchaus nicht in allen Phasen nur

aktuelles Denken bzw. Wollen vorhanden; vielmehr sind die eigentlichen Akte einem Untergrund von Einstellungen und Vorstellungen, von Bedürfnissen und Affekten aufgesetzt. Hier haben auch Phantasieeinschläge ihren Platz.

Der „phantasievolle Kaufmann“ braucht nicht der „phantastische Spekulant“ zu sein, welcher unkontrollierte Phantasmen an die Stelle begründeter Denkergebnisse setzt; er kann seine konkreten Zukunftsbilder einbauen in sein Denken, lässt nur die plausiblen Bilder passieren, weil die stets wache Denkkritik Entgleisungen abschneidet; er kann aber auch eine Art intuitiven Fingerspitzengefühls für das Plausible haben und hierdurch zu Vorwegnahmen kommen, die — zunächst irrational erscheinend — nachträglich durch Erfahrung oder rationale Begründung gerechtfertigt werden. So sieht er bereits Zusammenhänge zwischen scheinbar Disparatem; er ahnt Entwicklungen, deren Keime noch unter der Schwelle rationaler Behandlung liegen.

In diesem Sinne ist vorwegnehmende Phantasie erforderlich für jede weiter ausgreifende Tat, sei es die des Politikers oder Strategen, des Erziehers oder Wirtschaftsmannes, des Künstlers oder Wissenschaftlers. Aber freilich: die Grenzen zwischen ihrer legitimen Betätigung und ausschweifender, kritikloser Phantastik sind fließend; und ihre Auswirkungen werden stets — da irrational — auch der Möglichkeit des Misserfolgs ausgesetzt sein. Gerade ein auf intuitiver Phantasie beruhender Fehler kann weit verhängnisvoller sein als ein Denkfehler, der schliesslich durch Denken wieder korrigierbar ist. Hier rühren wir an die Tragik mancher grossen Persönlichkeiten der Geschichte, die, gerade weil sie Grosses weit ausschauend vorbereiten und durchführen mussten, auch weit gehend auf vorwegnehmende Phantasie angewiesen waren.

3. Dauerphantasieen

Dauerphantasieen sind solche, die nicht auf ein bestimmtes Zeitstück bezogen sind, sondern von dem phantasierenden Menschen als ein integrierendes Moment seines Daseins erlebt werden. Sie bestimmen das Jetzt des Menschen, organisieren aber auch kommende und frühere Lebens-Abschnitte, sofern diese mit dem Jetzt in organischer Verbindung stehen; sie geben den Erin-

nerungen ebenso wie den Wünschen und Fürchten ihre Farbe. Ihre objektive Dauer kann sehr verschieden sein; ein Geisteskranker, der an Grössenwahn leidet, lebt in seinen Kaiser- oder Gott-Phantasmen bis an sein Lebensende; ein Jugendlicher, der sich während einer Pubertätskrise eine Phantasiewelt aufbaut, kann nach wenigen Monaten die kritische Periode und damit sein Phantasma system überwunden haben. Aber es ist eben mehr oder minder ein System und dadurch, solange es andauert, von ganz anderer personaler Bedeutung als ein einzelnes Gegenwarts-, Vergangenheits- oder Zukunfts-Phantasma. Die Dauerphantasie ähnelt hierin dem Spiel und der Kunst, in welchen Bereichen ja ebenfalls die phantastische Scheinwelt eine gewisse Verfestigung und Durchgestaltung erfährt; sie unterscheidet sich aber von ihnen durch ihren Realbezug. Denn der Mensch, der sich in eine solche „Lebenslüge“ einspinnt, verändert damit von sich aus die Wirklichkeit, in der er lebt; unscheidbar fließen praktische Realität und Phantasiewelt ineinander, und so drohen fortwährend Konflikte mit den harten Tatsachen der Aussenwelt und den Ansprüchen der Gemeinschaft.

Möglich sind solche Dauerphantasieen daher nur dort, wo das objektivierende Realitätsbewusstsein noch nicht zur vollen Ausbildung gelangt ist, wie beim Kinde und Jugendlichen, oder wo es in krankhafter Weise gelockert ist, wie bei manchem Neurotiker und Geisteskranken. Ein solcher Mensch wird dann „autistisch“, d.h. für ihn existiert die Welt nur, so weit sie seine Person angeht; und alles in der Welt wird umgedeutet, umgesehen, umgehört in personale Wunsch- und Furcht-Erfülltheiten und Triebverwirklichungen. Oder aber seine Persönlichkeit wird „gespalten“; neben dem Normalleben in der Realwelt, das unverändert weiterläuft, wird ein zweites Leben in der Scheinwelt nicht nur phantasiert, sondern auch verwirklicht, zuweilen begleitet von Dämmerzuständen, infolge deren das eine Leben um das andere nichts weiss.

Die Grenzen zwischen Normalität und seelischer Krankheit sind hier nicht immer leicht zu ziehen. Beim nichterwachsenen Menschen z.B. wäre es durchaus unberechtigt, das Auftreten solcher Dauerphantasieen sofort als krankhaft zu deuten. Zum mindesten in zwei Epochen — der sogenannten „Kindheitspubertät“ (erstes Trotzalter, etwa viertes Lebensjahr) und der Jugendpubertät (um

das 14. Lebensjahr) — ist das Brüchigwerden des vorher selbstverständlichen Verhältnisses Ich/Welt geradezu eine normale Entwicklungserscheinung; und die Unstimmigkeit, die sich zwischen eigenem Geltungsstreben und Selbstwerterleben einerseits, der Fesselung durch eine Welt der Verbote und Gebote und eigene Leistungsschwäche andererseits einstellt, kann dann oft nur durch zeitweilige Flucht in die Wunschwelt einer Dauerphantasie überwunden werden.

Die unerwartete Verbreitung solcher Dauerphantasieen bei Kindern des 4. Jahres konnte in einer Untersuchung von C. und W. Stern nachgewiesen werden. Meist handelt es sich dabei um frei geschaffene Phantasie-„Gefährten“: Geschwister, welche die tatsächliche Vereinsamung des Kindes vergessen machen sollen; unsichtbare Geister, welche gebraucht werden als Spielgenossen und Helfer, als Sündenböcke für eigene kleine Vergehen, als Befehlsgeber dort, wo der Trotz dem Kind verbietet, die Anweisung als eine von den Eltern empfangene zu befolgen. Alle beobachteten Kinder waren und blieben seelisch gesund und gaben auch ihr Phantasmensystem von selbst auf, als die kritische Epoche vorüber war. Pädagogische Gewaltmaßnahmen, Verbote, Strafen sind in solchen Fällen durchaus verfehlt. Ablenkung und womöglich Beseitigung der Anlässe (der Vereinsamung, der Eingetheit) unterstützen das allmähliche Abklingen.

Über die entsprechenden Erscheinungen bei Pubertätskrisen enthält die jugendpsychologische Literatur reichliches Material.

Auch bei Erwachsenen kommen solche Dauerphantasieen vor, ohne notwendig Krankheitssymptome sein zu müssen, freilich nur dann, wenn sie *b i n n e n s e l i s c h* bleiben. Rationales Denken und organisierender Wille sind dann stark genug, um den Realbezug des Lebens in Ordnung zu halten; nur im Wachtraum, in Zuständen verantwortungsfreien Sichselbstüberlassenseins spielt man dann mit einem Leben in jener Scheinwelt der Wünsche. (Hier sind wir schon ganz in die Nähe von Traum, Spiel und Kunst geraten.)

Ist in den oben besprochenen Erscheinungen des realen Alltagslebens die Phantasie doch immer nur als *E i n s c h l a g* wirksam, so haben wir jetzt jene besonderen Bereiche personalen Daseins zu besprechen, in denen es zu *s e l b s t ä n d i g e n* Phantasiebetätigungen und Abläufen kommt, oder bei denen die Phantasie zum mindesten eine *h e r r s c h e n d e* Rolle spielt.

Die drei zu besprechenden Gebiete bilden zugleich eine Stufenleiter fortschreitender Objektivierung. Die t r ä u m e n d e Phantasie bleibt rein binnenseelisch, die s p i e l e n d e Phantasie führt zu momentanen, die s c h ö p f e r i s c h e Phantasie zu dauernden Objektivierungen.

NEUNZEHNTE KAPITEL

SONDERFUNKTIONEN DER PHANTASIE (TRÄUMEN. SPIELEN. SCHAFFEN)

I. DAS TRÄUMEN

Im Traum ist jeder Mensch ein Phantast; er erlebt in sich Bilder, deren Inhalte und Abläufe alles real Erfahrene überschreiten, so sehr auch ihr Rohmaterial in Erfahrungen bestehen mag; er erlebt sie mit vollem naiven Realitätsbewusstsein, da ja Kritik, Kontrolle und Widerlegung durch praktische Konsequenzen fehlen; und er hat, beim Erwachen, in aller Stärke das *Zweiweltengefühl*, nämlich das Gefühl des Nichtzueinandergehörens der Scheinwelt, aus der er kommt, und der Seinswelt, in die hinein er aufwacht. Auch das schnelle Entschwinden der Traumerinnerungen und das Bewusstsein, dass selbst die in der Erinnerung zurückbleibenden Traumfetzen nur ein ganz schwaches und noch dazu verschobenes Bild von dem geben, was im Traum tatsächlich erlebt worden war — trägt zu jenem *Zweiweltengefühl* bei.

Allerdings enthält jenes Gefühl auch den starken Anreiz, nach einer Überwindung der *Zerspalteneit* zu streben; und alles, was die Menschheit von alters her bis zu unserer Zeit, von dem biblischen Josef bis zum modernen Freud, an Traumerklärungen und Traumdeutungen versucht hat, steht unter diesem gemeinsamen Ziel, die Bilder und Geschehnisse der Traumwelt den Gegenständen und Vorgängen der Wachwelt irgendwie einzuordnen.

Hierbei hat man die Traumproblematik bald vom Objekt her, bald vom Subjekt her zu fassen gesucht. Im ersten Falle wird angenommen, dass objektive Gegenstände und Zustände, Geister und Dämonen, Seelen Lebender und Toter in die Welt des Schlafenden einbrechen; im zweiten Falle ist das Träumen ein, in das personale Totalleben eingebettetes und mit ihm sinnvoll ver-

knüpftes Geschehen, das daher auch aus dem Wachleben her auf die eine oder andere Weise verständlich gemacht werden muss.

Die moderne psychologische Traumtheorie hat beide Gesichtspunkte zu berücksichtigen.

1. T r a u m r e i z e

Die O b j e k t b e d i n g t h e i t der Träume ist sowohl eine sensorische, wie eine mnemische; gegenwärtige Sinnesreize und früher gemachte Erfahrungen entfalten ihre Wirkung.

a. S e n s o r i s c h e R e i z e. — Die Zugänglichkeit des Menschen gegenüber S i n n e s r e i z e n ist im Schlafe zwar herabgesetzt, aber keineswegs aufgehoben. Gewiss ist Zahl und Mannigfaltigkeit der den Körper treffenden Reize weit geringer als im Wachzustand; Ruhelage, Schluss der Augenlider, Dunkelheit, Stille der Nacht bedeuten Ausschaltung unzähliger Reize der taktilen und kinästhetischen, der optischen und akustischen Sphäre. Aber auch der schlafende Mensch bewegt sich und erzeugt dadurch neue Tast- und Bewegungsreize; Veränderungen der Lage der Decke modifizieren die Temperatur; grelle Lichtreize dringen auch durch das geschlossene Auge, und das Ohr hat überhaupt keinen besonderen physiologischen Schlafschutz gegen Geräusche und Stimmen.

Nur dadurch, dass der Schlaf zugleich eine bedeutende Herabsetzung der sensorischen E m p f ä n g l i c h k e i t mit sich bringt, ist es möglich, dass diese nie fehlenden Reize unwirksam bleiben. Je geringer die Durchschlagskraft äusserer Reize, um so „tiefer“ ist der Schlaf. Das menschliche Restitutionsbedürfnis, dem der Schlaf dient, schafft normaler Weise auch die nötigen Hemmvorrichtungen gegen Störungen; und das Hauptmittel ist die starke Erhöhung der sensorischen Schwelle.

Diejenigen Reize nun, welche die Schwelle überschreiten, können zwei verschiedene Arten der Wirkung ausüben: bei grosser Eindringlichkeit W e c k u n g ¹⁾, bei geringerer Traumbeeinflussung.

„Eindringlichkeit“ bedeutet hier nicht etwa lediglich die rein

¹⁾ Kraepelin hat eine experimentelle Messmethode der Schlafentiefe entwickelt, indem er feststellte, welche Reizintensität (z.B. eines Schalles) nötig ist, um den Schlaf zu unterbrechen. Die obigen Beispiele zeigen aber, dass ein rein sensorisches Mass unzureichend ist.

sensorische Intensität. Das zeigen schon die „Weckreize“. Soldaten im Schützengraben schliefen hinweg über das stärkste Artilleriefeuer, wenn sie daran gewöhnt waren; aber auf das, akustisch viel leisere, Kommandowort hin wurden sie sofort wach. Es handelt sich also augenscheinlich um die *personale Relevanz* des Reizes, welche dessen Weckschwelle sofort stark herabsetzt. Andere Beispiele hierfür: Eine junge Mutter, die über stärksten Strassenlärm hinwegschläft, wacht vom leisen Wimmern des Kindes auf. Das Klingeln der Weckeruhr weckt Menschen, die durch viel lauterer Klingeln der elektrischen Bahn oder durch Glockenläuten nicht geweckt werden u.s.w.

Ganz Entsprechendes gibt es offenbar bei den „*Traumreize*“, nur dass hier der Nachweis viel schwerer ist. Die traumhafte Verarbeitung eines Reizes bedeutet zunächst eine Art Selbstschutz der Person gegen den Erweckungs-Choc. Die Erregung, die durch den Reiz gesetzt ist, fließt ab in einer Richtung, in der der Schlaf zwar gelockert und abgeflacht, aber nicht unterbrochen wird. Ist der Reiz traummäÙig verarbeitet, so ebbt seine Wirkkraft ab, und der Schlaf kann fortgesetzt werden. Der Vorgang kann aber auch so ablaufen, dass die Weckung nicht verhindert, sondern nur verlangsamt wird; die Traumwirkung des Reizes ist dann eine Art Übergangs- und Vorbereitungs-Erscheinung. Jeder kennt aus eigener Erfahrung solche Fälle, in denen das Klingeln der Weckeruhr, das Klopfen an die Schlafzimmertür, der sprachliche und handgreifliche Ermunterungsappell eines Anderen zunächst traumartig erlebt und verarbeitet wurde, dann aber doch zu allmählichem Aufwachen führte. So wird auch verständlich, weshalb man so oft das Gefühl hat, sich nur des Traumes zu erinnern, den man unmittelbar vor dem Erwachen hatte; es ist dann eben derjenige Traum, der schon in den Erwachensvorgang selber hineingehört.

In den letztgenannten Fällen wird der Traumreiz oft adäquat wirken (d.h. solche Traumwahrnehmungen erzeugen, wie sie den Wachwahrnehmungen gleichen Reizes entsprechen); man träumt dann also etwa, dass der Wecker klingelt, dass angeklopft wird u.s.w. Aber auch hier gibt es schon öfter jene eigentümliche Umgestaltung der Wahrnehmungen, die dann bei den, nicht zur Weckung führenden, Traumreizen geradezu die Regel bildet.

Es wird etwa ein Schlafender durch eine herabfallende leichte Stange am Nacken gestreift: er träumt, ohne aufzuwachen, eine ihm bevorstehende Hinrichtung durch die Guillotine. — Die Bettdecke fällt herab und die plötzliche Kälte wirkt als Traumreiz; der Schlafende träumt, er sei plötzlich in Polargegenden versetzt. — Das Klingeln des Weckers wird zum heftigen Läuten der Feuerwehr, ein Türschlagen zu einem Kanonenschuss u.s.w. — Auch innere Reize, z.B. des Verdauungstraktes oder des Zirkulationsapparats, können sich im Traum in ganz andersartige Körpererlebnisse, des Fliegens, Fallens, Alpdrückens umsetzen.

b. Mnemische Reize. — Wie alle Phantasiegebilde sind auch die Träume auf ein Rohmaterial von Erfahrungen angewiesen, die der Träumende in früheren Wachzuständen gesammelt hatte. Aber nicht nur einzelne Traumbruchstücke sind mnemisch bedingt; es gibt auch die Wiederkehr ganzer, in sich zusammenhängender Erlebnis-Gestalten und -Abläufe: Schulträume, Examensträume, Reiseträume. Nächstes und Fernstes, Vorgänge des eben abgelaufenen Tages und Szenen aus der fernen Kindheit stehen im Traum wieder auf.

Die *Auslese* dieser mnemischen Traumarbeit ist von der der wachen Erinnerung sehr verschieden. Oft genug gibt es Verwunderung, warum man wohl gerade von irgend einer unwesentlichen Einzelheit, von irgend einem gleichgültigen, längst vergessenen Menschen oder Ereignis geträumt habe. Auch objektive Anlässe werden nur selten aufweisbar sein: so etwa, wenn man auf Reisen in einem Zimmer besonderer Art schläft und nun von einem ähnlichen früheren Aufenthalt träumt. Es weist also auch hier alles darauf hin, dass die Auswahl vom *Subjekt* her erklärt werden muss, sofern überhaupt eine Erklärung möglich sein soll. Hierbei wird man zwei Arten mnemischer Traumwirkungen unterscheiden müssen, die einem, bei den Wacherinnerungen gemachten Unterschied entsprechen, nämlich *Kontinuitäts-* und *Spaltungs-Erscheinungen* ¹⁾.

Die *Kontinuitätserscheinungen* sind relativ einfach zu beschreiben. Sowie das Träumen die Vorbereitung des Erwachens ist, ist es beim Einschlafen auch der *Nachklang des Wachseins*. Stetig geht hier der Lebensprozess aus dem, durch Denken und Willen disziplinierten Tun in lässiges Wachträumen, in

¹⁾ Vgl. S. 344 ff.

Halbwachtraum und Schlaftraum über, bis er in traumlosen Schlaf einmündet. Dass in solchen Übergangszuständen das vorgegangene Wachleben tatsächlich „nachklingt“, ist nun verständlich; was uns am Abend lebhaft beschäftigte, vielleicht erregte und noch nicht ganz abreagiert war, erlebt dann im Traum jene Periode des Ausschwingens und seelischen Erledigtwerdens, die uns aus der Psychologie des Gedächtnisses als „primäres Gedächtnis“ und „Zeithof“ bekannt ist (s. S. 268 f.).

Aber diese mnemische Kontinuitätswirkung ist durchaus nicht allgemein; oft m e i d e t der Traum sogar grade die eindrucksvollsten Ereignisse des Vortages — so ist bekannt, dass nach einem Todesfalle die Hinterbliebenen fast niemals sofort von dem Verstorbenen träumen. Stattdessen werden nun im Traum jene unerwarteten Erinnerungen an ganz verschollene Erlebnisse lebendig. Hier also haben wir es mit Spaltungsercheinungen zu tun; der Traum ist, wie es scheint, nicht der Fortsetzer, sondern der G e g e n s p i e l e r des Wachlebens und seiner Interessen und Betätigungen.

Die negative Seite dieser Erscheinung — also das Nicht-weiterarbeiten der Wachinteressen — kann als eine Art personaler Umschaltfunktion zu Erholungszwecken angesehen werden. Der Schlaf soll ja, neben der körperlichen Entspannung, auch die Gefahr einer Überreizung und Überbeanspruchung seelischer Bereiche beseitigen. Solche Erholungstendenzen aber verwirklichen sich nicht nur in absolutem Nicht-Funktionieren, sondern auch im Überwechseln aus ernsteren, aktiveren, verantwortungsvolleren Betätigungen in leichtere, freiere, unernstere — kurz p h a n t a s i e m ä ß i g e r e Verhaltensweisen. Dies führt im Wachleben zum Spiel nach des Tages Mühe, im Schlafleben zum Traumspiel. Die völlige Andersartigkeit der seelischen Gebiete des Traumlebens, die Unbeherrschtheit und Ungehemmtheit der Traumabläufe hat also regenerative Bedeutung.

2. Traump h a n t a s i e e n

Nach welchen Gesichtspunkten erfolgt nun die Auslese, die das Traumleben aus den Erfahrungen des Wachlebens vornimmt? Und was macht der Träumende mit diesen Vorstellungen — sodass sich schliesslich jene irrationalen, erfahrungsfremden Phantasmen ergeben?

Diese Probleme sind so schwierig, dass wir uns ihnen nur schrittweise nähern können.

a. *Dimensionale Verwandlungen.* — Beginnen wir damit, dass im träumenden Menschen die *personalen Dimensionen* merkwürdig verändert sind. Man träumt eigentlich immer nur „Gegenwart“, räumlich und zeitlich. Im Traum ist alles „hier“ und „jetzt“ — in diese Präsenz ist Fernes und Nahes, Vergangenes und Künftiges wahllos hineingezogen (denn selbst Bevorstehendes wird geträumt nur als unmittelbar Drohendes oder Winkendes, also der weiteren seelischen Gegenwart Zugehöriges). So verliert sich hier die objektive, raum-zeitliche Ordnung; das phantastischste Zaubermärchen kann nicht groteskeres Versetztwerden aus einem Ort an einen anderen, und wildere Vermischungen von Vorgängen verschiedenster Zeiten ersinnen, als es der Traum vermag. Eben darum sind weit zurückliegende Erlebnisse, sofern sie überhaupt noch reproduzierbar sind, für den Träumenden von keiner geringeren Bedeutung als die Ereignisse des gestrigen Tages. Wenn ein Erwachsener von Schulängsten träumt, so ängstigt er sich *jetzt* — wobei wiederum der Traum nicht so konsequent zu sein braucht, dass der Träumende sich noch als „Schulkind“ sehen müsste.

Es ist hier die bisher noch kaum erörterte Frage aufzuwerfen: ob nicht das, was der Traum noch an objektiver Geordnetheit der Dimensionen zu enthalten scheint, zum grössten Teil erst in der *nachträglichen* Traum-Erinnerung und -Aussage entstanden ist. Das Wissen um Träume und die nachträglichen Berichte über ihren Inhalt setzen den Wachzustand voraus, also eine völlig andere seelische Situation als jene, in welcher der Traum stattfand. Vor allem steht die wache Erinnerung und Darstellung zwangsläufig unter *Logifizierungs-Bedingungen*. Das völlig Krause und Wilde lässt sich nachträglich nicht als solches rekonstruieren, geschweige denn in, für andere verständliche, Worte fassen. Schon der Umstand, dass die Aussage *über* einen Traum in zeitlicher Folge ablaufen muss, kann zu der Täuschung führen, dass die geschilderten Vorstellungen auch in dieser Sukzession auf einander gefolgt sein müssten — was keineswegs bewiesen ist. Ja, es gibt indirekte Anhaltspunkte, die den Zweifel hieran sehr bestärken. Bei Reizträumen nämlich, die schliesslich

zum Erwachen führen, kann man die geträumte Zeit gelegentlich mit der objektiven Zeitdauer vergleichen, die zwischen Reiz und Wachwerden verging; und da gibt es die seltsamsten Unstimmigkeiten.

Oben (S. 472) wurde als Beispiel für Reizträume ein Hinrichtungs-traum erwähnt, der durch Fallen einer Stange auf den Hals des Schlafenden ausgelöst war. Im gleichen Bericht (sein Ort ist mir nicht mehr erinnerlich) war nun erwähnt, dass *f a s t u n m i t t e l b a r* nach jener Schlafstörung Erwachen eintrat. Die Traumerzählung aber berichtete von einem längeren Zusammenhang von Feinden, Verfolgungen, Gefangennahme, Todesurteil — und im Moment vor der Exekution sei der Traum durch das Erwachen unterbrochen worden. Es muss hier also durch den Reiz ein Gewirr von Vorstellungen, die mit Kopfabschneiden etwas zu tun hatten, in Gleichzeitigkeit oder in stärkster zeitlicher Verkürzung ausgelöst worden sein; erst Erinnerung und Erzählung brachten eine logische Zeitordnung hinein.

Ich selbst hatte einmal folgendes Traumerlebnis. (Zur Erläuterung sei vorausgeschickt, dass damals meine kurze Nachmittagssiesta normaler Weise durch Ankunft des Postboten abgeschlossen wurde; die angekommenen Briefschaften pflegten mir in das Zimmer, in dem ich auf dem Sopha lag, gebracht zu werden.) Einmal drang zwar das Läuten des Briefträgers in meinen Nachmittagsschlaf hinein, weckte mich aber nicht, sondern wirkte als Traumreiz; nach meiner eigenen Traumerinnerung hatte ich sehr logisch geträumt: ich höre den Briefträger klingeln, die Hausangestellte mit der empfangenen Post eintreten, nehme einen Brief entgegen, öffne ihn, lese ihn — es war ein längerer, mich sehr interessierender Brief von 4 Seiten — und als ich damit fertig bin, werde ich durch das tatsächlich nun eintretende Dienstmädchen geweckt, die ohne Verzug nach Empfang der Briefe in mein Zimmer gekommen war. Die objektive Zeitspanne zwischen dem Läuten des Briefträgers und dem Eintritt des Mädchens war viel zu kurz, als dass sie im Wachleben zu jener langen Brieflektüre ausgereicht hätte.

b. V e r ä n d e r t e s I c h - E r l e b e n . — Die Auflockerung der personalen Dimensionen im Traume ist nur ein Symptom für einen tiefer liegenden Tatbestand: die *A u f l o c k e r u n g d e s I c h - E r l e b e n s*. Das *Z u s a m m e n s c h r u m p f e n* des träumenden Ich zu einem blossen „Gegenwarts Selbst“ bedeutet ja viel mehr als etwas bloss Zeitliches und Räumliches: es geht diejenige *h ö h e r e S e l b s t o r g a n i s i e r u n g* der Person verloren, durch die sie ihre Lebenskontinuität in die Ordnung der objektiven Welt einfügt. Im Traum fehlt mit der Erinnerung an die eigene Vergangenheit auch die bewusste Verantwortung für sie, und mit der Vorausschau in eine weitere Zukunft

auch die bewusste Anerkennung von Aufgaben und Verpflichtungen; ebenso fehlt mit der Auflösung der räumlichen Ordnung auch der feste Punkt, von dem aus das Ich seine Stellung zur transpersonalen Welt fixiert. Anders ausgedrückt: im Traum schläft zwar nicht das Bewusstsein, wohl aber jene konzentrierte Aktivität, die — als Aufmerksamkeit, Denken und Wollen — die Bewusstseinsphänomene zielmäßig richtet, hemmt, ordnet und unter Forderungen stellt. Die — entwicklungspsychologisch spätere — Oberschicht der Persönlichkeit wird im Traum eingeebelt und funktionsunfähig gemacht; es bleibt nur die vitale und intuitive Unterschicht, die nun ihrem eigenen Schwergewicht folgen kann.

Dieser Tatbestand bedeutet zunächst: Erholung von dem Kraftaufwand des Wachzustandes. Alle Aktivität strengt an, geistige nicht weniger als körperliche. Der Kraftverbrauch bedarf der Regeneration; Denken und Wollen müssen sich für neue Taten ausruhen.

Weit wichtiger aber ist der *p o s i t i v e* Sinn der Erscheinung. Die aktiven Leistungsgebiete des bewussten und geordneten Geisteslebens (des Denkens und Wollens) stehen ja in einem, nun schon oft berührten, *S p a n n u n g s v e r h ä l t n i s* zu dem intuitiv-selbstherrlichen Phantasieleben und zum triebhaft dumpfen Streben. Aus dieser Spannung ergibt sich in der Helle des Wachbewusstseins eine weitgehende Eindämmung jener Bereiche. Sie werden nur zugelassen, sofern sie sich den weiterreichenden Aufgaben und Ansprüchen objektiver Gültigkeit fügen; und sie werden bei diesem Prozess vielfach unterdrückt, abgeschwächt und umgemodelt. Aber diese Hemmung der personalen Wunsch-, Bedürfnis- und Phantasie-Sphären ist niemals eine vollständige, führt nie zu ihrer Abtötung; und in dem Augenblick, in welchem die Denk- und Willens-Aktivität ruht, brechen nun die aufgestauten Kräfte jäh und ungeordnet hervor.

Geschähe dies innerhalb des Wachlebens selbst, dann würde damit das normale Verhältnis der Person zur objektiven Welt vernichtet und die Sinnstruktur der Person selbst zerstört sein. Dies ist der Fall bei Geistes- und Gemüts-Krankheiten, in denen Denken und Wollen die Gewalt über Trieb und Phantasie verloren haben.

Im Leben des gesunden Menschen aber geschieht das Wunder: Triebregungen, Wünsche und phantasiemäßige Vorstellungen-

spiele emanzipieren sich im Traum vom Denken und Wollen; sie lassen ihre unterdrückten Kräfte ausströmen, aber ohne dass dadurch das normale Ich/Welt-Verhältnis gefährdet wird. Der Traum wird zum Tummelplatz sonst gefesselter seelischer Tendenzen, aber dieses Geschehen bleibt durchaus innerpsychisch, bildet lediglich eine vorübergehende Scheinwelt dieses individuellen Menschen und greift nicht unmittelbar ein in die objektive und soziale Welt, der er angehört.

Um so wichtiger aber sind diese Vorgänge für die Person, die dieses Seelenbinnenleben in sich erzeugt. Denn es handelt sich ja in Wirklichkeit nicht um verschiedene selbständige Vermögen, die isoliert oder feindselig im Menschen vorhanden sind, sondern um ihn selbst, in dessen Totalstruktur sich Wille und Trieb, Denken und Phantasie zur mehr oder weniger spannungshaltigen Einheit binden. Deshalb haben die im Traum auftretenden Phantasiephänomene personale Bedeutung; sie sind kein beliebiges Vorstellungsgemenge aus heterogenen Elementen, keine rein mechanischen Assoziationsketten ohne Sinn, sondern ein Stück personalen Lebens und darum diesem sinnvoll verbunden.

c. Traumdeutung. — Es ist als das bleibende Verdienst von Freud anzuerkennen, dass er das Prinzip der Sinnlosigkeit aus der Traumpsychologie ausgemerzt hat. Indem er nachzuweisen suchte, dass Träume Bedeutung haben, folgerte er auch, dass sie deutbar seien; und damit wurde zum ersten Mal die Traumdeutung, die bis dahin blosser Gegenstand von Aberglaube und Mystik war (und grossenteils noch heute ist) als wissenschaftliches Problem dargetan.

Aberglaube muss freilich die Traumdeutung bleiben, sofern sie es wagt, Objektives, insbesondere künftige Realgeschehnisse aus dem Traum vorauszusagen. Der alleinige Gegenstand der Traumdeutung kann vielmehr nur der Traumende selbst sein — mit denjenigen Schichten seiner Persönlichkeit, die im Wachzustande gebunden und versperrt sind, aber als geheime Untergründe auch die höheren Tätigkeitsgebiete und die personale Gesamtstruktur mit beeinflussen. Solche subjektivierende Traumdeutung hat Freud und haben Unzählige nach ihm

geübt; und unsere ganze bisherige Untersuchung des Traumes ergibt die Berechtigung dieses Gedankens. Damit ist nun freilich noch nichts über Art und Inhalt der Deutung gesagt; und hier muss eine personalistische Betrachtung die Enge der psychoanalytischen Traumdeutung zu überwinden suchen.

Freud erleichtert sich seine Aufgabe zunächst dadurch, dass er Traum-Bericht gleich Traum setzt. Wir zeigten nun schon oben, dass der Bericht über einen erinnerten Traum als Tätigkeit des wachen Menschen stark von Wachfunktionen der Logifikation mitbestimmt sein muss; und dass er sich daher viel sinnvoller anhört, als der Traum vermutlich selber war. Je sinnvoller die Deutungsmaterie, um so leichter die Deutung. Nur wissen wir dann leider nicht, wie weit der Traumdeuter den Traum, und wie weit er die unbewusste Interpretation des Traumes durch den Erzähler zum Gegenstand seiner Analyse macht.

War dies Bedenken methodischer Art, so trifft das folgende die Sache selbst. Da der Traum eine Art seelischen Ventils für sonst gehemmte Regungen ist, so glaubt die Psychoanalyse, dass sich die Einzelheiten des Traum-Inhalts auch dem Inhalt jener Regungen zuordnen lassen müssen. Damit würden dann sämtliche Phantasmen des Traumes deutbar werden entweder als direkte Wiedergaben oder als symbolische Verhüllungen jener innerpersonalen Richtungen und Strebungen.

Diese These ist deshalb so gefährlich, weil sie eine Legitimation für restlose Deuterei gibt; der Traum erscheint so lange sinnlos, als nicht für jedes manifeste Traumstück der tiefere Sinn enthüllt ist. Das ist viel zu sehr elementenpsychologisch gedacht. In Wirklichkeit aber ist der Traum eine teilweise recht umgestaltete Erlebniseinheit, das Träumen der Ausdruck einer jeweiligen Gesamtverfassung des Schlafenden; und nun kann sehr wohl Traum und Träumen als diese Totalität personal bedeutsam sein, ohne dass zu jedem einzelnen Element in ihm ein Bedeutungskorrelativ bestände. Die Psychoanalyse übersieht z.B., dass das Spielenkönnen mit Vorstellungen als solches einem tief eingewurzelten menschlichen Bedürfnis entspricht, dass die Möglichkeit, sich solchem freien Spiel hinzugeben, ohne von der Brutalität der Wirklichkeit dauernd zurechtgewiesen zu werden, unabhängig vom Spezialinhalt dem Traum einen personalen Bezug verleiht. Es ist ferner zu bedenken, dass es Gefühls-

lagen gibt, die rein die vitale Beschaffenheit des Menschen angehen, ohne inhaltlich differenziert zu sein. Es gibt Zustände der Beklommenheit, der Ängstlichkeit, der gehobenen Stimmung, der inneren Unrast u.sw. — die nicht ursprünglich durch konkrete Vorstellungen, sondern etwa durch rein somatische Veränderungen bedingt sein mögen. Schlägt sich nun eine solche Seelenverfassung im Traum phantasiemäßig nieder (z.B. Ängstlichkeit oder Beklommenheit in einem Angsttraum), so darf man nicht durchaus nach dem „ursprünglichen Angsterlebnis“ suchen, das nun in dem Traum seine symbolisch verhüllte Darstellung gefunden habe.

Selbstverständlich bleiben daneben immer noch Möglichkeiten zu berechtigter inhaltlicher Interpretation von Traum und Traumstücken übrig. Aber man kann darauf verzichten, Einzeldeuterei um jeden Preis zu treiben, und sich auf solche Deutungen beschränken, die nicht nur für Anhänger einer bestimmten Schule, sondern für jeden Psychologen plausibel sind.

Die einfachsten Fälle sind diejenigen, bei denen Deutungsmaterie und Deutungsziel zusammenfallen und gleichsam nur die Modalität geändert ist. Was im wachen Leben gewünscht oder gefürchtet wird, verwandelt sich im Traum in Gegenwart und damit in Erfüllung. Eine erhoffte Reise wird im Traum schon gemacht; ein bevorstehendes Examen wird im Traum bereits bestanden oder auch verfehlt; ein ferner Mensch, nach dem man sich sehnt, ein Verstorbener, den man geliebt hat — sie besuchen uns im Traum; wir geniessen ihre Gemeinschaft als selbstverständlich. In noch tiefere Schichten der Persönlichkeit leuchtet der Traum dann hinein, wenn es sich um Wünsche und Fürchte handelt, von denen man sich im wachen Leben keine bewusste Rechenschaft gibt — sei es, weil solche Strebungen vor dem *D e n k e n* nicht bestehen könnten (utopische Wünsche, unbegründete Ängste), sei es, weil aus der Sphäre des *W i l l e n s* Verbote und Hemmungen kommen, die das Bewusstwerden verbieten (sündhafte, verbrecherische, sozial verfehlmte Wünsche). Es ist also der Tiefenpsychologie darin zuzustimmen, dass der Mensch in seinen Träumen jene Untergründe seiner Seele verraten kann, die er im wachen Leben nicht nur den anderen, sondern auch sich selbst vorenthält.

Einseitig ist aber wiederum jene Meinung der Psychoanalyse —

die nun material ihre ganze Deutungspraxis bedingt — dass es sich hierbei fast stets um Sexualregungen handle. Gewiss ist das weite Gebiet des Erotischen und Geschlechtlichen schon deswegen besonders disponiert, das Traumventil der Wunscherfüllung zu benutzen, weil es wie kein anderes Gebiet im Wachleben unter einem Tabu steht, und weil andererseits die Triebstärke hier so gross sein kann, dass jene Wachhemmungen an irgend einer Stelle zur Lösung drängen. Indessen wäre damit höchstens ein starker Anteil, nicht aber die Alleinherrschaft der Sexualsphäre im Traum zu begründen. Der Mensch ist auch im Traum die *unitas multiplex* seiner Regungen und Strebungen. Innerhalb der Triebphäre können sich daher auch andere Gebiete als die Geschlechtlichkeit geltend machen; so gaukelt z.B. der Hunger exzessive Wunscherfüllungsträume, Teilnahme an schwelgerischen Mahlzeiten und ähnliches vor. Ausserdem aber besteht, oberhalb der vitalen Triebe, eine Mannigfaltigkeit von Interessen, Wünschen und Bestrebungen, die ebenfalls im Wachleben mannigfachen Einschränkungen und Verdrängungen unterliegen und nun im Traum ihre Erfüllung suchen. Wenn Jemand einen bestimmten Menschen als sterbend oder gestorben träumt — muss dabei dann immer die geschlechtliche Eifersucht, oder der unbewusste Tötungswunsch des Ödipuskomplexes Gestalten gestanden haben? Kann hier nicht auch eine Konkurrenz anderer Art, z.B. um ein Amt, oder ein sonst wie motivierter untergründiger Hass beteiligt gewesen sein? — Geltungsstreben und Ruhmsucht, Begeisterung für politische, künstlerische, religiöse Ideale, auch soziale Gefühle, die mit Erotik nicht das Mindeste zu tun haben — sie flüchten sich oft genug in die Träume, wenn sie sich im Ernstleben nicht voll auswirken und befriedigen können. Da träumt sich der allseitig geduckte kleine Angestellte als Chef eines gewaltigen Unternehmens; der Kriegsmann, der in seinem realen Tun nicht weich werden darf, träumt von zartem, mitleidigem Verhalten zum Nebenmenschen und reagiert im Traum seinen, in der Tiefe lebenden Abscheu gegen das Tötenmüssen ab. Der, mit dem unfertigen Werk hart ringende Künstler schaut im Traum das fertige, ideal gelungene Gebilde. Wir haben weder einen Grund noch ein Recht zu der Behauptung, dass solche Träume keine unmittelbare Beziehung hätten zu unerfüllten Wünschen und unterdrückten Strebungen, und dass sie solange umgedeutet werden müssten, bis ihr

„eigentlicher“ (nämlich sexueller) Wunschgehalt hervorträte. Der Mensch ist ja seelisch viel reicher, als eine solch einseitige Theorie es wahr haben will.

II. DAS SPIELEN

Da das Spiel überwiegend ein Kindheitsverhalten ist, so erklärt es sich, dass die Theorie des Spiels hauptsächlich von den modernen K i n d e s psychologen behandelt worden ist; für viele Einzelheiten kann auf diese eingehenden und vielfältigen Untersuchungen verwiesen werden ¹⁾.

Es bleiben aber dennoch einige Erscheinungen und Fragestellungen übrig, die in das Gebiet der a l l g e m e i n e n Psychologie gehören und daher hier zu besprechen sind.

Ja es ist sogar notwendig, die rein kindespsychologische Einstellung einmal zurücktreten zu lassen, weil sonst das Bild und die Theorie leicht einseitig werden. Denn die Tatsache, dass nicht nur Kinder spielen, sondern dass auch Erwachsene sich oft mit grosser Leidenschaft dem Spiel hingeben (Karten, Schach, Fussball, Billard u.s.w.), ja, dass es unter ihnen den charakterologischen Typ des „Spielers“ gibt, verlangt eine umfassendere Behandlung des Spielproblems.

1. Das Spiel in den verschiedenen Lebensstufen

Vergleichen wir das Spielen von Kindern und Erwachsenen, dann zeigt sich eine grundsätzliche Gemeinsamkeit: eine Scheinwirklichkeit wird mitten in der Welt der praktischen Realität erzeugt. Das Billardspiel der Grossen ist ebenso wie das Soldatenspiel der Knaben ein Scheinkampf zwischen Menschen, die in Wirklichkeit keine Feindschaft gegeneinander haben; die Rolle des Schauspielers ist ebenso eine Fiktion, wie die Mutterrolle des mit der Puppe spielenden Mädchens. Es entspricht hier wie dort dieser Scheinhaftigkeit, dass für das B e w u s s t s e i n der Spie-

¹⁾ Der eigentliche Begründer der Psychologie des Spiels war K. Groos, der vor einigen Jahrzehnten grundlegende Monographien verfasst hat. Neuere Monographien stammen von Hetzer, Buytendyk und anderen. Im Übrigen finden sich Untersuchungen zur Theorie und Empirie des Spiel eingefügt in die kindespsychologischen Bücher von Groos, Claparède, W. Stern und anderen. Eine Gesamtübersicht über Spieltheorien gab in jüngster Zeit Noack.

lenden der Sinn des Spiels sich in der *Gegenwart* erschöpft; es soll nicht — wie etwa Arbeiten oder Kunstschaffen — über sich hinaus auf ein dahinter liegendes Ziel hin tendieren; es hat keine Konsequenzen, es ist unernst, so ernst auch die Spielenden das Spiel während seines Ablaufs nehmen mögen ¹⁾.

Die Unterschiede zwischen dem Spielen von Jung und Alt werden deutlich, wenn man gewisse *Entwicklungslinien* aufdeckt, die dem steigenden Alter parallel gehen.

In den ersten Lebensjahren, etwa bis zum Eintritt in die Schule, ist das Spiel geradezu zentral für das kindliche Verhalten (man nennt diese Zeit deshalb auch das „Spielalter“). Hier fehlt auch noch die scharfe Sonderung von Spielwelt und Ernstwelt; alle Gegenstände der Umgebung und alle Handlungen des Kindes, auch die „ernsthafte“, wie Essen, Sich-Anziehen u.s.w., werden ins Spiel einbezogen, mit Spiel durchsetzt; auch im Grade des „Ernstnehmens“ besteht keine scharfe Grenze zwischen den beiden Lebensbereichen des Scheins und des Seins. Ob das Kind der Mutter beim Ankleiden des Babys durch Zureichen der Kleidungsstücke hilft, oder ob es seine Puppe ankleidet, macht erlebnismäßig kaum einen Unterschied. — Das Schulalter schafft grundlegende Änderungen, indem das Kind die beiden, nun deutlich getrennten, Sphären der Arbeit und des Spiels *n e b e n* einander durchlebt und erlebt; von da an beginnt eine immer stärkere Entwicklung der Ernsttätigkeit und eine Zurückdrängung des Spielverhaltens, nach Zeitdauer und nach Lebensbedeutung. — Im Jugendalter treten dann Zwischenformen und Mischformen auf: Zwischenformen sind die Betätigungen des Sports, der durch sein Prinzip ständiger Leistungssteigerung nicht mehr rein in der Gegenwart sich befriedigt wie das Spiel, sondern Zukunftsziele des Fortschritts und des Rekords setzt; ferner das Sammeln, das Basteln und andere, schon auf Erzeugung dauernder Objekte gerichtete „Beschäftigungen“. Eine Mischform ist das „*E r n s t s p i e l*“, d.h. ein Verhalten, welches bei subjektivem Ernstnehmen doch objektiv noch die Freiheit und Konsequenzlosigkeit des Spiels hat ²⁾.

In der *Erwachsenheit* wird nun Spiel, Sport und spielähnliche

¹⁾ Wo die Absicht des Spiels dennoch auf Konsequenzen zielt, die über die Gegenwart hinausreichen, ist der eigentliche Spielcharakter schon nicht mehr vorhanden. Dies gilt z.B. für Hazardspiele, durch die sich der Spieler bereichern will.

²⁾ Vgl. S. 496.

Beschäftigung immer deutlicher eine blosse Nebenphäre des Lebens, eine Zugabe und Ergänzung, zugleich aber auch eine Entgegensetzung zu dem strengen Ernst des Berufs und den verantwortungsvollen und konsequenzhaltigen Handlungen des familiären und öffentlichen Lebens.

Noch eine zweite Entwicklung läuft nebenher; sie betrifft Anteil und Art der Phantasie. In der frühen Kindheit ist diese sehr frei und spontan, beliebig, unorganisiert und springend. Aus allem kann im Spiel alles gemacht werden; der Spielende selbst und die Spielgegenstände können jegliche „Rolle“ übernehmen; es gibt keine Grenze, keine Bindung; das Kind ist in seiner Spielwelt Alleinherrscher ¹⁾.

Wenn dann Gemeinschaftsspiele stärker hervortreten, muss sich die Phantasie des Einzelnen schon gewisse Zügelungen durch Rücksicht auf die Anderen gefallen lassen; auch die Spielaufgabe, das Spielmaterial und endlich die Spielregel liefern Bindungen und Richtlinien, die das Walten der Phantasie nicht zu ertönen brauchen, es aber disziplinieren und organisieren. Beim Sport ist dann dieses Bindungsprinzip noch viel strenger; hier ist jede Teilhandlung vorgeschrieben und festgelegt; freie Phantasie hat wenig Platz. Diese erhält dann noch einmal einen neuen Antrieb im Ernstspiel des Jugendlichen, in welchem Triebregungen, Wünsche, Ängste in stark phantastischer Weise ausgebaut werden.

Dagegen sind die Spiele der Erwachsenen fast durchweg phantasiearm; spielmäßige Einzelbeschäftigungen, wie Sammeln und Basteln, erhalten von der sachlichen Aufgabe und dem Stoff her mehr oder minder strenge Marschrouten. Die Gemeinschaftsspielen (Karten-, Brett-, Bewegungsspiele) sind in ein solches Netz fester Spielregeln gehüllt, dass der kombinierenden Phantasie nur eine recht begrenzte Betätigungsfreiheit bleibt.

Man sieht, es handelt sich nicht nur um Akzentverschiebungen, sondern um grundlegende qualitative Wandlungen; das Spiel des Erwachsenen ist und bedeutet anderes als das Spiel des Kindes. Und doch — alle diese Verschiedenheiten haben den einen gemeinsamen Untergrund: die Fähigkeit des Menschen zum Spielen

¹⁾ Vgl. auch S. 489.

überhaupt; und die Theorie des Spiels muss dieses Grundfaktum in erster Reihe verständlich machen, um von ihm aus dann die besonderen Funktionen des Spielens in den verschiedenen menschlichen Entwicklungsphasen und Lebenssituationen zu erklären.

2. Theorieen des Spiels

a) Der personalistische Grundgedanke. — Die Zahl der Theorieen, die man zur Erklärung des Spiels erdacht hat, ist gross; vielleicht hat grade die scheinbare Zwecklosigkeit der Spieltätigkeit das Denken angespornt, den wahren Zweck zu enthüllen. Das Irrationale sollte rationalisiert werden. Aber eben hierdurch haben diese Theorieen sich als unzulänglich erwiesen. Sie fragten nach dem eigentlichen Zweck des Spiels, nach seinem Nutzen, nach seiner biologischen Funktion. Die Frage ist voll berechtigt, aber sie ist nicht die einzige und nicht die erste. Gerade unter personalistischem Gesichtspunkt müssen wir an den Anfang den Satz stellen: Das Spielen hat für den Menschen nicht nur Dienstbedeutung, sondern auch, ja vor allem, *S t r a h l b e d e u t u n g*. Der Nicht-Ernst des Spiels darf nicht dadurch wegerklärt werden, dass er auf einen tiefer liegenden Ernst als seinen „eigentlichen“ Sinn zurückgeführt wird; vielmehr besteht einer der wesentlichsten Züge des Menschen darin, dass er unernsthafte sein (also spielen) *k a n n* und *m u s s*.

Im Spiel bewährt der Mensch—bei aller Weltoffenheit und Weltverflochtenheit—ein Stück Souveränität der Welt gegenüber; er schafft sich eine Sphäre des Daseins, die ihm gehört und die er von sich aus gestaltet. Diese Souveränität aber ist nicht göttliches Schöpfertum, das der Welt überhaupt nicht bedarf; sie ist von der menschlichen Weltoffenheit mitbestimmt, darum wird „Welt“ in das Spiel übernommen, in ihm nachgebildet, in Schein verwandelt, umgeformt. Der spielende Mensch spielt immer zugleich „sich“ und „Welt“: Kämpfer und Kampf, Schöpfer und Werk, Mutter und Kind. Die Welt, die er in seiner Spiel-F r e i h e i t verneint, bejaht er zugleich in seinem Spiel-I n h a l t.

Wir greifen damit auf eine Theorie zurück, die von den modernen Spieltheorien zu Unrecht in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Satz: „Der Mensch ist nur dort ganz Mensch, wo er spielt“ stammt von Schiller; und Schiller entwickelt auch den

Gedanken ¹⁾, dass das Spiel eben darum so spezifisch menschlich sei, weil es zwischen der animalischen Weltabhängigkeit („Gebeugt vom Joche der Notdurft“) und der göttlichen Weltüberwindung (dem reinen Pflichtverhalten im Kantischen Sinne) stehe. Schiller bezeichnet dies, im menschlichen Wesen so tief verankerte, Spielen-Können und -Müssen als „Spieltrieb“; und wenn der Ausdruck vielleicht mit der heutigen Fassung des „Trieb“-Begriffes nicht gut vereinbar ist, so hat er doch in der Sache durchaus Recht.

Nun erst sind wir im stande, auch den anderen Spieltheorieen gerecht zu werden, und zwar ihnen a l l e n, während jede von ihnen mit dem unberechtigten Anspruch aufgetreten war, „die“ Spieltheorie zu sein. Denn jede dieser Theorieen suchte e i n e bestimmte Beziehung des spielenden Verhaltens zum Lebensernst herauszustellen; solcher Beziehungen aber gibt es unbestimmt viele, und nur einige Grundtypen lassen sich theoretisch formulieren.

Als zweckmäsig erweist sich auch hier die Einteilung in Gegenwarts-, Vergangenheits- und Zukunfts-Theorieen. ²⁾

b) *Gegenwartstheorieen* sind solche, die das Spiel in gegenwärtige Strebungen des Menschen einordnen. Es kann dies rein dynamisch oder auch inhaltlich gemeint sein.

Dort, wo der jeweilig verfügbare Kräftevorrat nicht vollständig von den Ernstforderungen des Lebens verbraucht wurde, müssen sich die überschüssigen Energieen einen Ausweg suchen; sie entladen sich daher in Betätigungen, die nicht auf reale Ziele gehen, also in Spielen. Herbert Spencer, der diese Theorie aufgestellt hat, weist darauf hin, dass das Menschenkind in viel höherem Maße als das Tierjunge überschüssige Kräfte hat und sie deshalb im „Spiel“ ausgeben kann — und zwar deshalb, weil dem Menschen in seiner langen Jugend viele Lebensaufgaben durch die Erzieher abgenommen werden, die das Tier sehr bald allein zu verrichten hat.

Nach dieser Auffassung ist das Spielen eigentlich nur ein Aus-

¹⁾ In seinen, heut viel zu wenig gelesenen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“.

²⁾ Ich übernehme hier die Einteilung aus meiner „Psychologie der frühen Kindheit.“ S. 265 ff. Die entsprechende Einteilung leitete uns auch oben bei den Phantasieen des Alltagslebens, s. S. 457 ff.

brechen unverbrauchter Vitalspannungen; zwischen dem blossen Zappeln und Johlen auf der einen Seite, dem werkschaffenden oder Rollenspiel auf der andern Seite besteht kein grundlegender Unterschied. Da ja der Mensch — so lehrt Spencer — die nach Äusserung drängenden Kräfte in *irgend einer* Weise betätigen muss, so greift er zum Nächstliegenden, nämlich zu den Tätigkeiten, die er bei anderen sieht: inhaltlich ist also das Spiel rein durch Nachahmung bestimmt.

Diese Theorie hebt richtig eine *Voraussetzung* alles Spielens hervor: den überschüssigen Kraftvorrat. In der Tat: wo alle Kräfte eines Menschen vom Ernst des Lebens absorbiert werden, z.B. bei schwerer Überbürdung durch Schularbeit oder Berufsfron, da kann in der kargen Freizeit auch nicht einmal mehr gespielt werden. Ebenso hängt z.B. die Spielintensität des Kindes deutlich von seiner körperlich-geistigen Frische ab; sie kann dort, wo etwa eine Krankheit die vorhandenen Energien ganz in den Kampf um die Lebenserhaltung stellt, auf Null sinken.

Damit ist aber auch schon die Leistungsfähigkeit dieser Theorie erschöpft. Die Zurückführung alles Spielinhalts auf beliebige und zufällige Nachahmung ist, wie sich gleich zeigen wird, völlig unzulänglich.

Schon etwas tiefer dringt die zweite dynamische Theorie, die „Erholungstheorie“ (zuerst von M. Lazarus formuliert). Sie geht, im Gegensatz zur Idee Spencers, von dem starken Kraftverbrauch aus, den das Ernstleben vom Menschen fordert, und der eine *Kompensation*, eine Erholung, notwendig macht. Erholung kommt aber nicht nur zustande durch Abstellung der Kraftbetätigung überhaupt (Ausruhen, Schlafen), sondern auch durch andersartige, und vor allem verantwortungslose Kraftbetätigung: Spiel. Es ist erstaunlich, über welche Energie-reserven selbst ein ermüdeteter Mensch noch verfügt, sofern nur keine ernsthafte und konsequenzhaltige Tätigkeit mehr von ihm gefordert wird. Selbst starke Aufmerksamkeitskonzentration (z.B. beim Schachspiel, beim Kartenspiel) strengt nicht so an, weil sie unernsten Aufgaben gilt.

Diese Theorie ist, wie man sieht, in erster Reihe auf das Spielen der *Erwachsenen* zugeschnitten. Für diese ist ja in der Tat das Spielen die Zwischenbeschäftigung zwischen Beruf und vollem Ausruhen. Der Mensch, der eben noch ganz eingespannt war

in seinen Pflichtenkreis, ist nicht immer sogleich imstande, ohne Übergang sofort ins *dolce far niente* einzutreten; er sucht sich allmählich zu „entspannen“; und hierfür ist die Vertauschung der realen Welt mit einer Scheinwelt vorzüglich geeignet. Verantwortungslosigkeit erholt.

Auf den unerwachsenen Menschen ist die Erholungstheorie dort anwendbar, wo bereits die Scheidung zwischen „Arbeit“ und „Spiel“ besteht — also beim Schulkind. Besonders wenn die Schularbeit vom Kinde als eine äussere, noch nicht organisch gewordene Bindung erlebt wird, bereitet das Überwechselnkönnen zum Spiel nicht nur intensiven Genuss, sondern auch Auffrischung der Kräfte.

Im spezifischen „Spielalter“ dagegen gibt es ja noch gar keine andersartige anstrengende Beschäftigung, von der das Kleinkind sich durch Spiel dann wieder erholen müsste; hier versagt die Theorie.

Alle anderen Gegenwartstheorien haben es mit dem Spiel *i n h a l t* zu tun, den sie aus den im Kinde lebendigen Trieben, Interessen und Willensrichtungen zu erklären suchen.

Dass hierbei der *N a c h a h m u n g s t r i e b* mit in erster Reihe steht, ist unbestreitbar. Die Weltoffenheit des Menschen, insbesondere die des Kindes, erschöpft sich nicht darin, dass der Mensch die tausendfältigen Eindrücke rein rezeptiv in sich einsaugt; gerade in primitiven Stadien und in Zuständen ungehemmter Lebensentfaltung herrscht die Ungeschiedenheit des sensu-motorischen Verhaltens vor, in dem das Wahrgenommene zugleich in Aktion umgesetzt wird. Solche Nachahmungstätigkeit kann sich jedes wahrgenommenen Vorgangs der Aussenwelt bemächtigen und macht deshalb nicht Halt bei jenen Tätigkeiten, die dem Kind zum *Z w e c k* des Erlernens vorgemacht werden; die verschiedensten Vorgänge des häuslichen Lebens und der Strasse, Zeitereignisse und Sensationen, Betätigungen der verschiedenen Berufe, der Tiere und Verkehrsmittel werden ins Spiel übernommen. Auch die Reize der Sozialspele liegen zu einem grossen Teil in dem Mitmachen und Nachmachen der Handlungen der Vor- und Mit-Spieler (man denke z.B. an Reigenspele).

Trotzdem wäre es falsch, mit Spencer (s. oben) zu meinen, dass das spielende Kind nur deshalb nachahme, weil die überquellenden Kräfte sich an irgend einem Stoff betätigen müssen. Denn das

Nachahmen selbst ist ein innerlich geleitetes Tun. Aus den unendlichen nachahmungsmöglichen Eindrücken der Aussenwelt greift der spielende Mensch immer nur dasjenige heraus, das ihm innerlich gemäfs ist, und er formt sein Nachahmungsprodukt so, wie es ihm innerlich gemäfs ist. Ein einfaches Beispiel möge dies erläutern.

Ein Knabe und ein Mädchen spielen am Strande, äusserlich betrachtet, „dasselbe“: sie errichten einen Sandberg und graben einen wagenrechten Stollen hinein. Diese identische Spielhandlung bedeutet aber für den Knaben: „ich habe einen Eisenbahntunnel gemacht“, für das Mädchen: „ich habe einen Backofen gemacht“. Beide haben Tunnel und Backöfen gesehen; aber das Mädchen denkt nicht daran, im Spiel den Tunnel, der Knabe denkt nicht daran, den Backofen nachzuahmen.

Zuweilen gehen Auslese und Umformung bei der Nachahmung so weit, dass die Aussenbestimmtheit des Spielinhalts ganz zurücktritt hinter diesen inneren Antrieben; aber selbst bei ausgesprochen imitativen Menschen ist das Spiel dennoch niemals eine blosse Kopie, sondern stets von den personalen Innenfaktoren mitgefärbt.

Hier stossen wir auf einen eigentümlichen Doppelaspekt. Der Mensch projiziert nämlich sein Wesen in sein Spielen sowohl direkt wie indirekt.

Es gibt gewisse Persönlichkeitszüge, die solche Durchschlagskraft haben, dass sie sich in allen Betätigungen, ernsten wie spielhaften, bekunden müssen — in den spielhaften vielleicht noch stärker, weil sich hier der Mensch spontan gibt. So wird Art und Inhalt des Spiels zu einem unverhüllten Persönlichkeitsausdruck. Charaktereigenschaften wie: Willensstärke, launisches oder laues Verhalten, Despotismus, Anschmiegsamkeit, Rohheit und Zartgefühl, Pedanterie, soziale oder asoziale Tendenzen verraten sich dann im Spiel nicht minder als im Arbeits-, Berufs- und Familienleben; Gleiches gilt von geistigen Eigenschaften wie: Originalität, Witz, Kombinationsfähigkeit, Unselbständigkeit und Beschränktheit u.s.w. Spezielle Interessenrichtungen und Talente technischer pflegerischer, organisatorischer, kämpferischer, geistiger Art bestimmen den Spielinhalt ebenso wie die ernsthafte Lebensführung.

Aber nicht immer ist die Umsetzung von Persönlichkeits-tendenzen in Spielausdruck so einfach und gradlinig.

Da der Mensch beim Spielen in freier Tätigkeit sein eigenes Scheinreich errichtet, können hier grade solche inneren Regungen zur Auswirkung kommen, die in der harten Wirklichkeit des Ernstlebens schweigen müssen. In solchen Fällen steht also der Spielinhalt in einer gewissen *Gegensätzlichkeit* zur realen Lebensformung — entsprechend jenem Gegensatz, den wir oben zwischen Traum und Wirklichkeit schilderten. In der Tat kommt dem Spiel ebenfalls die Funktion zu, *sonst unterdrückte Persönlichkeitstendenzen an harmlosem Material abzureagieren*.

Zunächst bedeutet ja jedes Spiel Sprengung der realen Lebensenge, bei Kindern wie bei Erwachsenen. Wenn das Kind „Rollen“ spielt: Briefträger oder Kutscher, Puppenmutter oder Kaufmann u.s.w., so ist schon die bloss fiktive Vertauschung des eigenen Ich mit einem anderen Ich, dies Sichhineinversetzen in ein Individuum anderer Art und anderer Betätigung — eine unendliche Erweiterung und Bereicherung. Wenn der Erwachsene nach aufreibend eintöniger Tätigkeit in Büro oder Fabrik abends Karten oder Billard spielt, so erlebt er, wenn auch noch so verdünnt, die Erregungen des Kämpfens, des Wetteiferns, des Siegens und Unterliegens; und wenn er gar in einem Liebhabertheater mitspielt, dann sind die grossen Leidenschaften und hohen Ideen der dargestellten Helden wenigstens zeitweilig seine eigenen.

Aber nicht nur durch phantasiemässige Erweiterung kann die reale Ichenge negiert werden, sondern durch volle Umkehrung, die sogenannte „*Überkompensation einer Minderwertigkeit*“. Dieser Gesichtspunkt bildet den Leitgedanken der *individualpsychologischen* Spieltheorie, wie sie von Alfred Adler und seinen Schülern vertreten wird. Die Scheinwelt des Spiels soll dann all das gewähren, was die Realwelt des Ernstes versagt; und je drückender die Enge der Wirklichkeit und die eigene Unfertigkeit empfunden werden, um so exzessiver wird nun Macht und Glanz, unbegrenztes Können und Herrschen *gespielt*. Gerade das Kind, das an hundert Gebote, Verbote und Abhängigkeiten gebunden ist, strebt danach, im Spiel sich überlegen zu fühlen; es geht recht willkürlich um mit der Materie beim Bauen; es tyrannisiert andere (fingierte oder wirkliche) Individuen beim Spielen mit Haustieren und Puppen, beim Kutscher- und Lehrer-Spielen, bevorzugt in Märchen-

und Rollen-Spiel Zauberer und Feen, Prinzen und Riesen. Auch so mancher Jugendliche und Erwachsene mag im Spiel mit betonter Energie und Rechthabereipose auftrumpfen, gerade weil er im wirklichen Leben so viel Geltungsminderung ohne Gegenwehr herunterzuschlucken muss.

Es wäre aber unberechtigt, diese kompensatorische Deutung des Spiels als eine allgemeingültige anzusetzen. Die direkten Persönlichkeitsäusserungen sind im Spiel sicherlich viel häufiger als diese indirekten und paradoxen; und feinere psychologische Beobachtung wird auch sehr wohl den Unterschied bemerken. Energisches oder originelles Spiel sieht doch anders aus, wenn es unmittelbar aus energischem oder originellem *Wesen* entspringt, als wenn es eine Überkompensation von Schwäche oder das Erzeugnis blosser Originalitätssucht ist.

In diesen Zusammenhang gehört endlich die *psychanalytische* Spieltheorie. Auch hier wird das Spielen als Ventil für unterdrückte Triebe gedeutet; nur sind diese Triebe stets als solche der Sexualsphäre angesetzt. In den seltensten Fällen handelt es sich hierbei um offenkundige Sexualspiele (z.B. spielendes Manipulieren an den Geschlechtsorganen) und um Liebesspiele; meist wird von der Psychoanalyse ein, an sich sexualfremder, Spielinhalt umgedeutet, sodass er als Symbol für Sexualvorstellungen und -Strebungen erscheint. So soll sich hinter dem Spielgebrauch der Peitsche beim Kutscher- und Pferd-Spielen eine sadistische Regung verbergen; ein Spiel „Schweineschlachten“, bei welchem Holzklötze gestochen werden, soll den „Ödipuskomplex“, d.h. den eifersuchtsgeleiteten Tötungswunsch des Sohnes gegen den Vater verraten u.s.w.

Dass *gelegentlich* Triebrichtungen solcher Art mitwirken, ist beim Spiel ebenso und aus gleichen Gründen möglich wie beim Traum ¹⁾. In pathologischen Fällen mögen sich oft recht weitgehende Sexualisierungen des Spiels finden. Eine allgemeinpsychologische Spieltheorie aber kann in der Sexualmotivation nur eine unter vielen Motivgruppen sehen, die den Inhalt des Spiels bestimmen, und sicherlich nicht die wichtigste. Es gibt eben nicht *einen* Trieb, der die spezifische Eignung hätte, „Spieltrieb“ zu werden; vielmehr ist die Spielwelt der Menschen *ein orbis pictus aller* menschlicher Regungen und Wunschrich-

¹⁾ S. S. 480.

tungen, Trieb- und Interessen-Gebiete, die hier teils in farbgleicher, wenn auch abgeschwächter Kopie, teils im photographischem Negativ, teils in Verzerrung und farbiger Abwandlung auftreten.

Ja noch mehr: in dieses mikrokosmische Bilderbuch ist nicht nur die Gegenwart des spielenden Menschen projiziert; es enthält auch Chronik des Vergangenen und Prophezeiung des Kommenden. Mit anderen Worten: Das Spiel muss auch *entwicklungspologisch* betrachtet werden.

c) *Vergangenheitstheorie*. — Spielneigung und Spielrichtung sind, wie wir sahen, in den menschlichen Anlagen verankert; Anlagen aber sind wenigstens zum Teil *erbbedingt*. So lag es nahe, erbbiologische Gedanken auch auf das Spiel zu übertragen. Dies tat zuerst der amerikanische Kindespsychologe Stanley Hall, der das bekannte „*biogenetische Grundgesetz*“ Häckels auf seelische Vorgänge anzuwenden suchte. Wenn nach diesem Gesetz jedes heranwachsende menschliche Individuum die Entwicklung der Gattung in gekürzter Form wiederholt, dann müssen wir im Kinde Erscheinungen finden, die früheren, heut längst überwundenen, Entwicklungsstadien der Menschheit irgendwie ähneln. Dies sind die Spiele. In den Kinderspielen werden primitive Formen menschlichen Seins noch einmal lebendig: die einfachsten Grundbeziehungen der Gemeinschaftsbildung und des Kampfes, animistische Belebung toter Gegenstände (Fetisch, Menschen- und Tier-Puppe), Benutzung verschollener Waffen (Pfeil, Schleuder), magisches und Zauberwesen, Indianer- und Räuber-Romantik. Dieses Wiedererwachen atavistischer Regungen erfolgt aber nun nicht mehr in der Ernstform ihres ursprünglichen Auftretens, sondern *nur als Spiel*, d.h. in einer verantwortungsfreien und schnell verrauschenden Scheinform. Gerade darin sieht diese Theorie die positive Zweckbedeutung des Spiels, dass der Mensch die erblich überkommenen (aber der Gegenwartskultur nicht mehr angepassten) Urstrebungen betätigen und damit *abreagieren* kann in harmloser und unschädlicher Weise.

Nähme man die Theorie wörtlich, dann würde das kindliche Spielen nichts mehr mit *eigentätiger* und *gestaltender Phantasie* zu tun haben, sondern nur mit (unbewusster) Erinnerung. Schon hieraus ergibt sich ihre Unzulänglichkeit. Auch der

abenteuerliche Glaube, dass das Kind die psychischen Stadien der Vorfahren in gleicher Reihenfolge repetiere, hilft uns wissenschaftlich nicht weiter. Aber man kann doch den Gedanken des „Vergangenheitsbezugs“ des Spiels aus der erbbiologischen Fassung befreien und den entwicklungspsychologischen Gehalt herauschälen; dann ergibt sich auch, dass nicht nur das Spielen des Kindes, sondern alles Spielen unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt werden kann.

Jede Person ist g e s c h i c h t e t; sie trägt in sich Dispositionen und Einstellungsbereiche, die in verschiedener personaler Tiefe schweben und jeweilig dann aktualisiert werden, wenn die personale Gesamtsituation es nahe legt. Einige dieser Schichten sind durch ihre zeitliche Zusammengehörigkeit gekennzeichnet. Sie stammen teils aus dem Erbgut („archaische“ oder „atavistische“ Schichten), teils aus der individuellen Vergangenheit („infantile“, „puberale“ Schichten). Dem Durchbruch solcher Schichten ist nun besonders die personale Situation des Un-Ernstes günstig. Dort, wo der Mensch überhaupt noch nicht eingespannt ist in das Joch der praktischen Realität mit ihren Konsequenzen (Kindheit), und dort, wo der Mensch zeitweilig heraustritt aus der Ernstbindung der Schularbeit, des Berufs u.s.w. (Freizeit der Schüler und Erwachsenen) — dort kann er sich solchen Tendenzen hingeben, die in ihm von früher her schlummern, aber nicht erstorben sind. Sie sind bereit, hervorzutreten, aber auch wieder zurückzutreten, je nach dem „Spiel“-Raum, der ihnen von den Ernstaufgaben des Menschen gelassen ist. Dabei handelt es sich sogar vorwiegend nicht (wie es die Hall'sche Theorie nahe legt) um feste I n h a l t e, die aus der Vergangenheit her mnemisch erneuert werden, sondern um E i n s t e l l u n g s f o r m e n, Gerichtetheiten allgemeiner Art, naivere Gefühlsfärbungen. Deshalb bleibt auch innerhalb der Wiederbelebung vergangener Phasen eine weite Wirkungsmöglichkeit für Neuschöpfung durch gestaltende Phantasie.

In diesem eingeschränkten Sinne ist es fraglos, dass jeder Mensch, Kind wie Erwachsener, p r i m i t i v e r ist, wenn er spielt, als wenn er ernsthaft handelt. Grössere Kinder können im Spiel wieder „Babies“ werden; und Erwachsene, die in freier Natur ihre Ferien verleben, verfallen hier in einen sehr gesunden, erfreuenden und erholsamen Infantilismus.

d) *Zukunftstheorien*. — Aber zu diesem Vergangenheitsbezug gibt es das Gegenstück: die *Zukunftsbedeutung des Spiels*. Der spielende Mensch spielt sich nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts. Die „Zukunftstheorie“, vor einem Menschenalter insbesondere durch Karl Groos ausgebaut, muss nun in personalistischem Sinne erweitert und mit den anderen Theorien verknüpft werden.

In jedem menschlichen Gegenwartsaugenblick lebt Zukunft nicht nur dadurch, dass sie *bewusst* vorausgesehen, erwartet, geplant, gewollt wird. Die personale Entelechie und die Zielgerichtetheit ihrer einzelnen Anlagen ist vielmehr vorbereitend wirksam, lange vor dem „Fälligkeitstermin“ ihrer eigentlichen Zielverwirklichung, und lange bevor sie sich in zieladäquatem Bewusstsein darstellt. Als solche *keimhaften Vor-Formen* von Ernst-Funktionen sind die Spiel-Funktionen anzusehen. Anlagen, Triebe, Wünsche, Entwicklungsphasen, deren Zeit noch nicht gekommen ist, können doch schon eine so starke innere Quellkraft haben, dass sie nicht mehr in der vollen Latenz zu verbleiben vermögen; sie suchen nach Äusserungsmöglichkeiten, sind aber andererseits noch nicht stark und in sich gefestigt genug, um schon reale Tat zu vollziehen — und so bemächtigen sie sich der Scheinwelt des Spiels. Dies geschieht durchaus *unbewusst*; der spielende Mensch lebt bewusstseinsmäÙig ganz in der Spielfreude des Augenblicks und ahnt nicht, dass sich in seinem Spiel Kommendes vorbereitet.

Man könnte an diesem Faktum zunächst das Negative feststellen: die *Unstimmigkeit* zwischen dem verfrühten Durchbruch irgend einer Tendenz und der viel späteren sinnhaften Anwendung. In der Tat führt diese Unstimmigkeit auch oft zu grosser Unvollkommenheit der Spielleistung. Da wird der Bau eines kleinen Jungen schief und fällt hundertmal zusammen, weil weder die konstruktive Begabung noch das Verständnis für statische Gesetze schon so gereift sind, um einen ordentlichen Bau zu ermöglichen. Da behandelt das kleine Mädchen ihre Puppe beim Anziehen, Baden u.s.w. so unzweckmäÙig, dass ein lebendiges Kind darunter Schaden nehmen würde; ihre pflegerischen Fähigkeiten sind eben noch unentwickelt. Philiströse Gegner des Spiels greifen mit Vorliebe diese Mängel auf und schliessen daraus, dass solche Beschäftigungen noch lange nichts für das Kind seien; sie übersehen

eben, dass ihnen ein ganz anderer Sinn zukommt, als der der Gegenwartsangemessenheit.

Die personale Bedeutung, die in diesem Vor-Charakter des Spiels steckt, ist eine dreifache: Vorübung, Vorausdruck, Vortastung.

Die Spieltheorie von Groos stellt die *V o r ü b u n g* in den Mittelpunkt. Im Gegensatz zum Tier kommt der Mensch sehr unfertig zur Welt; das hohe Entwicklungsniveau, das er schliesslich erreichen soll, und das — ebenfalls im Gegensatz zum Tier — das Niveau der Vorfahren überbieten soll, erfordert eine lange Vorbereitungszeit: die Jugend — und eine ununterbrochene Vorbereitungstätigkeit: das Spiel. Denn das absichtsvolle Lernen und Üben würde bei weitem nicht ausreichen, um so weniger, als es von aussen auferlegt wird, während die Spieltätigkeit einen dauernden, spontanen und ungezwungenen Selbstunterricht des Kindes darstellt, einen Übungsprozess ohne Wissen und Willen. Gerade die Unvollkommenheiten der Spielleistungen haben einen grossen Übungswert; eindringlicher kann dem bauenden Knaben die Statik der festen Dinge garnicht beigebracht werden, als dass er an seinen, immer wieder zusammenfallenden, Bauten bemerkt, wie es *n i c h t* gemacht werden muss, um bessere Erfolge zu erreichen. Auch durch *S p i e l* schaden wird man klug.

Dieser Übungswert des Spiels ist ganz allgemein: Körperbewegung, Werkschaffen, Sozialität, Intellekt — alles wird spielend geschult. Das spielende Strampeln, Handbewegen und Lallen des Säuglings ist Vorübung für das künftige Laufen, Greifen und Sprechen. Das ältere Kind lernt an konstruktiven Spielen das zielgerechte geschickte Hantieren, das sachgerechte Umgehen mit dem Material, die zweckmässige Verwendung der Naturkräfte. Das spielende Zeichnen und Kneten übt Raumvorstellung, Raumbereichung, ästhetischen Sinn; das Puppenspiel des Mädchens ist gerade wegen seiner Unermüdlichkeit und Vielseitigkeit ein durch nichts ersetzbarer Vorbereitungskurs für die spätere Ernsttätigkeit als Mutter, Pflegerin, Hausfrau. In den Sozialspielen lernt das Kind befehlen und gehorchen, organisieren und wetteifern; bei Spielen mit Spielregeln geht dem Kinde die Notwendigkeit auf, sich unter die Geltung eines abstrakten Gesetzes zu stellen — eine Vorbereitung für die künftige Anerkennung sittlicher Forderungen.

Aber der Zukunftssinn des Spieles erschöpft sich nicht in dieser

utilitarischen Wirkung der Übung; er ist noch tiefer in der Person verankert. Denn das Spiel, als keimhafte Äusserung künftig fälligen Ernstverhaltens, stellt auch eine *V o r v e r k ü n d u n g* dieser kommenden Lebensphase dar, es hat *p r o g n o s t i s c h e n* *A u s d r u c k s w e r t*. Es ergibt sich also die Paradoxie, dass das spielende Kind entwickelter, reifer ist, als dasselbe Kind, sofern er der Realwelt angehört.

Es sei hier ein Selbstzitat erlaubt. „Wer kleine Mädchen je beim Puppenspiel genauer beobachtet hat, ist gerührt und erschüttert zugleich, wie hier die künftige Mütterlichkeit ihre Schatten vorauswirft. Vielleicht erst zwei Jahrzehnte später wird sie zu einer wirklichen gegenwärtigen Lebensform der Persönlichkeit werden; aber als Ausdrucksform ist sie schon mit solcher Intensität, mit solcher Inbrunst vorhanden, dass man geradezu gespensterhaft die ferne Zukunft vorspuken sieht. Aber es ist kein Spuk, sondern es ist nichts als einer der eindringlichsten Beweise für die Einheit persönlichen Lebens, die auch nicht durch die Gliederung in zeitliche Abschnitte zerrissen werden kann.“ (Wertphilosophie S. 155.)

Die Grenze dieses prophetischen Vorausdrucks liegt allerdings dort, wo die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit der Veranlagung beginnt. Das zukünftige Sein der Person ist ja nicht so eindeutig festgelegt, dass alle ihre Züge schon lange vorher in Vorzeichen erkennbar sein könnten; die Entwicklung besteht ja zum grossen Teil in einem langsamen Sichherantasten an die gemäteste Lebensform, in allmählicher Vereindeutigung unklarer Tendenzen. Es gibt auch bestimmte Epochen, in denen diese Unsicherheit vorwiegt und daher die gradlinige prognostische Beziehung des Spielverhaltens zur Zukunftsgestaltung fehlen muss. Eine solche Epoche ist vor allem die Pubertät.

Aber gerade dieses, seiner selbst unklare, Suchen nach den personalen Zukunftsmöglichkeiten gibt dem Spiel die neue Funktion der „*V o r t a s t u n g*“; es wird zum Organ eines unbewussten Durchprobens verschiedener Möglichkeiten. Man kann schon beim jüngeren Kinde zuweilen bemerken, wie es hin und her laviert zwischen verschiedenen Spielinteressen, die zum Teil nur durch sehr äusserliche Anlässe: Vorbilder und Suggestionen, Empfang bestimmter Spielzeuggeschenke, Materialbestand eines Kindergartens u.s.w. geweckt sein mögen; erst in der Betätigung erweist sich dann, welches Interesse am nachhaltigsten ist. Weit wichtiger aber wird diese Erscheinung in der Pubertätszeit. Denn

hier beginnt der junge Mensch abzurücken von dem naiven spielenden Verhalten der Kindheit; er nimmt das, was er erstrebt und tut, solange es ihn erfüllt, s u b j e k t i v ausserordentlich ernst und er würde entrüstet die Bezeichnung dieses Tuns als „Spiel“ zurückweisen. Aber dennoch hat das Tun — glücklicher Weise — nicht den Tiefgang und die Konsequenzhaltigkeit echten Ernstes; denn dem Streben entspricht noch kein adaequates Können und keine Zielsicherheit. So ist die Handlung des Jugendlichen in Wirklichkeit nur ein Glied in einer Reihe von Vortastungen, obwohl er sich jeweilig ganz mit ihr identifiziert. Ich bezeichne diese eigentümlich ambivalente Verhaltensweise als „E r n s t - s p i e l“. Notwendig ist hier die Illusion des Ernstes, weil bei einer Tätigkeit, die von vorn herein als Spiel durchschaut wird, nicht derjenige Gefühls- und Willens-Aufwand zustande kommen würde, der zur Erprobung auf Wesens-Gemäfsheit oder -Ungemäßheit nötig ist; aber die schnelle Abschüttelung dieser affektiven Akzente, sobald zu einem anderen Lebensexperiment übergegangen wird, zeigt doch den Spielcharakter. Am charakteristischen offenbart sich dies Vortasten bei den Liebes-Ernstspielen der Pubertätszeit, ähnlich aber auch bei Bundesgründungen, bei Inangriffnahme künstlerischer oder technischer Pläne (Drama, Perpetuum mobile), in der Begeisterung für Lebensreformen u.s.w. Wichtig ist, dass man die komplementäre Beziehung von Vortastung und Vorausdruck im Auge behält: je mehr der junge Mensch im Stadium jenes vorbereitenden Tastens ist, um so weniger besteht das Recht, irgend ein bestimmtes ernstspielhaftes Verhalten als Vorausdruck und damit als prognostisch verwertbares Symptom endgültiger Persönlichkeitsstruktur anzusehen.

III. DAS SCHAFFEN

(INSBES. DAS KÜNSTLERISCHE SCHAFFEN ¹⁾)

1. P h a n t a s m a u n d W e r k

Wir sprechen von schaffender Phantasie dort, wo aus der Phantasie neue objektive Gebilde und Vorgänge erwachsen, die nun

¹⁾ In diesem Abschnitt können nur einige wenige Themen und Gesichtspunkte aus dem grossen Gebiet der Psychologie des künstlerischen Schaffens und Geniessens zur Behandlung kommen. Im übrigen muss verwiesen werden auf die Bücher über Psychologie der Kunst, auf die psychologischen Teile der Werke über Ästhetik: von Dessoir, Müller-Freienfels, Utitz u.a, und auf die „Personalistische Aesthetik“ von F. Kainz.

über den phantasierenden Menschen hinweg selbständige Existenz erhalten und behalten, und zwar sowohl im Materiellen wie im Geistigen. Ein Kunstwerk (z.B. ein Gemälde) ist zugleich ein körperlicher Gegenstand und Träger geistiger Werte; ein Heroenkult ist zugleich „Kult“ (also sichtbare auf die Welt einwirkende Handlung) und Mythos (also ein, dem Volk heiliger, geistiger Gehalt).

Ebenso ist bei dem schaffenden Menschen selbst beides vorhanden: im Seelischen treiben Phantasie-Inhalte und -Abläufe ihr Spiel; im Leiblichen werden die zu ihrer Gestaltung notwendigen Handlungen vollzogen.

Aber diese so entstehende Vierteilung von Merkmalen des Phantasieschaffens hat doch nur ein Recht in der Abstraktion; in der Wirklichkeit bilden sie eine spannungsreiche Vieleinheit, wie die Person selbst, die das Schaffen vollbringt.

Die rein binnenseelischen Phantasiegestalten des Künstlers sind nicht etwa vor dem materiellen Schaffensprozess selber schon fertig vorhanden und bleiben während jenes Prozesses neben ihm bestehen; vielmehr ist das Schaffen ein psychophysisch neutrales Geschehen von fortwährend wechselnden Sichten. Der Phantasiebeginn, der als „Konzeption“ einen neuen Schaffensakt einleitet, ist weniger „Bild“ als „Antrieb“: ein vages Bewusstsein dessen was werden soll, verbunden mit stärkstem Tätigkeitsdrang (also ein Analogon zu dem, was wir in der Denksphäre als „Problematik“ bezeichneten). In diesem Tun nun konkretisiert, klärt und wandelt sich das Phantasma, wirkt wieder auf die weiteren Schaffensakte, emanzipiert sich zeitweilig von diesen, wird mit dem Ergebnis konfrontiert. Hierbei kann es zum Bejahen der Harmonie von Phantasma und Werk, aber auch zu starken seelischen Gleichgewichtserschütterungen kommen. Der Schaffende wird bald überrascht von der, alles Vorgestellte überbietenden, Wirklichkeit des Erzeugnisses, bald wird er gepackt von schmerzhaftem Unzulänglichkeitsgefühl, weil es nicht gelang, das Überschwängliche der inneren Schau in äussere Gestalt zu giessen.

Ebensowenig ist im geschaffenen Objekt Materielles und Geistiges scharf zu trennen. Weder für den schaffenden Menschen noch für diejenigen Menschen, die das Geschaffene empfangen, geniessen und weiter geben (Publikum, Vermittler von Kunst und

Kult u.s.w.) ist erlebnismäßig der materielle Gegenstand geschieden von dem geistigen Gehalt; vielmehr wird ein Gegenstand überhaupt nur dadurch zum Kunstwerk oder zum Kultobjekt, dass in seiner sinnenfälligen Gestalt der geistige Gehalt zugleich Ausdruck findet.

2. Individuelles und kollektives Schaffen

a) Kunstwerk und Mythos. — Macht man die schöpferische Phantasieleistung in der heutigen Kultur-menschheit zum alleinigen Gegenstand der Betrachtung, so erscheint sie als das Werk einer individuellen Persönlichkeit, ja sogar als eine Höchstform individuellen Tuns, da sich hier der einzelne Mensch als Künstler zutraut, im Gegensatz zu der ganzen gegebenen und geltenden Objektwelt, von sich aus neue Objektivität zu erzeugen. Aber das Bild ändert sich sehr, wenn man die Basis im Allgemein-Menschlichen nimmt. Dann zeigt es sich nämlich, dass die durchindividualisierten Phantasieerzeugnisse nur ganz seltene und historisch eng umgrenzte Phänomene darstellen, ja, dass diese auch in der gegenwärtigen Kultur-epoche immer noch stark in einem kollektiven Phantasieboden verankert bleiben.

Um sich das hier Gemeinte klar zu machen, braucht man nur die soeben genannten Hauttypen schöpferischer Phantasieleistung, Kunstwerk und Mythos, gegenüberzustellen. Sie sind in Wirklichkeit nur zwei Pole eines gewaltigen, immer von neuem sich wiederholenden, Entwicklungsprozesses. Dass der Mythos ein Erzeugnis schöpferischer Phantasie ist, ist ebenso sicher, wie dass er nicht von einer Einzelperson geschaffen ist. Er ist vielmehr die typische und ewige Form kollektiver Phantasiearbeit. Soweit er dies ist, gehört seine Besprechung nicht in die Psychologie der Einzelperson, mit der wir es hier zu tun haben, sondern in die Völker- und Kultur-Psychologie. Wohl aber müssen wir hier auf die Beziehung des kollektiven zum personalen Moment hinweisen.

Die mythenbildende Phantasie in ihrer unauflöselichen Verbindung mit Kult und Magie schafft aus der fremden Welt des Vorhandenen die Heimatswelt der Sippe, der Horde, des Stammes, des

Volkes ¹⁾. Dieser kollektivpsychische Prozess ist nicht etwa irgendwann einmal in vorgeschichtlicher Vergangenheit durchlaufen worden und dann zum Stillstand gekommen, sodass wir auf die mythische Phantasie als eine heut längst überwundene Entwicklungsphase der Menschheit zurückblicken könnten; vielmehr gehört er notwendig zu jedem menschlichen Gemeinschaftsleben; und so kann man auch das fortwährende Entstehen neuer Mythen beobachten.

Selbstverständlich ist die Ausgestaltung des Mythos nur dadurch möglich, dass die einzelnen Individuen der Mythen-tragenden Gemeinschaft daran mittun; aber der Anteil des Einzelnen ist durchaus anonym; zwischen *rezeptiver* Phantasie, die das Gehörte übernimmt, *reproduktiver* Phantasie, die es wiederholt, weiter gibt, äusserlich gestaltet (z.B. in der Kulthandlung, im magischen Tanz u.s.w.) und *produktiver* Phantasie, die umformt und neue Einzelheiten hinzufügt, besteht in dem kollektivpsychischen Geschehen noch keine Sonderung. Das Individuum funktioniert und erlebt sich hierbei durchaus als Träger eines Überindividuellen und weiss nichts davon, dass in seinem Mitmachen eine individuelle Schöpferkraft tätig ist.

Damit hängt zusammen, dass es in dieser kollektiven Urphantasie auch noch nicht die Absonderung verschiedener *Bereiche* der Phantasiebetätigung gibt; der kultische Mythos ist der gemeinsame Mutterboden, aus dem sich erst sehr allmählich Religion, Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit u.s.w. herauslösen. Dies ist besonders wichtig für das Phänomen der Kunst und des Künstlers. „*Kunst*“ als autonomes Gebiet, und „*der Künstler*“ als individueller Schöpfer einmaliger, eigenwilliger und einzigartiger Werke — das sind ganz späte Entwicklungserscheinungen; und bei aller heute vorhandenen Differenzierung müssen die Künstler doch immer wieder durch ein Eintauchen in jenen mütterlichen Urboden des kollektiven Mythos ihre Kräfte erneuern und ihren Anspruch auf „Originalität“ rechtfertigen. Die Homerischen Epen sind noch nicht reine Werke der Kunst, sondern umgeformter Mythos; Homer selbst kein individueller Dichter, sondern eine mythische Verkörperung jener mythenformenden Kräfte. Mittel-

¹⁾ Wie weit infolge dessen alles *Geschichtsbewusstsein* zugleich *Mythik* sein muss, mag hier unerörtert bleiben; vgl. hierzu unter anderem: Wertphilosophie S. 277.

alterliche Madonnenbilder, Goethe's Faust, Wagner'sche Musikdramen u.s.w. sind wiederum mehr und anderes als blossе souveräne Erzeugnisse genialer Individuen; sie sind schon wieder ein Stück Mythos geworden, weil sie aus den, mehr als nur ästhetischen, Quellen des kollektiven Lebens gespeist sind.

b. Die Individualisierung des Schaffens. — Freilich darf man nun deshalb die andere Seite nicht unterwerten. Die Verselbständigung der Kunst und die damit Hand in Hand gehende Ver-Persönlichung des schaffenden Künstlers ist einer der eindruckvollsten Entwicklungsprozesse des menschlichen Geistes; und dieser Prozess bedeutet nun, psychologisch betrachtet, die personale Verselbständigung der schöpferischen Phantasie. Darin liegt ein Doppeltes: die enge Beziehung der schaffenden Persönlichkeit zum geschaffenen Werk, und die Umwandlung des objektiven Seins in ästhetischen Schein.

Es wäre eine psychologisch sehr fruchtbare Aufgabe, die Bedeutung der Anonymität im künstlerischen Schaffen zu untersuchen. Durchaus naiv ist die Anonymität bei demjenigen, der sich lediglich als ausführendes Organ kollektiver Kräfte fühlt und daher garnicht auf den Gedanken kommt, seinen besonderen Anteil an dem Werk zu betonen, ja der in der Abweichung vom Geltenden (also in dem eigentlich „Produktiven“) eher eine Verfehlung seiner transpersonalen Aufgabe sieht¹⁾. Selbstverständlich anonym geblieben sind daher die Schöpfer der Volkskunst: der Volkslieder, Volksepen, Volkstänze, der kultischen Dramen, der Tempelbauten, der Volkstrachten, der kunstgewerblichen Techniken u.s.w., u.s.w. Im Mittelalter ist die Scheidung des Malers vom Handwerker, dessen Name relativ gleichgültig ist, noch nicht vollzogen. Dem Bildhauer, der eine Heiligenfigur zum Schmuck der Münsterfassade anfertigte, lag es völlig fern, durch seine Leistung seine persönliche innere Schau verwirklichen zu wollen, oder gar seinen persönlichen Namen berühmt zu machen: er diente der überindividuellen Förderung des Kults und sah nicht einmal eine Sinnwidrigkeit darin, dass seine Schöpfung so hoch oben angebracht wurde, dass kein Menschenaugē sich an

¹⁾ Eine zweite Form der Anonymität wird uns später beschäftigen.

ihrer Schönheit erfreuen konnte. Es wäre völlig abwegig, in dieses Künstlertum psychische Vorgänge hineinzuprojizieren, die man heut leicht als allgemeingültige Erlebensweisen ästhetischen Schaffens ansieht.

In unserer Zeit ist für den Maler, den Bildhauer, den Dichter und Schriftsteller die Zuordnung des Werkes zur Person und damit die Bewertung der personalen Eigenart der Leistung selbstverständlich geworden; aber beim Architekten z.B. stehen auch wir noch an der Grenze; für das grosse Publikum sind Bauwerke noch immer anonyme Erzeugnisse des kollektiven Geistes. Ebenso lassen sich bei den reproduktiven Künstlern diese Übergangserscheinungen zwischen anonymem und personalem Schaffen deutlich erkennen; während die Orchestermitglieder und die Bühnenstatisten anonym bleiben, ist der Dirigent und sind die Träger der Hauptrollen individuelle, „namhafte“ Künstler.

3. Originalität und Verantwortung

Die Bindung der Phantasieschöpfungen an Einzelpersonen und Namen verleiht nun der schöpferischen Phantasie eine ganz besondere Rolle in dem Doppelsinne der *originalen Leistung* und der *individuellen Verantwortung*.

Das Bewusstsein, *von sich aus* in die Welt des Gegebenen ein Neues, und zwar ein werthaltiges Neues hineinzubringen, gehört wohl zu den stärksten Geltungserlebnissen des Menschen überhaupt. „Originell“ sein heisst ja *Ursprung* (origo) sein; und Ursprünglichkeit kann sich immer nur im Kampf gegen geltendes Alltägliches durchsetzen. So kommt es hier leicht zu einer Überschätzung und Selbstverherrlichung der künstlerischen Individualität, für die ja der Geniekult der Romantik ein eindrucksvolles Beispiel ist. Ihre Zuspitzung finden wir in dem zuweilen mafslosen Geltungstrieb und der Eitelkeit mancher Künstler; und zwar sind diese Eigenschaften charakteristischer Weise um so stärker personengebunden, je enger die Leistung an die momentane Existenz geknüpft ist. So ist für den Schauspieler die gegenwärtige Anerkennung für sein Schaffen ungleich wichtiger als für den Werkschöpfer, der den späteren Ruf und den Nachruhm mit einer gewissen Gelassenheit dem Eigengewicht seines Werkes anheim stellen kann. Durch das Bedürfnis nach Publikum und nach Ruhm

wird übrigens wieder das scheinbar so individualistische Tun des schaffenden Künstlers stark im Kollektiv verankert. Andererseits aber kann ihn das Verlangen, original zu sein, zu der Meinung verführen, dass das Andersartige, das Abweichende, schon *a n s i c h* einen neuen „Wert“ repräsentiere. Dann wird die Schöpfung zu einer blossen Aussenprojektion einer Persönlichkeit, mit den besonderen Zügen dieser Persönlichkeit, oder sogar mit künstlichen Einschlägen einer Originalitätshascherei — ohne dass damit irgend etwas über die transpersonale Bedeutsamkeit dieses „Neuen“ ausgemacht wäre.

So muss denn hier immer wieder als Kontrolle die *i n d i v i d u e l l e V e r a n t w o r t l i c h k e i t* eingreifen. In dem Augenblick, in welchem der Künstler über das bloss binnenseelische Phantasieren hinaus ein Werk schafft, hat er es mit der *W e l t* zu tun, die für ihn zugleich eine überindividuelle Forderung bedeutet. Gerade weil er mit jedem Werk „Neues“ schafft, ist seine Verantwortung um ein Vielfaches grösser als die des namenlosen Künstlers früherer Zeiten oder als die des heutigen Handwerkers, die ihre Erzeugnisse mit Selbstverständlichkeit der bestehenden und geltenden Welt eingliedern können. Diese Verantwortlichkeit kann als *v o l l b e w u s s t e* auftreten, etwa als Überzeugung von einer inneren Sendung, von einer prophetischen Sehergabe; einem solchen Künstler kommt es dann weniger auf das individuell „Neuartige“ seines Werkes an, als darauf, dass er aus einer neuen Perspektive *O b j e k t i v e s*, das noch ungestaltet war und nach Gestaltung drängte, eben dieser Gestaltung zuführt. Aber auch wo dies Bewusstsein einer Berufung nicht lebendig oder nicht vordringlich ist, kann die Verantwortlichkeit als Verhaltensmotiv eine starke Rolle spielen. Schon das Hinausgehen über ein bloss spielerisches Leben in Phantasmen, also der *W i l l e z u m W e r k* ist hiervon mitbedingt: denn erst durch das Werk wird ja der Künstler zum Glied der Gemeinschaft und zum Teilhaber der Kultur.

Hier kann es nun zwischen dem originalen Schöpferdrang und jenem Bewusstsein transpersonaler Verantwortlichkeit zu Spannungen kommen, die bei dem anonymen Kollektivkünstler (siehe oben) nicht möglich wären. Zwei besondere Auswirkungen dieses innerpersonalen Konfliktes sind: die Konzession und die reflektierte Anonymität.

K o n z e s s i o n: der Künstler gibt die innere Gesetzmäßigkeit seiner schöpferischen Phantasie weitgehend den Rücksichten preis, die aus der objektiven Welt durch Aufträge, Gönntum, Publikumsresonanz und Tendenz von ihm verlangt oder doch erwartet werden. Hier gibt es die merkwürdigsten Verwicklungen: werden doch in unzähligen Fällen künstlerische Schöpfungen höchster Art überhaupt erst durch Aufträge ermöglicht; und ist doch die „Tendenz“ eines Kunstwerkes um so natürlicher, je mehr es als organischer Bestandteil der Gesamtkultur erlebt wird. Nur ein dekadenter „L'art pour l'art“-Standpunkt wird in einem, von allem sonstigen Kulturbezug (und damit auch von „Tendenz“) losgelösten Kunstwerk den Gipfel der Kunst erblicken. Aber freilich: die Grenze, wo Auftrag oder Tendenz die schöpferische Phantasie nicht nur anregen, sondern knechten, ist flüchtig. Allzuleicht kann durch die vorgeschlagene Gestalt der Aufgabe die gestalterische Originalität der Phantasie und damit auch die tiefere Verantwortung des Schöpfers unterdrückt werden. Nicht jeder beauftragte Künstler hat die Kraft — wie Michelangelo in den Malereien der Sixtinischen Kapelle — innerhalb des vorgeschriebenen Rahmens seine ungebrochene Originalität zu entfalten; und nicht jeder Tendenzdichter vermag — wie Lessing, in seinem „Nathan“ — aus seinem Bekenntnis zugleich ein schöpferisches Werk zu gestalten.

Dort aber, wo man nicht Konzessionen machen will und doch auch nicht die volle Verantwortung für das originale Werk tragen kann, da gibt es ein Ausweichen: die r e f l e k t i e r t e A n o n y m i t ä t. Sie ist von ganz anderer Art als jene naive Anonymität, die aus dem selbstverständlichen Aufgehen im Kollektivgeist entspringt. Wo der moderne Künstler anonym ist, da w i l l er sich verbergen, da lehnt er die individuelle Verantwortung ab. Dies kann eine notwendige Zuflucht sein, um aller jener Rücksichten und Konzessionen enthoben zu sein, zu denen er gezwungen wäre, sobald die Welt ihn als Einzelperson mit seinem Erzeugnis identifizieren würde. Es kann aber auch eine innerpersonale Zerspaltenheit bedeuten: der Schaffende vermag sich nicht mit seinem Namen — und also mit seiner ganzen Person — hinter das Werk zu stellen, weil dieses nur e i n e r Seite, e i n e r Schicht, e i n e r Phase eben dieser Person entspricht und von anderen

Schichten oder zu anderen Zeiten von der identischen Person verleugnet werden müsste ¹⁾).

Hier haben wir die allersubjektivste Form schöpferischer Phantasie vor uns, in der die Originalität ungebrochen, ja fessellos bis zur Laune sich entfalten kann, aber zugleich die Verantwortung gegenüber den transpersonalen Aufgaben der Phantasieschöpfung auf ein Mindestmaß herabzusinken vermag.

4. Die Welt des Scheins

Handelt es sich bei Konzessionen und Ausweichungen um Verhaltensweisen ausserkünstlerischer Natur, so gibt es aber auch beim schaffenden Künstler noch eine immanente Möglichkeit, jene Verantwortung tragbar zu machen, ohne den schöpferischen Akt und Inhalt als solchen zu beeinträchtigen: das ist die Schein-Prägung des Phantasieerzeugnisses.

Zwischen der fessellosen Subjektivität des Künstlers und der vollen Objektivität des Lebens gibt es eine Zwischenschicht: eine Realität des Scheins, in der recht eigentlich das Kunstwerk ruht. Hier wird, ähnlich wie beim Spiel, mitten in der geschlossenen konsequenzhaltigen Wirklichkeit eine andere, in sich genügsame und in sich sinnvolle Wirklichkeit errichtet. Sie ist nicht ohne Bezug auf jene; denn sie ist ihre Widerspiegelung, Symbolisierung, Ausdrucksform, ihre Vorahnung oder ihr Nachklang. Aber sie hat eine Objektivität geringeren Grades, denn sie erlaubt das konsequenzenlose Eintauchen und Wiederhinaustreten des Individuums; und gerade diese Souveränität des Wechselnkönnens bedeutet für den Künstler ein Hauptingrediens seines schöpferischen Freiheitsbewusstseins, für den Kunstgeniesser eine Hauptquelle der ästhetischen Lust. Und nicht nur der Wechsel zwischen Schein- und Seins-Welt ist möglich, man kann auch innerhalb der Scheinwelt die verschiedensten Annäherungen zu, und Entfernungen von der Vollwirklichkeit in sich aktualisieren. Das Kunstwerk kann, als traumhafte, als gespenstige, als spielhafte, als Ernstspiel-Welt, in verschiedensten Nüancen erlebt werden.

¹⁾ Es gibt ein Musterbeispiel für diese Art der Anonymität: Kierkegaard, der unter den verschiedensten Decknamen schrieb, weil er sich auf keine seiner Ansichten mit seiner Gesamtexistenz festzulegen vermochte. — Vgl. zu diesem Thema das Buch von Fritz Fischer.

Es gibt manche Ästhetiker, welche in diesem s c h w e b e n d e n I l l u s i o n i s m u s das ästhetische Grunderlebnis schlechthin sehen (vgl. Konrad Lange's Theorie). Dies ist schon deshalb nicht zutreffend, weil das Phänomen beschränkt ist auf jene hochdifferenzierten Formen der Kunst, in welchen das Werk auf das schaffende Künstlerindividuum bezogen ist. Es fehlt dagegen (oder ist höchstens in keimhaften Ansätzen vorhanden) dort, wo die schöpferische Phantasie noch kollektiv gebunden ist; denn in diesen primitiven Stufen ist die ganze Wirklichkeit z u g l e i c h praktisch und magisch, spielhaft und ernsthaft; Kunst ist nicht aus Gesamtkultur, und entsprechend auch Schein nicht aus dem Sein herausgelöst.

Das Spielen mit der Illusion erweist damit seinen p e r s o n a l e n Sinn: es ist die notwendige Form, in der die individuelle Originalität der Person sich von der überindividuellen Verantwortung gegenüber der seienden Welt entlastet, ohne sie verleugnen zu müssen. Darum ist auch die „Schein“-Prägung der schaffenden Phantasie um so deutlicher, je individualistischer der Künstler sein Schaffen erlebt und je stärker sich die Kunst als Eigenbereich aus der Gesamtkultur abhebt.

5. W i s s e n s c h a f t l i c h e P h a n t a s i e

Zum Schluss sei noch kurz darauf hingewiesen, dass sich die individuelle schöpferische Phantasie in ihrem Werkschaffen durchaus nicht auf das Gebiet der Kunst beschränkt. Insbesondere kann sie beim w i s s e n s c h a f t l i c h e n Werk eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen.

In den N a t u r w i s s e n s c h a f t e n vermag sie Einsichten zu antezipieren, die dann nachträglich durch die spezifisch wissenschaftlichen Methoden nachgeprüft und bearbeitet werden können.

Wenn z.B. Newton das Pendeln eines Kronleuchters und den Fall eines Apfels „zusammenschaute“ zu einem, ihnen gemeinsamen, Bewegungsprinzip und sich damit den Weg zur Entdeckung des Gravitationsgesetzes eröffnete, so handelt es sich nicht um ein rein im Logischen ablaufendes Geschehen. Ähnlich ist die Kant-Laplace'sche Theorie von dem Entstehen unserer Welt aus einem Urnebel, ist die Darwin'sche Hypothese von dem Selektionsprozess, der die Stufenleiter aller Lebewesen erzeugt und bestimmt, nur vermittelt der Beteiligung schöpferischer Intuition möglich geworden.

Der phantasievolle Forscher überschreitet die Grenzen der Wissenschaft erst dann, wenn er das Phantasma als solches schon für einen objektiv wissenschaftlichen Befund ansieht und daher seine Kontrolle durch die eigentlich wissenschaftlichen Methoden der Logik und des Experiments für überflüssig hält.

Etwas anders liegt es bei den *g e s c h i c h t l i c h e n* Wissenschaften; denn hier gehört die Phantasie noch viel wesentlicher zu den Voraussetzungen der wissenschaftlichen Arbeit. Sobald der Historiker das bloße Sammeln von Material und die gestaltlose chronikartige Berichterstattung hinter sich lässt, steht er vor der Aufgabe, einmalig Gewesenes neu zu gestalten. Hier ist das Experiment unanwendbar, und die Logik, die nur allgemeine Begriffe liefert, unzureichend; er muss sich ein anschauliches *G e s a m t b i l d* schaffen, in dem alle jene Rohmaterialien der Quellen u.s.w. zur Einheit zusammenschmelzen — dazu bedarf er der Phantasie. Er muss ferner — hierin dem Künstler ähnlich — dies innerpsychische Gesamtbild nach aussen in eine *D a r s t e l l u n g* projizieren, die auch anderen erlaubt, jene Vergegenwärtigung von Vergangenen nachzuvollziehen. So steckt im Historiker notwendig etwas vom schauenden und gestaltenden Künstler — er unterscheidet sich von diesem nur darin, dass er die kritische Überprüfung mit streng wissenschaftlichen Methoden als Kontrollinstanz über sein Werk anerkennt und selbst anwendet.

Man wird vielleicht die Bezeichnung „schöpferische Phantasie“ für diese seelische Funktion beanstanden. In der Tat ist sie ja der Absicht nach *r e*-produktiv; etwas objektiv Dagewesenes soll noch einmal im Bilde erstehen. Aber „Gewesenes“ ist ja nicht durch sein blosses Einmal-Existierthaben schon ein „historischer“ Tatbestand; es wird dazu erst durch seinen Bedeutungszusammenhang mit sinnvollen „geschichthaften“ Totalitäten¹⁾, mögen dies Völker, Staaten, Kulturgebiete, Einzelpersonen sein; und solche Zusammenhänge können nur intuitiv bewältigt werden. So ist der Spielraum, innerhalb dessen der Historiker sich der schöpferischen Phantasie bedienen kann, ein recht bedeutender.

Auch hier gibt es natürlich alle möglichen Stufen: von dem strengen Fachspezialisten, der die nackten Tatsachen in seinen Darstellungen nur um das unvermeidbare Minimum eigenen Hinzutuns überschreitet

¹⁾ Über den Begriff der „Geschichthaftigkeit“ vgl. Wertphilosophie S. 271.

— bis zu einem Mommsen, der römisches Leben in ein, unserer Anschauung zugängliches, Gesamtbild giesst.

Schon an der Grenze eigentlicher Wissenschaft stehen jene stilisierten *B i o g r a p h i e e n*, welche alle Lebensdetails einer Persönlichkeit in eine intuitiv erfasste Grundform einzuschmelzen suchen; in ihnen scheint sich ein neues Zwischengebiet zwischen Forschung und Kunst — und somit zwischen Denk- und Phantasieleistung — zu entwickeln, ebenso wie in den durchgestalteten *S e l b s t b i o g r a p h i e e n*, die ja nicht nur bei Goethe „Wahrheit u n d Dichtung“ sind.

FÜNFTER HAUPTTEIL

STREBEN. HANDELN. LEISTEN

In den beiden Hauptteilen, die nun folgen, muss die Betrachtung gleichsam noch einmal v o n v o r n a n f a n g e n. Hatten die vorangegangenen Teile diejenigen Seiten des personalen Lebens behandelt, welche man gewöhnlich als geistige zusammenzufassen pflegt, so hat uns jetzt der Mensch als fühlender, als handelnder und leistender zu beschäftigen. Freilich: auch das geistige Leben war nur verständlich zu machen dadurch, dass wir es aus personalen Urgründen hervorwachsen sahen, in denen noch ungebrochenes Gefühl und unmittelbares Streben vorhanden sind; wir konnten bei Wahrnehmung, Gedächtnis, Denken und Schaffen diese allmähliche E m a n z i p a t i o n des Geistigen aus dem Vitalen verfolgen. So wird umgekehrt das Gemüts- und Willens-Leben des Menschen nur dadurch erfassbar, dass wir es als fortschreitende V e r g e i s t i g u n g vitaler Grundfunktionen betrachten. Damit ist nicht eine Rationalisierung gemeint, welche die Dynamik des Trieblebens und die Unmittelbarkeit des Gemüts je überwinden oder ersetzen könnte, sondern eine Bereicherung und Überbauung derjenigen Funktionen, die Menschen und Tieren gemeinsam sind, durch rein humane Entfaltungsformen.

Die Themen der beiden Hauptteile, das Streben und das Fühlen, stehen in so engem Zusammenhang mit einander, dass ihre getrennte Besprechung nicht ohne Gewaltbarkeit möglich ist. So werden wir oft vorwärts und rückwärts verweisen müssen.

Der fünfte Hauptteil behandelt den Menschen in seiner t ä t i g e n Beziehung zur Welt. Einige terminologische Vorbemerkungen sind erforderlich.

Derjenige in sich geschlossene Tätigkeitsvollzug einer Person, der eine sinnvolle Veränderung der Welt bewirkt, ist eine „Handlung“. Wird der Aufwand von personaler Kraft in Beziehung gesetzt zum Ergebnis der Tat, so ist sie eine „Leistung“. Handlung und Leistung sind demnach nicht psychologische, sondern

psychophysisch neutrale Begriffe. Dagegen ist „Streben“ ein rein psychologischer Begriff; er bezeichnet das auf mögliche Handlung gerichtete Erleben im weitesten Sinne. Zum Bewusstsein des Strebens gehört also ein Hindrängen in die Zukunft, aber zugleich die Unerfülltheit dieses Dranges; alle Strebungen sind daher ihrem Wesen nach unvollständig und „offen“ — im Gegensatz zur Handlung selbst, die im Abschluss geradezu kulminiert.

Auf den primitivsten ¹⁾ Stufen setzt sich eine Strebung noch ohne Zwischenglieder in Tat um; die Strebung selbst bleibt ganz in dumpfer Gefühlsartigkeit stecken: *Triebe-* und *Instinkt-*Handlung. Sobald aber die Strebung sich verselbstständigt und — noch vor Realisierung der Handlung — deren Ziel im Bewusstsein vorwegnimmt, entsteht die Erlebnisform des *Bedürfnisses*. Wird die Dualität von Strebung und erfüllender Tat so gross, dass der Übergang von der einen zur anderen nicht gefunden wird, dann bleibt das Bedürfnis im binnenseelischen *Wunsch* stecken. Wird aber jene Zweiheit überwunden durch einen besonderen Akt der Umsetzung, dann haben wir den Tatbestand des *Willens* vor uns. Der menschliche Willen, seine Merkmale, Stufen, Ablaufsweisen, sowie die, ihn tragenden, personalen Dispositionen bilden das eigentliche Kernstück dieses Hauptteils.

¹⁾ Vorangeht diejenige Betätigungsweise, bei der eine Strebung überhaupt nicht vorhanden ist, der Reflex.

ZWANZIGSTES KAPITEL

PRIMITIVFORMEN DES TUNS UND STREBENS

Die Grundlage alles menschlichen Tuns wird durch jene Urzusammenhänge hergestellt, die das Individuum mit seiner Vorwelt und seiner Umwelt verknüpfen. So selbstverständlich gehört jedes Einzelwesen in die Reihe der sich folgenden Generationen und in die Gegenwärtigkeit seines Lebensbereichs, dass auch seine Aktivität weitgehend darin eingebettet ist — mit einer Unbedingtheit und Treffsicherheit, die noch vor aller Bewusstheit liegt. Für dieses primitive „Sich im Leben halten“ bedarf es nicht einer Objektivierung der Handlungsziele, bedarf es keiner Erfahrung, aus der man lernen müsste, und keiner Vorausschau, auf deren Inhalt man sich einstellen müsste. Diese Urhandlungen sind es, in denen der Mensch den untermenschlichen Lebewesen am ähnlichsten ist; sie sind es, die in der Entwicklung jedes einzelnen Menschen schon ganz frühe auftreten, noch ehe eine Spur von Willens- und Denk-Handlungen möglich ist; sie bleiben aber als Grundsicht auch bestehen, wenn sich allmählich darüber die Handlungsmöglichkeiten in der Gegenstands- und der Wert-Sphäre erheben — empfangen freilich von diesen spezifisch menschlichen Strebungen und Handlungen wesentliche Beeinflussung und Umformung.

Schon bei den primitivsten Tätigkeitsweisen lassen sich die beiden Grundrichtungen menschlichen Tuns unterscheiden: das Re-agieren und das Spontan-agieren ¹⁾. Jenes überwiegt beim Reflex, dieses bei den Trieb- und Instinkthandlungen.

¹⁾ Vgl. S. 125.

I. REFLEXE

1. Angeborene Reflexe

Im Reflex bilden Reizung und Reizbeantwortung eine unmittelbare Einheit. Ist die Einheit zugleich ursprünglich (also nicht erst während des Individuallebens entstanden), dann heisst der Reflex „angeboren“. Die Zuordnung von Reiz zu Bewegung kann das Individuum im ganzen, oder bestimmte Körperteile bzw. Funktionsgebiete im einzelnen betreffen.

Ein Totalreflex tritt z.B. ein, wenn ein Mensch ins Wasser fällt; Blutkreislauf und Atmung funktionieren plötzlich anders; und Zappelbewegungen der Glieder stellen sich ein, noch ehe irgend welche zweckvollen Bewegungen bewusst intendiert werden können.

Beispiele für spezielle erbliche Reflexe: Wird einem ebengeborenen Kind ein Finger in das Händchen gelegt, dann schliessen sich die Kinderfinger um den Finger des Erwachsenen so fest, dass man das Kind daran emporheben kann. — Fällt starkes Licht ins Auge, so kontrahieren sich die Pupillarmuskeln und verkleinern die Einfallsstelle des Lichts, nämlich das Pupillenloch. — Gerät ein Krümchen in die Luftröhre, so erfolgt eine Hustenbewegung, die es wieder ausstösst.

Experimentelle Untersuchungen haben hier noch viel engere Zuordnungen ergeben: Punktuelle Reizung einer Körperstelle kann die reflektorische Reaktion eines Einzelmuskels oder einer kleinen Muskelgruppe herbeiführen u.s.w.

Man sieht aus diesen Beispielen, dass der angeborene Reflex als solcher eigentlich gar kein direktes Thema der Psychologie ist; denn er verläuft — oder kann wenigstens verlaufen — ganz ohne Beteiligung von Psychischem¹⁾. Möglich, dass ein dumpfes Gefühl den Vollzug begleiten mag, Einfluss auf den Ablauf hat es nicht. Es ist deshalb eine fast groteske Umkehrung aller Verhältnisse, wenn man hier und da den Versuch macht, die

¹⁾ Dem entspricht im Physiologischen, dass die Reflexe ohne Beteiligung des Grosshirns vor sich gehen. Die Umsetzung der sensorischen in motorische Nervenregung erfolgt im Rückenmark und anderen subkortikalen Zentren.

Psychologie durch eine „Reflexologie“ zu ersetzen, also am Menschen nur dasjenige zu untersuchen, was als Reflex oder Kette von Reflexen gedeutet werden kann.

Immerhin gehört die Besprechung der Reflexe auch in die Psychologie hinein; denn die Fäden, die die reflektorische Betätigung mit den überreflektorischen — und damit bewusstseinsbesetzten — Handlungen des Menschen verbinden, sind überaus mannigfach. Sie verlaufen nach beiden Richtungen, von den Reflexen zu den Willenshandlungen und umgekehrt, wie sich später erweisen wird.

Die Reflexe werden oft als „mechanische“ Reaktionen bezeichnet. Man kann aber diesen Ausdruck nur gelten lassen, wenn man ihn in Gegensatz bringt zu bewusster Überlegung und Entscheidung. Auch die weitgehende *Z w a n g s l ä u f i g k e i t* in der Verbindung Reiz/Bewegung erinnert an das Funktionieren einer Maschine; sowie bei dieser ein Überdruck des Dampfes stets das Ventil in Tätigkeit treten lässt, so ruft beim menschlichen Auge starkes Licht normaler Weise *s t e t s* die Verkleinerung des Pupillenlochs hervor. — Wenn man aber das Wort „mechanisch“ als gleichbedeutend mit „sinnfremd“, „zwecklos“ auffasst, dann passt es nicht auf die Reflexe. Völlig Sinnfremdes gibt es im Funktionieren lebendiger Wesen überhaupt nicht; höchstens, dass der Sinn nicht zu voller Verwirklichung kommt, weil die Sinngerichtetheit des Tuns zu vage ist, oder weil andere Sinnbezüge störend dazwischen treten.

Wenn man die obigen Beispiele für erbliche Reflexe daraufhin betrachtet, so wird man durchweg finden, dass der Reiz *n i c h t* *i r g e n d e i n e b e l i e b i g e*, sondern eine, für den Organismus oder das Organ *z w e c k m ä f s i g e* Beantwortung findet¹⁾. Ja, es ist sogar Stärke und Ausbreitung der Reflexbewegung weitgehend von der personalen Bedeutung des Reizes abhängig. Ein Schläfer, dem eine Fliege über die Stirn kriecht, wird vielleicht nur mit reflektorischem Zucken des Kopfes reagieren. Sticht ihn dort eine Mücke, so greift der Reflexbogen schon auf Arm und Hand über; der Schläfer macht wischende Handbewegungen nach der Stirn. Und beißt ihn ein Skorpion, so kommt es zu ungleich stärkeren und ausladenderen Abwehr-

¹⁾ Eine neue Theorie der Reflexe vom Ganzheitsstandpunkt aus hat soeben Kurt Goldstein in seinem Buch „Der Aufbau des Organismus“ aufgestellt.

bewegungen, vielleicht sogar zu einem Totalreflex: Zusammenzucken des ganzen Körpers, Erwachen, Flucht.

Aber man darf auch nicht die Grenzen der Zweckmäßigkeit angeborener Reflexbewegungen übersehen. Sie erschöpfen sich im Reagieren auf augenblicklich Gegebenes — ihnen fehlt also alles Prospektive, das nicht nur den Willenshandlungen, sondern auch den Instinkten eigen ist. Und sie haben nur eine konservative Zweckmäßigkeit — sie stiften keine neuen Mittel/Zweck-Zusammenhänge, sondern Erneuerungen der alten. Dies letztere gilt phylogenetisch wie ontogenetisch.

Die Reflexe sind in erster Reihe Werkzeuge, welche das Individuum von seinen Vorfahren übernimmt, um den, der Gattung allgemein zukommenden, Lebensnotwendigkeiten zu entsprechen. Sie stellen die Eingepasstheit in die konstanten und immer wiederkehrenden Umweltbedingungen dar. Tritt Neuartiges in die Lebenssphäre des Individuums, so bestehen drei Möglichkeiten:

1) Der Unterschied des Neuen vom Alten bleibt unterschwellig: es erfolgt ein unangepasster Reflex (so ruft etwa ein weisses, in Konsistenz oder Geschmack dem Zucker ähnliches Pulver, auf die Zunge gebracht, den Schluckreflex hervor, obgleich es nicht die Nährfunktion des Zuckers hat). 2) Es erfolgt ein vager Totalreflex: das Neue wird nicht in seiner Spezifität, sondern nur in seinem allgemeinen Charakter: als Störung und Gefahr, oder als Aufforderung und Einladung, beantwortet (Choc-Wirkung; Flucht; Abwendungs- oder Hinwendungs-Bewegung). 3) Es erfolgt Reflexhemmung; das Neue wird psychisch verarbeitet und zu bewusster Willenstat übergeleitet: hiervon später.

2. Erworbene Reflexe

Neben diesen erblich bestimmten Reflexen hat man in neuerer Zeit starke Beachtung jenen Reflexen zugewandt, die erst innerhalb des individuellen Lebens entstehen (erworbene Reflexe, bedingte Reflexe). Sie beruhen stets auf Erfahrungen, und zwar auf häufigen gleichartigen Erfahrungen und stellen die Vereinfachung komplizierterer Handlungsformen dar. Der Chauffeur, der gelernt hat, dass man entgegenkommenden

Hindernissen nach rechts auszuweichen habe, macht schliesslich bei jedem plötzlich vor ihm auftauchenden Hindernis die richtige Drehbewegung am Steuer — und zwar in normalen Fällen rein reflektorisch: er braucht weder den Reiz bewusst aufzufassen, noch die Bewegung bewusst zu intendieren. Die sehr verwickelten Willenshandlungen, die anfangs hierfür nötig waren, und bei denen zwischen Reizeinwirkung und Bewegung ein umfangreiches psychisches Zwischenstück — mit Beachtung und Erkennung des Reizes, Überlegung und Entscheidung, Vornahme von Bewegungen bestimmter Art und Stärke — noch eingeschoben war, — haben im Laufe der Übung immer mehr diese seelischen Einschaltungen verloren, bis nur die beiden Grenzphasen in kurzschlussartiger Verbindung übrig blieben.

Diese „M e c h a n i s a t i o n“ oder „Automatisierung“ stellt für die davon betroffene Verrichtung eine Niveausenkung, eine Entgeistigung dar. Aber im Rahmen des gesamtpersonalen Geschehens hat sie eine sehr bedeutungsvolle Funktion. Denn normaler Weise tritt sie ja nur ein für solche Vorgänge, bei denen eine Bewusstseinsbeteiligung überflüssig oder sogar schädlich wäre. Bei jenen, sich immer wiederholenden Alltagsverrichtungen, in denen zwischen einer, in der Situation enthaltenen, Anforderung und ihrer personalen Beantwortung eine eindeutige und ebenfalls immer wiederkehrende Beziehung besteht, ist das reflektorische Verhalten das schnellste, sicherste und sparsamste. Noch mehr: die Krafterparung, die mit der fortschreitenden Automatisierung geübter und gewohnter Tätigkeiten verbunden ist, macht die früher hierfür erforderliche Mehr-Energie frei für neue Leistungen, die der Bewusstheit, der Überlegung und Entscheidung bedürfen. Vor allem aber ist der Mensch fähig, bei Durchbrechung der gewohnten Situationen — also in Fällen, in denen der blosse Reflex versagen müsste — sein Handeln wieder auf das höhere Niveau der Bewusstheit und wollenden Entscheidung zu heben.

Als Beispiel diene der m e n s c h l i c h e G a n g. Während beim laufenlernenden Kinde noch viel Bewusstheit auf die ersten tappenden Schritte verwandt werden muss, wird das Gehen allmählich derart automatisiert, dass man auf die fortwährenden kleineren Unebenheiten des Weges, auf Stufen, auf schlüpfrige Stellen u.s.w. reflektorisch mit den nötigen Änderungen der Schrittpulse und der Gleichgewichtsregulierung antwortet. Dies alles läuft ab, ohne dass man sich

in völlig anders gerichteten Bewusstseins-einstellungen (z.B. in einem Gespräch) zu unterbrechen brauchte. Nun aber herrsche einmal Glatteis: sofort wird das reflektorische Gehen ebenso gestoppt wie alle anderweitige Bewusstseinsbesetzung: man „passt auf“ und „sieht sich vor“ bei jedem Schritt; d.h. sowohl die Beachtung des Reizes wie die Innervation der Bewegung ist plötzlich zum Hauptinhalt bewussten Tuns geworden ¹⁾.

Die enge Beziehung der erworbenen Reflexe zur personalen Gesamtteleologie ist in gewissen neueren Forschungsrichtungen dadurch verschleiert worden, dass man im *L a b o r a t o r i u m* neue Reflexe zu erzeugen versuchte, die anscheinend zweckfremd waren und nur auf der künstlichen, assoziativen Zuordnung zweier disparater Glieder beruhten. Richtungsgebend waren hierfür die Experimente Pawlows am Hunde. Der ererbte Reflex des Hundes: dass er bei Annäherung an Fleisch Speichel absondert, konnte so umgebogen werden, dass er auf den Eindruck eines bestimmten Tones (ohne dass Fleisch in der Nähe war) speichelte; Voraussetzung war nur, dass in längerer Einübung Fleisch und Ton immer wieder gleichzeitig dargeboten worden waren. Auch hier konnte also allmählich — wie in unserm obigen Chauffeurbeispiel — das Zwischenglied (Fleisch) ausgeschaltet werden; der Unterschied besteht darin, dass die übrigbleibende reflektorische Verbindung — Ton/Speicheln — völlig sinnlos zu sein scheint. So glauben sich die Reflexologen (und ähnlich viele Vertreter der behavioristischen Theorie) zu der These berechtigt, dass alles Lernen und damit alle geistige Entwicklung auf der assoziativen Herstellung solcher bedingten Reflexe beruhe.

Hierzu ist zu sagen: es gibt in der Tat eine gewisse Art des Lernens, für welche der geschilderte Versuch das einfachste Modell darstellt: es ist das *D r e s s u r* lernen, das bei gelehrigen Tieren zuweilen eine grosse, beim Menschen aber nur eine untergeordnete Rolle spielt (vgl. hierzu S. 266). Der Hund Pawlows ist „dressiert“ worden, auf einen bestimmten Ton hin zu speicheln, ähnlich wie ein Affe darauf dressiert werden kann, auf bestimmte Worte des Dresseurs den Zylinderhut abzunehmen, obgleich ihm der „Sinn“ dieser Geste unbekannt ist.

Aber selbst bei diesen adressierten Reflexen fehlt nicht jede

¹⁾ Vgl. eine andere Verwertung desselben Beispiels S. 763.

Bedeutung im Sinn der Lebensaufgaben des Individuums; und hier liegt der hauptsächlichste positive Ertrag der reflexologischen Versuche. Wenn wir nämlich oben sagten, dass die Reflexe ganz im G e g e n w ä r t i g e n sich erschöpfen, so darf dies nicht punktuell verstanden werden. Die biologische Gegenwart ist kein Zeit-, „Punkt“; sie hat eine gewisse — beim Tier freilich sehr kurze — Ausdehnung, und so können auch die, den Hauptreiz begleitenden, ja ihm unmittelbar vorangehenden Umstände in den Reflexvorgang mit einbezogen werden. Hierher gehört ja schon der angeborene Reflex: dass der Hund bereits speichelt, wenn er das Fleisch nur sieht, also vor dem ersten tatsächlichen Zubeissen. Mit anderen Worten: Die Fleischsicht hat in dem Reflexgeschehen die Bedeutung eines v o r b e r e i t e n d e n Signals. Das darf nicht „psychologisch“ verstanden werden; denn der Hund braucht keinerlei Bewusstsein von dem Signalcharakter des Fleischanblicks zu haben. Dadurch aber wird der biologische Signalsinn jenes Bestandteils des Reflexprozesses nicht berührt. Wird nun auch noch ein Ton eingeschaltet, so wird dieser durch gewohnheitsmäßige Einfügung in die Einheit des reflektorischen Prozesses ebenfalls Signalbedeutung gewinnen und zu dem motorischen Geschehen überleiten — selbst wenn in dem Einzelfall der spezifische Sinn des Reflexes (die Nahrung gehörig anzuspeicheln) nicht erfüllt wird. Auch der erworbene Reflex hat also, ebenso wie der ererbte (s. S. 516), eine nur g e n e r e l l e Zweckmäßigkeit, die im Sonderfalle tatsächlich zu sinnloser Stereotypie werden kann. (Die Parallele hierzu würde etwa ein Chauffeur bilden, dem der Signalcharakter des roten Lichts so stereotyp geworden ist, dass er bei jedem plötzlich auftauchenden Rotlicht, auch wenn er garnicht auf dem Auto sitzt, die Bremsbewegung innerviert). Es ist ja aber eine Paradoxie, eine solche Reflex-E n t g l e i s u n g zum Typus aller Lernfunktionen des Tieres wie des Menschen und gar zur Grundlage der Wissenschaft vom Menschen überhaupt machen zu wollen. Die tierische Dressur auch ausserhalb des reflexologischen Laboratoriums beruht weitgehend darauf, bestimmte Reize, deren „eigentlicher“ Sinn dem Tiere nicht zugänglich ist, dadurch zu Reflexauslösern zu machen, dass ihnen durch Gewöhnung, Belohnung u.s.w. ein künstlicher Sinn, nämlich Signalcharakter, verliehen wird.

II. TRIEBE

Nur ein Bruchteil der Urbetätigungen des Menschen hat die Form von starren (bezw. erstarrten) Antworten auf Aussenreize, also von Reflexen. Es gibt andere, die so stark von inneren Bedingungen des Individuums abhängen, dass ein relativer Spielraum im Fertigwerden mit äusseren Anlässen besteht. Solche Betätigungen—z.B. eine Nahrungsaufnahme, ein Geschlechtsakt, eine Nachahmung — treten nur dann als aktuelle Handlungen auf, wenn jene inneren Bedingungen von sich aus aktiv werden. Wir haben es also mit den Spontanakten der Vitalsphäre zu tun. Es sind die Trieb- und Instinkt-Handlungen.

1. Triebe als Richtungsdispositionen

Wir behalten uns die Besprechung des Instinkt-Begriffs für später vor und versuchen zunächst, die Triebhandlung von der eben erörterten Reflexbewegung zu unterscheiden. Dazu diene wieder das Beispiel der Nahrungsaufnahme. Es wurde erwähnt, dass die Speichelabsonderung des Hundes bei Annäherung eines Nahrungsmittels ein Reflex ist; denn wenn ein, zur Ernährung bestimmtes, Objekt dem Maul des Hundes genähert wird, findet immer jene Absonderung statt. Aber ein und dasselbe Objekt ist nicht immer „ein zur Ernährung bestimmtes“! Wenn einem völlig gesättigten Tier ein Stück Fleisch gezeigt wird, dann unterbleibt der Speichelreflex, weil das Fleisch in der Biosphäre jetzt garnicht die Bedeutung eines „Ernährungs“-Objektes hat. Der Organismus bringt dem Fleisch nicht jene spontane Aktivität entgegen, die es erst zum „Nahrungsmittel“ macht. Der komplexe Akt des Fressens kommt überhaupt nicht zustande. Wir nennen ihn eine „Triebhandlung“, weil er von der inneren Bedingtheit, dem „Trieb“ (hier dem Nahrungstrieb) abhängig ist.

„Trieb“ ist also eine, auf Verwirklichung personaler Ziele eingestellte, angeborene Richtungsdisposition, deren Umsetzung in aktuelle Handlung vornehmlich von der inneren Dynamik der Person bedingt ist.

Diese Definition bedarf nach mehreren Seiten der Erläuterung.

1) Trieb ist eine *D i s p o s i t i o n*, d. h. eine potentielle Dauerbeschaffenheit. Wir können die Person überhaupt nicht anders denken, als im Besitz solcher Gerichtetheiten auf die Erfüllung ihrer Urziele; und diese Gerichtetheiten müssen in der Form potentieller Energieen auch dann als existent angesetzt werden, wenn sie in keiner gegenwärtigen Handlung hervortreten. Die Sprache sucht solche Latenz auszudrücken durch Bezeichnungen wie: der Trieb schlummert, ruht, ist gesättigt, ist verdrängt. Voraussetzung für diese Annahme latenter Triebe ist freilich, dass im gegebenen Falle, d. h. wenn die äusseren und *i n n e r e n* Bedingungen vorliegen, der Trieb aktiviert werden kann, dass er „erwacht“, „nach Erfüllung drängt“.

Nur dann, wenn jede weitere Aktivierungsmöglichkeit aus gewissen Symptomen heraus ausgeschlossen erscheint, kann dem Trieb die dispositionelle Existenz abgesprochen werden: „der Trieb ist abgestorben“. Aber gerade hier sind bekanntlich schwere Irrtümer möglich; so kann etwa der scheinbar völlig verdorrte Sexualtrieb wieder zu neuem Leben erwachen.

2) Trieb ist *R i c h t u n g s d i s p o s i t i o n*, ja, die direkteste, aber zugleich auch vageste, ungegliedertste Richtungsdisposition, die im Menschen lebt; die jeweilige Aktualisierung ist nicht so sehr durch sachgemäße Mittelwahl, Setzung von Teilzielen u. s. w. bestimmt und geordnet, als durch die Stärke des inneren Dranges und die äussere Gelegenheit der Befriedigung.

3) Jeder Trieb ist *e i n e* solche Richtungsdisposition; demnach muss es im Menschen viele Triebe geben, da es viele immanente Richtungen der personalen Lebensbetätigung gibt.

Aber freilich, sobald man versucht, ein „Inventar“ der Triebe aufzunehmen, stösst man auf eine grundsätzliche Schranke. Die Zielsetzungen der Person und die ihnen zugewandten personalen Dispositionen stehen nicht hart und gesondert, in bestimmter Anzahl, nebeneinander — sondern sind ja im Grunde nur die fortwährend aus der personalen Gesamt-Entelechie herausquellenden, Gestalt und Abgrenzung wechselnden, Einzelstrahlen der Strebigkeit. Man muss sich hier sehr hüten zu glauben, dass man mit den Unterscheidungen, die für die Gesichtspunkte analysierender Betrachtung erforderlich sind, existenzielle Sonderkräfte erfasst habe. Sonst droht Rückfall in die alte „Vermögens“-Psychologie.

Da wird etwa der Sexualtrieb in einen „Kontraktions-trieb“ und einen „Detumeszenztrieb“ (Annäherungs- und Entladungs-trieb) untergeteilt; unter anderen Gesichtspunkten wieder in einen autosexuellen und heterosexuellen; oder unter nochmals anderer Orientierung in einen Oral-, Anal-, Genital-Trieb — alle diese Scheidungen sind nötig, weil in gewissen Entwicklungsphasen oder unter abnormen Verhältnissen das eine oder andere dieser Sonderziele sich relativ verselbständigen oder eine Hegemonie gewinnen kann; und dennoch wäre es widersinnig, daraus so und so viele zählbare Elementartriebe zu machen, die in ihrer Summierung erst die Gesamtdisposition „Sexualtrieb“ bildeten. — Ebenso bedeutungslos wäre die Frage, ob etwa neben dem „Gesellungstrieb“ noch „Nachahmungstrieb“ „Mitteilungstrieb“, „Pflegetrieb“ selbständige Existenz haben, oder ob sie Teile von ihm seien, sich mit ihm kreuzen, und ähnliches.

Von Trieben in der Mehrzahl zu sprechen, hat zwar keine vermögenspsychologische Bedeutung; es ist aber nötig aus strukturellen psychologischen Gründen. Denn die totale Richtungsdisponiertheit der Person (ihre „Entelechie“) erhält ihre Struktur durch die Vordringlichkeit oder das Zurücktreten, durch Über- und Unterordnung, durch Zueinander- oder Gegeneinanderstreben der in ihr enthaltenen Teilgerichtetheiten oder „Triebe“.

So ist vor allem zu betonen, dass in die personale Triebstruktur alle personimmanenten Richtungseinstellungen gehören. Also sowohl die rein vitalen — die der Mensch mit dem Tier gemeinsam hat — wie auch die spezifisch humanen, die dem Menschen allein zukommen.

Gewöhnlich denkt man ja, wenn man von „Trieb“ spricht, vornehmlich an die erste Gruppe. Innerhalb ihrer können wir noch eine Untergliederung nach drei Gesichtspunkten machen: Elementare Selbsterhaltungstriebe: z.B. Nahrungs-, Schutz-, Verteidigungs-, Flucht-Triebe; elementare Selbstentfaltungstriebe: z.B. Geltungs-, Macht-, Schmuck-, Angriffs-, Wachstums-, Entwicklungs-Triebe; — elementare Sozial-Triebe: Gattungs-, Herden-, Pflege-, Kampf-, Nachahmungs-Triebe.

2. Humantriebe

Es besteht aber kein Grund und keinerlei Recht dazu, bei

der menschlichen Person sich auf diese Elementartriebe zu beschränken; denn im Menschen gibt es Gerichtetheiten noch ganz anderer Art, die ihm durchaus wesensimmanent sind und die spontan die personale Energie in Bewegung setzen, mithin Triebcharakter haben. Es sind die Triebe, die auf geistige, ideelle und kulturelle Zielsetzungen gerichtet sind: Sprach-, Denk-, Erkenntnis-Trieb, Darstellungs- und Schaffenstrieb, metaphysischer, religiöser, sittlicher, politischer, technischer Trieb.

Weshalb hat man sich solange gescheut, die zuletzt genannten Dispositionen als „Triebe“ zu bezeichnen? Aus zwei Gründen.

Entwicklungstheoretisch betrachtet, sind die humanen Triebe jünger als die Elementartriebe. Dies zeigt sich schon innerhalb der Tierreihe, in der gewisse Ansätze des Mitteilungstriebes und des Wissenstriebes (Neugier) sich nur bei wenigen, hoch organisierten Tierarten vorfinden. Es zeigt sich innerhalb der Menschheit bei Vergleichung primitiver mit kultivierten Stufen, da hier die Elementartriebe relativ konstant bleiben, während die humanen Triebe sich allmählich immer stärker bemerkbar machen. Endlich zeigt es sich auch in der Entwicklung des Einzelindividuums: im Neugeborenen führen die Vitaltriebe eine fast unumschränkte Vorherrschaft; erst sehr allmählich treten die Bekundungen der humanen Triebe auf.

Das zweite Argument besteht darin, dass die höheren Gerichtetheiten nicht in der nackten Form des Nur-Triebmäßigen auftreten können, weil sowohl die Ziele wie die Mittel zu ihrer Verwirklichung eine höhere personale Reife, eine Fülle von Erfahrungen und eine starke Beteiligung des Willens voraussetzen. Ein Mensch, der intensiv nach Vermehrung seines Wissens strebt, müsse — so wird dann argumentiert — schon eine Wissensgrundlage besitzen, müsse Probleme haben, müsse den weiteren Wissenserwerb planen und in Voraus organisieren können. Von jenem dumpfen Drang, der sich unmittelbar im Tun entlädt — wie beim Sexualtrieb, beim Fluchttrieb — sei hier nicht mehr die Rede. Darum erscheine die Bezeichnung „Wissenstrieb“ unzweckmäßig.

Beide Gründe sind nicht stichhaltig. Zum Wesen des „Triebes“ gehört weder, dass seine Bekundungen schon ganz früh, noch, dass sie in nackter Form auftreten müssen. Ein „Trieb“ als

Disposition, nämlich als personimmanente und dauernde Richtungsdynamik, ist auch dort anzusetzen, wo er nur der Möglichkeit nach besteht; er wäre nur zu leugnen, wenn die, irgend wann einmal auftretenden, Zielerfüllungen aus anderen Faktoren erschöpfend abgeleitet werden können, z.B. aus anderen Trieben oder aus äußereren Einflüssen.

Bleiben wir bei unserem obigen Beispiel. Wenn wir einen Menschen antreffen, der sein Wissen zu vermehren trachtet, so ist es möglich, dass er dies aus Geltungsstreben tut, oder weil er es für seinen Beruf braucht, oder weil es in seinem Kreise üblich ist, etwas zu lernen, und er sich dem Zwange fügt. Gelingt es, sein Wissensstreben auf solche Beweggründe restlos zurückzuführen, dann besteht kein Grund, ausserdem noch einen „Wissenstrieb“ anzusetzen. Aber es gibt viele Fälle, in denen das Wissensstreben durch diese und andere ausserhalb liegende Faktoren nicht zu erklären ist: dann müssen wir dem Menschen jene **unmittelbare** innere Gerichtetheit auf Wissen zuschreiben, die nur als „Wissenstrieb“ bezeichnet werden kann. Dieser Trieb liefert den — oder einen — **M o t o r** für die Handlung des Lernens und Forschens, gleichgültig, wie weit diese Handlung in den Einzelheiten von anderen, nicht-triebartigen Momenten: Erfahrung, Planung, Überlegung, bestimmt wird.

Entwicklungspsychologisch betrachtet besteht also der Unterschied zwischen niederen und höheren Organismen bzw. Stufen nicht darin, dass auf dem höheren Niveau an die Stelle der Triebe andere Strebungsweisen treten, die mit Trieben überhaupt nichts zu tun hätten — sondern darin, dass auf den niederen Stufen die Triebe hauptsächlich vitaler Natur sind und sich vornehmlich in spezifischen Triebhandlungen auswirken, während auf den höheren Stufen vitale wie humane Triebe zu mitwirkenden Faktoren in komplexeren Handlungsformen werden.

Diese Auffassung verbietet auch, die eigentlich humanen Triebe als bloss sekundäre **E r z e u g n i s s e** der Elementartriebe anzusehen. Solche Theorien begegnen uns ja fortwährend. Bald ist es der **S e l b s t e r h a l t u n g s**-T r i e b, der als einziger „Ur“-Trieb anerkannt wird; alle, auf andere Individuen, auf Gemeinschaften oder auf Ideale gehenden, personalen Gerichtetheiten — bis zu den Liebesbeziehungen, den Staatenbildungen und den moralischen Pflichten hin — werden dann als

verkappte Formen des Egoismus dargestellt. — Bald ist es der Sexualtrieb, der nicht etwa nur in unmittelbaren Sexualhandlungen wirksam sein soll, sondern als die „eigentliche“ Triebkraft für Spiel- und Ernst-Handlungen verschiedenster Art, für mythische und künstlerische Schöpfungen u.s.w. hingestellt wird; für die Psychoanalyse sind deshalb Wissenstriebe, Darstellungstriebe u.s.w. nur verfeinerte — „sublimierte“ — Sexualtriebe.

Der Begriff der „S u b l i m i e r u n g“ ist aber doch nicht überflüssig. Er bedeutet nämlich, dass die, für das personale Triebgeschehen verfügbare Gesamtenergie dann, wenn ihr die Entladung auf einem bestimmten Triebgebiet verwehrt ist, eine andere Entladungsbahn sucht — oder richtiger: auf eine solche gewiesen wird. Es ist also nicht so, dass ein Trieb „sich sublimiert“ zu einem anderen hin, sondern dass die Person ihre Totaltriebkraft anders akzentuiert, umleitet in eine Wirkungsebene höheren Niveau. In der Nähe besehen ist also die „Sublimierung“ nicht etwa ein Beweis für den sekundären, nur abgeleiteten Charakter der humanen Triebe, sondern für das Gegenteil: nur weil die starke innere Bereitschaft und Gerichtetheit auf geistige Tat im Menschen lebt, kann sie die freigewordenen Energien zu spontaner Aktivität erwecken. ¹⁾

Wenn also z.B. der junge Goethe sein Wetzlarer Liebeserlebnis zu dem Kunstwerk „Werthers Leiden“ „sublimiert“ hat, dann bedeutet das nicht, dass sein Drang nach künstlerischer Darstellung „nur“ eine Sublimierung seines erotischen Triebes sei, sondern es bedeutet, dass der höhere, aber darum nicht minder eingeborene, Darstellungs- und Gestaltungs-Trieb jetzt jene Energien sich unterwirft und nutzbar macht, die bisher durch den erotischen Trieb gebunden gewesen waren.

3. D r a n g u n d H e m m u n g

Wir haben nun zu fragen, wie aus den Dispositionen, die wir „Triebe“ nennen, die einzelnen Triebäusserungen hervorgehen.

Wenn eine triebhafte Disposition aus dem Zustand der Latenz erwacht, muss es nicht sofort zur Handlung kommen; gewöhnlich schieben sich Zwischenphasen ein, die nun auch psychologisch

¹⁾ Der Ausdruck „Libido“, der für jene personale Gesamtkraft oft in psychoanalytischen Darstellungen zu finden ist, scheint deshalb bedenklich, weil er wiederum aus der Sexualpsychologie entnommen ist.

in ihrer Gefühlsbeschaffenheit beschrieben werden können.

Vom *Dynamischen* her gesehen, fühlt der Mensch Unrast und Spannung, dumpfen Drang, das Verlangen zu irgend welcher Änderung seiner Situation. Dies Fortdrängen aus dem bisherigen Zustand kann zunächst noch ganz vage sein (ist also noch kein Hindrängen auf ein Ziel); aber es kann, bei aller Unbestimmtheit, sich doch bis zur Unerträglichkeit steigern und schliesslich so aufstauen, dass *irgendeine* Entladung erfolgen muss — gleichgültig, ob diese überhaupt im Sinne personaler Ziele liegt oder nicht. So kann z.B. in einem Menschen, der sich in einem Versteck vor Feinden verborgen hält, und bei dem alles darauf ankommt, dass er sich nicht rührt, der Bewegungsdrang schliesslich so unwiderstehlich werden, dass er seine Lage ändert, ohne Rücksicht auf die Folgen. — Bei Schiffbrüchigen, die dem Verhungern nahe sind, entlädt sich der Nahrungstrieb im Zerkauen und Verschlingen der unmöglichsten Gegenstände.

Solche *kurzschlussartigen* Entladungsakte zeigen die Triebhandlung in ihrer nacktesten Form. Fast ist das Wort „Handlung“ hierfür schon zu hoch; denn zur Handlung gehört Zielgemäfsheit, und hier ist nichts als Dammbbruch und sinnloses Überfluten aller Ziele durch die ungebändigte Dynamik.

Aber unsere Beispiele zeigen auch, dass Triebakte dieser primitiven Art für den Menschen keine *normale* Betätigung darstellen. Wir mussten auf abnorme Situationen verweisen, in denen durchweg erst Hemmungen errichtet und lange gehalten worden waren, ehe jene Triebkatastrophe erfolgte. Lebenszustände, bei denen solche Hemmungen überhaupt noch gar nicht vorhanden sind, finden sich beim Menschen nur in der frühesten Kindheit; und hier können wir in der Tat solche ganz diffusen Äusserungen der Kraftentladung: Zappeln, Schreien, Zerstören u.s.w. bemerken. Sehr bald aber beginnt das menschliche Triebleben unter die Herrschaft der Doppeldynamik zu treten: dem Entladungsdrang tritt ein, sich immer weiter ausbreitendes und verstärkendes, System von *Hemmungen* entgegen, die aus dem Denken, dem Wollen, der Gewöhnung und der Gesinnung stammen, und die zwar niemals die Kräfte der Triebphäre einfach auslöschen können, wohl aber sie zu regulieren, zu verteilen und zu sublimieren vermögen. Dadurch erhält dann auch der einzelne Triebablauf eine andere Form.

Es gibt noch andere Lebensbereiche, in denen jene wahl- und besinnungslosen Entladungsakte vorkommen; aber auch sie stellen „abnorme Situationen“ dar. Zu ihnen gehört: der kurzfristige, aber despotische Affekt (Wut, Verzweiflung), die Wirkung von Rausch- und verwandten Mitteln, schliesslich auch verschiedene Formen der Geistes- und Gemüts-Krankheiten und der psychopathischen Anlagen. Bildet doch der „Hemmungslose“ einen bestimmten psychopathischen Typus.

Freilich, auch innerhalb der Normalität kann das Verhältnis der beiden Dynamismen Entladungsdrang/Hemmung die verschiedensten Formen zeigen; und man braucht nur an die bekannten Typen-bezeichnungen des „Triebmenschen“ und des „Verstandesmenschen“ zu denken, um die Spannweite der hier obwaltenden Verschiedenheiten zu erkennen.

Überall dort, wo der Triebdisposition Zeit und Möglichkeit bleibt, sich allmählich zu aktualisieren, wandelt sich auch das begleitende Erleben. Aus dem blossen „Fortdrängen von“ wird ein „Hindrängen zu“; nicht bloss Änderung der Gegenwartssituation überhaupt wird ersehnt, sondern Änderung in gewisser Richtung. Ein solches Gefühl, das aus gegenwärtiger Entbehrung heraus auf künftige Erfüllung tendiert, heisst „Bedürfnis“. Damit gewinnen wir den zentralen Begriff der Psychologie des menschlichen Trieblebens¹⁾.

III. BEDÜRFNISSE

1. Dynamik der Bedürfnisse

Der Mensch hat in ganz anderem Sinne und Ausmase Bedürfnisse als das Tier — nicht nur, weil sein Leben unter einer viel grösseren Mannigfaltigkeit von Zielsetzungen steht, sondern auch, weil seine Triebe sich viel weniger unmittelbar entladen. Bedürfnisse gibt es erst dann, wenn ein Trieb sich nicht direkt durch Tat zu entspannen vermag, sondern durch äussere oder innere Hemmungen hingehalten und zu nächst auf innere seelische Auswirkungen beschränkt wird.

¹⁾ Szymansky hat den Versuch gemacht, das Bedürfnis zum Zentralbegriff der Psychologie überhaupt zu erheben. — Spezielle Literatur aus neuerer Zeit zur psychologischen Theorie der Bedürfnisse: Lewin, Katz, Mc Dougall. Dazu die psychoanalytische und individualpsychologische Literatur.

Aber auf der anderen Seite nennen wir einen solchen inneren Gefühlszustand nur dann ein Bedürfnis, wenn er mit *Triebedynamik* verknüpft ist, also die personale Aktivität in der Richtung auf das Ziel in Gang zu setzen geeignet ist. Hierin unterscheidet sich das Bedürfnis vom Wunsch, von der Sehnsucht und anderen Gefühlszuständen, deren Wesen im Binnen-seelischen beschlossen bleibt. Man vergleiche etwa die beiden Aussprüche eines überarbeiteten Menschen: „Ich habe den Wunsch, auszuspannen“ und „Ich habe das Bedürfnis nach Ausspannung“. Nur im letzten Fall erwarten wir eine Tat.

Ein Bedürfnis hat — falls es nicht wieder abstirbt — eine Art Selbststeigerungsmotor in sich. Selbst wenn es zeitweilig durch Gefühle anderer Art und Richtung in den Hintergrund gedrängt werden mag, entzündet es sich immer wieder an seinem Nichterfülltsein. Je länger der Vorgang dauert, um so schwieriger wird es dem Menschen, sich auf anderweitige Beschäftigung zu konzentrieren; endlich ist der Spannungsgrad ein so hoher geworden, dass das Bedürfnis sich ganz spontan in Tätigkeit umsetzt, oder auf einem unverhältnismäßig geringfügigen Anlass mit der, auf Erfüllung gerichteten, Handlung einschnappt. Und zwar wird diese Handlung sich um so mehr dem Typus der reinen Triebhandlung nähern, je mehr das Bedürfnis aufgestaut war; zwischen Bedürfnisintensität und Organisationshöhe der Erfüllungshandlung besteht eine Art umgekehrter Proportionalität. „Hunger ist der beste Koch“; d.h. ein stark angestiegenes Nahrungsbedürfnis ist nicht wählerisch, sobald nur irgend eine Gelegenheit zur Befriedigung gegeben ist.

2. Innere und äußere Bedingungen der Bedürfnisse

Bei den Bedürfnissen muss (ähnlich wie bei den Reflexen und Trieben) unterschieden werden zwischen denjenigen Zieleinstellungen, die erblich angelegt, und jenen, die empirisch gewonnen sind ¹⁾).

Ein Beispiel: Der Selbsterhaltungstrieb jedes lebenden Wesens

¹⁾ Eine „Zweikomponenten“-Theorie der Bedürfnisse hat neuerdings D. Katz aufgestellt und speziell am Nahrungsbedürfnis nachgewiesen.

führt dazu, dass, wenn seit der letzten Flüssigkeitsaufnahme längere Zeit verflossen ist, ein zuerst dumpfes, dann immer stärker fühlbares, schliesslich quälendes Flüssigkeitsbedürfnis, „Durst“, auftritt. Dies Bedürfnis bedarf keiner Erfahrung; es kann — wie beim eben geborenen Kind, das nicht gleich an die Brust der Mutter gelegt werden kann — in starken Ausdruckserscheinungen seine Intensität, und in der sofortigen richtigen Mittelwahl (Saugbewegung, sobald es dann angelegt wird) seine Ursprünglichkeit bekunden. Wenn dagegen ein erwachsener Mann nach getaner Arbeit das Bedürfnis verspürt, ein Glas Bier zu trinken, so ist dieser „Durst“ von ganz anderer Art: er ist *g e g e n s t a n d s g e l a d e n*, und der Gegenstand konnte nur durch Erfahrung bekannt werden. Nicht Flüssigkeitsaufnahme schlechthin, sondern die Aufnahme einer Flüssigkeit ganz bestimmter Art wird angestrebt.

Das Verhältnis der beiden bedürfniserzeugenden Faktoren ist sehr kompliziert und wissenschaftlich noch wenig geklärt. Durch die Aufseneinflüsse wird ein Bedürfnis zunächst weitgehend spezifiziert und differenziert: so nimmt in Ländern, die Bier nicht oder wenig kennen, auch der spezifizierte Durst eine andere Richtung. — Oder: Der, jedem Menschen innewohnende, Allgemeintrieb nach Erweiterung seines geistigen Besitzes wird bei dem einen als Bedürfnis nach Lektüre, bei dem andern als Reise- und Wander-Bedürfnis, bei einem dritten als Experimentierbedürfnis u.s.w. Gestalt gewinnen. Hierzu aber müssen die verschiedenen Menschen erst die Erfahrung gemacht haben, dass es so etwas wie Lesestoff, Reisemöglichkeit, Maschinen und Apparate gibt.

Es ist eine „Erfahrung“ ganz besonders tiefer Art, auf die wir hier stossen. Nicht das bloss Aufnehmen von Eindrücken durch die Sinne, nicht das bloss Verfügen über Kenntnisse, auch nicht das bloss Besitzen retrospektiver Erinnerungen — sondern die prospektive Einstellung der Triebdynamik auf gegenständliche Ziele ist das Werk dieser Erfahrung. Die Erfahrung ist aus der rein sensorisch-intellektuellen Schicht hinuntergesickert in die Schicht der zielgerichteten personalen Aktivität und bewirkt eine Vermannigfaltigung, Verfeinerung, Wandelbarkeit der Bedürfnisse, durch die sich der Mensch nun turmhoch über das Tier erhebt. Sie erst ermöglicht Zivilisation und Kultur, freilich

auch deren Schattenseiten. Denn Raffiniertheit der Bedürfnisse, Gier nach immer neuen Bedürfnissen (also gleichsam Bedürfnis in zweiter Potenz), selbstzerstörerische Bedürfnisse (sogenannte „Süchte“) gibt es nur beim Menschen.

Die enge Verbundenheit von Bedürfnis und Welt kann nun auch von der *Gegenstandsseite* her betrachtet werden. Die personale Welt eines Menschen ist nicht nur der Inbegriff der Dinge und Vorgänge, die er wahrnimmt und denkt, sondern auch die Welt möglicher Bedürfnisziele und -Erfüllungen. Ja, sie ist diese Welt in einem viel ursprünglicheren Sinne als jene. Irgend ein Gegenstand gehört zur personalen Welt des naiven Menschen nicht, sofern er diese oder jene Form, Grösse, Farbe, diese oder jene sachliche oder logische Bedeutung hat — sondern sofern er Bedürfnisse anzureizen und zu befriedigen vermag. Es ist das Verdienst von Kurt Lewin, diesen wesentlichen Zug der personalen Dingwelt deutlich herausgestellt zu haben. Er bezeichnet jene Bedürfnisrelation der Dinge als ihren „*A u f f o r d e r u n g s c h a r a k t e r*“. Mannigfaltigkeit und Abstufungen der Aufforderungscharaktere seien mit Lewins eigenen Worten dargestellt: ¹⁾

„Das schöne Wetter, eine bestimmte Landschaft locken zum Spaziergehen. Eine Treppenstufe reizt das zweijährige Kind zum Heraufklettern und Herunterspringen; Türen reizen es zum Auf- und Zuschlagen, kleine Krümchen zum Auflesen, ein Hund zum Streicheln; der Baukasten reizt zum Spielen; die Schokolade, das Stück Kuchen will gegessen werden u.s.w.“ . . .

„Die *S t ä r k e*, mit der die von einem Dinge oder Ereignisse ausgehende Forderung uns begegnet, ist sehr verschieden. Von der „unwiderstehlichen Lockung“, der ein Kind oder ein Erwachsener ohne Besinnung nachgibt und der gegenüber eine Beherrschung garnicht oder nur schwer möglich ist, gibt es alle Übergänge vom „Befehlscharakter“ bis zu den schwachen Graden des „Naheliegens“, des Hinziehens, denen man ohne weiteres widerstehen kann, und die sich überhaupt nur dann bemerkbar machen, wenn die betreffende Person von sich aus nach Beschäftigung sucht. Der Terminus „Aufforderungscharakter“ soll alle diese verschiedenen Grade umfassen“.

Die letzte Bemerkung Lewins zeigt aber, dass der Begriff „Aufforderungscharakter“ eine Ergänzung erfordert. Lewin schreibt den *s c h w ä c h s t e n* Grad von Aufforderungscharak-

¹⁾ Vorsatz, Wille und Bedürfnis, S. 60.

ter solchen Dingen zu, die sich nicht selbst den Bedürfnissen aufdrängen, sondern von diesen g e s u c h t werden müssen. Aber ist darum die Beziehung solcher Dinge zu den Bedürfnissen überhaupt schwach? Das Gegenteil ist oft genug der Fall. Die menschlichen Bedürfnisse verhalten sich ja nicht nur reaktiv zu den Dingen der Welt, indem sie sich an ihnen entzünden, sondern auch sehr s p o n t a n; Bedürfnisse, die nach Befriedigung drängen, suchen von sich aus an die Dinge heranzukommen, sich ihrer zu bemächtigen und an ihnen sich zu erfüllen. Der Doppelform personaler Aktivität (Reaktion und Spontanaktion) entspricht eine Doppelform gegenständlicher Charaktere; darum habe ich dem Aufforderungscharakter den „M a t e r i a l c h a r a k t e r“ zur Seite gestellt ¹⁾.

Welche Rolle spielt ein roher Klumpen Ton in der personalen Welt eines Bildhauers? Gewiss fühlt dieser sich g e r e i z t, den Klumpen zur Hand zu nehmen und an ihm herumzukneten; der Ton hat einen unwiderstehlichen Aufforderungscharakter. Aber über diesen ersten Anstoss hinaus bleibt der Ton in dynamischer Beziehung zu dem Bildhauer; denn jetzt wird er zum M a t e r i a l, an welchem sich das Gestaltungsbedürfnis spontan zu betätigen vermag.

Die verschiedenartige Bedingtheit der menschlichen Bedürfnisse legt Fragen nahe, die stark kulturpolitischen und soziologischen Einschlag haben. Wenn Bedürfnisse von Aussenfaktoren abhängig sind: bedeutet dies nun, dass man Bedürfnisse durch Darbietung entsprechender Erfahrungen einfach von aussen her e r z e u g e n, also beliebigen Dingen Aufforderungs- und Materialcharakter v e r l e i h e n kann?

Vieles scheint dafür zu sprechen. So hat Kolonisation den primitiveren Völkern stets die ihnen bisher unbekanntem Genüsse und Künste (z.B. Alkohol, Feuerwaffen) gebracht und damit vorher unbekanntem Bedürfnisse geweckt. So haben die technischen und Verkehrs-Fortschritte bewirkt, dass weite Menschenschichten heute das Bedürfnis nach Telephon, Kino, Radio, Ferienreisen, modischer Kleidung u.s.w. haben, die früher von solchen Bedürfnissen gänzlich unberührt waren.

Derartige Betrachtungen haben zuweilen sogar zu der These

¹⁾ s. S. 125 dieses Buches und „Studien zur Personwissenschaft“ S. 85.

geführt, dass es Aufgabe der Wirtschaft, der Kolonisation, der Werbung sei, nicht nur vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen, sondern neue Bedürfnisse zu schaffen, und dadurch die, der Bedürfnisbefriedigung dienende, Wirtschaftsaktivität zu steigern. — Auf der anderen Seite hat man aus der Aussenbedingtheit der Bedürfnisse den Schluss gezogen, dass man auch negativ von aussen her auf Bedürfnisse einwirken könne; indem man ihnen ihre Ziele vorenthalte, müsse es auch möglich sein, die Bedürfnisse selbst zum Schwinden zu bringen. Hierher gehört vor allem der Kampf gegen Rauschgifte: von der internationalen Bekämpfung des Opiumhandels bis zur Prohibitionsgesetzgebung verschiedener Länder; ebenso das Verbot erotisch aufreizender Schriften und Bilder und ähnliche Massnahmen.

Eine Klärung des Problems ist nur durch Anwendung des Konvergenzgesichtspunktes möglich. Ausseneinflüsse müssen mit personalen Innenfaktoren in ganz bestimmter Weise zusammen treffen, damit Bedürfnisse entstehen. Der Innenfaktor ist die personale Triebdynamik, die in einer allgemeinen Gerichtetheit und in gewisser Stärke da sein muss, damit sie sich zu Bedürfnissen spezifizieren kann. Gäbe es „Durst“ nicht als vitales Urbedürfnis der Menschen, dann wäre auch der spezielle Bierdurst oder Weindurst, und dann wären auch Exzesserscheinungen wie Trunksucht u.s.w. nicht denkbar. Gäbe es nicht allgemein den Sexual- und Liebes-Trieb, dann hätten sich nie die Bedürfnisse nach bestimmten Befriedigungsformen, nach raffinierten Reizungsmitteln, nach perversen Betätigungen entwickeln können. Die äusseren Einwirkungen auf die menschlichen Bedürfnisse können sich daher, so gewaltig sie sein mögen, doch immer nur innerhalb der Grenzen der vorgegebenen allgemeinen Triebrichtungen bewegen. Von aussen her vermag man also Bedürfnisse ebenso wenig aus dem Nichts zu schaffen, wie zu nichte zu machen. Wohl aber verleihen die äusseren Einflüsse den allgemeinen und unaufhebbaren Bedürfnistendenzen ihre spezifische Gerichtetheit auf bestimmte Gegenstände und Befriedigungsarten, ändern die Richtung der Bedürfnisse um, steigern oder hemmen die dynamische Auswirkung der Bedürfnisse, regulieren ihre Befriedigung durch Dosierung der Reiz-

mittel und der Zielerreichbarkeit. So bleibt genügend Spielraum für pädagogische, soziale und politische Beeinflussung der menschlichen Bedürfnisse und für die entsprechende äußere Organisation der dinglichen Aufforderungs- und Material-Charaktere.

Ein spezifisches Bedürfnis kann von aussen her um so weniger beeinflusst werden, je intensiver es in den zugrunde liegenden Trieb eingebettet ist, und je stärker es durch Gewöhnung, Nachahmung, Vererbung u.s.w. in seiner spezifischen Form fixiert ist.

Dort, wo ein Trieb sich in verschiedenen Bedürfnisweisen seelisch aktualisiert, ist jedes einzelne dieser Bedürfnisse nicht so innig mit dem Grundtrieb verwachsen, dass es nicht durch ein anderes vertreten oder abgelöst werden könnte. So ist es z.B. sehr wohl möglich, dass ein ursprünglich noch diffuser Sexualtrieb je nach den äusseren Einflüssen zu homosexuellen oder zu heterosexuellen Bedürfnissen und ihren Befriedigungen führen kann. Andererseits wird dort, wo von vorn herein der Grundtrieb sich mit seiner ganzen Dynamik in eine spezifische Bedürfnisform ergossen hat, ein äusserer Zwang nur schwer und nur an der Oberfläche Erfolg haben. So wird bei einem Menschen mit angeborener Homosexualität die Drohung des Strafgesetzes und die Ächtung durch die öffentliche Meinung wohl die Betätigung, kaum aber das Bedürfnis selbst zum Schwinden bringen.

Auch die Fixation durch Gewöhnung setzt der Aussenbeeinflussung von Bedürfnissen starke Hemmungen entgegen; ein bekanntes Beispiel ist die, nur unter schwersten Erschütterungen mögliche, Entziehungskur bei Rauschsüchtigen. Das ganz spezifische Bedürfnis etwa nach Morphium oder nach Kokain ist hier so übermächtig geworden, als ob es direkt einem Grundtrieb entspränge.

Wird ein spezifisches Bedürfnis an seiner Befriedigung behindert, so wird es damit nicht ausgelöscht; vielmehr sucht die ihm innewohnende Triebdynamik notwendig nach einem Ausweg oder Umweg im Sinne des (unentrinnbaren) Grundtriebes. Gewöhnlich wird hierbei möglichste Anähnung an die bisherige, aber jetzt unterbundene, Sonderform gewählt: „Prinzip der geringsten Bedürfnisabweichung“.

So wird der Gefangene, dem Sexualbetätigung in der bisherigen heterosexuellen Form nicht möglich ist, nicht sein Sexualbedürfnis verlieren, sondern häufig ausweichen in die Formen der Homosexualität oder der Selbstbefriedigung.

Es gibt noch ein anderes Ersatzprinzip, das aber viel mehr

dort Platz greift, wo nicht von aussen her, sondern durch eigene Willensentscheidung ein Bedürfnis unterbunden werden soll: es ist das *K o n t r a s t p r i n z i p*. Der bekehrte Trunkenbold wird Abstinenter, d.h. er überträgt die Triebdynamik, die früher dem Bedürfnis selbst gewährt wurde, nun auf die Unterdrückung des Bedürfnisses; und er findet in dem Genuss seines Sieges über das Verlangen einen Ersatz für den früheren Genuss der Bedürfniserfüllung. —

Kurt Lewin hat den „echten“ Bedürfnissen die „*Q u a s i B e d ü r f n i s s e*“ an die Seite gestellt, welche im Zusammenhang mit einer vorsätzlichen Willenshandlung entstehen und vergehen. Von ihnen kann erst in der Erörterung über das Willensproblem gesprochen werden. (Vgl. S. 580f).

IV. INSTINKTE ¹⁾

1. Instinkte als Rüstungsdispositionen

Die Begriffe „Trieb“ und „Bedürfnis“ bezeichnen zielgerichtete Dynamik; in diesen Begriffen selbst liegt noch nichts von den *M i t t e l n*, mit deren Hilfe die Annäherung an das Ziel und seine schliessliche Erreichung bewirkt wird. Wir fanden sogar, dass die nackteste Form der Triebäufserung in wahlloser Entladung besteht, sodass es überhaupt nicht zu irgend welcher Anpassung der Mittel an das Ziel kommt.

Hier liegt zunächst die Annahme nahe, dass der Trieb als solcher — eben weil seine Bewusstheit nicht über das Erleben eines dumpfen Dranges hinausgeht — gleichsam beziehungslos zu seiner Erfüllung wäre. Legt man diese Annahme zu Grunde, so würde die offenbare Zweckmäßigkeit, mit der Mensch und Tier im allgemeinen die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse anwenden, rein auf dem äusseren *E r f a h r u n g s f a k t o r* beruhen.

Aber diese Annahme würde völlig irreführen. Gewiss müssen unendlich viele Mittel und Wege zur Bedürfnisbefriedigung erst kennen gelernt und geübt, also aus der Erfahrung übernommen werden. Aber dies gilt nicht für alle; es gilt um so weniger, je tiefer wir von den spezialisierten Sonderbedürfnissen hinabsteigen zu den elementaren Grundbedürfnissen: diese erhalten nicht

¹⁾ Vgl. das Sammelreferat von Karl Bühler.

nur ihre Zielsetzung aus den erfahrungs-unbedürftigen Trieben, sondern auch ihren Mittelgebrauch aus den erfahrungs-unbedürftigen „Instinkten“.

Somit sind „Trieb“ und „Instinkt“ begrifflich von einander zu unterscheiden als angeborene Richtungsdispositionen und angeborene Rüstungsdispositionen. Selbstverständlich liegt die Scheidung nur im Begrifflichen; denn instinktiver Mittelgebrauch ist nur möglich, wo triebmäßige Richtungseinstellung obwaltet. Wir nennen also Instinkt einen solchen Trieb, dessen Gerichtetheit nicht nur dem Endziel, sondern auch den Teilzielen gilt, durch deren Vermittlung das Endziel erreicht wird.

In welcher Weise sind diese Teilziele oder Mittel im Bewusstsein repräsentiert? Jedenfalls nicht in der Form von Zielvorstellungen und -Gedanken. Der instinktive Nestbau des Vogels unterscheidet sich eben dadurch vom nicht-instinktiven Hausbau des Menschen, dass der Vogel vorher keinen Gesamtplan hat, keine Vorwegnahme der einzelnen nötigen Teilakte, keine Vorstellung der etwa in weiteren Phasen notwendigen Baustoffe, keine Überlegung, warum gerade jetzt diese Maßnahme angemessen und jene unangemessen sei u.s.w. Wenn aber trotzdem der Vogel in den einzelnen Etappen seines Nestbaus die angemessenen Mittel findet, so kann hier nur ein dumpf gefühlsmäßiger, aber doch schon gegenstandsgerichteter Drang — also wieder ein Bedürfnis — vorliegen, das erst zur Ruhe kommt, wenn etwa ein geeigneter Halm oder Zweig zum Weiterbau gefunden und zweckentsprechend eingebaut ist; und ebenso bei den weiteren Teilhandlungen.

Während also der nackte und primitive Trieb seinen Niederschlag nur in dem einem Bedürfnis findet: sein Endziel zu erreichen, — so durchläuft die Aktualisierung des Instinktes eine ganze Kette von Teilbedürfnissen, deren jedes, wenn es erfüllt ist, ein weiteres aus sich entstehen lässt, und die in ihrer Gesamtheit die Verwirklichung des Endzieles ermöglichen. So kommen mehr oder weniger verwickelte Handlungsabläufe zustande, die nicht mehr — wie die nackten Triebhandlungen — im Gegenwartsmoment ausbrechen und verpuffen, sondern zahlreiche Aktionen einer längeren Frist zur Einheit zusammenfassen: man denke nur an den schon erwähnten Nestbau der

Vögel, an deren Wanderflug nach dem Süden, an die Vorbereitungstätigkeit vieler Insekten für die Entwicklung und Ernährung der noch garnicht vorhandenen Brut u.s.w.

Die Existenz solcher hochorganisierten — und dennoch nicht zielbewussten — Instinkthandlungen hat stets als eines der grössten Geheimnisse der Biologie und Psychologie gegolten; und die Forscher haben sich immer wieder um eine Erklärung der Instinkte abgemüht. Wir müssen uns aber fragen, ob und in welchem Sinne hier eine „Erklärung“ überhaupt erforderlich und möglich sei. Als Mysterium erschien es vor allem, dass hier primitive Lebensstufen (Tier, Kleinkind, Naturmensch) Handlungen durchführen, wie sie der erwachsene Kulturmensch, zum Erreichen analoger Zwecke, nur verwirklichen kann mit Hilfe umfangreicher Bewusstseinsbeteiligung: der Erfahrung, des Denkens, des Wollens, des Vorausschauens. Will ein Mensch aus Europa nach Afrika und wieder zurückreisen, dann braucht er dazu Kursbuch und Reisebüro, tausend Überlegungen und Vordispositionen; er muss irgendwie das Ganze des Unternehmens überblicken, um daraus die Teilziele und Teilakte abzuleiten. Der Storch aber überwindet die gleichen Raumstrecken und kehrt mit Sicherheit zum heimischen Nest zurück, ohne dass ihm die technischen und geistigen Hilfsmittel zur Verfügung ständen.

Aber ist nicht diese Vergleichung schon falsch? Für den Menschen ist jene Afrikareise nur eine unter zahllosen Möglichkeiten des Reisens, und selbst diese eine Reise kann in den verschiedensten Variationen durchgeführt werden. Für den Storch aber ist der Flug nach Afrika der einzige Fernflug, der ihm möglich ist, und der zu bestimmter Zeit fällig wird. Für den Menschen ist Reiseweg und Reiseziel das Andere, das Fremde, für den Storch ist es sein Flug, sein Weg, sein Ziel, ein organisches Stück seines Lebens. Das instinktive Tun des Tieres ist das immer wiederkehrende Eingepasstsein in die ewig gleichartige eine tierische Umwelt; das nicht-instinktive Tun des Kulturmenschen ist das immer wechselnde Fertigwerden müssen mit den immer wechselnden, unbestimmt vielen Möglichkeiten einer immer wieder fremden Welt. Nur eine sehr äusserliche Betrachtungsweise also käme dazu, von analogen Handlungen hier und dort zu sprechen. Der In-

stinkt gehört dem Urverhältnis des lebenden Wesens mit seiner Welt an und kann daher nicht „zurückgeführt“ werden auf noch ursprünglichere Faktoren. Das Lebewesen funktioniert hier mit derselben Selbstverständlichkeit und Zweckmäßigkeit, wie etwa in den Funktionen des Wachstums, des Stoffwechsels u.s.w. Der Unterschied gegenüber diesen rein biologischen Vorgängen beruht nur darauf, dass die Zielsetzungen des Instinkts nicht ununterbrochen lebendig sind, sondern zu gewissen T e r m i n e n akut werden: infolgedessen heben sich die Instinkthandlungen als S o n d e r b e t ä t i g u n g e n ab aus dem stetigen Fluss des Lebens und nehmen die psychologische Form der Bedürfnisbefriedigung an, und zwar vermittels einer Abfolge von Teilbedürfnissen, die alle aus dem Grundtrieb hervorstammen.

Obige Auffassung wendet sich natürlich nicht gegen die Versuche, die verschiedenen Instinkthandlungen zu analysieren und die Beteiligung der einzelnen Leistungsgebiete an ihnen zu untersuchen. So ist es z.B. ein sehr interessantes Problem, mit Hilfe welcher s e n s o r i s c h e n Leistungen den Zugvögeln die Orientierung bei ihren Hin- und Rück-Flügen ermöglicht wird. Nur darf man nicht glauben, dass der etwaige Nachweis einer bestimmten sensorischen Leistungsfähigkeit nun den Instinkt „erklärt“ habe. Denn nicht die Funktion eines Organs an sich, sondern die sinnvolle Verwendung der Funktion im Dienste der Bedürfniskette macht das Wesen der Instinkthandlung aus. Und eben diese Bedürfniskette selbst und ihre Umsetzung in Handlung ist nicht mehr weiter ableitbar, sondern gehört zum angeborenen Urbestand des Lebewesens.

2. Entwicklung und Elastizität der Instinkte

Diese „Angeborenheit“ darf nun aber nicht zu starr und hart gefasst werden; er gibt innerhalb ihrer Bewegung und Spielraum.

a) E n t w i c k l u n g d e r I n s t i n k t e. — Angeborenheit heisst nicht: von Anfang an funktionsfertig sein. Da das Auftreten von Instinkthandlungen termingebunden ist, ist es gar nicht möglich, dass sie sogleich funktionieren. Das deutlichste Beispiel hierfür ist der Sexualinstinkt, der ja erst recht spät „fällig“ wird; auch andere Instinkte haben ihre längere oder kürzere Latenzzeit. Die Instinkthandlungen können sogar zu-

weilen eine deutlich erkennbare Entwicklung durchmachen; und dennoch sind sie nicht als blosser Lernerzeugnisse anzusehen. Denn jene Entwicklung setzt aus inneren Gründen des Lebensrhythmus ein, wenn ihre Zeit gekommen ist; äussere Einflüsse können eine gewisse Verfrühung, Verspätung, Modifikation herbeiführen; aber in der Substanz ist es die innere Anlage, die nun zur Verwirklichung reif geworden ist.

Der Unterschied zwischen solcher „Instinktreifung“ und dem empirischen Lernen wird klar, wenn man das Laufenlernen des Kindes und das Schi-Laufenlernen des Erwachsenen vergleicht. Jedes normale Menschenkind beginnt auf einer gewissen Altersstufe mit Laufversuchen, konzentriert hierauf eine Zeit lang einen grossen Teil der personalen Energie und vermag aus diesem Bedürfnis heraus die richtigen Innervationen der Gliedmassen zu vollziehen, sein Gleichgewicht zu regulieren, Hilfen und Stützen zu verwenden u.s.w. Hier setzt sich der Instinkt durch und reift schnell zur vollen Leistungshöhe. Höchstens, dass das Tempo des Fortschritts bei starker Mithilfe der Erwachsenen ein schnelleres ist. — Schilaufen dagegen lernt ein Mensch nur auf Grund eigens darauf gerichteter Willensentschlüsse und mit Hilfe mannigfacher Erfahrungen, Anweisungen und Lehren; und wo ein Kontakt mit den entsprechenden äusseren Einflüssen und Erfahrungen fehlt, wird die Leistung nicht entwickelt. Eine starke Erleichterung des empirischen Lernens kann freilich dadurch herbeigeführt werden, dass die, an anderen Leistungsgebieten ausgebildeten, Instinkte in den neuen Handlungsverlauf miteingreifen: so kann die instinktive Gleichgewichtsregulierung des Gesamtkörpers, die der Mensch beim Laufenlernen sich angeeignet hat, beim Erlernen des Schilaufens oder Schlittschuhlaufens herangezogen werden.

b) *Elastizität der Instinkte.* — Das letzte Beispiel zeigt zugleich, dass „Angeborenheit“ des Instinkts nicht starre Konstanz des instinktiven Tuns bedeuten muss. Wenn wir oben die Instinkthandlung darstellten als jene *konservative* Leistung, durch welche auf die phylogenetisch und ontogenetisch gleichbleibenden Bedingungen der Umwelt in gleichbleibender Weise reagiert wird, so darf dies nicht im Sinne einer unlebendigen Maschinerie verstanden werden, die zwangsläufig nur in

einer streng bestimmten Bewegungsfolge funktioniert. Es gibt ja im Biologischen niemals zwei Situationen, die völlig identisch wären, und deshalb auch nicht zwei Instinkthandlungen, die völlig gleich abliefen.

Wenn zwei Vögel derselben Art in verschiedenen Wäldern ihre Nester bauen, oder wenn derselbe Vogel in zwei aufeinanderfolgenden Jahren sein Nest baut, so wird schon durch die jedesmalige Konstellation der Zweige, in deren Winkel das Nest errichtet wird, ebenso durch die verschiedenartige Verfügbarkeit des Baumaterials, durch die Einflüsse der Witterung u.s.w. kein Nestbau-Vorgang und kein Nestbau-Produkt dem anderen gleichen. Der Instinkt arbeitet hier viel grosszügiger als eine Maschine; er vermag trotz allem Konservatismus dennoch eine individuelle Anpassung an die jeweilige Besonderheit der Situation vorzunehmen. Was sich gleichbleibt, ist der Grundimpuls und das letzte Ziel; aber die Art, wie sich im Verfolg jenes Impulses die Teilbedürfnisse aneinander reihen und sich jeweilig bestmöglich zu verwirklichen streben, hat einen durchaus nicht geringen Spielraum der Variation.

Die Elastizität des Instinkts ist auch erbbiologisch wichtig. Dass die Instinkte zu den allerfestesten Erbgütern gehören, ist sicher; aber das Vererben beruht nicht in der Übertragung bestimmter eindeutiger Bewegungsfolgen, sondern in der Übertragung vitaler Grundbedürfnisse und der Fähigkeit, sie durch sinnvolle Handlungsfolgen innerhalb bestimmter Grenzen zu verwirklichen.

David Katz beschrieb den interessanten Fall eines Hundes, dem durch ein Auto die beiden Beine der linken Seite abgefahren waren; kaum waren die Wunden verheilt, so lief der Hund auf seinen zwei rechten Beinen erstaunlich geschickt, obgleich der Laufinstinkt nun mit einer stark veränderten Gleichgewichtsregulierung des nur einseitig gestützten Körpers arbeiten musste. Mit Recht entnimmt Katz diesem Sonderfall, dass das vitale Bedürfnis zum Laufen mächtiger ist, als der angeborene Laufmechanismus der Vierbeinigkeit.

Besonderen Nachdruck auf die Elastizität der Instinkte legt Mc. Dougall ¹⁾. Er sieht mit Recht in dieser Erscheinung das entscheidende Argument gegen die „mechanische Reflextheorie der Instinkte“, die vielfach von amerikanischen Forschern

¹⁾ „The Energies of Men“, Chapter IV.

vertreten wird. Nach dieser Theorie soll jede Instinkthandlung auf einem festen angeborenen Verknüpfungssystem zwischen sensorischen und motorischen Nerven beruhen. Ein solches System müsste bei jeder Reizung des sensorischen Nerven in stereotyper Weise reagieren; aber eben die Stereotypie existiert nicht.

Mc Dougall veranschaulicht die Elastizität der Instinkte an dem Zellenbau einer Wespe. Die Einzelhandlungen der Wespe erhalten ihre Direktion nicht von einzelnen Sinnesreizen, sondern von dem Ziel, der zu bauenden Wabe und deren Füllung mit kleinen Insekten, die der künftigen Brut als Nahrung dienen. Wurde die Wespe bei dem Bau experimentell gestört (etwa durch Verletzung der im Entstehen begriffenen Wabe), dann hat sie nach kurzer Desorientierung diejenigen Veränderungen ihrer gewöhnlichen Tätigkeit vorgenommen, welche durch die Situation geboten waren; sie hat z.B. das hineingebohrte Loch mit Wachs verklebt, ehe sie mit ihrem normalen Bau fortfuhr.

Mc. Dougall bezeichnet diese Fähigkeit zu elastischer Verwendung des Instinkts als „Intelligenz“ und kommt daher zu dem Ergebnis, dass in allen tierischen Handlungen Intelligenz und Instinkt verbunden seien, nur in verschiedener Verteilung. Mir scheint die Bezeichnung „Intelligenz“ missverständlich; denn sie legt dem Tier die Fähigkeit unter, sich der spezifischen Situation unter bewusster Voraussicht des Ziels anzupassen. Für diese Annahme aber fehlt jede empirische Grundlage. Nicht nur die stereotype, sondern auch die elastische Instinktbetätigung erfolgt unbewusst.

3. Die Instinkte beim Menschen

Es ist kein Zufall, wenn die bisherigen Betrachtungen und die Beispiele vornehmlich den tierischen Instinkt behandelten; denn bei Tieren tritt das instinktive Verhalten in einer ganz anderen Reinheit und Durchsichtigkeit zu Tage als beim Menschen. Ja, unsere Vergleichen von tierischem Nestbau und menschlichem Hausbau oder von Storchwanderungen und menschlichen Reisen konnten sogar so gedeutet werden, als ob beim Menschen der Instinkt überflüssig gemacht wäre durch das bewusste Denken und Wollen. Allein diese Auffassung wurde schon durch andere Beispiele widerlegt, die den Menschen be-

trafen (Laufenlernen, Sexualität). Es ist daher nötig, die Psychologie der Instinkte, die früher etwas einseitig von der Tierbiologie her betrieben wurde, in ihrer spezifisch anthropologischen Wendung zu berücksichtigen.

Wenn es überhaupt möglich wäre, auf diesem Gebiet quantitative Vergleichen vorzunehmen, dann würde man kaum sagen dürfen, dass die Instinkte beim Menschen geringer an Intensität und an Mannigfaltigkeit wären, als bei den Tieren. Der wesentliche Unterschied ist in dem Verhältnis der Instinkthandlungen zu den Willenshandlungen zu sehen. Wo beim Tier primitives Wollen überhaupt auftritt, steht es noch durchaus im Dienst des Instinktlebens; es greift ein, wo die direkte Instinktverwirklichung auf ungewohnte Hemmungen stösst, und ermöglicht die Erreichung des Ziels auf Umwegen. Beim Menschen dagegen wird umgekehrt das auf Denken und Wollen gegründete Tun zu einer selbständigen Höchstform des Handelns ausgebildet; die Instinkte wirken hierbei mit teils als unterirdische Kraftquellen und Richtungsweiser, teils auch als Gegenspieler der Willenssphäre. So ist es verständlich, dass wir beim Menschen meist genötigt sind, den instinktiven Anteil aus den Handlungen erst abstraktiv herauszulösen, und dass wir auf sehr primitive Entwicklungsstufen der Menschheit zurückgreifen müssen, (Frühkindheit, Naturmenschheit, Rückbildung durch Erkrankung), um Instinkte annähernd in der Reinheit und Isoliertheit anzutreffen, wie beim Tier.

Damit hängt zusammen, dass beim Menschen die Einschränkungen der starren Erblichkeit, die wir vorher als Entwicklung und Elastizität der Instinkte beschrieben, eine sehr viel grössere Bedeutung gewinnen als beim Tier.

Der neugeborene Mensch ist entschieden viel instinktvärer als der neugeborene Hund oder das eben ausgekrochene Küken, sofern man die sogleich „fertig“ funktionierenden Instinkte beachtet. Das eben zur Welt gekommene Hühnchen empfängt aufgrund seines Nahrungsinstantes von dem zum ersten Mal gesehenen Haferkorn einen Anreiz zu einer Hinwendungsbewegung und führt diese durch sehr komplizierte Muskelkoordinationen zum Ziel der Einverleibung des Körnchens: das Tier muss Schritte machen, mit dem Schnabel hin-

zielen, zugreifen, schlucken. All dies „kann“ das Küken sofort. Der neugeborene Mensch dagegen würde elend verhungern, wenn er sich zur Nahrungsquelle hinbewegen, hierzu sein Auge gebrauchen, Zieleinstellungen vornehmen müsste; erst wenn ihm die Brustwarze an den Mund gebracht wird, setzt die Instinktleistung des Saugens ein, nun allerdings sogleich in sehr vollkommener Weise. Nach einer Reihe von Tagen entwickeln sich im Menschenkind dann die ersten *Hinwendungsinstinkte*: das Köpfchen dreht sich zum Licht; die Mutterbrust zieht — noch ehe der Säugling sie berührt — durch Wärme und Geruch „Such“-Bewegungen des Kindes auf sich.

Ein anderes Beispiel: Setzt man einen neugeborenen Hund auf einen Tisch und schiebt ihn der Kante zu, so wird er sich an der Kante durch rückwärts gerichtete Sträubebewegungen vor dem Fall zu schützen suchen, obwohl er noch niemals den Choc und Schmerz des Fallens erfahren hat. Beim eben geborenen Menschenkinde fehlt der entsprechende Abwehrinstinkt vollkommen; es würde ohne Gegenbewegung hinunterfallen. Später entwickelt sich dann freilich auch der menschliche Abwehrinstinkt; er ist nur in seinem Instinktcharakter nicht mehr so leicht erkennbar, weil er dann schon mit Erfahrungen durchsetzt und von Willenshandlungen überbaut ist. Aber es gibt doch auch späterhin gelegentlich Gefahrensituationen im Menschenleben, die entweder zu plötzlich eintreten, um Zeit zur Verwertung früherer Erfahrungen, zu Überlegungen und Entscheidungen zu geben, oder die irgend etwas bisher noch nicht Erfahrenes in sich schliessen: dann wird „instinktiv“ eine Abwehrhandlung vollzogen. Man steht auf einem Schiff, das unerwartet schlingert: sofort reguliert man durch breitbeinigeres Gehen das gefährdete Gleichgewicht.

Dieses Beispiel zeigt zugleich, wie elastisch und anpassungsfähig die menschlichen Instinkte sind, gerade deswegen, weil sie nicht von Anbeginn an als eindeutige Marschrouten festgelegt sind. Diese ihre Beweglichkeit macht sie gleichsam unsichtbar; sie sind nicht so sehr Eigengebilde als Momente und Fermente in dem so hoch strukturierten Handlungsaufbau des Menschen.

Wenn man etwa — um noch ein letztes Beispiel zu wählen — den Sexualinstinkt betrachtet: wieviel eintöniger, gradliniger, termingebundener, aber auch treffsicherer — kurz, wieviel

„instinktiver“ sind seine Äusserungen beim Tier als beim Menschen! Mit unbeirrbarer Sicherheit findet jedes Lebewesen im Urwalde unter den ungezählten Tieren verschiedener Gattung den Partner seiner Art heraus; Vorbereitungen (Liebesspiele, Kämpfe um das Weibchen) sind relativ kurz, weitgehend festgelegt und gehen schnell in die endgültige Bedürfnisbefriedigung über. Beim Menschen dagegen ist schon die Suche des Partners ein Tun mit viel Bewusstheit, Zögerungen, wechselnden Entscheidungen und Irrungen; die Vorbereitungen haben zu einer weit ausgebildeten erotischen Kultur gefährdet; die Art der Bedürfnisbefriedigung kennt unzählige Möglichkeiten, Zwischenschaltungen, Perversionen — es sieht so aus, als ob der „Instinkt“ in diesem hochorganisierten Handeln weder möglich noch nötig wäre.

In Wirklichkeit spielt er in alledem mit. Das ganze erotisch-sexuelle Gebahren des Kulturmenschen würde wie eine Seifenblase zerplatzen, wenn nicht der instinktive Drang hinter alledem als Motor wirkte und bei der Regulierung der Handlungsrichtungen mitwirkte. Allerdings gibt es in dem Prozess der Instinktreifung Strecken der Stockung und Unsicherheit; Zeiten, in denen die Zielbewusstheit der Denk- und Willenssphäre zur unbewussten Zielstrebigkeit des Instinkts in Widerspruch tritt. Wird dies zur dauernden Lebensform, dann ist der Mensch „instinktlos geworden“; er hat die Rationalisierung seines Tuns erkaufen müssen durch einen Bruch seiner Persönlichkeit, denn deren instinktive Grundlage lässt sich nicht ungestraft verleugnen. Aber in unzähligen anderen Fällen übernimmt der Instinkt nach manchen Entwicklungshemmungen und Umwegen doch wieder die Richtungsbestimmung des Handelns, vor allem als *u n b e w u s t e s A u s w a h l p r i n z i p*. Gewisse Verhaltensweisen werden zwar durchgekostet, aber schliesslich wieder abgestossen aus dem instinktiven Gefühl ihrer Unangemessenheit; und als endgültige Lebensform wird eine solche gewählt, die vom Instinkt bejaht werden kann. Ist doch der Instinkt elastisch genug, um nicht nur zu einer einzigen Verhaltensweise, sondern zu verschiedenen Möglichkeiten Ja sagen zu können.

Was wir hier für den Sexualinstinkt aufführten, gilt sinngemäss auch für alle anderen menschlichen Instinkte. Sie funktionieren nicht „erfahrungslos“ wie viele tierische Instinkte; aber

sie lassen sich auch nicht durch Erfahrung ersetzen — sondern sie verleihen den Erfahrungen die Akzente der Echtheit oder Unechtheit, des nur transitorischen Vortastens und Durchprobierens oder des endgültigen Akzeptierens und Introzipierens. Wir werden hier wieder erinnert an Betrachtungen, die wir über das menschliche S p i e l anstellten (s.S. 493): Die Spiele, insbesondere die des Kindes, sind jene Vorbereitungs- und Vortastungs-Phasen, die die Instinkte lange vor ihrer Fälligkeit durchmachen, um zur rechten Zeit reif zu sein. Das spielende Verhalten nimmt im Leben des Menschen einen so viel grösseren Platz ein als beim Tier, weil die Instinkte des Menschen in viel höherem Grade entwicklungsbedürftig, aber auch entwicklungsfähig sind.

Unter den Psychologen der Gegenwart hat sich Mc Dougall wohl am eingehendsten mit dem Instinktproblem beschäftigt und — ganz entsprechend unsern obigen Ausführungen — darauf Gewicht gelegt, dass zum Instinkt sowohl angeborene „propensity“, wie angeborene „ability“ (also Richtungs- und Rüstungs-Disposition) gehören. Während er nun früher den Instinktbegriff auch auf den Menschen anwandte und sogar ein System menschlicher Instinkte entwarf, hat er jetzt diese Anschauung revidiert und ist geneigt, den Begriff des Instinkts wesentlich einzuschränken. Von Instinkt will er dann sprechen, wenn bestimmte Leistungsfähigkeiten eindeutig ganz bestimmten Trieben zugeordnet sind, bei anderen Gelegenheiten also nicht in Funktion treten (so wenn bei den Wespen die Erzeugung und sachgerechte Bearbeitung des Waxes nur im Dienste des Bautriebes für die Brut erfolgt). Da aber bei den höheren Tieren, insbesondere bei dem Menschen, die Befriedigung eines Bedürfnisses mit Hilfe verschiedenster Fähigkeiten stattfindet, und eine bestimmte Fähigkeit im Dienst verschiedenster Bedürfnisse verwandt wird, so scheut er sich heut, die Handlungsweisen dieser Lebewesen als instinktiv zu bezeichnen.

Mir scheint diese Einschränkung nicht zweckmässig zu sein. Denn das wesentliche Unterscheidungsmerkmal des Instinktes: die mangelnde intellektuelle Bewusstheit, geht hierbei verloren. Eine Instinkthandlung ist — um oben Gesagtes in anderer Formulierung zusammenzufassen — eine sinnvoll gerichtete Handlung, welche von angeborenen Bedürfnissen (propensities) geleitet wird und die zur Zielerreichung jeweilig erforderlichen angeborenen Fähigkeiten (abilities) aktiviert, ohne dass sie der bewussten Voraussicht des Zieles und der bewussten Wahl, Entscheidung und Planung bedürfte. In diesem Sinne aber ist instinktives Tun auch an menschlichen Handlungen beteiligt.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass es hier auch Typenunterschiede gibt: dem „instinktlosen“ Menschen, den wir oben erwähnten, steht der „Instinktmensch“ gegenüber, bei dem es nur in geringem Masse zu den Spannungen zwischen bewusster und unbewusster Gerichtetheit kommt, weil die Treffsicherheit des Instinkts gross und nicht so sehr mit Entwicklungsstockungen, Umwegen, Notwendigkeiten des Durchprobens belastet ist. Zwischen beiden Extremen steht der „disziplinierte“ Mensch, bei dem der Oberbau des willentlich bestimmten Verhaltens doch immer durch das unbewusste Auswahlprinzip des Instinkts geregelt wird.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

D A S W O L L E N

I. ALLGEMEINES

1. D e r B e g r i f f

Es gibt kein menschliches Lebnis, das sich so scharf von dem Untergrund des personalen Lebens abhöbe und zu einem durchgestalteten Sondervorgang verselbständigte, wie die einzelne Willenshandlung. In ihr ballt sich die Lebendigkeit und Totalität der Person zu einer gerafften und akuten Tat zusammen, die hinausbricht aus dem stetigen und vagen Abfluss des Geschehens, ja zu diesem in Gegensatz tritt.

Auf der andern Seite ist doch jede Willensstat tief verwurzelt in jenem Leben, dem es sich zu widersetzen scheint; oberirdische und noch mehr unterirdische Fäden verknüpfen sie mit Regungen und Dispositionen, die ganz anderen Schichten angehören.

Nur wenn man diese Doppelstellung des Willens in der Person immer wieder beachtet, gewinnt man Zugang zu seinem eigentlichen Wesen, Werden und Wirken. Es ist völlig unzulänglich, alles auf die Gegensatzformel zu bringen: dass der Wille dem Trieb, der Neigung, dem Gemüt als der harte und feindselige Herrscher gegenüberstehe — wie es andererseits verkehrt ist, alles auf die Einheitsformel zu bringen: als wäre Wille nur sublimierter Trieb und eine gradlinige Fortsetzung der vitalen Lebensbetätigung. Er ist beides zugleich und eben dadurch etwas durchaus Eigenes und Neues — und etwas spezifisch M e n s c h l i c h e s. (Denn was wir beim Tiere als Willenskeim finden, ist doch im Wesentlichen noch unter die zweite Formel zu bringen).

Wir definieren:

Menschliches Wollen ist ein, aus den Tiefen der Bedürfnissphaere gespeistes Streben, das durch bewusste Vorwegnahme von Ziel und Weg geleitet und geordnet wird, und dessen Verwirklichung durch einen besonderen personalen Akt eingeleitet wird.

Philosophie und Psychologie haben in den vergangenen Jahrhunderten die Bezeichnung Wollen (Wille) in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Hier nur wenige Beispiele.

Es gibt einen ganz weiten Sprachgebrauch, welcher „Wollen“ mit der Triebkraft für *j e d e s G e s c h e h e n* in der Welt schlechthin identifiziert; so führte Schopenhauer jede Bekundung innerer Dynamik im Anorganischen wie im Organischen und Seelischen gleichmäÙig auf den „Willen“ zurück. Eine solche Verallgemeinerung würde die psychologische und personalistische Herausarbeitung des spezifisch WillensmäÙigen unmöglich machen. — Zu weit ist auch noch jene Fassung, die sich auf das *p s y c h i s c h e* Leben beschränkt, dieses aber in seinem ganzen Umfang als Willensgeschehen ansetzt; nach dieser „voluntaristischen“ Theorie (Wundt) sind nicht nur die eigentlichen Strebungsvorgänge sondern auch alle Wahrnehmungs-, Vorstellungs-, Denk-Prozesse Willenshandlungen.

Andrerseits ist eine Einengung des Begriffs, die vom *E t h i s c h e n* herkommt, psychologisch nicht verwendbar; so beschränkt Kant den Begriff nur auf die von der *V e r n u n f t* geleitete Strebung: „Wille ist das Vermögen, nach der Vorstellung von *G e s e t z e n* zu handeln“.

Solange das Streben des Menschen in kontinuierlichem Fluss auf die Welt überströmt bis zur Erfüllung, ist noch kein Wollen da; handelndes Subjekt und behandeltes Objekt sind noch ungeschieden. Für das neugeborene Kind ist die Mutterbrust kein „Gegenstand“, und der Drang zum Saugen kein „Wollen“. — Erst dort, wo dem strebenden Ich etwas Anderes ent-g e g e n steht, wird dies zum „Gegenstand“ und das Ich zum Woller. Vorbedingung des Wollens ist also der *A b s t a n d* zwischen strebender Person und erstrebtem Ergebnis; das Wollen selbst ist die Überbrückung dieses Abstandes.

Da aber überall, wo Spannung und Konflikt herrschen, auch Bewusstheit eintritt, so schlägt sich auch dieser Intentionsprozess erlebnismäÙig nieder.

Das *O b j e k t* des Strebens wird als „*Z i e l*“ bewusst. Das

Ziel kann abstrakt gedacht oder anschaulich vorgestellt werden; es mag als ganz vages Schema oder in scharfer Deutlichkeit vorschweben — aber irgendwie ist es im Bewusstsein repräsentiert, sonst liegt kein Wollen vor.

Das S u b j e k t hat von sich selber im Moment des Wollens ein eigenartiges Bewusstsein der Selbsttätigkeit, ein gesteigertes Erleben des eigenen Ich als eines, der Tat fähigen, Wesens; äusserlich umrahmt wird das Erlebnis durch Spannungsempfindungen in der tatbereiten Muskulatur. Entscheidend aber ist, dass sich nun in einem b e s t i m m t e n Moment das Erleben der Tatfähigkeit zu einem direkten T a t e r l e b n i s zuspitzt „Jetzt will ich“. Dieser nicht weiter beschreibbare „Willensruck“ ist der Zentralpunkt jeder Willenshandlung; durch ihn erst wird die Willenshandlung zu einem abgehobenen, eigenständigen Lebnis innerhalb des Lebensflusses; nur von ihm aus ist die Struktur der Willenshandlung nach rückwärts (zur Motivation hin) und nach vorwärts (zur Ausführung hin) zu verstehen.

Die Ü b e r b r ü c k u n g zwischen Subjekt und Objekt wird im Bewusstsein dadurch hergestellt, dass die Selbsttätigkeit als g e r i c h t e t auf das Ziel und als g e r ü s t e t für dessen Erreichung erlebt wird. Beides gehört zusammen; das Bewusstsein der angestrebten Erfüllung und das des eigenen Könnens. Dabei vermögen beide Momente des Willensbewusstseins in allen Graden der Schärfe und Deutlichkeit aufzutreten; ganz fehlen kann keines.

2. B e i s p i e l e

Um die Mannigfaltigkeit der Willenshandlungen und die Stufenleiter von sehr primitiven zu immer höheren Formen zu veranschaulichen, geben wir hier eine Reihe von fiktiven Beispielen, die auf einen konkreten Lebensbezug, nämlich meine Arbeit an diesem Buch, bezogen sind. Die späteren theoretischen Erörterungen werden mehrfach auf diese Beispiele zurückgreifen.

a) Das eine Schreibblatt ist, mitten im Satz, vollgeschrieben; ich schiebe es zur Seite und fahre auf dem darunter liegenden Blatt links oben mit dem Schreiben fort. Dies Manipulieren mit den Blättern ist ein u n w i l l k ü r l i c h e s Tun; es ist durch Gewöhnung reflektorisch geworden.

b) Beim Schreiben komme ich an eine Stelle, an der ich ein Buch zitieren möchte, dessen Titel mir entfallen ist. Es erwacht der Gedanke: „das Buch steht dort und dort auf dem Büchergestell“. Dieser Gedanke bewegt mich, vom Schreibtisch aufzustehen, zum Regal zu gehen, das Buch herauszunehmen und den Titel zu notieren. (Einfache Willenshandlung).

Alle folgenden Willenshandlungen sind „komplexer“ Natur.

c) Wie im Falle b möchte ich ein Buch vom Gestell holen. Diese Regung wird aber durchkreuzt durch die andere: ich möchte nicht den Gedankenfluss unterbrechen, in dem ich gerade bin; der Faden könnte mir entgleiten, wenn ich selbst nur auf eine Minute die Feder aus der Hand lege und den Schreibtisch verlasse. Schliesslich entscheide ich mich doch für das Holen des Buches; und so handle ich auch. (Entscheidungs-oder Wahl-Handlung).

d) Es sei folgender Fall konstruiert: ich komme an eine Stelle meiner Niederschrift, bei welcher die objektive Darlegung meiner wissenschaftlichen Überzeugung gewissen engherzigen Leserkreisen missfallen und dadurch dem Absatz des Buches schaden könnte. Andererseits bin ich überzeugt, dass die wissenschaftliche Aufgabe des Buches nur dann erfüllt werden könnte, wenn ich keine Rücksicht auf jene ausserwissenschaftlichen Gesichtspunkte nähme. In diesem Konflikt ist der Gedanke: „die wissenschaftliche Redlichkeit und Objektivität darf keiner anderen Zielsetzung weichen“ schliesslich durchschlagend, und ich handle danach. Die Entscheidung war hier also zwischen einer konkreten Situation und einem allgemeinen Grundsatz strittig; schliesslich setzte sich der Grundsatz als Handlungsmotiv durch (Grundsatzhandlung, auch „Vernunft-Handlung“ genannt).

e) Ich gehe zu einem neuen Kapitel des Buches über. Das Thema — und damit auch das allgemeine Ziel des beginnenden Tuns — steht fest. Aber ehe ich mich an die Ausführung begeben, muss ich einen Plan machen, disponieren, Möglichkeiten durchdenken, konkrete und grundsätzliche Erwägungen anstellen. Es spielen also alle Momente der Fälle c und d mit. Endlich ist der Plan soweit vorbereitet, dass ich an die Arbeit gehen

kann; ein Willensruck leitet die Handlung ein. Nunmehr, während der Ausführung, ist der Plan wegweisend; er setzt Teilziele, Teilhandlungen, Ruhepausen, lässt auf schon Erreichtes zurück- und auf die nächste Etappe voraus-blicken; dabei wird der Plan selbst kontrolliert, korrigiert, umgebogen, durch andere Pläne ersetzt — und der ganze Ablauf bildet schliesslich eine hierarchische Struktur von Handlungen verschiedener Grössenordnung, die sich aber alle der Gesamthandlung dienend eingliedern. (P l a n h a n d l u n g).

3. Körperliche Merkmale des Wollens¹⁾

Rein anatomisch-physiologisch gesehen sind Willenshandlungen nur dort möglich, wo ein Gehirn existiert und funktionsfähig ist. Von gewissen kortikalen Zentren gehen physiologische Impulse aus, die auf dem Umwege über subkortikale Zwischenstationen (verlängertes Mark, Rückenmark) bis zu motorischen Nervenendigungen gelangen, wo sie ihrerseits zu bestimmten Muskelkontraktionen führen. Die so erzeugten Bewegungen unterscheiden sich von jenen, die ohne Gehirnbeteiligung von den subkortikalen Stellen direkt ausgelöst werden (Reflexhandlungen), dadurch, dass sie nicht in anatomisch festgelegten (vererbten oder eingeübten) Bahnen verlaufen. Vielmehr werden jeweilig — und immer wieder neu und anders — diejenigen Bewegungskoordinationen erzeugt, die in ihrer Gesamtheit eine sinnvolle Leistung ermöglichen²⁾.

Der Ganzheitscharakter der Willenshandlungen geht nun jedoch — auch im rein Körperlichen — weit über diese sinnvolle Bewegungsstruktur der Leistung hinaus. Eine solche ist ja immerhin noch ein Teilgeschehen im menschlichen Organismus; aber die g a n z e körperliche Person wird mit herangezogen. Bei Vorbereitung und Durchführung einer Willenshandlung wird nämlich der vorher bestehende körperliche G e s a m t z u s t a n d geändert in dem Sinn, dass die Energieverteilung aus

¹⁾ Die Bedeutung des Körpers als des Zieles bestimmter Willenshandlungen wird erst später besprochen (S. 556).

²⁾ Die zerebrale Zentralstation für die Regulierung dieser sinnvollen Körperverrichtungen ist das Scheitelhirn. Bei gewissen Erkrankungen dieses „Handlungszentrums“ kommt es zu seltsamen Fehlhandlungen. Dies Krankheitsbild der „Apraxie“ hat zuerst Hugo Liepmann beschrieben.

einer diffuseren in eine konzentriertere Verfassung gerät. Es werden alle energetischen Prozesse, die nicht in der Richtung auf die auszuführende Leistung liegen, reduziert, sodass ein möglichst hohes Energiequantum für die spezifische Handlung selbst verfügbar ist. *H e m m u n g* und *A n s p a n n u n g* gehören also notwendig zusammen. Gehemmt werden überflüssige und anders gerichtete Bewegungen und Einstellungen; angespannt — d.h. in dynamische Bereitschaft gesetzt — wird der Körperbereich, aus dem heraus die Handlung sich entwickelt. Es ist in der Tat ein ganzer Körper *b e r e i c h*, der in Spannung und sinnvolle Aktion gerät, nicht etwa nur die Gesamtheit der unmittelbar beteiligten Organe. Diese Organe werden durch die veränderte Energieverteilung gleichsam *e i n g e k r e i s t* in abgestufter Spannungsintensität.

Der Feinmechaniker etwa, der zu seiner Arbeit an einer Präzisionsuhr direkt nur fein nüanzierte Bewegungen der Finger braucht, versetzt auch die ganzen Hände, die Unterarme, die Oberarme, die Schultern in einen Spannungszustand; doch nimmt dessen Intensität mit der Entfernung von den Fingern ab. — Wer die Willenshandlung des Nachdenkens intensiv vollzieht, lässt nicht nur das Hirn arbeiten, sondern zeigt auch an Stirnhaut, Augenbrauen, Kopfhaltung u.s.w. die Ausstrahlung der Spannungen.

4. Z u k u n f t s b e z u g (P r o s p e k t i o n) d e s W o l l e n s

Indem sich in jeder Willenshandlung das Objekt vom Subjekt irgendwie differenziert, scheidet sich auch die Zukunft von der Gegenwart. Vom jetzigen Augenblick aus wird auf die Zukunft „vorgeblickt“; das erst zu Realisierende wird im Zielbewusstsein vorweggenommen.

Um den besonderen Zukunftsbezug der Willenshandlung zu klären, müssen wir ihre Stelle in den personalen Zukunftsbezügen überhaupt festlegen. Die Zukunftsbezüge, welche das menschliche Leben beherrschen, sind zum grössten Teil unbewusster Natur; wir haben solche kennen gelernt als gebundene mnemische Nachwirkungen, als vorgreifende Instinkte, als spielendes Vorüben und Vortasten.

Dann gibt es aber solche Lebnisse, welche Zukunft *b e w u s s t* vorwegnehmen, also „prospektiv“ sind. Hier wird der früher

besprochene Unterschied von personaler „Nähe“ und „Ferne“ wichtig (s. S. 132).

Die ferne Zukunft ist zum grössten Teil dem Bewusstsein entzogen. Wo sie aber doch zu Bewusstseinsniederschlägen führt, haben diese eine eigentümliche Blässe, Unverbindlichkeit und Konsequenzlosigkeit. So besteht bei gesunden jungen Menschen zwar ein Wissen darum, dass ihr Leben einmal zu Ende gehen wird, aber es ist ganz vage und oberflächlich, dringt nicht in tiefere personale Schichten ein und beeinflusst nicht das Verhalten. — So mancher Leichtfuss, der nur für wenige Wochen Substanzmittel hat, weiss zwar, dass er dann weiterhin mittellos sein wird, lässt sich aber davon wenig tangieren, noch weniger in seinem jetzigen Wollen und Tun bestimmen.

Personal n a h e ist die Zukunft erst dann, wenn sie nicht nur vage gewusst, sondern auch in ihrer personalen Bedeutung für die Gegenwart erlebt wird. Entweder: der Mensch fühlt sich v o n i h r abhängig, nimmt mögliches Schicksal vorweg, dem er preisgegeben ist oder sich hingeben kann ¹⁾. Oder aber: der Mensch erlebt die Zukunft als v o n s i c h abhängig: als die Materie, der er selbst Gestalt verleiht, als die Möglichkeit, die er selbst in Wirklichkeit verwandelt. Diese a k t i v e b e w u s s t e Z u k u n f t s b e z o g e n h e i t ist das Wesensmerkmal des Wollens. Die Objekte der Willenshandlung haben daher niemals blossen Aufforderungscharakter, sondern zugleich Materialcharakter.

Die personale Nähe, innerhalb deren sich der Wille prospektiv verhält, ist natürlich nicht einfach durch objektive Zeitlängen auszudrücken. Es gibt hier sogar Paradoxieen: so kann für einen Menschen sein, in einem Monat zu absolvierendes, Examen solche personale Nähe haben, dass er die darauf bezüglichen Akte in planmässigem Wollen antezipiert — während das morgige Mittagessen in weiter personaler Ferne liegt und von keinem gegenwärtigen Willensakt erreicht wird.

Im allgemeinen aber wird sich die Zugänglichkeit der Zukunft für das Wollen über um so weitere Zeitstrecken ausdehnen, je höher ein Wesen organisiert ist. Für das Tier und den Säugling ist das „Morgen“ schon ausserordentlich fern, die auf dieser Entwicklungsstufe vorkommenden Willensakte reichen nur in

¹⁾ Hierüber Näheres bei der Besprechung der prospektiven Gefühle, Kap. XXX.

die unmittelbarste Zeitnähe, die fast noch Gegenwart ist. Der Naturmensch, das Kind im Schulalter haben zwar schon eine Willenszukunft; sie ist aber noch sehr kurzfristig. Ganz anders ist die Willensprospektion des erwachsenen Kulturmenschen. Er sorgt, plant und kalkuliert auf Jahre; ja, es gibt Willensakte, deren bewusster Zukunftsbezug nicht einmal an der Grenze des eigenen Lebens Halt macht: Testamentsbestimmungen, Lebensversicherungen, Mitarbeit an transpersonalen Aufgaben in Volk, Staat, Gesellschaft, die erst nach dem individuellen Lebensabschluss Früchte tragen kann.

Diese zeitliche Spannweite des Wollens¹⁾ ist eines der eindrucksvollsten Merkmale der voll entwickelten menschlichen Persönlichkeit. Durch sie wird das eigene Leben in weitem Ausblick zur Einheit zusammengefasst und zum fortschreitenden Werk des eigenen Ich gemacht, zugleich aber auch die Welt in ihrem zukünftigen Sein bemeistert. Denn aus der vagen Nebelhaftigkeit ihrer Ungewissheit und Unvorsehbarkeit hebt sich ein hellerer und schärfer konturierter Strahl hervor, eben jene Geschehnisfolgen, die Gegenstände willentlicher Zielsetzung und Planung sind. Mag auch nachher sich erweisen, dass die Zukunft ganz anders verläuft als man sie gewollt hat: in der Vorwegnahme des Willensaktes war sie doch „mein“, und meiner Tatbereitschaft unterworfen. So ist denn die Weitspannung des kulturmenschlichen Wollens nicht nur ein Symptom für ein hohes, geistiges Können; sie bildet auch die Grundlage für die Verantwortung, die der Mensch für seine eigene Lebensgestaltung trägt, und sie ermöglicht einen sehr entschiedenen Zukunftsglauben, der — dort wo er die Grenze der eigenen Existenz überschreitet — zu einer Art praktischen Unsterblichkeitsglaubens wird.

3. Fremdbezüglichkeit und Selbstbezüglichkeit der Willenshandlungen²⁾

Das Ziel der Willenshandlung liegt nicht immer in der Aussen-

¹⁾ Das Analogon dazu in retrospektiver Hinsicht ist die Spannweite des Gedächtnisses. Auch diese wächst mit steigendem Entwicklungsniveau (vgl. S. 258).

²⁾ Die früher oft gebrauchte terminologische Unterscheidung „äussere“ und „innere“ Willenshandlung deckt sich nicht ganz mit der obigen. Vgl. dazu S. 557.

welt; es kann auch innerhalb der handelnden Person seinen Ort haben.

In den Anfängen des Willens ist die Scheidung allerdings noch nicht deutlich. Wenn das halbjährige Kind zu greifen beginnt, vollzieht es zwar schon viele ausgesprochene Willensakte. Aber zwischen dem Greifen nach einer blinkenden Glocke oder dem Ergreifen des einen Händchens durch das andere wird offenbar kein Unterschied gemacht; noch ist die Loslösung des Subjekts aus seiner unmittelbaren Nahwelt viel zu wenig durchgeführt, als dass das Glöckchen eindeutig als „fremd“ und „draussen“, die ergriffene Hand eindeutig als „zu mir gehörig“ erfasst würde.

a) Allmählich aber bildet sich der Unterschied aus; und zwar sind die fremdbezüglichen Willenshandlungen die primitiveren. Eine solche tendiert in die Welt da draussen, in deren Bestand an irgend einer Stelle eingegriffen wird. Mag im übrigen die „Welt“ diffus und ungestaltet sein; irgendwo hebt sich aus ihr ein Objekt in schärferen Konturen ab, sei es, dass es — schon wahrgenommen — geändert, ergriffen, gemieden werden soll, sei es, dass es — nur vorgestellt — geschaffen werden soll. Die intendierten Objekte sind entweder Sachen (bei technischen, handwerklichen Handlungen), oder Menschen (bei erzieherischen, heilenden, politischen Handlungen), oder Wertgebilde (bei künstlerischen, gesetzgeberischen, wissenschaftlichen, moralischen, religiösen Handlungen).

Die psychophysische Neutralität solcher Willenshandlungen kommt darin zum Ausdruck, dass zur Überbrückung der Distanz die zwischen Subjekt und Objekt liegenden materiellen Kräfte und Medien durch körperliche Akte des Subjekts in Bewegung gesetzt werden: durch Hantieren, Sich-Fortbewegen, Sprechen, Schreiben u.s.w. Nur dadurch, dass der Mensch seinen eigenen Körper willentlich zu dirigieren vermag, ist er der fremdbezüglichen Willenshandlungen fähig.

Ist diese letzte Behauptung wirklich von allgemeiner Gültigkeit? Gibt es nicht fremdbezügliche Willenshandlungen, die nicht des materiellen Mediums zwischen Subjekt und Objekt — und deshalb auch nicht der Beeinflussung dieses Mediums durch körperliche Vorgänge im Wollenden — bedürfen? Kann man nicht „durch den blossen Willen“ in die Ferne wirken?

Es soll hier nicht das Problem gelöst werden, ob es Telekinese, Fernbeeinflussung durch Gesundbeten und ähnliches gibt; die Frage ist nach dem bisher vorliegenden Material wissenschaftlich noch nicht spruchreif. Wir können uns begnügen mit der Erwägung, ob solche fremdbezüglichen Willenshandlungen, falls sie existieren, unserer obigen These widersprechen würden. Dies ist aber nicht der Fall. Denn wo immer solche Vorkommnisse berichtet werden, hat sich das wollende Subjekt nicht nur seelisch, sondern auch körperlich in einen veränderten Zustand gebracht (Trancezustand, kataleptische Starre); und es wäre durchaus denkbar, dass diese Körperveränderungen nach aussen weiter wirkten — vielleicht durch uns noch unbekannte Medien, Strahlungsvorgänge oder Ähnliches.

b) *Selbstbezügliche Willenshandlungen* sind solche, deren Ziel eine Änderung in der Person des Handelnden ist. Hierbei fallen dennoch Subjekt und Objekt nicht einfach zusammen; denn Subjekt ist die jetzige Totalperson, Objekt ein gesondertes, erst künftig zu verwirklichendes Moment innerhalb ihrer.

Und zwar kann das Moment meines Ich, auf welches mein Willen zielt, zunächst *körperlicher* Natur sein.

Wir sahen schon oben, dass die fremdbezüglichen Willenshandlungen nicht ohne Beherrschung des eigenen Körpers möglich sind. Nun brauchen allerdings solche Körperbewegungen nicht eigene Willensziele zu sein; ihre Verselbständigung würde sogar den Ablauf der eigentlichen — nämlich fremdbezüglichen — Handlungen unter Umständen recht stören.

Wenn ich einen Brief schreiben „will“, müssen sich meine Fingerbewegungen diesem Wollen fügen; es kommt aber nicht zu besonderen, auf meine Schreibebewegungen gerichteten, Willensakten; diese sind vielmehr als blosse Mittel dem aussenbezüglichen Willensakt eingeordnet. — Anders beim Schreiben *lernen*: hier genügt nicht die Zielsetzung, einen bestimmten Buchstaben als äusseren Gegenstand zu erzeugen; ich muss auch meine eigene Handhaltung, den anzuwendenden Schreibdruck u.s.w. zum Gegenstand gesonderter Willensakte machen. Dies gilt allgemein; jedes Erlernen von Leistungen in der objektiven Sphäre muss von selbstbezüglichen Willensakten ausgehen, die dann erst allmählich dem objektiven Gesamtziel unterstellt werden.

Bei anderen Willenshandlungen ist aber der eigene Körper —

oder vielmehr bestimmte Funktionen und Zustände an ihm — das eigentliche Objekt des Wollens, so bei allen Massnahmen der Körper- und Gesundheitspflege, der Ernährung, bei gymnastischen und sportlichen Übungen, u.s.w. Hier kann — in Umkehrung der soeben geschilderten Verhältnisse — eine fremdbezügliche Willenshandlung in den Dienst der eigenbezüglichen treten: das Kind, welches lernt, sich die Zähne zu putzen, muss seinen Willen nicht nur auf die Säuberung der Zähne, sondern auch auf die Handhabung des fremden Dinges, der Zahnbürste, richten.

Grad und Art der Herrschaft des Willens über den eigenen Körper sind ausserordentlich verschieden. Zwar sind die, mit dem Zentralnervensystem in direkter Verbindung stehenden, quergestreiften Muskeln in erster Reihe den Willensimpulsen zugänglich. Aber wir hatten bereits früher (S. 550) auf jene abgestuften Willenswirkungen hingewiesen, denen ganze Körperbereiche und schliesslich der Gesamtorganismus unterliegt. Infolgedessen ist eine ausserordentlich grosse Elastizität und Variabilität innerhalb der willentlichen Beeinflussbarkeit von Körper-Bewegungen und -Zuständen möglich.

Gewiss sind im ganz groben die Unterschiede zwischen beeinflussbaren und nichtbeeinflussbaren Körperaktionen deutlich. Willentlich einwirken kann man auf die Bewegungen der Hände, aber nicht auf die Verdauungstätigkeit des Magens; man kann beide Augen gemeinsam willentlich wandern lassen, aber nicht ein einzelnes Auge; man kann den Atem innerhalb gewisser Grenzen willentlich verlangsamen, beschleunigen, anhalten, aber nicht den Herzschlag.

Sobald man aber mehr ins Einzelne geht, ändert sich das Bild. Schon gewisse nichtssagende kleine Körperkunststücke kann der eine willkürlich ausführen, der andere nicht: ein einzelnes Auge zukneifen, mit den Ohren wackeln u.s.w. Aber die personale Veränderlichkeit in dieser Hinsicht ist viel fundamentaler; Übungen und sportliche Leistungen, Erziehung zu abgewogenen Bewegungen, zu guter Sprachkultur, Abgewöhnung schlechter Manieren, Atemgymnastik — all diese und viele andere Errungenschaften des Individuums bestehen vor allem darin, dass Leistungsbereiche, die ursprünglich dem Willen schwer oder garnicht zugänglich gewesen waren, ihm schliesslich weitgehend

unterworfen wurden. Sie können später, wenn der Wille sein veränderndes Werk getan hat, wieder in die Selbstverständlichkeit des unwillkürlichen Funktionierens zurückfallen. Akrobaten und Fakire liefern die verblüffendsten Beweise dafür, dass es für die Unterwerfung der Körperfunktionen unter den selbstbezüglichen Willen überhaupt keine absolute Grenze zu geben scheint.

c) Eine zweite Art selbstbezüglicher Willenshandlungen setzt sich nicht körperliche, sondern *psychische* Ziele: die Herbeiführung bestimmter Bewusstseinsinhalte. Es sind das die eigentlichen „inneren“ Willenshandlungen. Beispiele: ich komme nicht gleich auf einen Namen und strenge mich an, ihn wieder zu finden; ich denke nach über eine schwierige Stelle eines fremdsprachigen Textes, dessen Sinn ich erfassen will; ich strebe danach, mir klar zu werden über die wahren Motive, die mich zu einer bestimmten Handlung getrieben haben; ich bin in einer gefährlichen Situation und versuche die Angst, die sich einzustellen droht, zu ersticken; ich richte während eines an mir gemachten psychologischen Experiments die Aufmerksamkeit auf die in mir dabei ablaufenden Erlebnisse.

Auch hier sind, ähnlich wie bei den Körperbewegungen, die Grenzen der Willensbeherrschung flüchtig. Auf primitiven Entwicklungsstufen ist ja überhaupt die Gerichtetheit nach innen nur wenig ausgebildet, so auch die innere Willenshandlung. Wer sein eigenes Erleben beeinflussen will, muss zu ihm eine gewisse Distanz gewonnen haben, muss zugleich die Willenseinstellung zeitweilig von den, viel leichter zugänglichen, körperlichen und äusseren Zielen abwenden können. Diese Doppelforderung ist so schwer zu erfüllen, dass jüngere Kinder z.B. unfähig sind, sich „zu besinnen“ auf einen im Augenblick vergessenen Namen, nachzudenken über ein nicht ganz leichtes Rätsel, sich Rechenschaft zu geben über Selbstbeobachtungen u.s.w. Es gibt auch viele Erwachsene, bei denen die Fähigkeit zu solchen inneren Willenshandlungen recht gering ist. Ganz dem Kontakt mit der Welt hingegeben, fehlt für sie der spontane Anlass, Eigenseelisches zum Gegenstande des Wollens zu machen; und wo ein Zwang dazu vorliegt — z.B. beim Sichbesinnen auf einen Namen — werden dann zum mindesten äussere Hilfsmittel, etwa das Hersagen ähnlicher Namen, herangezogen.

Die höchste Form eigenbezoglicher Willenshandlung liegt schliesslich dort vor, wo nicht akute Körperzustände oder bewusste Inhalte, sondern *d i s p o s i t i o n e l l e* Beschaffenheiten der Person selbst *g e w o l l t* werden. Nicht irgend etwas an mir, sondern „*i c h s e l b s t*“ soll geändert werden durch meine Eigentat. Man spricht dann von Selbstbildung, Selbsterziehung, Selbsterneuerung, Selbstgestaltung. Das Eigentümliche dieser Willenshandlungen ist, dass sie zwar in einem bestimmten Zeitpunkt beginnen, aber keinen zeitlich bestimmten Abschluss haben; denn der akute Entschluss und Impuls geht nicht auf ein akutes Einzelziel, sondern auf den stetigen Zukunftsablauf des persönlichen Lebens. Ihre Besprechung ist daher erst in anderen Zusammenhängen möglich ¹⁾.

II. DIE MOTIVATION DES WOLLENS

Kein Willensakt entspringt aus dem Nichts; er hat stets eine Vorbereitungsperiode, die im Innern der Person abläuft, ehe es zum Durchbruch der eigentlichen Tat kommt. Diejenigen Innenfaktoren der Person, die den späteren Willensakt verursachen, heissen die „*M o t i v e*“ dieses Willensaktes. Vermittels der Motive ist also der einzelne Akt in der Totalität der Person verankert. Man versteht, dass deshalb das Motivproblem nicht nur für die Psychologie, sondern für Ethik, Kriminalistik, Lebensanschauung von grösster Bedeutung ist.

Terminologisch empfiehlt es sich, den Ausdruck „Motiv“ auf die innere Verursachung einer *E i n z e l t a t* (z.B. eines schwer wiegenden Entschlusses, eines Verbrechens) zu beschränken. Wohl weisen die Motive ihrerseits zurück auf dauernde Beschaffenheiten der Person, welche die gemeinsame Grundlage für die Motivation vieler Handlungen bilden, auf chronische Willenshaltungen, Gesinnungen, Charaktereigenschaften (vgl. Kap. XXIII). Diese sollten aber nicht als „Motive“ bezeichnet werden, um der Klarheit der begrifflichen Unterscheidung willen.

Dagegen darf der Begriff „Motiv“ nicht so eng gefasst werden, dass er nur die im *B e w u s s t s e i n* zu Tage tretenden Vorwegnahmen des Willenszieles umfasste. Vielmehr können hinter diesen bewussten Anreizen des Wollens andere, halb bewusste

¹⁾ Vgl. S. 610/11.

oder unbewusste liegen, die, aus grösseren Tiefen stammend, die eigentlichen Energieen enthalten, aus denen die Willenstat gespeist ist. Wir scheiden diese beiden Motivarten als erscheinende und erzeugende oder als „Phaeno-Motive“ und „Geno-Motive“.

1. P h a e n o-M o t i v e

Beschränken wir uns zunächst auf eine phaenomenologische Beschreibung der Motive, die dem *E r l e b e n* zugänglich sind.

Ob prospektive Bewusstseinsregungen überhaupt *m o t i v i s c h e* Bedeutung gewinnen (d.h. in eine Willenshandlung einmünden) oder nicht, bleibt lange unentschieden. Die bewusste Vorwegnahme künftiger Möglichkeiten kann sich ja auch in der Passivität des Wünschens, Fürchtens, Hoffens, Erwartens bekunden; selbst sogenannte „Motivkämpfe“ geben noch keine Gewähr dafür, dass es zu einer Willenshandlung kommen wird. Die Zahl der Fälle, in welchen solche Erlebnisabläufe wieder versanden oder durch ihr blosses Bewusstwerden ihren Zweck erfüllen (Wunschphantasieen), ist um ein Vielfaches grösser als die Zahl derjenigen, in welchen allmählich oder plötzlich aus dem Spielen mit Zukunftsmöglichkeiten ein Wollen von Zukunftswirklichkeiten hervorspringt. Auch kann ein zunächst willenlos endender Bewusstseinsablauf in einem späteren Zeitpunkt sich erneuern und nun erst in ein Wollen einmünden. Wir können also erst dann, wenn tatsächlich eine Willenshandlung eingetreten ist, jene vorangegangenen prospektiven Bewusstseinsinhalte als ihre „Motive“ (und zwar als „Phaenomotive“) bezeichnen; die Zeit, in der sie sich entwickeln, ist die „Vorperiode“ der Willenshandlung.

In der „einfachen Willenshandlung“ (Beispiel b, S. 549) erschöpft sich die Vorperiode in einem einzigen Phaenomotiv, das sich gradlinig in Willensimpuls und Durchführung umsetzt. An allen „komplexen Willenshandlungen“ (Beispiele c bis e) ist eine Mehrzahl von Phänomotiven beteiligt; sie benötigen deshalb auch eine spannungsreichere Vorperiode, ehe der Willensruck einsetzen kann.

Am Phänomotiv ist seine Gefühlsbetontheit und sein gegenständlicher Inhalt zu besprechen.

¹⁾ Über diese kann erst später gesprochen werden.

Dass dem Motivbewusstsein stets eine Gefühlsbetontheit zukomme, ist die wichtige Entdeckung, welche schon Hume gemacht hatte — im Gegensatz zu der rationalistischen Auffassung, nach welcher die bloße Einsicht in die Angemessenheit des Zieles motivierend wirken könne. Ein Mensch kann noch so deutlich die theoretische Überzeugung haben, dass irgend ein künftiger Zustand unter irgend welchem Gesichtspunkte dem gegenwärtigen vorzuziehen sei — ein Willensruck entspringt daraus nur dann, wenn diese Einsicht zugleich einem B e d ü r f n i s entspricht. Der Bewusstseinsniederschlag eines Bedürfnisses ist aber das ambivalente oder besser multivalente Gefühl der augenblicklichen Entbehrung, des Fortdrängens von ihr und der lustvollen Vorwegnahme des Zieles. Die dynamische Gewalt dieses Gefühlseinschlages mag sehr verschieden sein; ganz fehlen kann es bei keinem Bewusstseinsinhalt, der den Willen motivieren soll.

Dem gegenständlichen Inhalt nach ist das Phänomotiv in der einfachen Willenshandlung stets k o n k r e t. Jetzt und hier soll eine Handlung eingeleitet werden, die durchaus einmalig und individuell ist; so muss auch das vorweggenommene Ziel einmalig und individuell sein. Das heisst aber nicht, dass jenes Ziel nun in deutlicher Anschaulichkeit und abgegrenzter Vollständigkeit schon im Bewusstsein wäre. Vielmehr sind hier wieder sämtliche Stufen der Anschauungs-Nähe und -Ferne denkbar: von der plastischen Ausmalung des anzustrebenden Zustandes mit allen Einzelheiten — bis hin zu einem verschwommenen und sehr inhaltsarmen Schema. Dort, wo sich das Phänomotiv als alleiniges ungestört in Tat umsetzen kann, besteht ja meist gar kein Anlass zu eingehender Bewusstseinsausprägung; werde ich unterwegs hungrig, so kann die vage Vorstellung irgend eines Bäckerladens, ja, das ganz anschauungsfreie Denken an die Möglichkeit einer Kaufgelegenheit schon genügen, um den Willensruck und das Eintreten in den nächsten Laden herbeizuführen.

Anders, wenn in der Vorperiode mehrere Phänomotive zur Geltung kommen. Hier gibt es verschiedene Möglichkeiten.

Ein zunächst noch alleinstehendes, aber vages Phänomotiv (z.B.: „ich will heut Abend nicht zu Hause bleiben, sondern irgend

etwas unternehmen") kann sich aufspalten in verschiedene sich ausschliessende Motive: „Soll ich ins Theater gehen?“ „Ins Kino?“ „Zu Freunden?“ „Ins Freie?“ Das Bedürfnis, zu einer Entscheidung zu kommen, führt nun zu einer weitgehenden Konkretisierung, zu genauerer Ausmalung dieses und jenes Zieles, sowie der zu ihrer Erreichung nötigen Hilfsmittel, sodass hier ein lebhaftes und farbenreiches Hin und Her von anschauungsnahen Inhalten entsteht. Ebenso bunt ist auch das Gefühlsgewoge; denn die Bedürfnisse, die in den verschiedenen Zielen ihre Befriedigung erhalten würden, sind mannigfacher Art; in unserem obigen Beispiel etwa kämpft das Bedürfnis nach Sensation (Kriminalfilm) mit dem Bedürfnis nach Aufheiterung, nach harmlosem Plaudern, nach körperlicher Erholung.

Oder es kann ein zunächst alleinstehendes Phänomotiv nach kürzerer oder längerer Zeit Gegenmotive hervorrufen, welche die gradlinige Umsetzung in die Tat verhindern. Ein Mitglied einer Bande plant mit seinen Genossen ein Verbrechen. Solange er mit jenen zusammen ist, existiert für ihn nur dies Motiv; aber wenn er dann für sich ist, kommen plötzlich die Gedanken an seine Angehörigen, an seinen Ruf, an die drohende Gefahr über ihn und geraten mit dem primären Motiv in Konflikt. Schliesslich ballen sich die Gegenmotive zu einem einheitlichen Hemmungsblock zusammen, sodass das innere Kampfleben nur noch um die Alternative geht: „Soll ich oder soll ich nicht?“

Dass solche Motivkonflikte schon ausserordentlich früh eine starke Ausbildung erfahren können, wird durch kindespsychologische Beobachtungen belegt. Es seien zwei schon anderweitig veröffentlichte Beispiele erwähnt ¹⁾. Im ersten Falle hatte ein dreijähriger Knabe an einer Zirkusprobe teilgenommen, musste aber, weil er allzu ängstlich war, hinausgeführt werden. Draussen begann nun der Kampf der Motive: mit der Angst für sich selber, die ihn hinausgetrieben hatte, traten andere Gefühle in Konflikt, die ihn hineinzogen: Angst für die drinnen gebliebene Schwester, starkes Interesse, Glaube an den Schutz durch den innen postierten Polizisten; schliesslich siegte die letzte Motivgruppe. — Im andern Falle ist ein Mädchen von 2½ Jahren auf einer kleinen Böschung im Walde allein gelassen worden; die Mutter geht mit einem fremden Kinde weiter. Angst hält das Kind davor zurück, allein herabzusteigen; Zorn über das Alleingelassensein und Eifersucht treiben zu selbständiger Tat; der Abschluss ist deshalb interessant, weil hier der *W i l l e n s r u c k* mit seltener Deutlichkeit

¹⁾ Psychologie der frühen Kindheit S. 212 und 394; Elsa Köhler S. 154.

hervortritt: „Da geschieht etwas Seltsames: das vorher so furchtsame Kind rafft in der Todesangst alle Kräfte zusammen und wagt das Äusserste. . . . sie setzt sich auf den Boden und gleitet absatzweise hinunter, schreiend und kreidebleich“

Überall, wo die Vorperiode einer *Wahlhandlung* geschildert wird — so auch in unserer obigen Darstellung — wird von einem „Konflikt“ oder „Kampf“ der Motive gesprochen. Es ist nun von allergrösster Wichtigkeit zu betonen, dass diese Ausdrucksweise *nur bildlich* zu verstehen ist, nicht aber die wirkliche Verursachung des Willensgeschehens trifft. Die einzelnen Phänomotive sind zwar als Bewusstseinsmomente relativ abhebbar und in ihrer antinomischen Inhaltlichkeit durchschaubar; aber sie dürfen nicht verselbständigt werden zu Kraftträgern, die untereinander „kämpfen“ können. Gerade hier hat die „*elementenpsychologische*“ Auffassung schwere Folgen gehabt. Indem diese nämlich die einzelnen Phänomotive als dynamische Einheiten ansah, wurde die Person selbst verwandelt in ein passives Gebilde, das von jenen Kräften hin und hergezerrt und — wie beim gezogenen Tau oder bei einer Wage — schliesslich in der Richtung des stärksten Zuges bewegt wird ¹⁾. In allen solchen Betrachtungen wird übersehen, dass die Phänomotive ihre eigentliche Dynamik aus den Genomotiven ziehen, die ihrerseits in der Totalität der Person wurzeln.

Zu den Wahlhandlungen gehört auch unser Beispiel d „Grundsatzhandlung“ (S. 549), nur dass hier das richtunggebende Phänomotiv in der Form eines *abstrakten Satzes* bewusst wird. An dieser Stelle wird wieder die enge Verbundenheit der Willenshandlung mit dem Denken deutlich; denn es gehört eine starke Abstraktionsfähigkeit dazu, um allgemeine Sätze mit Forderungscharakter auch *nur denken* zu können. Kant hatte daher Recht, wenn er die Fähigkeit, den abstraktesten dieser Forderungssätze — nämlich: „Du sollst, weil Du sollst“ — zu denken, als praktische *Vernunft* bezeichnet hat.

Aber gerade Kant weist uns auch den Weg, um eine rein rationalistische Deutung der „Vernunfthandlung“ zu vermeiden, indem er nämlich die „praktische“ Vernunft von der „theoreti-

¹⁾ So ist auch das berühmte scholastische Beispiel vom „Esel des Buridan“ möglich geworden, nach welchem das arme Tier, das zwischen zwei gleich grossen, gleich weit von ihm entfernten Heuhaufen steht, verhungern muss, weil die Motivzüge nach rechts und nach links gleich stark sind und sich gegenseitig aufheben.

schen" scharf absondert. Das Denkenkönnen des abstrakten Satzes ist zwar notwendige, aber nicht ausreichende Voraussetzung der Willenshandlung vom Typus d. Der Satz muss als Forderungssatz erlebt werden und in freier Entscheidung erfüllt werden; Fordern und Erfüllen aber ist aus dem Denken allgemeiner Gesetze niemals abzuleiten, ist etwas, das zum rein Theoretischen hinzukommen muss. In unserer Terminologie ausgedrückt: nur derjenige allgemeine Satz, dessen Erfüllung Bedürfnis ist, kann als Grundsatz im Wollen wirksam werden. So hoch also die Handlung aus Prinzipien über jenen Wahlhandlungen stehen mag, die rein durch konkrete Phänomotive geleitet werden — ohne Verankerung in Bedürfnissen, und damit in mannigfachen Gefühlen, ist auch sie nicht möglich.

In der Vorperiode komplexer Willenshandlungen beschäftigt sich das prospektive Bewusstsein aber nicht nur mit den Zielen, sondern auch mit den Wegen zu ihnen, mit den Möglichkeiten ihrer Erreichung. Dadurch wird die innere Spannung noch beträchtlich vermehrt; denn die Verwendbarkeit oder Nichtverwendbarkeit bestimmter Mittel kann wiederum neue Phänomotive erzeugen, die mit den anderen in Konflikt geraten. Wer in der Vorperiode zu der Willenshandlung der Berufswahl steht, muss hierbei auch die Fragen: ob die vorhandenen Geldmittel reichen, ob noch zuvor eine weitere Berechtigung erworben, ein Examen gemacht werden muss u.s.w. — in Betracht ziehen. Oft kommt es sogar, noch vor jeder Entscheidung, zu einer weitgehenden Vorwegnahme der für die verschiedenen Ziele erforderlichen Wege, also zu hypothetischen und unverbindlichen Planungen; ja, es gibt einen Menschentyp, der sich im Spiel mit solchen „Projekten" erschöpft und nie die Kraft zum Willensschluss findet („Projektemacher"). Da aber doch die eigentliche Bedeutung des Planens erst hinter dem Willensruck liegt, soll es weiter unten besprochen werden (S. 586).

2. Genomotive und Phaenomotive

1. Homogonie der Motive. — Das Motiv-Erlebnis,

¹⁾ Zum Thema „Grundsatzhandlung" vergl. auch: Wertphilosophie S. 420 ff. — Ferner S. 622 dieses Buches.

von dem bisher allein die Rede war, gibt noch keine Erklärung dafür, warum es nicht beim blossen Fühlen bleibt, sondern zum Wollen kommt. Den, hinter dem Phaenomotiv liegenden, eigentlichen Motor nennen wir *Genomotiv*.

Das unmittelbare Genomotiv des Wollens ist stets ein *Bedürfnis*¹⁾, und zwar ein Bedürfnis von starker, doch gebändigter Dynamik. Jedes Bedürfnis schöpft seine Dynamik aus den Kraftquellen des Trieblebens, aber es dosiert diese Kraft, steigert sich an seinem Nichterfülltsein und setzt sich bei einer gewissen Höhe der Spannung in Tat um. Diese Tat ist, wenn sie aus der *Höchstspannung* hervorbricht, eine mehr oder weniger blinde, triebmäßige, „un-willkürliche“ (vgl. Kap. XX). Anders, wenn sich das Bedürfnis, *vor dem Erreichen jenes Explosionsmomentes*, in bewussten Vorwegnahmen des Zieles (Phänomotiven) niederschlägt und seine Dynamik hierdurch in bestimmte Geleise lenken lässt. Dann kommt es zur Willenshandlung. Während also z.B. das Sättigungsbedürfnis, wenn es exzessive Stärke gewonnen hat, sich auf jede beliebige Speise stürzt („Gier“), kann es auf einer geringeren Spannungshöhe dazu führen, dass bestimmte Ziele der Sättigung gewählt und Wege zur Erreichung dieser Ziele vorgedacht werden, und dass dann die zurückgehaltene Kraft den Willensruck in diesem Sinne erzeugt.

Inhaltlich handelt es sich hierbei also, wie das Beispiel zeigt, um eine *Determinierung*: das noch vage gefühlte Bedürfnisziel wird nicht nur in Zielvorstellung und Zielgedanken übersetzt, sondern eben dadurch auch vereindeutigt; und der dumpfe Drang läutert sich zu Mittelwahl und Planung.

Damit aber ist eine *Gegenseitigkeitsbeziehung* zwischen Bedürfnis und Willen herbeigeführt, die weit über den Rahmen der einzelnen Willenshandlung hinausreicht. Denn obzwar jede Handlung ihre Antriebskraft dem jeweiligen Bedürfnisstande entnimmt, wirkt sie doch durch ihre Bewusstheit und Differenzierung auf die Gestaltung der Bedürfnisse selbst zurück. Wir hatten schon früher (S. 529) hervorgehoben, dass System und Ablaufsweise menschlicher Bedürfnisse aus der Konvergenz von angeborenen Triebfaktoren mit *Erfahrungen* stamme; jetzt erkennen wir, dass es wesentlich *Willenserfahrungen* sind, welche die Bedürfnisse differenzieren und sublimieren.

¹⁾ Oder eine Bedürfnisstruktur.

Die dem Wollen zukommenden Möglichkeiten des Voraussehens, des Wählens, des Planens, des Bezugnehmens auf zeitlich ferne und geistig abstrakte Ziele — diese Möglichkeiten ändern, vermehrfachen und verfeinern die menschlichen Bedürfnisse selbst; schliesslich kommt es bei diesem Ineinandergreifen von dynamischen Tiefenfaktoren mit komplexen Willensabläufen dazu, dass auch die höchsten Zielsetzungen: Pflichten und Ideale, die dazu, Verwirklichung religiöser, ästhetischer, logischer Werte, in den Umkreis der menschlichen Bedürfnisse eintreten und dadurch an dem personalen Kraftreservoir teilnehmen, das neue Willenshandlungen möglich macht.

Die Zurückführung der Willensmotive auf Bedürfnisse bedeutet also nicht eine Senkung des Willens auf das niedere Triebniveau, sondern umgekehrt: eine Emporhebung der Bedürfnismöglichkeiten in die geistige Sphäre.

Gewiss gibt es viele menschliche Bedürfnisse, die im allgemeinen zu ihrer Erfüllung nicht auf den Durchgang durch den Willen angewiesen sind. Ein starkes Schlafbedürfnis z.B. führt zum Einschlafen, ohne dass man sich darum willentlich bemühen müsste, ja zuweilen wider Willen. Andere Vitalbedürfnisse (z.B. Nahrungsbedürfnis, Bewegungsbedürfnis) können mit sehr einfachen Willenshandlungen befriedigt werden. (Freilich gilt auch dies nur in normalen Lebenslagen; in Zeiten der Hungersnot wird das Nahrungsbedürfnis, bei krankhafter Schlaflosigkeit das Schlafbedürfnis sehr komplizierte Willensakte benötigen, um zur Erfüllung zu kommen).

Diesen Bedürfnissen stehen nun jene anderen gegenüber, deren Ziele viel zu hoch, zu fern und zu komplex sind, als dass sie direkt erreichbar wären. Sie sind erfüllbar nur, weil der Mensch der Willenshandlungen fähig ist. Andererseits aber sind auch diese Handlungen nur dadurch möglich, dass ihnen Bedürfnisse zu Grunde liegen. Die Tat des Märtyrers, der sich freudig für seinen Glauben opfert, empfängt ihre willentliche Durchschlagskraft nur aus dem starken Bedürfnis nach Glaubensunbedingtheit und ewiger Seligkeit. Dies Bedürfnis aber gehört nicht mehr der triebhaften Vitalosphäre, sondern der geistigen Introzeptionssphäre an.

b. *Heterogenie der Motive.* — In den bisher besprochenen Fällen sind Genomotiv und Phaenomotiv homogen

zu einander; die im Genomotiv angelegte Zieleinstellung wird beim Übergang zum bewussten Phaenomotiv beibehalten, nur determiniert und geklärt. In anderen Fällen aber erfährt die Motivation bei diesem Übergang eine Wandlung. Zwar entnimmt auch hier die Willenshandlung ihre Durchschlagskraft der Dynamik des zu Grunde liegenden Bedürfnisses; aber inhaltlich weichen die bewusstwerdenden Motive von den verborgen bleibenden, eigentlichen Antrieben ab. („Heterogenie der Motive“).

Wir stehen hier an einer jener Stellen, deren Klärung sich die tiefenpsychologischen Schulen zur Aufgabe gemacht haben. Aber unsere Auffassung dieses Sachverhalts ist doch sehr verschieden von der psychoanalytischen oder individualpsychologischen Theorie. Die folgenden Beispiele sind absichtlich nicht jenen komplizierten — meist auch abnormen — Situationen entnommen, für die in der genannten Literatur zahllose Belege zu finden sind, sondern alltäglichen, relativ einfache Vorkommnissen.

1) Trotzhandlung eines Kindes. Das Kind weigert sich, eine sonst beliebte Speise zu essen, mit der Begründung: „sie schmeckt mir nicht“ oder „ich habe keinen Hunger“. Nehmen wir an, dies seien keine Lügen, sondern aufrichtige Äusserungen über die von dem Kinde selbst geglaubten Motive seiner Weigerung. Dann ist dieser Glaube objektiv falsch; denn das wirkliche Genomotiv der Handlung ist das Bedürfnis nach Selbstgeltung gegenüber dem von aussen kommenden Zwang. Aus diesem Bedürfnis rührt auch die Kraft her, mit der sich der kindliche Wille gegen die dargebotene Speise stemmt; aber sein Inhalt bleibt unbewusst und wird im Bewusstsein ersetzt durch einen ganz anderen.

2) Ein Ehemann ist von Eifersucht geplagt und versucht daher, seine Frau von dem Zusammentreffen mit anderen Männern zurückzuhalten. Die hierzu nötigen einzelnen Willenshandlungen: Absage von Gesellschaften, Verhinderung des Allein ausgehens der Frau, Sorge für rein weiblichen Verkehr der Frau u.s.w. wird er aber nicht mit seiner Eifersucht motivieren, auch vor sich selber nicht, sondern mit anderen Gründen: dass die häusliche Behaglichkeit zu Zweien viel schöner sei als grosse Geselligkeit, dass er besorgt sei, sie den Unannehmlich-

keiten des Alleinreisens auszusetzen, dass sie den Rat anderer Hausfrauen brauche u.s.w. Er wird im Erdenken immer wieder neuer Gründe sehr erfinderisch sein, wird auch die moralische Bewertung der Motive verändern, indem er sich nämlich einredet, dass lediglich seine fürsorgliche Rücksicht jene Handlungen veranlasse. Die Selbsttäuschung bezüglich der Motive kann hierbei eine vollkommene sein; aber auch alle Übergangsformen zwischen naivem Daranglauben und vollendeter Heuchelei sind denkbar.

3) Die Fähigkeit, Willenshandlungen auf prinzipielle Motive („Grundsätze“) zu stützen, haben wir früher als eine der höchsten Entwicklungsstufen des Menschen geschildert. Aber auch Grundsätze werden oft genug als bloße Phänomotive benutzt für Genomotive ganz anderer Art. Die Tat erscheint dann sanktioniert als Anwendungsfall einer These von allgemeiner Gültigkeit, z.B. des Prinzips „Gerechtigkeit geht über alles“, „Das Vaterland steht über der Partei“ u.s.w. — nur dass die Anwendung der These nicht so allgemein ist, wie diese selbst. Wo der Grundsatz als echtes Genomotiv wirkt, da muss er überall zur Entscheidung über die Handlung mitherrangezogen werden, wo die Situation es fordert. Wer aber nur in ganz bestimmten Situationen sich auf den Grundsatz beruft, erweckt den Argwohn, dass er ihn lediglich als Kulisse vor ganz anderen motivischen Hintergründen verwendet. Es ist doch kein Zufall, dass bei Rechtsstreitigkeiten die unvereinbaren Handlungsweisen beider Parteien mit dem Grundsatz des „Rechts“ gerechtfertigt werden und zwar nicht nur nachträglich, sondern auch schon vor der Tat. Andere Motive: des Eigennutzes, der Rache, der parteilichen Bevorzugung u.s.w., die mitgespielt, ja vielleicht allein die Handlung bewirkt haben mögen, kommen nicht zum Bewusstsein.

Der Name Phän-Motiv würde in allen diesen Fällen also nicht nur bedeuten: im Bewusstsein erscheinendes Motiv (gegenüber dem unbewusst bleibenden Genomotiv), sondern auch scheinbares, vorgeschobenes Motiv (im Gegensatz zu dem echten, eigentlichen Genomotiv). Dies ist auch die alleinige Deutung, welche die Psychoanalyse dem Verhältnis der beiden Motive gibt: sie wird nicht müde, jene verborgenen Antriebskräfte — die fast ausschließlich dem Sexualbereich

zugeschrieben werden — als die allein wahren und ursprünglichen hinzustellen, die andersartigen Phänomotive „nur“ als Deck- und Surrogat-Formen, ja geradezu als Trugmotive anzusehen.

Diese Auffassung wird aber der grossen positiven Bedeutung der Phänomotive in keiner Weise gerecht.

c) Weitere Bedeutung der Phaenomotive. — Hier ist zunächst der Rechtfertigungscharakter der Phaenomotive zu betonen.

Die Zielsetzung, die jeder Willenshandlung innewohnt, ist nämlich eine doppelte: eine sachliche und eine personale. Dort handelt es sich darum, durch Wahl geeigneter Mittel einen speziellen künftigen Zustand zu erreichen. Hier aber handelt es sich darum, das besondere Tun in das personale Leben und die personale Welt sinnvoll einzuordnen (zu „introzipieren“). Ganz im Gegensatz zur Trieb- und Instinkt-Handlung ist die Willenshandlung bewusst bezogen auf „mich“ als Totalpersönlichkeit und auf „meine“ Welt. Was ich jetzt willentlich tun werde, gehört auch später zu mir und erwartet Resonanz von draussen. Dieses Über-sich-Hinausweisen jeder Willenshandlung verlangt schon vor dem Vollzug eine Begründung im Bewusstsein des Wollenden.

„Begründung“ ist zunächst intellektuell zu verstehen. Grundloses Tun erscheint nämlich als ein so niederes Geschehen, dass man es nicht gelten lassen kann. Auch ist zum mindesten ein dumpfes Gefühl vorhanden, dass die Tat nicht ursachlos aus dem Nichts entspringe; den geahnten, aber nicht direkt aussprechbaren, Grund sucht man auf Umwegen rational formulierbar zu machen. Aber wesentlicher ist der andere Sinn von „Begründung“: Rechtfertigung. Die intendierte Handlung muss bestehen können vor „mir“ und der „Welt“; in ihr bestätige und verwirkliche ich mich selbst, meine Beziehung zu den andern und zu den objektiven Werten. Diese Funktion der Willenshandlung wird durch die Phänomotive vollzogen. Für diese ihre Leistung ist es gleichgültig, ob sie zu dem jeweiligen Genomotiv homogen oder heterogen sind; sie bilden das unter allen Umständen wesensnotwendige Rechtfertigungsmoment der Willenshandlung vor der Tat.

Zu fragen wäre nur, ob dieser Bestandteil der Willenshandlung als „Motiv“, also als U r s a c h faktor, bezeichnet werden kann; aber auch diese Frage ist zu bejahen. Denn ein T u n k o m m t als Willenshandlung nur zustande, wenn es sich durch bewusste Zielsetzung vor dem Handelnden selbst und vor der Welt zu rechtfertigen vermag.

Doch die personale Bedeutung der Phänomotive reicht noch weiter. Bei Wiederholung entsprechender Willenshandlungen werden die Phänomotive nämlich allmählich zu echten Genomotiven: d.h. sie werden mnemisch wirksam und gewinnen die Antriebsdynamik echter Bedürfnisse. Hier liegt also eine zweite, und zwar gegenläufige, Heterogonie der Motive vor. Hat das trotzende Kind unseres ersten Beispiels (S. 566) mehrmals eine bestimmte Speise abgelehnt mit der — zunächst nur phänomotivischen — Begründung „sie schmeckt mir nicht“, so entsteht daraus mit der Zeit ein gegenständlicher Speiseabscheu (also ein Bedürfnis mit negativem Vorzeichen). Dieser Abscheu ist dann genomotivisch wirksam, wenn vielleicht das ursprüngliche Genomotiv des Trotzes längst abgeklungen ist. — Ebenso können die „Grundsätze“ unseres dritten Beispiels (S. 567), wenn sie auch anfangs vorwiegend den Charakter des Vorwandes gehabt haben mögen, mit der Zeit ihre Wurzeln immer tiefer einsenken in die tragenden Persönlichkeitsgründe und von hier aus als echte Genomotive wirksam werden; ja, sie können sogar dann unter Umständen jene motivische Übersteigerung erfahren, die wir als „Prinzipienreiterei“ bezeichnen.

Man darf also die Phänomotive nicht darum in Bausch und Bogen als blosse Sekundär- und Schein-Gebilde ansehen, weil einige von ihnen bei ihrem Erst-Auftreten diesen Charakter haben mögen. Man darf ebensowenig die echten Genomotive auf eine oder einige wenige vitale Bedürfnisgruppen deshalb beschränken, weil diese in frühen Entwicklungsstadien des Willenslebens vorzuherrschen scheinen. Die Mannigfaltigkeit der echten Genomotive des menschlichen Handelns ist unendlich viel grösser als die vereinfachenden Theorieen der Tiefenpsychologen es wahr haben wollen; denn es gehen fortwährend neue Genomotive aus Phänomotiven hervor.

d) Die bisher entwickelten Gesichtspunkte müssen gegen eine, in der neueren Psychologie entwickelte, experimentelle Methode der Motivuntersuchung kritisch stimmen. Es werden dann nicht wirkliche Willenshandlungen benutzt, sondern Vorstellungen oder sogar ausgesprochene Fiktionen von Willenshandlungen experimentell erzeugt, etwa durch die Fragestellung: „Warum soll man nicht lügen?“ Oder: „Was würdest Du tun, wenn Du, ohne dass es jemand merkt, einen Geldschein fändest?“ Es ist klar, dass die hierauf erfolgenden Antworten (selbst wenn sie aufrichtig gemeint sind) nur die Gedanken — bestenfalls die Wunschregungen — zum Ausdruck bringen würden, die durch jene experimentelle Situation im Bewusstsein geweckt werden. Ungewiss bleibt dagegen, ob jene Gedanken und Wünsche vor einer wirklichen Willenshandlung sich auch nur als Phänomotive geltend machen würden, da ja die Realität vielleicht ganz andere motivische Bewusstseinsinhalte in den Vordergrund schieben könnte; und noch viel weniger ist jene künstliche Experimentalanordnung imstande, die eigentlichen Genomotive zu treffen. Vielleicht wird der Befragte, wenn er einmal wirklich vor einer Lüge oder der Verwertung eines Fundes steht, unter ganz anderen Motivationen handeln, als er im Experiment gutgläubig dem Befrager angegeben hat.

Dennoch sind solche Experimente nicht wertlos; nur darf man sie nicht als Motivuntersuchungen oder Gesinnungsprüfungen ansehen. Sie liefern aber Einblicke in die moralische Urteilsfähigkeit der Prüflinge. Denn die Beurteilung der Willenshandlungen, der eigenen wie der fremden, ist in der Tat weitgehend bestimmt durch die Fähigkeit, sich Motivationsmöglichkeiten gedanklich zu vergegenwärtigen¹⁾.

III. KÖNNEN UND VERSUCHEN

1. Das Könnens-Bewusstsein

In früheren Willenstheorien hatte man das Bewusstsein der Gerichtetheit auf Ziele so in den Vordergrund gestellt, dass das Bewusstsein der Gerüstetheit, das Könnens-Erleben, dahinter

¹⁾ Eine Übersicht über experimentelle Methoden der sog. „Gesinnungsprüfung“ gibt Hjalmar Sander (mit Bibliographie). Vgl. auch Stern-Wiegmanus Metrodeusammlung S. 262.

zurücktrat. Es gehört aber zu den konstitutiven Merkmalen jeder Willenshandlung; denn nur ein Zielstreben, das von einem — vagen oder klaren — **G l a u b e n** an die Fähigkeit zur Durchführung getragen ist, kann sich zum Wollen entwickeln.

Hier muss man freilich das tatsächliche (personale) Können und das (psychologische) Könnens-Bewusstsein unterscheiden. Man denke sich einen völlig gelähmten Menschen, der kein Glied für Schreibbewegungen zu rühren vermag. Ein solcher Mensch könnte noch schreiben „wollen“ — sofern er nämlich nichts von seiner Lähmung wüsste. Wir hören auch von Kriegskrüppeln, dass sie, obwohl eines Armes beraubt, in Augenblicken des Vergessens irgend etwas mit dem fehlenden Arm vollbringen „wollen“. Aber sobald sie **w i s s e n** um das Nichtkönnen, ist das Wollen unmöglich. Der um seine Lähmung wissende Mann kann wohl den (unerfüllbaren) Wunsch haben, zu schreiben; er kann auch den Willen haben, das Schreiben mit einem anderen, gesund gebliebenen, Glied zu lernen — aber beides ist kein gegenwärtiges Wollen des Schreibens. Denn es fehlt jener „Willensruck“, der das zentrale Phänomen des Wollens ist.

Der Glaube an das Können braucht nicht immer explizit als selbständiger Bewusstseinsinhalt da zu sein; ja, bei den einfacheren Alltagswollungen wirkt er meist nicht in abgehobener Weise, sondern nur hintergründig und einstellungsmäßig mit. Wenn ich etwa nach einem Spaziergang meine laufende Tagesarbeit fortführen „will“, so ist in der psychischen Bereitschaft für das sogleich aufzunehmende Tun auch jener Umstand ungeschieden mitenthalten, dass es in meiner **M a c h t** steht, jetzt so zu handeln, und dass auch die nötigen Voraussetzungen: geistige Frische, Vorkenntnisse u.s.w. zur Verfügung stehen, sodass ich an die Arbeit gehen „kann“.

Deutlicher pflegt sich das Könnensbewusstsein auszuprägen bei weiter gesteckten Willenszielen und verwickelteren Handlungszusammenhängen. Nicht nur vor und bei Beginn der Handlung, sondern auch an vielen Stellen des Ablaufs wird dem Wollenden sein Können **p r o b l e m a t i s c h**; er hat nicht nur den einfachen und naiven Könnensglauben, sondern **f r a g t** sich selbst: Kann ich es auch? Und zwar bezieht sich das Fraglichwerden des Könnens sowohl auf die Zielsetzung („Kann ich das

wollen?“) wie auf die Beherrschung der Mittel („Kann ich es durchführen?“).

Ein Beispiel: jemand will einen Beruf erlernen. Das ist nur dann ein echtes „Wollen“, wenn er die Überzeugung gewonnen hat, dass das Ziel während der mehrjährigen Lehrzeit dauernd die Anziehungs- und Richt-Kraft für das Wollen behalten wird, und wenn zugleich der Glaube besteht, dass die Fähigkeiten und Fertigkeiten des Subjekts und die verfügbaren äusseren Hilfsmittel wirtschaftlicher, technischer und anderer Art die Durchführung möglich machen.

Die vollständige und vollernste Willenshandlung hat also zur Voraussetzung, dass sich ein positiver Könnensglaube der Intention auf das Willensziel unterordnet. Ist diese Beziehung gestört, so nimmt die Ernsthaftigkeit des Wollens ab. Die Störung kann entweder in einer Schwächung oder in einer Vordringlichkeit des Könnensglaubens bestehen.

2. Das unterwertige Könnensbewusstsein.

Da sich das Bewusstsein des Könnens bei verwickelteren Willensvorhaben aus Fragen entwickelt, die der willensbereite Mensch an sich selbst und an die Welt stellt, so ist der starke Anteil des Intellekts gefordert. Der seines Könnens noch nicht gewisse Mensch muss zur Selbstbeurteilung fähig sein, da er die Durchschlagskraft seiner Zielsetzung und seine persönlichen Kräfte einzuschätzen hat; er muss aber auch weitgehend die näheren und ferneren Bedingungen der äusseren Situation überschauen und in ihrer Wirksamkeit beurteilen, um zur Klarheit zu kommen, ob er sein Ziel erreichen kann. Wir stehen hier wieder an einem der Punkte, an dem die enge Verknüpfung von Denken und Wollen sichtbar wird.

Aber diese Verbindung hat nicht nur positive Bedeutung. Gerade die eingehende Reflexion auf Können vermag unter Umständen das Können selbst — und damit auch das Wollen — unsicher zu machen und schliesslich zu lähmen. Kritische Selbstzergliederungen und Besinnungen über die Dinge neigen immer dazu, die Gegeninstanzen gegen das Handeln — mangelnde Fähigkeit, Möglichkeit des Versagens, äussere Hemmungen — besonders zu beachten; überhaupt ist ja die rein betrachtende und erwägende

Haltung an sich der Aktivität des Wollens abträglich. Man kennt jene Naturen, die vor lauter Bedenklichkeiten überhaupt nicht zum Willensimpuls und zur Durchführung von Willenshandlungen kommen. Sie sind „von des Gedankens Blässe angekränkt“.

Nicht immer verhindert übrigens die Überzeugung des Nicht-Könnens die Aktivität: nur liegt dann keine Willenshandlung mehr vor. Ganz klar ist dies bei dem Zwangstun; der vom Aufseher gepeitschte Sklave sucht die schwere Last weiter zu schleppen, obwohl er weiss, dass er es nicht mehr „kann“. Aber Gleiches gilt auch, wenn feinere Triebkräfte im Spiel sind. Es gewinne etwa ein Examenskandidat mitten in der Vorbereitung die sichere Überzeugung, dass er den Anforderungen sowohl der Vorbereitung wie der Prüfung selbst nicht gewachsen ist. Trotzdem arbeitet er weiter, vielleicht nur, weil sein Tun in den ausgefahrenen Geleisen des täglichen Lebensvollzugs perseveriert, vielleicht, um andere nicht merken zu lassen, dass er an seinem Erfolg verzweifelt; aber ein eigentliches „Wollen“ des Examenszieles ist das nicht mehr.

Anders, wenn die Zweifelsfrage des Könnens noch nicht entschieden ist; dann gibt es — neben dem oben erwähnten Verharren in der Inaktivität — ein durchaus aktives Verhalten, das sogar den ausgesprochenen Charakter einer Willenshandlung hat, aber einer Willenshandlung „mit Vorbehalt“: es ist der Versuch.

2. Die Versuchshandlung

Jede Versuchshandlung setzt sich eine doppelte Aufgabe: sie will das sachliche Ziel erreichen und das eigene Könnensbewusstsein klären.

Beispiel: Es wird ein Rätsel aufgegeben. Der eine Zuhörer sagt sofort: „nichts leichter als das“ — naiver Könnensglaube —, geht mit entschiedenem Willensruck an die Lösung und versagt vielleicht. Der andere ist vorsichtiger: „ich wills versuchen“; der Zweifel am Können lähmt nicht die Tätigkeit, aber gibt dem Tun den Charakter des Provisorischen, Zurücknehmbaren. Gelingt die Lösung auf dem ersten eingeschlagenen Weg nicht, so hat er nun die Erkenntnis eines ungeeigneten Mittels gewonnen und wiederholt den Versuch mit einem andern Ansatz — bis er

entweder die Lösung findet oder zu dem Ergebnis kommt: das Rätsel übersteigt mein „Können“; darum „will“ ich es auch nicht lösen. Dieser Doppelblick auf Sache und Vollzugsmöglichkeit, die Doppelhaltung von Verzicht und Bereitschaft zu neuem Ansatz macht das Wesen der vollbewussten Versuchshandlung aus.

Es gibt aber auch unechte Versuchshandlungen, das sind solche, die erst n a c h t r ä g l i c h als bloße Ansätze erlebt werden. Denn auch der erste Rätselrater, der mit unbeschwerter Könnensüberzeugung direkt auf das Ziel losgegangen war, wird n a c h dem Misserfolg sagen: „Ich habe es vergebens versucht“. Er senkt also, aus der nun gewonnenen Erfahrung des Nichtkönnens heraus, rückschauend das Niveau seiner Willenshandlung; geht er nun noch einmal an die Rätsellösung, so wird er jetzt vielleicht von vorn herein nur noch „versuchen“ wollen.

Jeder Versuch hat also „Ernstspiel“-Charakter. Denn ernsthaft ist die Gerichtetheit auf das Ziel und auch der Wille, im Falle des Glückens die Handlung als ein Stück des ernsthaften Lebens mit allen Konsequenzen anzuerkennen; aber mehr oder weniger spielhaft ist doch die Reserve, das Vorläufige, Auswechselbare des probierenden Wollens, und vor allem die Weigerung, ein unzureichendes oder abwegiges Ergebnis des Versuchs ebenso ernst zu nehmen wie ein zielentsprechendes Resultat. („Es war ja nur ein Versuch“). In manchem Erfinder, aber auch in manchem exakten Experimentator steckt eine offenbare Spielfreude, wenn er an der Welt in immer wieder anderer Form herumtastet — bis dann einmal ein positiver ernsthafter Effekt herauspringt.

4. D a s ü b e r w e r t i g e K ö n n e n s b e w u s s t s e i n

Die letzten Beispiele zeigen schon, dass es Willenshandlungen geben kann, bei denen das sachliche Ziel mehr und mehr hinter dem Genuss des subjektiven Könnens zurücktritt. Das Versuchenkönnen, das Wechselnkönnen an sich verleiht ein gewisses Souveränitätsbewusstsein gegenüber der Welt, das sich allmählich mehr und mehr emanzipiert von dem, was „eigentlich dabei herauskommt“, also dem Ziel. Bei vielen Hochstaplern, Hazardeuren und Abenteurern ist ihr „Wollen“ weitgehend ein solches Experimentieren, das zum Selbstzweck geworden ist. Das Provisorische

der Versuchshandlung steigert sich hier zur völligen Verantwortungsllosigkeit; die Gleichgültigkeit gegen sachliche Ziele macht alles Wollen und damit das Leben selbst unecht und unernst.

Eine viel primitivere Form überwertigen Könnensbewusstseins ist die *T r o t z h a n d l u n g*. Trotz tritt dort auf, wo das Wollen in seiner nackten Urform sich selbst erlebt, und wo der Mensch das *F a k t u m*, dass er wollen kann, bewusst sucht und genießt. Wer zu wollen vermag, proklamiert sich und den anderen gegenüber sein Selbstrecht auf Tun, die Überwindung der Passivität und Abhängigkeit. Das trotzige Kind will gar nichts Bestimmtes; das Sachziel ist nebensächlich — es will sein Wollen, durch die Negierung des fremden Wollens. So kann es kommen, dass der Dreijährige die sonst gern genommene Speise wütend abweist — nur weil er in der Darbietung den Eingriff in seine Selbstbestimmung sieht. Dabei gibt es ja im Grunde keine unselbständigere Handlung als die blosse Opposition. Denn sie bezieht ihr Sachziel von draussen, nur dass sie ihm ein entgegengesetztes Vorzeichen gibt ¹⁾.

Eine eigentümliche Doppeltheit von Ziel- und Könnens-Bewusstheit zeigen schliesslich die *s p o r t l i c h e n* Willenshandlungen. Gewiss werden hier objektive Effekte angestrebt: Bewältigung von Berggipfeln, Stählung der Körperkräfte, Willens-*t r a i n u n g*, Unterordnung unter Regel und Gemeinschaft u.s.w. Aber zugleich werden diese Effekte als *m e s s b a r e L e i s t u n g e n* angestrebt, d.h. als Mafsstäbe des eigenen Könnens. Der Könnensgenuss begnügt sich hier nicht mit dem spielerischen Wechselnkönnen (wie beim „*ersuch*“), und mit dem nackten Wollenkönnen (wie beim „*Trotz*“), sondern er will sich ständig an dem Könnens *g r a d* entzünden und durch die Messung das Können ständig vergleichen — sowohl mit dem Können anderer, wie mit dem eigenen früheren Können. Auch beim Sport führt diese Könnensbewertung, wenn sie einseitig wird, zur Zurückdrängung der sachlichen Ziele im Bewusstsein, sodass dem touristischen Sportfex dann nicht mehr die Freude an der Bergesnatur, sondern nur noch die Anzahl der eroberten Gipfel oder eine, von keinem anderen zuvor erreichte, Höhe zum eigentlichen Sinn

¹⁾ Vgl. S. 566 und S. 569.

seines Wollens wird. Auch hier sieht man wiederum das „Ernstspiel“-mäfsige des Tuns.

Aber auch Handlungen, die ihrem Hauptziel nach durchaus sachliche und ernsthafte Intentionen haben, können doch einen sportlichen Einschlag erhalten, wenn das Könnensbewusstsein durch Wetteifer, Belobigung und Ähnliches unterstrichen wird. Oft wird ein, an und für sich nicht allzu reizvolles, Ziel dadurch willenswirksam, dass es mit sportlichem Interesse verbunden wird — man denke etwa an das Einprägen des 1×1 in der Schule, und an die Akkordarbeit in Fabriken. Im Berufsleben gibt es vielfach solche Umbiegungen und Ausschmückungen der Willenshandlungen, die durch die objektiven Leistungsansprüche nicht gerechtfertigt sind, aber das Könnensbewusstsein befriedigen — wie etwa die kalligraphischen Künste eines Kanzlisten.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DER ABLAUF DER WILLENSHANDLUNGEN

I. DER WILLENSRUCK

Jede eigentliche Willenshandlung setzt ein mit einem besonderen Akt, dem Willensruck. Dieser ist, wie alle personalen Letzt-tatsachen, nicht eigentlich zu beschreiben und zu erklären; wir können ihm nur durch gewisse Umschreibungen näher kommen.

Betrachten wir zunächst die voll ausgebildeten Willenshandlungen, die eine regelrechte Vorperiode haben. Dann ist für den Willensruck die *A b h e b u n g* gegenüber der Vorperiode wesentlich. Mögen seine Voraussetzungen auch in den Motivationsabläufen der Vorperiode liegen, er wächst nicht in gleitender Bewegung aus ihnen hervor, sondern springt aus ihnen heraus — mit besonderer Deutlichkeit, wenn sich die Vorperiode in langen Kämpfen, Erwägungen und Zweifeln hingeschleppt hatte. Diese hören plötzlich auf, etwas *N e u e s* tritt ein — und damit wird das Gefühl der Unrast und Unsicherheit ersetzt durch ein Gefühl der Endgültigkeit, welches — trotz aller miterlebten Aktivität — doch etwas Ruhevolles hat. Diese retrospektive (nämlich vorangegangenen Kampf abschliessende) Seite des Willensrucks nennen wir „*E n t s c h e i d u n g*“. (Genauer wäre „Selbstentscheidung“; denn es gibt auch Entscheidungen ohne eigenes Zutun; so wenn bei einem, vor der Berufswahl stehenden Knaben die verschiedenen sich kreuzenden Neigungen und Wünsche durch ein Machtwort des Vaters zum Abschluss gebracht werden).

Darum gehört zum Willensruck das starke Erlebnis der *S e l b s t t ä t i g k e i t*: *I c h* bin es, der da will. Nirgends rafft sich die aktive Ganzheit der Persönlichkeit zu einem so undiskutierbaren Erleben zusammen, wie im Willensruck: „*volo, ergo sum*“.

Das „Sich-selbst-Haben“ im Willensruck beschränkt sich aber nicht nur auf die unmittelbare Gegenwart, sondern strahlt in die Zukunft hinaus: was nun kommt, ist *m e i n* Tun. Diese prospektive Seite des Willensrucks heisst „E n t s c h l u s s“. Es wird nicht nur das Vergangene abgeschlossen, sondern auch das Bevorstehende entriegelt, „ent-schlossen“ — und zwar von mir und meiner Tat aus. In jedem Entschluss liegt eine Art Herrscherakt, ein Anspruch auf Eingriff in die Welt. Mag während der Vorperiode noch so sehr das passive Ausgeliefertsein an die Welt erlebt worden sein, mag selbst die Entscheidung noch durch äussere Einflüsse erzielt worden sein (vgl. unser obiges Beispiel vom „Machtwort des Vaters“) — im Augenblick des Entschlusses ist die Belastetheit durch Fremdes umgewandelt in eigene Wirksamkeit. Das Gefühl der Ich-Souveränität mag meist nicht lange anhalten, weil sehr bald die Welt wieder ihre Übermacht zur Geltung bringt: aber im Erlebnis des „Entschlusses“ ist es unbestritten da.

Entscheidung und Entschluss verleihen auch dem *g e g e n s t ä n d l i c h e n* Inhalt der Wollung (den Zielen und Wegen) eine ganz andere Färbung, als sie in der Vorperiode hatten. Das Motiv, für welches die Entscheidung fiel, hebt sich mit siegreicher Klarheit aus dem Gewirr der Motivkämpfe heraus; die Gegenmotive verlieren viel von ihrer lockenden oder schreckenden Kraft in dem Augenblick, in welchem sie nicht mehr als Möglichkeiten des Wollens in Betracht kommen. Hilfsmittel, die in den Vorerwägungen unbenutzbar, Wege, die ungangbar erschienen, gewinnen jetzt, da man sich zu ihnen entschlossen hat, ein anderes, positiveres Aussehen. (Dies ist der Sinn des Sprichworts: „Wo ein Wille ist, da ist ein Weg“.)

Der Ausklang des Willensrucks endlich besteht darin, dass aus dem rein Psychischen (Entscheidung, Entschluss) ins Psychophysische übergegangen wird: dem Körper werden diejenigen Innervationen erteilt, welche die Handlung im Sinne des Entschlusses einleiten: „I m p u l s“.

Nun gibt es freilich auch zahllose Willenshandlungen von einfacherem Typus; die meisten Alltagshandlungen, sofern die überhaupt gewollt sind, gehören dem Typus unseres Beispiels *b* an (S. 549). Hier fehlt die Vorperiode; sobald der modifizierende Be-

wusstseinsinhalt auftritt (ich möchte ein Buch vom Büchergestell holen), setzt auch schon die auf seine Verwirklichung gerichtete Willenshandlung ein. Damit ist auch ein eigener Entscheidungsakt hinfällig; dagegen müssen Entschluss und Impuls auch hier funktionieren, damit es nicht beim blossen binnenseelischen Wünschen und Vorstellen bleibt. Der Willensimpuls braucht sich nicht mehr mit der Fraglichkeit des Zieles abzugeben; aber er bestimmt das Hier und Jetzt der Handlung.

Sehr deutlich kann man dies beim Aufstehen am Morgen beobachten. Darüber, dass man aufzustehen habe, besteht kein Zweifel (und damit kein Anlass zu einer Entscheidung); dennoch kostet es oft einen sehr energischen Entschluss und Impuls, um aus dem Wissen um die Notwendigkeit das Faktum der Aufstehens zu machen. Ist auch der Entschluss unnötig, dann ist das Aufstehen keine Willenshandlung mehr ¹⁾.

II. DIE DURCHFÜHRUNG

1. Einleitendes

Erinnern wir uns unserer Beispiele für verschiedene Stufen der Willenshandlung (S. 548/9).

Bei der einfachen Willenshandlung (Beispiel *b*) ist die Durchführung ebenso einlinig und unproblematisch wie es die einfache Vorperiode war; der einmalige Impuls reicht aus, um diejenigen psychophysischen Einstellungen und Akte zum Ablauf zu bringen, die zur Erreichung des Zieles erforderlich sind.

Unter den „komplexen“ Willenshandlungen gibt es wohl auch solche, bei denen nur die Vorperiode „komplex“ ist, in denen aber die Durchführung ohne Komplikation erledigt wird (Beispiel *c*). Aber sobald wir in höhere Regionen des Willens aufsteigen, ist es gerade die Durchführung, welche zeitlich, inhaltlich und dynamisch eine reich gegliederte Struktur gewinnt (Beispiel *e*).

Das Wesentliche dieser Struktur ist die in ihr obwaltende Ordnung. Die einzelnen Teile der Handlung stehen zu dem

¹⁾ Die Behauptung Kurt Lewins, der Entschluss sei kein integrierender Bestandteil der Willenshandlung, ist nur daraus erklärlich, dass er zwischen „Entscheidung“ und „Entschluss“ nicht die oben erwähnte Trennung macht.

Ziel in sinnvoller Beziehung; und dieser Sinnzusammenhang ist so machtvoll, dass Teilhandlungen, die von diesem Ziel abführen würden, gar nicht erst zur Ausführung kommen, oder doch, wenn sie einsetzen, möglichst schnell unterdrückt werden. Hierin hat die Willenshandlung grosse Ähnlichkeit mit den Denkhandlungen (s. S. 391).

Dieser Zug geordneter Zielgemäßheit hat sich den Willensforschern als ein charakteristisches Kennzeichen der Willenshandlungen aufgedrängt; sie haben ihn aber, je nach dem psychologischen Standpunkt, sehr verschieden ausgedrückt. So verlegt Ach die eigentliche Ursächlichkeit dieses Zuges in die Zielvorstellung, der er eine determinierende Tendenz zuschreibt, d.h. die Eignung, als richtender Faktor auf die anderen seelischen Inhalte zu wirken. Lewin dagegen betont die „Herrschaft“, die das Individuum auf die Handlung ausübt; er stellt daher den Gegensatz auf zwischen „Feldhandlungen“, in denen sich der Mensch unbeherrscht den Kräften des Feldes, d.h. den Triebspannungen überlässt, und den „beherrschten“ oder Willenshandlungen. Das ist im Grunde eine personalistische Auffassung; denn „Beherrschen“ kann ja nur bedeuten, dass die Totalperson ihr prospektives Streben und ihre ordnende Aktivität den einzelnen, in ihr ablaufenden, körperlichen und psychischen Prozessen auferlegt.

Wir werden die personalistische Darstellung der Willenshandlung unter verschiedenen Gesichtspunkten vornehmen.

2. D y n a m i k

Die personalen Energieen, die im Trieb- und Bedürfnisleben verankert sind, liefern den Fonds, aus dem auch das Wollen schöpft, der aber nun in sehr souveräner Weise verwertet wird. Natürlich ist diese willentliche Verwertung der Energieen um so leichter möglich, je mehr sie sich auf die schon in Bereitschaft stehenden Energieen, d.h. auf die echten Bedürfnisse, stützen kann.

Aber darüber hinaus entsteht im Moment des Entschlusses das neue Bedürfnis: die Handlung bis zu dem vorgestellten Ende zu führen. Lewin bezeichnet es als ein „Quasi-Bedürfnis“.

Wenn wir oben betonten, dass der Augenblick der Entscheidung im Willensruck eine Art Ruhepunkt darstellt, einen Abschluss

der Unrast, die durch die motivischen Kämpfe der Vorperiode erzeugt war — so ist diese Ruhe nur von kurzer Dauer; der Handlungenschluss setzt neue Spannungen, die nach Ausgleich drängen und die den Willensvorgang in Bewegung halten, bis auf irgend eine Weise eine Erledigung erfolgt.

Diese Spannungs- und Antriebsdynamik gibt das Recht, hier von „Bedürfnissen“ zu sprechen. Die Quasi-Bedürfnisse ähneln den echten Bedürfnissen auch noch in einigen anderen Punkten. Sie verleihen den Dingen der personalen Welt einen mehr oder minder starken Aufforderungs- und Materialcharakter. — Sie haben eine Spielraumbreite in der Ausführung der Handlungen (so kann der Vorsatz, einen Brief zu befördern, anstatt durch den ursprünglich beabsichtigten Gang zum Briefkasten, auch dadurch zur Entspannung und Erledigung kommen, dass man ihn einem Freund mitgibt). — Sie können eine Surrogaterledigung finden (Die Absicht, einen Brief zu befördern, bewirkt, dass ich beim Verlassen meines Hauses an den Brief denke und ihn in die Tasche stecke; dadurch ist aber die Bedürfnisspannung soweit gelöst, dass nun der Briefkasten keinen genügenden Aufforderungscharakter hat. Ich vergesse das Einstecken) ¹⁾.

Allerdings zeigen die „Quasi-Bedürfnisse“ auch Züge, die sie deutlich von den echten Bedürfnissen scheiden. Während diese eine chronische, dispositionelle Daseinsweise haben, aus der sie immer wieder in Erfüllungsakte ausbrechen können, führen die „Quasi-Bedürfnisse“ eine befristete Existenz: sie entstehen und vergehen mit der einzelnen Willenshandlung. Mit Beginn des Wollens setzt die Bedürfnisspannung ein; mit Abschluss der Handlung hat auch jene Spannung definitiv ein Ende: die Handlung ist „erledigt“.

Zwei Freunde wollen spielend ihre Kräfte messen: wer kann höher springen? Im Allgemeinen besteht bei keinem von ihnen ein Springbedürfnis; und hochgespannte Seile haben gewöhnlich keinerlei Aufforderungscharakter für sie. Von dem Moment jenes Entschlusses an aber entsteht nun in jedem ein „Quasibedürfnis“: möglichst hoch zu springen — das seine vorwärtstreibende Dynamik aus anderen, latenten Energien der Person entnimmt; und das Seil, das soeben vom Konkurrenten übersprungen worden ist, hat einen intensiven Aufforderungscharakter. Ist das Spiel zu Ende, dann hören Bedürfnis und Aufforderungscharakter auf.

¹⁾ Beispiele von Lewin.

Das Quasi-Bedürfnis ist ferner, wie unser Beispiel zeigt, *inhaltlich indifferent*: es gilt der Durchführung des einmal gefassten Entschlusses, unabhängig von der Begehrlichkeit des spezifischen Zieles; nur die eingetretene Spannung soll erledigt werden. Auf diese Weise kann es auch Willensakte ermöglichen, die wider die Neigung eingeleitet wurden; nun, da sie in Gang gekommen sind, haben sie in sich selbst diese nach Abschluss drängende Tendenz. Jeder kennt solche Erlebnisse: eine Arbeit ist ungerne begonnen worden; dann aber besteht das Bedürfnis — und es kann, je länger die Durchführung dauert, bis zur Unerträglichkeit steigen — den Abschluss zu erreichen.

Diese rein dynamische — und damit *inhaltlich indifferente* — Seite der Willenshandlungen bietet ein geeignetes Objekt für *experimentelle* Prüfungen. Ja, eigentlich das einzige. Denn die inhaltliche Zielgeladenheit echter Willenshandlungen ist so stark durch die Vorperiode mit ihren Motivspannungen beeinflusst und so stark von tief eingebetteten Genomotiven beherrscht, dass sie nicht experimentell fassbar ist. Die fruchtbarsten und umfassendsten Experimental-Untersuchungen aus jüngerer Zeit, die von Kurt Lewin und seinen Schülern, beschränken sich daher bewusst auf die *formalen Probleme* der Willensdynamik.

Zu den wichtigsten Ergebnissen dieser Experimente gehören die Feststellungen über die Wirkung von *Unterbrechungen* der Willenshandlung, weil sie den Spannungscharakter der Quasi-Bedürfnisse sehr deutlich machen. (Ovsiankina, Zeigarnik).

Die Versuchspersonen mussten verschiedene Handlungen nacheinander vollziehen: eine Figur aus bunten Steinen legen, eine Tierfigur kneten, Perlen aufziehen u.s.w. Ehe eine Aufgabe erledigt war, wurde die Arbeit unterbrochen und zur nächsten Aufgabe übergegangen. Oder aber: es fand eine scheinbar unbeabsichtigte Unterbrechung statt: das Licht ging plötzlich aus u.s.w. Es ergab sich nun, dass nach Abschluss der Unterbrechung sehr oft *eine spontane Rückkehr zu der unvollendet gebliebenen Aufgabe stattfand*. Hierzu bestand kein äußerer Zwang, ja nicht einmal eine Anregung; die Versuchsperson hatte auch kaum Interesse an dem Inhalt der Aufgabe; dennoch dieser spontane Drang nach „*Erledigung*“. Lewin sieht mit Recht darin einen Beweis, dass die Vornahme der Arbeit eine Bedürfnisspannung erzeugt hatte, die auch noch während der Unterbrechung andauerte und nun ganz spontan nach Fortsetzung und Abschluss drängte. — Auf derselben Linie liegt ein Gedächtnisexperiment: hatte eine Versuchsperson eine grös-

sere Reihe von Handlungen hintereinander vollzogen, die teils erledigt, teils unfertig abgebrochen worden waren, so ergab eine spätere Befragung, dass die abgeschlossenen Handlungen zum grösseren Teil vergessen waren, während die unerledigten gut erinnert wurden. Sie waren eben auch seelisch unerledigt geblieben.

3. B e w u s s t s e i n u n d U n b e w u s s t h e i t

Willenshandlungen, die eine gegliederte Durchführung erfordern, sind niemals durchweg von Willensbewusstsein begleitet.

Wenn ich aus meiner Wohnung in die Stadt gehen „will“, um eine Besorgung zu machen, so ist während des Willensrucks und vielleicht auch noch in den darauf folgenden Minuten das Ziel (der Einkauf) bewusstes Phänomotiv meines Tuns. Aber bin ich unterwegs, so kann mein Bewusstsein ganz anders beschäftigt sein; ich werde dennoch die richtige Strassenbahn benutzen, an der richtigen Stelle aussteigen u. s. w. (Nur wenn es sich um eine weniger bekannte Gegend handelt, werde ich mir bei Strassenkreuzungen u. s. w. das Ziel: ich will dort und dort hin, vergegenwärtigen, um den richtigen Weg zu finden.) Erst, wenn ich den Laden betrete, ist meine Kaufabsicht, welche mich unterirdisch hierhergeführt hat, in voller Stärke bewusst.

Die ursprüngliche Zielbewusstheit des Willensimpulses schlägt sich also nieder in *E i n s t e l l u n g e n*, die — solange sie sich ungehindert auswirken können — des Bewusstseins nicht bedürfen. Aber sie sind bereit, sofort wieder in Bewusstsein umzuschlagen, wenn die Situation es erfordert. Das, was auf Grund solcher Einstellungen erfolgt, ist trotz aller Zukunftsgerichtetheit „un-will-kürlich“; das bewusste Können (Wählen zwischen verschiedenen Möglichkeiten, Entscheiden) fehlt.

Diese Tatsache ist schon aus kraftökonomischem Gesichtspunkt von höchster Bedeutung. *W o l l e n v e r b r a u c h t E n e r g i e*; und wenn der in einer Willenshandlung begriffene Mensch fortwährend „wollen“ müsste, dann wäre seine begrenzte Energie bald erschöpft. Aber das Wollen ähnelt hierin dem Denken; volle Bewusstheit und damit die energische Zusammenfassung der Person ist nur nötig an Knotenpunkten des Geschehens, dort, wo Hemmungen eintreten und Entscheidungen neu getroffen werden müssen; im Übrigen kann die Handlung auf den, durch Einstellung gewiesenen und durch Gewöhnung oder Instinkt gebahnten, Wegen ablaufen.

Daraus ergibt sich die Schwierigkeit und die Anstrengung bei der Durchführung solcher Handlungen, bei denen jeder Teilschritt abweicht vom Gewohnten und daher nicht durch Einstellung gewährleistet werden kann, sodass fortwährend waches Willensbewusstsein nötig ist. Man denke an den Kundschafter, der in unbekanntem feindlichen Terrain sich bewegt, an den Urkundenfälscher, der bei jedem Buchstaben einen, seiner natürlichen Handschrift fremden, Duktus anwenden muss, an den Einwanderer, der die Sprache der neuen Heimat nur wenig beherrscht und bei allem, was er ausdrücken und mitteilen will, erst aus der Muttersprache heraus in die fremde überwechseln muss.

Aber auch in solchen Fällen bleibt das Gesetz gültig, dass gewisse Bereiche des Handelns dem Willensbewusstsein entgleiten, und dass mit zunehmender Ermüdung diese Willenserschläffungen zunehmen. Der Mensch, der seine Handschrift zu verstellen sucht, ist ein anschauliches Beispiel hierfür. Selbst wenn ihm die Unterdrückung seiner eigenen Handschrift bei den Hauptzügen der Schrift, den Anfangsbuchstaben, den Grundstrichen immer wieder glücken mag, so sind die dazwischen liegenden, scheinbar nebensächlichen Schriftteile: Wortenden, Haarstriche, I-Punkte u.s.w. dem Willen entgangen und können zu Verrätern des wahren Schreibers werden. Ebenso gelingt die Verstellung gegen Ende eines längeren Briefes infolge der Ermüdung nicht mehr so gut wie zum Anfang.

4. V o r s a t z

Der im Willensruck gefasste, zunächst momentane, Entschluss muss bei längerer Dauer der Ausführung d u r c h h a l t e n, um immer wieder, sobald sich das Bewusstsein des Tuns einstellt, die weiteren Schritte zu leiten. Ein solcher stabilisierter Entschluss heisst V o r s a t z. Ein einzelner Entschluss kann, so energisch er im Augenblick sein mag, bald verrauchen; ein Vorsatz aber ist, so lange die Durchführung währt, hintergründig oder vordergründig wirksam; er bildet während dieser Zeit einen integrierenden Bestandteil des personalen Lebensvollzugs. (Die Kriminalistik hat daher durchaus Recht, wenn sie die Frage nach der Vorsätzlichkeit einer kriminellen Handlung in erster Reihe betont).

Aber auch der Vorsatz kann vor erreichtem Ziel erlahmen. Weitgesteckte Ziele erfordern die „Kraft des langen Willens“ (Nietzsche), die nicht immer vorhanden ist. Vielleicht war im Moment des Entschlusses die Zielerreichung zu leicht genommen, die Kraft überschätzt worden; vielleicht drängen sich während der Durchführung neue Interessen und damit andere Ziele in den Vordergrund.

In solchen Fällen vorzeitigen Vorsatzschwundes gibt es verschiedene Möglichkeiten. Entweder: die Handlung hört unabgeschlossen auf; das halb angefangene Werk bleibt liegen; „ein grosser Aufwand nutzlos ist vertan“. — Oder: die Durchführung muss durch Wiederholung der Willensimpulse immer wieder frisch „angekurbelt“ werden, zum Teil nach längeren Vorperioden, die in ihren Neuerwägungen, Zweifeln und Motivkämpfen der ursprünglichen Vorperiode sehr ähneln. Es kommt dann also zu unfruchtbaren Wiederholungen von seelischen Geschehnissen, die eigentlich durch die ursprüngliche Entscheidung abgeschlossen sein sollten. — Oder: mit der Erschöpfung des Vorsatzes ist auch eine gewisse „Sättigung“ verbunden, die eine Wiederaufnahme des gleichen Zielstrebens verbietet; statt dessen wird Abwechslung gesucht — wobei die schon bisher durchgeführten Teile der Handlung verwertet werden können, nur eine andere Fortsetzung erfahren als ursprünglich geplant war.

Es gibt aber noch andere — und nun sehr positive — Gründe, die mitten in die Durchführung neue Willensimpulse einsprengen.

Wir erwähnten oben, dass jede Durchführung *Knotenpunkte* hat, in denen die automatische Einstellung auf das Willensziel durch bewusste Besinnung unterbrochen wird. Zeigt sich nun in solcher Selbstbesinnung, dass das Ziel in der gewollten Weise nicht erreichbar ist, oder dass es durch die veränderte Situation seinen Sinn geändert hat, so kann es nun bewusst umgestellt werden zu einem anderen Ziel, das in einem neuen Impuls zum Richtpunkt der weiteren Handlung gemacht wird. Der neue Vorsatz braucht nicht einfach an die Stelle des alten zu treten; er kann von der Kraft und Nachhaltigkeit des Urimpulses zehren, der nur durch den neuen Willensruck eine Abbiegung und Anpassung an die neue Situation erhält.

Die hier nötige *Elastizität* des Willens steht keineswegs im Gegensatz zur Willensstärke. Im Gegenteil: gerade das starre

Festhalten an dem ursprünglichen Impuls, selbst wenn dessen Ziel inzwischen seinen Sinn verloren hat, kann ein Zeichen von Schwäche sein. Ein solcher Mensch zehrt von der einmal aktualisierten Entschlusskraft und wagt nicht einen neuen Kraftaufwand für veränderten Entschluss („Eigensinn“).

5. P l a n u n g

Die Durchführung eines Willensentschlusses bedarf nicht nur einer Prospektion der Ziele, sondern auch der Mittel und Wege. Diese Vorbeschäftigung des Bewusstseins mit den Werkzeugen der Zielerreichung ist die „P l a n u n g“.

a) *G e s t a l t d e r P l a n u n g.* — Ansätze zur Planung gibt es bereits in der Vorperiode; so kann jemand ein Verbrechen „planen“, noch ehe er sich entschieden hat, ob er es überhaupt begehen wird oder nicht. Nur für den Fall, dass er sich dazu entschliesst, ist dann schon ein Teil der Vorbereitungsarbeit vorweggenommen. Aber solche, mehr oder weniger fiktiven, Planungen sind nicht zu vergleichen mit jenen, die *n a c h* dem Willensruck einsetzen. Denn nun wird es *E r n s t* um das Tun, und damit auch um seine Verwirklichungswege.

Erlebnismäßig gilt von der Planung dasselbe, was wir früher von der Zielung sagten: ihre Repräsentation im Bewusstsein ist stets unvollständig. Kein Mensch vermag, wenn er sich ein ferner liegendes Ziel gesetzt hat, im voraus jeden Schritt, jedes Wort, jeden Handgriff prospektiv festzulegen; *w e n n* er es könnte, wäre es so unzweckmäßig wie möglich. Vielmehr ist jeder Plan *s c h e m a t i s i e r e n d*; er nimmt gewisse ausgezeichnete Stellen der Handlung in vereinfachter Form vorweg; er ordnet das Nacheinander der Teilhandlungen und das Über- und Untereinander der Handlungsglieder; er gibt sich Rechenschaft von Erfordernis und Erreichbarkeit der Hilfsmittel; er zieht die Eventualität von Hemmungen und Störungen und die Mafsnahmen zu ihrer Behebung in Rechnung — dies alles in einer gewissen Spielraumbreite und Elastizität.

Gewöhnlich wird die planende Vorausschau nicht für alle Etappen der Handlung gleich durchstrukturiert sein. Nur für die, der Gegenwart nächsten, Handlungsphasen pflegt man eine de-

tailliertere Marschroute vorzudenken; für die späteren Schritte wird das Schema immer vager und leerer, damit aber auch offener, d.h. leichter anpassbar an die noch nicht vorausschaubaren Situationen. Mit fortschreitender Durchführung unterwirft der wollende Mensch die noch ausstehenden Handlungsphasen immer wieder von neuem der Planung; denn nun muss für die nächste Zukunft das inhaltsarme Schema durch ein spezielleres ersetzt oder auch infolge der veränderten Umstände abgewandelt werden. So wechselt in ausgedehnteren Handlungsabläufen ständig Planung und Ausführung.

Aber die Planung hat nicht nur lineare Erstreckung in die Zukunft; sie erhält auch eine hierarchische Gliederung; und diese macht erst alles höhere Wollen möglich. Das Gesamtziel der Gesamthandlung, wie es im Vorsatz gedacht ist, gibt in seiner vagen Allgemeinheit die oberste Stufe dieser Hierarchie ab; ihm werden im Plan die Mittel untergeordnet, die zu seiner Erreichung nötig sind; jedes Mittel aber, das nicht von vorn herein fertig da ist, sondern erst bereitet oder beschafft werden muss, wird nun selber zum Willensziel, bei dem sich die gleiche Gliederung wiederholt. Ziele und Wege sind also in der Planung psychologisch nicht mehr scharf getrennt; was Weg (Mittel) ist für ein weiteres, übergeordnetes Ziel, ist zugleich Ziel für eine engere Willenshandlung — und dies in vielfacher Abstufung. So entwickelt sich aus der hierarchischen Gliederung des Planes die hierarchische Struktur der Willensausführung selbst; diese kann sich nun auf umfassende Zielsetzungen beziehen und über weite Zeiträume erstrecken, ohne dass unter der nötigen Einzelarbeit der grosse Leitgesichtspunkt verloren ginge, und ohne dass umgekehrt das allgemeine und vieldeutige Fernziel die notwendige Teilarbeit im Kleinen verhinderte.

Ein Farmer will sich im Urwald ansiedeln und plant nun einen Hausbau. Er entwirft, vielleicht noch sehr roh und ungefähr, eine Zeichnung des Hauses, sucht sich das Gelände aus, überlegt, dass er es ebenen muss, dass er für den Bau Bäume fällen muss (Teilziele 1. Ordnung); dass er für die Rodung Werkzeuge braucht, die er in der nächsten Stadt kaufen muss (Teilziel 2. Ordnung); dass er sich zur Bezahlung der Werkzeuge Geld leihen muss (3. Ordnung) u.s.w. Aber bei den Bemühungen, das Geld zu beschaffen, die lange Zeit sein Bewusstsein

ganz absorbieren mögen, geht doch die übergeordnete Zielsetzung normaler Weise nicht verloren; sie wirkt als Einstellungsmotiv hintergründig mit und ist bereit, wenn nötig, auch wieder ins Bewusstsein zu treten, um die Gesamthandlung nicht auseinanderfallen zu lassen.

Man erkennt, dass sich die Hierarchie auch auf die Willensimpulse und Vorsätze erstreckt; der eine grosse Gesamtvorsatz — „hier will ich ein Haus bauen“ — bleibt zwar potentiell wirksam, bedarf aber zu einer sukzessiven Verwirklichung einer grossen Zahl von Teil-Impulsen, bis hinunter zu den Anstössen für einfache Willenshandlungen, wie: „ich will jetzt die Axt holen“. Wieder erweist sich hier die eindrucksvolle Elastizität des Willens: die allgemeine Gerichtetheit des Gesamtvorsatzes drosselt nicht die jeweiligen Neuentscheidungen und Entschlüsse im Handlungsverlauf ab, sondern gewährt ihnen die, durch die jeweilige Situation gebotene, Freiheit.

So offenbart sich hier innerhalb der einzelnen Person die Strukturform, die wir innerhalb der *Gemeinschaft* als Kennzeichen wirklicher „Hierarchie“ ansehen; und wir vermögen an bestimmten Erscheinungen geradezu diese Übertragung aus dem Intra-Personalen ins *Trans-Personale* zu beobachten. Der führende Politiker, Stratege, Grossunternehmer, Erzieher u.s.w. hat ja nicht nur in seiner eigenen Prospektion erst den Generalplan, dessen Teilziele dann bei ihm selbst in notwendiger Über- und Unter-Ordnung der Gesichtspunkte zu Teil-Impulsen und Teil-Massnahmen führen; sondern *er gibt diese Teil-Impulse an andere Menschen* ab, die innerhalb der grossen Gesamtidee auch ihre relative Freiheit haben, und daher ihr Teiltun in eigene Willensregie nehmen müssen.

b) *Typen der Planhandlung*. — Die Planung mit hierarchischer Struktur, wie wir sie oben schilderten, stellt eine *Idealform* dar, der die wirklichen Handlungen sich in verschiedenen Graden nähern, und zwar von zwei Seiten her. Um sogleich hier die Extreme zu erwähnen: es gibt Handlungen mit Despotie der Planung, und solche mit Ohnmacht der Planung.

Im ersten Falle ist der Plan so fest und starr, dass der ganze Handlungsverlauf durch ihn vorbestimmt ist, und es innerhalb seiner keine Teilimpulse und elastischen Anpassungen mehr gibt.

Im zweiten Falle ist der Vorsatz so schwach, dass er nicht einmal als Dauereinstellung wirksam ist, und die hierarchische Ordnung so wenig ausgebildet, dass das Tun linear wird, also in das bloss Nacheinander von Teilhandlungen zerfällt.

Als Beispiel für beide Extreme diene die Willenshandlung „Weltreise“.

X. arbeitet, sobald er sich zur Reise entschlossen hat, den Plan in allen Einzelheiten aus. Er weiss, ehe er seine Heimat verlässt, wo er an jedem Tag logieren wird, welche Sehenswürdigkeiten er besichtigen, welche Züge und Schiffe er benutzen wird, wieviel Geld er für die einzelnen Reiseabschnitte zu erwarten hat. Bei diesem Mann erschöpft sich die eigentliche Willenshandlung in dem einmaligen Entschluss und in der Planung selbst. Von nun an ist er der Sklave seines Planes, der keinerlei Platz für neue Impulse lässt. Er „will“ nicht mehr, sondern „wird gewollt“ von seinem eigenen Willenserzeugnis. Es gibt keine Entscheidungen, sondern nur Zwangsrouten; es ist kein Spielraum da für Anpassung an unvorhergesehene Situationen innerhalb des Planes, sondern nur eventuelle Zerstörung des Planes und Zwang zu unvorbereitetem Neuanfang.

Bei Y dagegen, dem unbekümmerten Globetrotter, besteht prospektiv vor allem der vage Wille, recht viel zu sehen und zu erleben; bezüglich der Gesamthandlung der Reise erstreckt sich die Voraussicht vielleicht nur auf die Reihenfolge der zu besuchenden Erdteile, auf die verfügbaren Geldmittel und die Höchstdauer der Reise. Im Übrigen lässt er sich treiben von Einzelimpuls zu Einzelimpuls, von Teilhandlung zu Teilhandlung, deren jede ein ganz selbständiges Willensgeschehen ist. Kein vorgreifender Vorsatz engt die Möglichkeit immer neuer Erwägungen und Entschlüsse ein; aber auch keine herrschende Richtlinie gibt der Gesamtreise einen, allem Einzelnen übergeordneten, Sinn. Im äussersten Falle kommt es zu einem Verlust des inneren Lebenszusammenhanges.

Durch die extremen Fälle X und Y ist der Bereich abgesteckt, in dem sich die komplexen menschlichen Planhandlungen bewegen. Der ganze Bereich ist dadurch gekennzeichnet, dass die beiden Grundmerkmale: hierarchische Struktur und Elastizität, sowohl bei Planung wie bei Ausführung die verschiedensten Formen und Grade annehmen können. Dass die Disposition zu Willenshandlungen, in der einen oder anderen Extremform oder auch in der Mittelform, *charakterologisch* sehr bedeutsam ist, kann hier nur ausgesprochen werden.

III. DIE NACHPERIODE

Wenn eine einzelne Willenshandlung, als dieses individuelle, in sich begrenzte Lebnis, ihren Abschluss gefunden hat, ist dennoch ihre Rolle noch nicht ausgespielt, weder für die Person des Täters, noch für die umgebende Welt. Denn die Handlung hat ein neues *F a k t u m* geschaffen, das Bestand hat und weiter wirkt.

1. *M o t i v a t i o n e n n a c h d e r T a t*

Sowie die Handlung aus der Totalität des personalen Strebens herausprang, sinkt sie auch wieder in diese Totalität zurück und bleibt ein Stück bedeutungshaltiger, personaler Vergangenheit. Der Mensch, der eine irgendwie wichtige Handlung vollzogen hat, ist damit ein anderer geworden. Er hat nun zu *r e c h n e n* mit diesem Geschehen, das, aus ihm geboren, von ihm durchgeführt, nun unwiderruflich zu ihm gehört. Das ist das Bewusstsein der *V e r a n t w o r t u n g*, ein psychologisch sehr verwickeltes Phänomen. Denn in ihm sind nicht nur retrospektive Gefühle (der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit der vollzogenen Tat) enthalten, sondern auch ein Gefühl des gesteigerten oder geminderten Selbst, und ein neuer Willensimpuls: die Einzeltat sinnvoll dem Gesamtlebensablauf einzufügen, sich zu ihr zu bekennen: „Ich war es, der sie wollte und tat“¹⁾.

Deshalb ist das Verantwortungsbewusstsein um so ausgesprochener, je mehr die Überzeugung besteht, dass in Motivation, Vorsatz und Durchführung der Einzelhandlung die Person ihre ganze Wesenheit ungestört hatte entfalten können. War sie dort in ihrer Totalität beteiligt, so muss sie auch nun in ihrer Totalität jene Tat sich zurechnen.

Dies gilt besonders von der *M o t i v a t i o n*, die hier also nochmals in eine neue Beleuchtung tritt.

Denn das Motivbewusstsein *n a c h* der Tat kann nicht ohne weiteres mit dem *v o r* der Tat identifiziert werden. Zwar glaubt der rückschauende Mensch, dass er sich der Motive *e r i n n e r e*, die ihn zur Tat veranlasst haben. Aber wenn „Erinnerung“ nie-

¹⁾ Vgl. die parallelen Formeln S. 577.

mals blosser Kopie der Vergangenheit ist ¹⁾, dann vor allem nicht die Erinnerung an die eigene Motivation ²⁾.

Vor der Tat hatten die Motive noch Bewegungsfreiheit, sie flatterten zwischen der Unbewusstheit des Genomotivs und der Bewusstheit des Phänomotivs; und sie hatten noch die Möglichkeit, blosser Wunschmotive zu bleiben, mit der Tat halb und halb zu spielen — oder aber zu regelrechten Willensmotiven zu werden. Nach vollzogener Willenshandlung ist die Situation völlig verändert. Die harte Wirklichkeit der nicht mehr zurücknehmbaren Tat beherrscht alles; und diese eindeutige Wirklichkeit ist nur dann der personalen Gesamtexistenz einzuordnen, wenn sie durch eindeutige Willensmotivik verständlich gemacht werden kann.

Oft genug beginnt dann erst nachträglich eine Suche nach den Motiven der eigenen Tat. Gerade dort, wo vor dem Vollzug nur eine relativ geringe Bewusstseinsbeteiligung vorgelegen hatte, wo also die Phänomotive hinter den Genomotiven weit zurückstanden, ist oft das erste Erlebnis nach der Tat Überraschung und Verständnislosigkeit über sich selbst. Dieser Zustand kann geradezu unerträglich werden — nicht nur, weil man anderen Rechenschaft schuldig ist, sondern auch, weil die Tat selbst fordert, als zu mir gehörig anerkannt zu sein. Man will Ja oder Nein zu ihr sagen können. Ja oder Nein: denn auch dort, wo man nachträglich die Tat bedauert, bereut, verabscheut — ja vielleicht dort ganz besonders — verlangt man nach Einsicht in ihre Motive, um mit ihr innerlich fertig zu werden und ihre Antriebe überwinden zu können. So erhalten die Motive in der Rückschau einen viel stärkeren Grad der Bewusstheit, eine grössere Härte und Eindeutigkeit, als ihnen vor der Tat zukam. Insbesondere wird versucht, Vieles aus der genomotivischen Sphäre ins Bewusstsein zu heben und dadurch die dumpfe Irrationalität der Bedürfnisse zu rationalisieren. Umgekehrt gelten diejenigen Motivbestandteile, die dieser Bewusstmachung entgleiten, nun als überhaupt nicht vorhanden; der Motivationsvorgang wird weitgehend vereinfacht.

Wir haben es hier also nochmals mit einer Heterogenie der Mo-

¹⁾ s. S. 347.

²⁾ Von bewusster Motivfälschung wird im Folgenden abgesehen; unsere Erörterung beschränkt sich auf die wirklich geglaubten Motive.

tive zu tun. Sie macht sich überall dort geltend, wo der Mensch bewusste Selbstbesinnung treibt: in Stunden stiller Einkehr, beim Schreiben von Tagebüchern, beim Abfassen von Selbstbiographien, und dann in den mannigfaltigen Situationen des Beichtens. Wenn der, seiner selbst unsicher gewordene, Mensch dem Seelenberater, dem Geistlichen, dem Arzt, dem Richter seine Tat bekennt, so begnügt er sich ja fast nie mit der Angabe des äusseren Handlungsablaufes, sondern er erwähnt die Motive; und wenn er dazu nicht aus Eigenem kommt, so führt ihn die Frage des Beichtigers bald zu den seelischen Voraussetzungen des Handelns. In den letzten Fällen spielt also die *Suggestion* eine ganz grosse Rolle. Für Menschen, die sich im allgemeinen über die feineren Schattierungen ihres Seelenbinnenlebens nicht Rechenschaft zu geben pflegen, kann dann der Hinweis auf eine *Motivmöglichkeit* die Überzeugung entwickeln, dass eben dies Motiv der Handlung zu Grunde gelegen habe. Die Motivveränderungen, die hierbei erfolgen, werden vornehmlich Motivverschönerungen sein — was ja aus dem Rechtfertigungscharakter des Vorgangs ohne weiteres verständlich ist. Da wird etwa eine aus Kopflosigkeit oder Feigheit vollzogene Fluchthandlung in eine dem Zweck künftigen Sieges dienende List umfrisirt; für eine sehr eigennützige Tat werden altruistische oder soziale Gründe gefunden. Alles das, was an Um-Motivierungen im Bereich bewusster Heuchelei und Verlogenheit vorkommen kann — es gibt ja keine Gemeinheit, die nicht nachträglich durch irgend eine idealisierende Begründung legitimiert werden könnte — all dies findet sich auch in den Sphären durchaus aufrichtiger und gutgläubiger Selbstrechtfertigung, um das eigene Ich zu schützen oder zu steigern. Und es findet sich schliesslich auch in dem weiten Zwischenreich von Schein und Sein, von Heuchelei und Selbsttäuschung.

Aber auch das Umgekehrte ist möglich: die Motive werden nachträglich in schlechtem Sinn verwandelt. Schon die isolierende Bewusstmachung als solche bedeutet oft eine Steigerung des Realitätsgrades: so kann irgend ein Wunschmotiv, das vielleicht nur gelegentlich und unverbindlich durch das Bewusstsein gehuscht war, nach der Tat zu einem entscheidenden Willensmotiv umgedeutet werden; oder es kann aus ihm, selbst wenn es zu keiner äusseren Tat gekommen war, eine innere Willenshandlung

gemacht werden, als sogenannte „Gedankensünde“. Aber auch Motive, die der Vorperiode der Tat ganz fremd waren, und die eine negative Bewertung der Tat zur Folge haben, können nachträglich erdacht und geglaubt werden: so gibt es Menschen, die nach uneigennütigen Handlungen sich dauernd mit der Frage quälen, ob nicht verborgene selbstische Motive den Antrieb gaben — und die schliesslich davon überzeugt sind.

Diese nachträglichen Motivverschlechterungen sind natürlich nicht unmittelbar aus dem Rechtfertigungsbedürfnis abzuleiten. Aber indirekt stehen sie doch zu ihm in Beziehung, und zwar dadurch, dass der Täter nun die geschehene Tat nicht in ihrer Kontinuität zu dem gegenwärtigen und künftigen personalen Bestande, sondern in ihrer Distanz dazu erlebt ¹⁾.

Die grosse Bedeutung der Motivierung nach der Tat sei an zwei Sonderbeispielen erläutert.

a) Der U n t e r s u c h u n g s g e f a n g e n e, der den Vollzug der ihm zugeschriebenen Tat nicht leugnet, ist oft genug im Zweifel über die Motive, die ihn dazu getrieben haben. Die wochen- oder monatelange, zwangsläufige Einsamkeit veranlasst ihn, dauernd seine Gedanken um den bevorstehenden Verhörstermin und die dort zu machenden Angaben kreisen zu lassen. Wenn hierbei auch die bewusste Erdichtung von möglichst harmlosen Motiven eine grosse Rolle spielen mag, so darf man doch auch gutgläubige Motiv-Suche und -Findung nicht zu gering einschätzen — namentlich bei nicht-gewohnheitsmäfsigen Rechtsbrechern.

Ein junger Mensch hat Feuer an eine Scheune gelegt: „Was trieb mich eigentlich zu der Brandstiftung?“ zergrübelt er sein Hirn. — Ein Lehrer ist wegen unsittlicher Berührung einer Schülerin verhaftet; er wird nicht fertig mit der Frage: „Ging jene körperliche Annäherung nur aus harmloser Kameradschaftlichkeit hervor, wie es mir bisher selbstverständlich erschien, oder haben vielleicht doch Motive der wollüstigen Erregung mitgespielt, wie es mir die Anklage vorwirft?“

Zuweilen kann man aus den Angaben und Niederschriften solcher Gefangenen geradezu ablesen, wie sich das Bild des kritischen Tatbestandes mitsamt den begleitenden Bewusstseinsvorgängen immer mehr bereichert, spezialisiert und verhärtet;

¹⁾ Vgl. S. 347.

Motivationen, die anfangs nur als Möglichkeiten, vielleicht sogar als bewusste Fiktionen, genannt worden waren, können so allmählich zu unbezweifelbaren, felsenfest geglaubten Motiven der Tat werden.

In anderen Fällen gibt es ein chaotisches Hin und Her dieses Motivglaubens; und so versteht man auch, dass zuweilen Geständnis und Widerruf abwechseln, ohne dass dieses oder jener bewusste Lüge zu sein braucht.

b) Der Neurotiker, der sich in die Behandlung eines tiefenpsychologischen Arztes begibt, wird von diesem in eine Situation versetzt, in der er sich die Motive seiner Handlungs- und Verhaltensweisen nachträglich klar machen soll. Dabei mag es für die *Heilzwecke* des Psychoanalytikers vielleicht garnicht so wesentlich sein, ob die nachträglich ins Bewusstsein gehobenen Motive des Patienten *tatsächlich* die echten Genomotive des früheren Verhaltens waren; denn der gewonnene Motivglaube des Patienten kann, unabhängig von seinem Wahrheitsgehalt, therapeutisch wirken. Aber vom Standpunkt der psychologischen Erkenntnis aus muss die irrige Voraussetzung durchschaut und bekämpft werden, als ob die retrospektive mit der prospektiven Motivik gleichgesetzt werden dürfte. Es wird dabei übersehen, dass die rückwärts gerichtete Schau ein anderes Bild geben muss als der vorwärts gerichtete Drang. Dies gilt schon für Willensvorgänge, die der nahen Vergangenheit angehören; es gilt in viel höherem Maße von solchen, die weit zurückliegen. Wenn etwa der Erwachsene versucht, die Motive zu rekonstruieren, die seinen infantilen Verhaltensweisen zu Grunde lagen, so geht hier viel mehr motivische Neuschöpfung als Rückerinnerung vor sich.

2. Beurteilung der Tatmotive

Der „Blick in die Herzen“ der Nebenmenschen gilt mit Recht als eines der wichtigsten Hilfsmittel praktischer Lebenspsychologie; und er muss oft genug zur Anwendung kommen, wenn eine Tat bereits geschehen ist und nun nachträglich in ihrer Motivik verstanden werden soll. Beichtväter aller Zeiten und aller Arten sind stets retrospektive Motiv-Ergründer gewesen. Der Erzieher kann nur dann erfolgreich minderwertige Verhaltensweisen be-

kämpfen, wenn er ihre seelische Wurzel zu fassen und vor den Augen des Zöglings bloss zu legen vermag. Und in der modernen Kriminalistik gilt es mit Recht als einer der grössten Fortschritte, dass man von der Bewertung des äusseren Effekts der Tat zu der Untersuchung und Einschätzung ihrer inneren Motivation überzugehen versuchte.

Welche Möglichkeiten und welche Schwierigkeiten bestehen für diese Feststellungen?

Eine erste Quelle liefern die Bekundungen des Täters selbst über die Beweggründe seiner Tat. Diese sind nun freilich durchweg sozialpsychisch eingestellt; was er sagt und zeigt, soll beim Zuhörenden eine ganz bestimmte Wirkung hervorrufen. Wir müssen wiederholen, dass es sich hierbei nur teilweise um bewusste Lügen handelt; zu einem andern Teil glaubt der Täter mehr oder minder aufrichtig selbst an das, was er sagt. Es sind also alle jene Klippen, die schon der binnenseelischen Rückbesinnung auf Motive drohen, bei der *Ausserung* in verstärktem Masse gefährlich. Hinzu kommt die mangelhafte Fähigkeit des Täters, die feineren Motiverlebnisse in die harten Formen der Sprache zu pressen, und die beschränkte Fähigkeit des Beurteilenden, diese Kundhaben sinngemäss aufzufassen.

So wird es kommen, dass die oberflächlichsten, einfachsten und aufdringlichsten Phänomotive beim Beurteiler leicht eine ungehörlich starke Bewertung erfahren, und dass der Rückgriff auf die Genomotive und auf deren Verankerung in tieferen Persönlichkeitsschichten nur sehr unvollkommen oder überhaupt nicht erfolgt.

Auf der andern Seite ist der aussenstehende Beurteiler zuweilen besser befähigt als der Täter selbst, in die eigentliche Motivik einer vollzogenen Tat Einblick zu gewinnen. Denn er steht ja nicht unter dem Bann jenes Rechtfertigungsbedürfnisses um jeden Preis, das, wie wir sahen, die rückschauende Motivation eines Täters umbiegen muss. Auch wird der Betrachter, wenn er ein geschulter Psychologe ist, nicht den naiven Glauben an die unmittelbare „Richtigkeit“ der nächstliegenden Phänomotive besitzen; er weiss vielmehr, dass man deutend in die tieferen Schichten einzudringen suchen muss, die der unmittelbaren Bewusstheit des Täters entgangen sein können. Endlich gibt es ja auch bei einigen seltenen Menschen jene angeborene Intuition, die das

Deuten durch ein „prae-interpretatorisches Verstehen“¹⁾ ergänzt oder gar ersetzt.

Auch stehen dem fremden Urteiler noch andere Indizien als die geäußerten Motivationen des Täters zur Verfügung. Die Art, wie eine Tat vorbereitet, versucht und schliesslich ausgeführt wurde, lässt mannigfache Schlüsse auf das beteiligte Motivspiel zu; und selbst andere, scheinbar ganz fern liegende Handlungen und Verhaltensweisen des Täters können zur Deutung herangezogen werden. (Hier streifen wir schon einen Gesichtspunkt, der uns erst weiter unten näher beschäftigen kann: das Hinausgehen über die akute Motivation zu chronischen Voraussetzungen der Tat).

Wie bedenklich es ist, die Motivfeststellung vornehmlich oder allein an die manifesten Phänomote zu knüpfen, sei wieder an zwei Beispielen aufgezeigt.

a) J u g e n d t a g e b ü c h e r sind zuweilen stark durchsetzt mit Rückblicken auf eben vollzogene Willenshandlungen. Selbst geringfügige Vorgänge (z.B. kleine Meinungsstreitigkeiten mit einem Freunde) werden vom Jugendlichen unter das psychologische Mikroskop genommen, um das undeutliche Motivgewebe erkennbar zu machen. Und wie das wirkliche Mikroskop nicht nur vergrößert und vergrößert, sondern auch manches nicht zum Objekt gehörige Stäubchen in das Bild eingehen lässt, so auch hier. Was da schwarz auf weiss in dem Tagebuch steht, gibt wohl Kunde von den seelischen Zuständen des Verfassers im Moment des Schreibens, liefert aber kein adäquates Abbild der Vorperiode der beschriebenen Willenshandlung. Hier muss der Psychologe vorsichtig umdeuten, abschwächen und ausscheiden, um den tatsächlichen Genomotiven näher zu kommen. Vieles entpuppt sich als motivisches „Ernstspiel“, was mit scheinbar tiefstem Ernst niedergeschrieben ist²⁾.

b) Besonders quälend ist die Frage nach den Motiven von S e l b s t m o r d h a n d l u n g e n. Die Überlebenden suchen diese Motive zu erschliessen aus den Ereignissen, die der Tat vorausgingen, aus Abschiedsbriefen und (dort, wo es beim Versuch

¹⁾ s. S. 74.

²⁾ Zur Motivik von Jugendtagebüchern vgl. vor allem die Arbeiten von W. Stern (Anfänge der Reifezeit), Charlotte Bühler, Bernfeld und Kerschbaum.

geblieben war) aus den nachträglichen Angaben des Selbstmordkandidaten. Die so festgestellten Phänomotive hat man früher ziemlich unbesehen hingenommen; ja, man hat sogar die Selbstmorde nach den Motiven statistisch gruppiert, indem man die Prozentzahlen für verschiedene Motivarten: Liebeskummer, berufliche Misserfolge, Trauerfälle, schlechte Schulzeugnisse u.s.w. berechnete.

Eine solche Betrachtungsweise ist besonders unzulänglich bei einer Handlung, welche auf die Totalexistenz der Person geht und daher nur aus dieser Totalität heraus verständlich gemacht werden kann. Ein einzelnes akutes Ereignis, oder ein im Bewusstsein des Verzweifelten selbst sich vordrängendes, augenblickliches Phänomotiv, erscheint unter personalistischem Gesichtspunkt nur als die mehr oder minder zufällige Auslösung der Tat, oder auch als eine motivische Selbstvorspiegelung — während die eigentlichen Genomotive in ganz anderen Tiefen der Persönlichkeit ihren Quellgrund haben können ¹⁾).

¹⁾ In jüngster Zeit wurde das Thema behandelt von D. R. Löwenberg, von Achille-Delmas und von Peller.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DIE WILLENSDISPOSITIONEN

I. WILLENSHALTUNG UND GESINNUNG

1. Willenshaltung

In der Erörterung der Willensmotive sind wir mehrfach an eine Grenze gestossen, die nun überschritten werden muss. Motive sind ja nur die *a k u t e n* Antriebsfaktoren einer einzelnen Willenshandlung, mögen sie bewusst als Phaenomotive auftreten, oder unterirdisch als Genomotive wirken.

Aber gerade die Genomotive weisen nun über sich selbst hinaus. Sie entspringen aus Bedürfnissen; diese aber sind ja nicht nur in jenen Augenblicken da, in denen sie sich in Willensstat umsetzen, sondern sie führen vorher und nachher eine dispositionelle Existenz. In ihnen lebt eine chronische Gerichtetheit und Gerüstetheit der Person, eine *Bereitschaft* und eine *Kraftgeladenheit*, ohne welche der akute Durchbruch zum Willensruck nicht möglich wäre.

Damit gewinnen wir eine Voraussetzung der Willenshandlungen, die tiefer in der Totalperson verankert ist, als die Motivik der Einzeltaten. Wir nennen sie die „*Willenshaltung*“; es ist derjenige, *relativ chronische*, Zustand einer Person, der zu Willenshandlungen bestimmter Art disponiert. Je entschiedener und ausgesprochener eine solche Willenshaltung ist, um so mehr ist von ihr auch die einzelne Willenshandlung getragen, um so geringer ist also die Bedeutung der akuten Motivik.

Ein relativ einfaches Beispiel bietet der schon mehrfach erwähnte kindliche *T r o t z*. Während des sogenannten „Trotzalters“ befindet sich das 3—4 jährige Kind in einer dauernden „*Trotz-H a l t u n g*“; es ist ständig sprungbereit, den äusseren

Einwirkungen und Aufforderungen, nur weil sie von aussen kommen, Widerstand entgegenzusetzen. Deshalb genügt ein ganz geringfügiger Anstoss, um nun eine akute Trotzhandlung hervorzurufen.

Ein anderes Beispiel: der Soldat im Kriege. Auch bei ihm wachsen alle einzelnen Handlungen aus der allgemeinen Willenseinstellung heraus, die durch die militärische Schulung und die kriegerische Atmosphäre schon zuständlichen Charakter gewonnen hat. In unmittelbarer Auswirkung dieser seelischen Verfassung kann es dann zu einer bestimmten Tat, z.B. zur Tötung eines Menschen kommen, ohne dass jene akuten Motivkonflikte, die unter anderen Umständen einer solchen Handlung vorausgegangen wäre, sich bemerkbar machen müssten.

Die beiden Beispiele, mit Absicht etwas extrem gewählt, zeigen zugleich zwei entgegengesetzte Ursprünge von chronischen Willenshaltungen. Die Trotzhaltung ergibt sich vornehmlich aus *i n n e r e n* Entwicklungsbedingungen; ist jene Entwicklungsperiode abgeklungen, dann hört das Kind auf, trotzig zu sein, obgleich die äusseren Einflüsse, gegen welche die Auflehnung erfolgte, sich nicht verändert zu haben brauchen. Die Haltung des Kriegers entspringt wesentlich den *ä u s s e r e n* Einflüssen der soldatischen Erziehung und der überwältigenden Situation — der identische Mensch kann vorher und nachher ganz andere Willenshaltungen besitzen.

Aber selbst in diesen extremen Fällen ist niemals der innere, bzw. der äussere Faktor *a l l e i n* wirksam; vielmehr gilt die Konvergenz von beiden unbedingt und überall bei der Erzeugung von chronischen Willenshaltungen.

Wählen wir als drittes Beispiel zwei Menschen X und Y, die durch irgend welche Schicksale in ein Verbrechermilieu verschlagen worden sind und dort längere Zeit verweilen müssen. Beide stehen unter dem gemeinsamen Einfluss der dauernden, sie von allen Seiten umspülenden, Willenshaltung der Umgebung, der spezifischen „Verbrechermoral“ und der Verbrecherinteressen. Dennoch können beide infolge ihrer inneren Verschiedenheiten zu sehr verschiedenen eigenen Willenshaltungen kommen. X., der schwächer, leichter beeinflussbar, vielleicht selber mit minderwertigen Anlagen ausgestattet ist, wird jene Willenshaltung weitgehend übernehmen; Y. wird aus stärkerer Selbständigkeit

oder innerer Abneigung heraus ihr ausweichen oder sich widersetzen.

Dies Beispiel vermittelt uns nun aber zugleich eine Einsicht von grundsätzlicher Wichtigkeit.

Wenn wir nämlich die inneren Bedingungen betrachten, durch welche die Willenshaltungen von X und Y zustandekommen, so ergibt sich, dass zwar bei beiden gewisse Vitalfaktoren (Entwicklungsphase, geistige und konstitutionelle Veranlagung) mitwirken, dass aber bei Y. allein noch etwas anderes hinzutritt: der bewusste, vielleicht in schwerem Kampf erarbeitete Entschluss, sich von den Einflüssen der Umgebung nicht fortzureißen und umstimmen zu lassen, und der daraus erwachsende Willensruck zur Selbstbeherrschung und zum Widerstand.

Das Beispiel des X. zeigt die andere Genesis der Willenshaltung: das automatische Hinübergleiten der Person aus Triebanlage durch Konvergenz mit Umgebungseinflüssen in eine Dauerform des Wollens. Es ist dies zweifellos die primitivere Weise, in der Willenshaltungen entstehen; — sie ist beim Tier die einzige. Beim Menschen, und nur bei diesem, gibt es aber auch die andere Form: die Erzeugung einer chronischen Willenshaltung durch eine akute Willenshandlung. Nirgends tritt die eigentümliche Ganzheitsstruktur der menschlichen Persönlichkeit eindrucksvoller zu Tage als in diesem Wechselbezug: die ganze Kraft und Zielstrebigkeit der Person kann sich in die aktuelle Gegenwärtigkeit einer Willens-Tat konzentrieren, die auf den dauernden Lebenszusammenhang wirkt, indem sie ihm eine Willenshaltung aufprägt; der Sinn dieser Willenshaltung aber besteht darin, dass sie sich in ferneren Gegenwarten den jeweiligen Bedürfnissen und Situationen entsprechend in neue Willens-Taten projiziert.

Natürlich bedeutet auch jene spontane Willenshandlung, durch welche der Mensch sein Dauerwesen zu konstituieren sucht, keinen absoluten Anfang, keinen Hervorbruch aus dem Nichts; ist sie doch vielmehr ein Hervorbruch aus der ganzen Fülle der Person, die sich hier zu gegenwärtiger Einheit verdichtet. So ist auch an dieser Tat Vorwelt und Umwelt (Anlage und Milieu) beteiligt; aber die Tat ist mehr als das blosse Konvergenzprodukt jener beiden ausserpersönlichen Faktoren; und in diesem Plus,

in diesem unmittelbaren Hervorströmen aus der Person selbst ist sie frei. Denn „Freiheit“ ist nicht Ursachlosigkeit, sondern Verursachung aus der aktuellen Selbstbestimmung der Person ¹⁾).

2. G e s i n n u n g ²⁾

Wenn es auch der eigentliche Sinn einer Willenshaltung ist, sich in Willenshandlungen zu aktualisieren, so gibt es doch noch eine andere Art von Aktualisierung, die rein im Binnenseelischen stecken bleibt. Dieser Erlebnisniedererschlag einer Willenshaltung ist die „Gesinnung“. Ihr Verhältnis zur Willenshaltung ist ein ähnliches, wie die des Phänomotivs zur akuten Willenshandlung; in der Gesinnung spiegelt und rechtfertigt die Person ihre Willenshaltung vor sich selbst und vor anderen. Für viele Willenshaltungen, insbes. für die durch Gewöhnung oder äusseren Druck automatisch entstandenen, ist ein Bedürfnis nach Begründung und Rechtfertigung nicht vorhanden; darum hebt sich bei diesen kaum oder garnicht ein besonderes Gesinnungserleben von der zuständlichen Willensbereitschaft ab. Ein ausdrückliches Rekurrieren auf „Gesinnung“ ist also stets ein Zeichen für eine Spannungshaltigkeit und Unselbstverständlichkeit der Willenshaltung, ist eine Abgrenzung dieser Willenshaltung gegen andere, mögliche und wirkliche Willenshaltungen der eigenen Person oder anderer Menschen. So gibt es beim Naturmenschen, der in einem Gehäuse undiskutierbarer Willenshaltungen heimisch ist, kaum „Gesinnungen“ als irgend wie abhebbare Erlebnisgehalte. Differenzierte Kultur dagegen bietet dem Menschen zahlreiche, nicht ohne weiteres vereinbare, Wertziele und bewirkt so, dass die vorzugsweise Einstellung auf spezifische Wertziele bewusstseinsmäsig weitgehend geklärt und gerechtfertigt sein muss, um für das Wollen dauernd konstitutiv werden zu können. So entwickelten sich die „Gesinnungen“ des Eigennutzes und der Gemeinnützigkeit, Familien-, Volks-, Menschheits-Gesinnungen; religiöse, künstlerische, wirtschaftliche Gesinnungen u.s.w.

Da die „Gesinnung“ das chronisch gewordene Phänomotiv ist, so unterliegt auch ihre personale Deutung ähnlichen Gesichtspunkten, die hier nicht noch einmal ausführlich besprochen zu

¹⁾ Zur Metaphysik und Ethik des Freiheitsbegriffs vgl. Wertphilosophie S. 418 ff.

²⁾ Literatur: Honecker, Pfänder, Voigtländer u.a.

werden brauchen. Gesinnung ist Bewusstseins-Spiegelung und Darstellung einer dispositionellen Willensbeschaffenheit; aber sie spiegelt diese nicht immer in adäquater Weise. So gibt es neben den „echten“ Gesinnungen auch „unechte“ (auf Selbsttäuschung beruhende) und „verlogene“ (auf Fremdtäuschung zielende) Gesinnungen. Endlich gibt es auch eine verabsolutierende *Überspannung* der Gesinnung; dann wird die bloss erlebnis- und ausdrucksmäßige Einstellung auf Wertziele als Ersatz für die wirkliche *Willenshaltung* angesehen. So manche Menschen, die von ihrer religiösen, oder nationalen, oder moralischen Gesinnung zu tiefst überzeugt sind und sich zu ständiger Kundgebung eben dieser Gesinnung gedrungen fühlen, erschöpfen sich hierin und verpuffen damit die Kraft, die für gesinnungsgemäßes *Tun* verwertet werden sollte. Die lautesten Gesinnungsverkünder sind oft die schwächsten *Woller*. Lessing's Nathan weist den Tempelherrn darauf hin, dass „andächtig Schwärmen leichter als gut Handeln“ sei ¹⁾.

Willenshaltungen sind halbchronischer Natur. Den einzelnen akuten Willenshandlungen gegenüber bilden sie die länger dauernde Dispositionsgrundlage; aber diese Dauer fällt nicht mit der Existenzdauer der Person zusammen. Willenshaltungen beginnen und hören auf; sie machen eine Entwicklung durch mit Anklängen, Intensivierung, Höhepunkt, Abschwellen und Ausklingen; zuweilen auch mit periodischen Wellen. Sie sind hierbei von *wechselnden* Bedingungen abhängig, so namentlich von

¹⁾ Es gibt eine Richtung der Moralphilosophie, die als „Gesinnungsethik“ bezeichnet wird. Nach ihr soll die Gesinnung der einzige Maßstab für die moralische Beurteilung sein. Hier kann eine unzulängliche Psychologie gefährlich werden. Indem man „Gesinnungsethik“ und „Erfolgsethik“ gegenüberstellt, will man zum Ausdruck bringen, dass nicht der äussere Effekt einer Tat, sondern die ihr zu Grunde liegende Willensbeschaffenheit ihre sittliche Bewertung bestimme. Aber „*Willensbeschaffenheit*“ und „*Gesinnung*“ dürfen eben nicht, wie in diesem Falle geschieht, identifiziert werden. Es gibt Willenshaltungen, die so selbstverständlich sind, dass sie des Bewusstseinsniederschlags als „*Gesinnung*“ nicht bedürfen. Und es gibt umgekehrt „*Gesinnungen*“, die so selbstgenügsam geworden sind, dass sie die Umsetzung in wirkliche Tat versäumen. Endlich gibt es „*Gesinnungen*“, die — absichtlich oder unabsichtlich — als Kulissen vor Willenshaltungen als Kulissen vor Willenshaltungen anderer Art gestellt sind. Wer also die „*Gesinnung*“ zum ethischen Masstab macht, bleibt noch zu sehr an der psychologischen Bewusstseinsfläche haften und hat den Zugang zu den personalen Tiefen der Willensbeschaffenheit selbst noch nicht erreicht.

solchen der vitalen Entwicklung und der personalen Situationen. Die Willenshaltung der Vorpubertät hört auf, wenn die Vollpubertät einsetzt, die Willenshaltung des Kriegers, wenn er wieder zu seiner friedlichen Beschäftigung zurückkehrt. Es gibt auch Überschneidungen von Willenshaltungen: ein Mensch, der demnächst aus seinem Berufe in den Ruhestand übertritt, lebt und handelt zwar noch in der beruflichen Willenshaltung; sie beginnt aber eigentümlich substanzarm zu werden, während die neue Willenshaltung der Mußezeit schon vorzuspuken beginnt.

Somit bilden die Willenshaltungen zwar den einzelnen Taten gegenüber schon ein Einheitsprinzip, aber sie sind selbst wiederum nur Phasen und Glied-Erscheinungen gegenüber der Ganzheit der Person und sind nur künstlich aus dieser herauszulösen. Denn letztthin wurzeln sie doch in einer *einheitlich-personalen Willenshaltung*, die zwar keine starre Gleichförmigkeit, wohl aber innere sinnvolle Geschlossenheit und eine organische Gesamtentwicklung besitzt: dem „C h a r a k t e r“.

II. ZUR THEORIE DES CHARAKTERS

Der Charakterbegriff hatte in der Psychologie der letzten hundert Jahre ein merkwürdiges Schicksal. Für die klassische Lehre mit ihrer elemententheoretischen Einstellung war der Begriff mehr eine Verlegenheit als ein Problem. Bahnsen, der schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein selbständiges Wissensgebiet der „Charakterologie“ zu schaffen suchte, blieb fast unbeachtet. Lange Zeit war daher die Beschäftigung mit diesem Begriff der Laienpsychologie und dem Dilettantismus überlassen; seit wenigen Jahrzehnten aber beginnt sich eine neue wissenschaftliche Charakterologie zu entwickeln, die allmählich auch mit der Psychologie in engere Fühlung tritt (vgl. S. 42). ¹⁾

Einer wissenschaftlichen Behandlung des Charakterproblems stehen nun freilich besondere Schwierigkeiten im Wege.

1) Das Problem ist aufs engste verbunden mit *Wertungen*, ethischen und weltanschaulichen Forderungen; die Folge ist mangelnde Objektivität. Oft wird der Charakter, wie er sein sollte, oder wie man ihn haben möchte, oder wie man hofft, ihn beeinflussen zu können, nicht deutlich geschieden von dem Cha-

¹⁾ Literatur zum Charakterproblem in den Abteilungen der Bibliographie I B, V, VII.

akter, wie er tatsächlich i s t — und nur dieser ist das Problem der Psychologie. Auch Vorurteile der Verdammung und Kritik können den Blick für die Sachlichkeit verschleiern; wer etwa von der apriorischen These ausgeht „der Mensch ist böse von Jugend auf“, taugt nicht zum wissenschaftlichen Charakterologen.

2) Die p r a k t i s c h e n Bedürfnisse der Charakterdeutung sind theoretischer Einstellung höchst ungünstig. Das Publikum, für welches Charakteristiken geliefert werden, kann mit streng wissenschaftlichen Darlegungen nichts anfangen; es fordert Primitivität, Aufzählung leicht erfassbarer Eigenschaften und vor allem: Bestätigung des Selbstgeltungsverlangens.

3) Innerhalb der eigentlich wissenschaftlichen Fragestellung ist es sehr schwierig, G a n z h e i t s b e z u g u n d A n a l y s e in das richtige Verhältnis zu einander zu bringen. Hier muss unsere eigene Betrachtung einsetzen.

Wie schon erwähnt, hat der Begriff „Charakter“ nur Sinn als ganzheitlicher. Er drückt eine Beschaffenheit aus, die der Person in ihrer T o t a l i t ä t zukommt, und betrachtet diese Totalität nur unter einem bestimmten Richtpunkt, nämlich der Eingestelltheit auf Willenshandlungen. Wenn bezweifelt wird, dass dem Menschen eine solche personale Gesamtbeschaffenheit zukomme, dann muss man folgerichtig auf die Kategorie „Charakter“ und alle damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Begriffe verzichten. Der Umstand, dass man sinnvoll von Änderungen und Spaltungen des Charakters reden kann, besagt nichts gegen die obige Voraussetzung; denn Änderung und Spaltung setzen Einheit voraus.

Diese Einheit ist nun freilich die u n i t a s m u l t i p l e x, die wir ja überhaupt als Merkmal der Person erkannten. Darum gehört es zum Wesen des einheitlichen Charakters, dass er eine Fülle von Willenshaltungen in sich schliesst, sowohl in der Simultaneität einer bestimmten Gegenwart, wie in der Sukzession des Lebensprozesses.

Eine solche unitas multiplex durch Mittel des theoretischen Erkennens zu erfassen, ist augenscheinlich eine schwer zu bewältigende Aufgabe. Beim Charakterproblem ist man immer wieder dieser Schwierigkeit dadurch ausgewichen, dass man die beiden Merkmale auf zwei Arten oder Weisen des Charakters

verteilte. Dann ist der „intelligible Charakter“ der unveränderliche, unteilbare Einheitskern; dagegen ist der „empirische“ Charakter vielfach gerichtet und geschichtet, in der Zeit wandelbar, durch Erfahrung beeinflussbar ¹⁾).

Suchen wir die eigentlichen Motive dieses Dualismus herauszustellen und in personalistischem Sinne umzudeuten.

Die Willensbeschaffenheit eines Menschen, sowie sie sich irgendwann in der Form deutlich umschriebener Eigenschaften darstellt, ist zweifellos nicht unveränderlich; sie ist auch nicht allein aus dem Inneren dieses Menschen heraus ableitbar, sondern durch das Mitwirken früherer Erfahrungseinflüsse und der gegenwärtigen personalen Situation geformt. Es ist die Person in ihrer Weltoffenheit, deren Bild uns in diesem empirischen Charakter entgegentritt. Aber man darf nicht vergessen, dass Weltoffenheit selber ein entscheidender Wesenszug der Person ist, dass also das, was unter dem Einfluss von „Welt“ in ihr vor sich geht, nicht als fremd, unecht, uneigentlich, zweitrangig, einem urgegebenen, „eigentlichen“ Charakter gegenübergestellt werden darf. Vielmehr ist der rein innerpersonale Anteil an dem Charakter nirgends und nie für sich da; er ist nur jenes Moment innerer Gerüstetheit und Gerichtetheit, das in breit angelegter Vieldeutigkeit die Möglichkeit zur Gestaltung und Vereindeutigung von Willenshaltungen in sich trägt. Die Einheitlichkeit dieser inneren Entelechie besteht nicht darin, dass ihr ein fester Bestand an starren Zügen zukäme, sondern nur darin, dass sie dem gesamten Vorgang der charakterlichen Gestaltung einen geschlossenen Sinn, und dem jeweiligen Beieinander gleichzeitiger Willenszüge eine hierarchische Gesamtsstruktur verleiht. Dort aber, wo ein solcher Einheitssinn sich nicht aus dem empirischen Bilde ohne Weiteres ablesen lässt, bildet er das heuristische Prinzip, aus dem die scheinbaren Brüche und Spaltungen innerhalb der Willenshaltung eines Menschen verständlich gemacht werden sollen.

Es wäre nun ganz verkehrt, wenn man diese Gesamtdisposition

¹⁾ Kant und Schopenhauer haben diesen Dualismus vor allem betont. — Neuerdings macht Pfänder eine Scheidung zwischen „Grundcharakter“ und „empirischem Charakter“. Er setzt „Grundcharakter“ sogar in Gegensatz zu den „Dispositionen“ — was nur dadurch möglich ist, dass er lediglich „Rüstungsdispositionen“ kennt, die er „Ausstattungen“ nennt. Der Charakter aber ist, in unserer Ausdrucksweise, vor allem „Richtungsdisposition“.

in jener maximalen Dumpfheit und Ungeformtheit, in der sie vor aller Erfahrung — etwa beim Neugeborenen — anzusetzen ist, als den wahren eigentlichen „Grundcharakter“ ansähe, und alles, was nun im Wechselgeschehen mit der Welt daraus wird, als „nur“-empirischen Charakter betrachten wollte. Das wäre ja nur berechtigt, wenn man „Erfahrung“ als jenen fremden unpersonlichen Zufallsfaktor ansähe, wie es ein, doch wohl endgültig überwundener, Rationalismus früher zu tun beliebte. In Wirklichkeit gibt es für jeden Menschen nur den *e i n e n* Charakter, wie er sich im Wechselspiel innerlich bedingter Strebigkeit mit den realisierenden Faktoren der personalen Welt entfaltet.

Freilich kann man nun, wenn dies zugestanden ist, anerkennen, dass in dem Charakter Schichtung und Struktur bestehen, die den einzelnen Momenten verschiedene Grade der Eingebettetheit bzw. Abgehobenheit verleihen. In jedem Charakter gibt es daher tiefere und oberflächlichere, zentrale und periphere, herrschende und dienende, stabilere und labilere Züge; und entscheidend dafür, wie ein Charakter *i s t*, sind nicht sowohl bestimmte Züge in bestimmten Stärkegraden, sondern die Art, wie sie kraft der eben angedeuteten Merkmale sich zur Einheit der Struktur fügen — oder richtiger gesagt, wie sie aus dieser Einheit heraus erst ihre Stellenwerte und Rangplätze erhalten.

Unitas und multiplicitas bedingen sich hier also gegenseitig. Wir hatten oben die einseitige Unitas-Tendenz bekämpfen müssen, welche durch die Postulierung eines einfachen „Grundcharakters“ sich befugt glaubte, Vielheit und Wechsel innerhalb des Charakters als blosses Oberflächengebilde abzutun. Jetzt müssen wir uns ebenso gegen die Multiplicitas-Auffassung wenden, die in dem empirischen Aufweis nebeneinanderstehender Züge oder aufeinanderfolgender Phasen die Erfassung des Charakters vollendet sieht. Die Gefahr, dass die Charakterologie hier elementenpsychologisch verflache, nämlich in eine Art „Vermögens“-Theorie zurückfalle, ist sehr gross gerade dort, wo man mit exakten Methoden des Experiments oder der Ausdrucksdeutung an die Erforschung von Charakteren herangeht. Denn der wissenschaftliche Zwang zur Analyse und der sprachlich logische Zwang zur Abgrenzung fester Eigenschaftsbegriffe führen dazu, dass man eine *L i s t e* der bei irgend einem *X* fest-

gestellten und nach Art und Grad fixierten „Eigenschaften“ als eine „Charakteristik“ ansieht. In Wirklichkeit beginnt die eigentliche Aufgabe des Charakterologen erst *d a h i n t e r*: die additive Liste muss in eine wirkliche Zusammenschau, jede Listennummer zu einem personalen Moment in jenem geschauten Gesamtbild umgewandelt werden. Ohne den fortwährenden, elastischen *Blickwechsel*: von der Ganzheit zu den Einzelzügen und von diesen auf die Ganzheit des Charakters, ist hier wirkliche Erkenntnis nicht möglich.

Der einzelne, empirisch gefundene Charakterzug (über die Art der empirischen Feststellung später) bedarf sogar einer *d r e i f a c h e n* Betrachtung: in seiner immanenten Beschaffenheit, in seiner interindividuellen Vergleichbarkeit, in seiner personalen Ausgeprägtheit oder „Valenz“. Die immanente Beschaffenheit des Charakterzuges — d.h. die Zielbereitschaft und dynamische Geladenheit für Willenshandlungen bestimmter Art — ist wesentlich deskriptiv zu fassen. Die interindividuelle Vergleichung führt dazu, dem Charakterzug einen Platz anzuweisen innerhalb einer Stufenleiter oder Typologie, sodass nun seine Geeignetheit zur Lösung überindividueller Aufgaben sichtbar wird. Die personale Valenz endlich bezeichnet die Anteilhaftigkeit jenes Charakterzuges an der Strukturganzheit der wollenden Persönlichkeit.

Wählen wir als Beispiel einen Charakterzug in populär-psychologischer Bezeichnung: Sorglosigkeit in Geldsachen. Diese Eigenschaft eines X kann *i m m a n e n t* beschrieben werden durch Schilderung von Verhaltensweisen in alltäglichen und aussergewöhnlichen Situationen, die als repräsentativ für die Einstellung der X zum Gelde anzusehen sind. — Wird die Eigenschaft des X *v e r g l i c h e n* mit den Verhaltensweisen zum Gelde bei den Individuen A, B, C u.s.w., so ist es theoretisch möglich, den X. einem Typus oder einer Stufe der Sorgsamkeitsskala zuzuordnen, und praktisch seine grössere oder geringere Eignung für bestimmte Berufsaufgaben (z.B. zum Kassierer) auszusprechen. — Aber die eigentlich *c h a r a k t e r o l o g i s c h e* Bedeutung jenes Zuges wird doch erst sichtbar, wenn wir untersuchen, welche Rolle er im Gesamtbild des X.'schen Charakters spielt. Tritt hier z.B. die personale Valenz der geldlichen Sorglosigkeit als *P r ä*-Valenz gegenüber allen anderen Zielrichtungen

auf, dann kann sie geradezu dem Gesamtmenschen den Stempel aufdrücken: als Grandseigneur, als Verschwender, als Betrüger. Umgekehrt kann dieselbe Eigenschaft bei einem anderen Individuum Y — obgleich sie interindividuell betrachtet die gleiche oder höhere Ausgeprägtheit zeigt — ihrer personalen Valenz nach durchaus sekundär sein, weil der Charakter des Y. seinen Schwerpunkt hat in Willenshaltungen, die mit der Verfügungsfähigkeit über Geld wenig zu tun haben (etwa in künstlerischen oder in religiösen Einstellungen).

Man ersieht heraus, mit welchem starken Vorbehalt die isolierende Feststellung von „Eigenschaften“ sogar für Zwecke des interindividuellen Vergleichens zulässig ist. Je mehr die überindividuelle Aufgabe, bezüglich deren mehrere Individuen verglichen werden, den *g a n z e n* Menschen in Anspruch nimmt, um so weniger genügt es, die Einzeleigenschaft als solche zu prüfen und typen- oder stufenmäÙsig zu signieren; um so mehr muss man auch ihre personale Valenz mit in die Charakteristik hineinziehen. Hiervon sind heut praktische Testprüfungen, charakterologische Handschriftdeutungen, u.s.w. grossenteils noch weit entfernt.

Dort aber, wo der Charakterologe vor der Aufgabe steht, die Gesamtcharakteristik einer Person zu geben, erhebt sich nunmehr die Forderung, ein etwa gefundenes *E i g e n s c h a f t e n r e g i s t e r* dieses X. lediglich als *R o h m a t e r i a l* anzusehen, aus dem erst das Strukturbild aufgebaut werden muss. Bei jedem Individuum muss sich der Diagnostiker von neuem darüber klar werden, von welchen zentralen und tief gelagerten Wesenszügen aus das Gesamtbild eben dieses Menschen aufgerollt werden muss, und wie sich von diesem jeweiligen Ausgangspunkt aus die Schichtung und Strukturierung des Charakters und damit die Valenzbestimmung aller Einzeleigenschaften entwickelt. Nur darf diese strukturierende und organisierende Tätigkeit des Charakterologen nicht zu der grob dualistischen Gegenüberstellung von „Kern“ und „Schale“ versimpelt werden.

Um den Begriff des „Charakters“ deutlich von anderen Totalbezeichnungen der menschlichen Persönlichkeit — wie „Temperament“, „Naturell“, „Konstitution“ — zu unterscheiden, muss stets der Bezug auf die *W i l l e n s h a n d l u n g* den Leitge-

sichtspunkt bilden. „Charakter“ ist die Gesamtbeschaffenheit des Menschen, sofern sie (s. oben S. 603) Bereitschaft und Eingestelltheit zu Willenshandlungen ist, — aber darüber hinaus: sofern sie sich in tatsäc h l i c h e n Willenshandlungen bekundet, bestätigt und bewährt. Darum ist der Charakter kein rein psychologischer, sondern ein personaler, psychophysisch neutraler Tatbestand. Er erschöpft sich nicht darin, dass in ihm die E r l e b n i s haltung der „Gesinnung“ fest und dauernd geworden wäre, sondern schliesst in sich die Disposition zu realen V e r h a l t e n s weisen, die sich in willentlichem Tun bekunden. Hiermit erhält die Beziehung von „Charakter“ und „Welt“ eine neue Tönung. Nicht nur, dass der Charakter von der Welt her beeinflusst und geformt wird, er ist die dauernde Voraussetzung dafür, wie die Person nun auf die Welt beeinflussend und formend wirkt.

Diese wesentliche Beziehung des Charakters zum W o l l e n befähigt uns nun, in die Vielgestalt der Charakterzüge eine Systematik zu bringen. Wir können sie nämlich gruppieren nach drei Merkmalen, die jeder Willenshandlung zukommen: Zielsetzung, Dynamik, Struktur.

III. CHARAKTERZÜGE UND CHARAKTERTYPEN

1. Telische Züge und Typen

a) D a s p e r s o n a l e Z w e c k s y s t e m. — Im Leben jedes Menschen gibt es eine bunte Fülle von Strebungszielen, die dauernde Bedeutung haben und daher auch zu chronischen Willensinhalten werden können. Dort, wo man den menschlichen Charakter zu analysieren a n f ä n g t — also vor allem in der Popular-Charakterologie — sind es diese chronischen Zielbestimmtheiten des Menschen, die sich am ehesten aufdrängen und am leichtesten abgehoben werden können. Daher begegnen wir hier besonders häufig den gebietsbezogenen Charakterzügen als da sind: Erwerbssinn, Familiensinn, Frömmigkeit, Wahrheitsliebe u.s.w.

Eine wissenschaftliche Charakterologie kann sich natürlich mit diesen Ergebnissen zufälliger Analyse nicht begnügen, sondern muss die einzelnen Teilgebiete, welche Dauerziele des Wil-

lens werden können, dem Totalsystem der personalen Zwecke einordnen. Ein solches „Zwecksystem der Persönlichkeit“ ist von mir schon früher an anderer Stelle entworfen worden ¹⁾, auf das hier im Wesentlichen verwiesen werden kann. Nur einige Andeutungen seien gegeben.

Das Zwecksystem baut sich auf dem Urverhältnis Person/Welt auf, aus dem sich als erste Gliederung möglicher Willenszielung die Zweiheit ergibt: das eigene Selbst und die äussere Welt mit ihren Gegenstands- und Wertsphären. Sofern konstante Willenshaltungen sich auf jenen oder diesen Bereich beziehen, sprechen wir von „autotelen“ und „heterotelen“ Charakterzügen.

Innerhalb der *autotelen* Dispositionen geht die Gliederung weiter nach Selbsterhaltung und Selbstentfaltung. Auf *Selbsterhaltung* richten sich die Tendenzen der Existenzsicherung und Anpassung, des Selbstschutzes und der Verteidigung; auf *Selbstentfaltung* die der Geltungssteigerung, des Machtgewinns und der Selbstgestaltung. Diese Skala von selbstbezüglichen Zielen stellt zugleich eine Reihe immer stärkerer Willensbeteiligung und damit eine immer engere Beziehung zum Charakter im eigentlichen Sinne dar. Denn während die zuerst genannten Tendenzen grossenteils durch rein biologische Automatismen gesichert werden können und nur in Sonderfällen eigentlicher Willensrucke bedürfen, müssen die zuletzt genannten erst durch bewusste Willenshandlungen hindurchgehen, um zu Willenshaltungen und schliesslich zu wesentlichen Dauerbestandteilen der Persönlichkeit zu werden. Insbesondere die Tendenz zur *Selbstgestaltung* bildet die Zusammenfassung aller anderen autotelen Tendenzen und macht erst das möglich, was wir im spezifisch menschlichen Sinne „Charakter“ nennen. Auch im Tier gibt es dauernde Beschaffenheiten autoteler Art, die auf Sicherung, Verteidigung, Aggression gerichtet sind. Aber diese verbleiben wesentlich in der Sphäre des Triebes; ihre Durchsetzung mit echten Willenshandlungen ist so schwach, dass man sich begnügen sollte, von dem „Naturell“ der Tiere (nicht aber von ihrem „Charakter“) zu sprechen. Nur der Mensch ist fähig, alle dem eigenen Selbst zugewandten Strebungen unter das Leitmotiv einer Gesamtaufgabe: *des ständigen Arbeitens an sich*, zu stellen und so in die chronische

¹⁾ Die menschliche Persönlichkeit, Kap. I.

Entwicklung des eigenen Charakters durch akute Willenshandlungen einzugreifen. In diesem spezifischen Sinn ist „Charakter“ diejenige Beschaffenheit des Menschen, die — so sehr sie auch durch Anlage und Umwelt mitbedingt sein mag — doch zugleich sein ständiges eigenes Werk ist.

Die *heterotelen* Charakterzüge sind zu ordnen nach den drei Arten der Fremdzwecke, deren Verwirklichung gewollt wird. Die äussere Welt sinnvoller und werthaltiger Zwecke, in die sich jeder Mensch eingefügt findet oder einzufügen hat, besteht nämlich einmal aus überpersonalen Daseinsbereichen, denen die Einzelperson als Glied angehört („Hypertelie“), sodann aus nebengeordneten Personen, die als Zentren eigenen Sinnes anerkannt und willentlich berücksichtigt werden („Syntelie“), endlich aus abstrakten Wertgehalten, die in der Form von Ideen, Idealen und Prinzipien nicht nur gesucht, sondern auch normativ dem Wollen auferlegt werden („Ideotelie“).

Was die beiden ersten Gruppen angeht, so ist es wichtig, zu betonen, dass ihre Verschiedenheit sehr tief geht und daher auch in sehr verschiedenen Charakterzügen ihren Niederschlag findet. Die Willenshaltung, die sich auf ein überpersonales Gebilde etwa des Volks oder Staates richtet, hat ein anderes Gepräge als jene, die sich auf das einzelne Du des Nebenmenschen bezieht; und ebenso ist Familiensinn nicht identisch mit der Liebe zu den einzelnen Familienmitgliedern. Ja, es gibt sogar Gegensätze: Glühende Vaterlandsliebe kann einhergehen mit nur schwacher Willensgerichtetheit auf die individuellen Schicksale der einzelnen Volksgenossen. Oder: Wer bereit ist, seine ganze Kraft für die grossen Menschheitsziele einzusetzen, entbehrt oft des tätigen Mitgefühls für den hilfsbedürftigen Angehörigen oder Nachbarn.

Hypertelie und Syntelie gibt es in einfachen Formen schon beim Tier; doch werden sie hier wesentlich durch blosser Triebdynamik verwirklicht, sodass es wiederum unangemessen erscheint, die tierischen Tendenzen zu herdenmässiger Gesellung oder zur Brut-Pflege und -Verteidigung als „Charakter“-Züge zu bezeichnen. Beim Menschen dagegen handelt es sich um echte Willenshaltungen, die den Charakter mitkonstituieren.

Dies gilt nun wieder in besonders zugespitzter Form von der

dritten Gruppe der Fremdzwecke, die es überhaupt nur beim Menschen gibt, der Ideotelie. Das abstrakte Denken, welches Forderungen in allgemein gültiger Form zu stellen und festzuhalten vermag, wird hier nicht nur zu einem Hilfsmittel der einzelnen Willenshandlungen (die wir oben als „Ver-nunft-Handlungen“ beschrieben), sondern zu einem Prägestock für die dauernde Willensbeschaffenheit der Person. So kann z.B. die Idee der Gerechtigkeit zu einer, stets im Hintergrunde des Handelns mitwirkenden, Norm und damit der „Gerechtigkeits-sinn“ zu einem Charakterzug werden. Die gleiche charakterologische Fixierung ist möglich bei dem abstrakten Pflichtgedanken des kategorischen Imperativs, bei der Hingabe an die Freiheits-idee u.s.w.

Der einzelne auf ein Teilziel gerichtete Charakterzug autoteler oder heteroteler Art wird nun aber charakterologisch erst dann erfassbar, wenn seine Rolle und Stellung im gesamten Zwecksystem der Person erkannt wird; und so muss denn nun die bloße „Analyse“ durch G a n z h e i t s b e z u g ergänzt werden.

Ein solcher ist schon i n n e r h a l b jeder der beiden Gruppen möglich. Innerhalb des Autotelischen ergibt sich eine ganz andere Charakterstruktur, je nachdem die Tendenz zu konservativer Inhaltsbeharrung, oder die nach evolutiver Selbstgestaltung dominiert. — In der heterotelen Sphäre erwähnten wir schon die Verschiedenheiten der Charaktere, die durch das Überwiegen einer Einstellung auf die übergeordnete Gemeinschaft oder auf die konkreten Nebenmenschen bedingt sind. Entsprechendes gilt bezüglich der Rolle der Ideotelie: der Mensch, der ichfremde Zwecke vornehmlich in der Form abstrakter Ideale und Grundsätze zu Motiven seines Wollens macht, ist charakterlich ganz anders strukturiert als jener, der sein Wollen auf lebendige Nebenmenschen und Gemeinschaften einstellt.

Aber über diese Teilstrukturen hinaus greift nun jene gesamt-personale Struktur, die durch die I n e i n s b i l d u n g v o n S e l b s t z i e l u n g u n d F r e m d z i e l u n g erzeugt wird. Erst dort sind wir bei der wirklichen Totalität des Charakters angelangt, wo wir wissen, in welcher Weise die auf fremde Ziele gerichteten Dauertendenzen des Menschen seiner Selbstformung einverleibt werden. Diese Einverleibung bildet, als „I n t r o z e p t i o n“, eine Grundkategorie der personalistischen Theorie.

Wie sie anderwärts zum Leitgedanken der Ethik gemacht wurde ¹⁾, wird sie hier zu dem der Charakterologie.

Das Verhältnis Person/Welt tritt damit in eine neue Dimension ein. Nicht allein, dass die Person nur in ihrer personalen Welt existieren kann, von ihr Einwirkungen empfängt und auf sie Wirkungen ausübt: „Welt“ ist zugleich für sie ein Inbegriff zu verwirklichender objektiver Werte; das eigene Selbst ist ein zu gestaltender Selbstwert; und beides muss sich durchdringen, damit die Person ihren Sinn in ihrer Welt zu verwirklichen vermag. Dort, wo diese introzeptive Ineinsbildung eine Stabilität gewonnen hat, derart, dass nun die einzelnen Willenshandlungen aus ihr mit innerer Notwendigkeit hervowachsen, dort haben wir den „Charakter“ in seiner voll ausgereiften Form vor uns.

Und zwar ist damit auch die charakterologische Individualisierung gegeben. Indem jeder Mensch der Mittelpunkt seiner personalen Welt ist, sind auch die Wertbereiche, die seinem Willen Aufgaben stellen, anders um ihn gelagert als um jeden andern Menschen. Aber noch mehr: aus dieser ihm umspielenden Welt trifft jeder Mensch eine Auslese derjenigen Momente, die er sich innerlich so zu eigen macht, dass sie nun zu Bestandteilen seines Selbst und zu Faktoren seiner Selbstgestaltung werden; und ebenso ist die Art, wie sich aus diesen, innerlich zu eigen gemachten, Aufgaben für Nebenmenschen und Familie, für Volk und Staat, für Menschheit und Gottheit, für Ideale und Grundsätze — eine hierarchische Ziel- und Norm-Struktur bildet, eigenste Besonderheit jeder individuellen Person. Die Stabilität des Charakters bekundet sich hierbei nicht so sehr in starren Verhaltensweisen bezüglich eines einzelnen Teilzieles, als in der Rangordnung, dem Vorwiegen und Zurücktreten der Einzelziele in jener Gesamtzielsetzung, für die schon Aristoteles eine begriffliche Formulierung als „Entelechie“ gefunden hatte. Charakter ist die Entelechie der wollenden Persönlichkeit.

b) Telische Charaktertypen. — Bei aller Individualisierung ist es doch möglich, gewisse typische Ausprägungen der Zweckstruktur, also „telische“ Charaktertypen aufzustellen.

¹⁾ Vgl. meine „Wertphilosophie“.

Aus dem Verhältnis von autoteler und heteroteler Einstellung ergeben sich zwanglos die drei Typen des autistischen, des heteristischen und des introzeptiven Charakters.

„A u t i s t i s c h“ sind solche Charaktere, in deren Struktur autotele Charakterzüge eine Vorherrschaft besitzen. Für den Autisten ist eigentlich immer Er selbst das Ziel seiner Willenshandlungen — sei es, dass er als „Individualist“ seine Besonderheit gegenüber den Anderen zu unterstreichen sucht; sei es, dass er als „Subjektivist“ die Dinge vornehmlich unter dem Gesichtspunkt erlebt und behandelt, was sie ihm persönlich besagen und bedeuten; sei es endlich, dass er als „Egoist“ die fremden Zwecke zu Mitteln für die Befriedigung seiner selbstischen Zwecke macht.

Im Gegensatz zum Autisten mag man „heteristisch“ einen solchen Charakter nennen, dem heterotele Charakterzüge das Gepräge geben. Wo die Zielgerichtetheit auf Nebenmenschen oder Gemeinschaften dominiert, oder wo der Mensch im Dienst an abstrakten Idealen aufgeht, kann die persönliche Selbstgestaltung zu kurz kommen. Statt sich zu individualisieren, wird der Mensch zu einem Exemplar der Gruppe; an die Stelle subjektiven Erlebens tritt das objektive Leisten; im Einzelfall der Handlungsnotwendigkeit wird nicht die Einzigartigkeit der personalen Situation berücksichtigt, sondern der Grundsatz in seiner leblosen Allgemeinheit zur Richtschnur erhoben. Schliesslich kann der heteristische Charakter sich darin bekunden, dass er sich dem fremden Wohl und Nutzen „altruistisch“ hingibt und sich ganz darin verausgabt bis zur Selbstpreisgabe („Selbstlosigkeit“).

Die einzelnen Züge, die wir dem autistischen, bezw. heteristischen Charakter zuwiesen, sind übrigens durchaus nicht fest mit einander verkoppelt. Es entstehen hier vielmehr Untertypen; innerhalb des autistischen Kreises ist der „Subjektivist“ ein wesentlich anders strukturierter Charakter als der „Egoist“; innerhalb des heterotelen Formkreises ist der Prinzipienreiter ein ganz anderer Mensch als der, sein Selbst verleugnende, Büsser und Asket.

Die Typenscheidung der vorwiegend nach innen bezw. nach aussen gerichteten Menschen beherrscht verschiedene moderne Psychologeen.

Ich selbst hatte schon vor Jahrzehnten den „objektiven“ und „subjektiven“ Typus der Stellungnahme unterschieden ¹⁾; neuerdings ist insbesondere die Jung'sche Typenbezeichnung: „introvertiert“ „extravertiert“ gebräuchlich geworden. Allerdings sind diese Benennungen nicht wesentlich auf C h a r a k t e r z ü g e zugespitzt, sondern zugleich — ja vorwiegend — für geistige Stellungnahmen, Interessenrichtungen u.s.w. gedacht.

Auch in der Kretschmer'schen Antithese „schizothym/zyklothym“ steckt der Gesichtspunkt der Innenbezogenheit, bezw. Weltoffenheit; aber hier liegt der Schwerpunkt der Typologie nicht sowohl auf dem Gebiet der Zielsetzung als der Strukturierung des Charakters; daher erfolgt die Besprechung weiter unten.

Der Ausdruck „autistisch“ stammt aus der Psychiatrie, wo er für krankhaftes Sich-auf-sich-selbst-Zurückziehen verwandt wird. Er ist aber auch durchaus für Charakterzüge innerhalb der Normalität anwendbar. Die Gegenbezeichnung „heteristisch“ ist meines Wissens bisher nicht gebraucht worden.

Natürlich sind diese Extremformen des Charakters nur Grenzbegriffe; es gibt niemanden, der ausschliesslich auf die Ich-Ziele oder auf die Nicht-Ich-Ziele eingestellt sein könnte. Die oben angedeutete Typisierung soll nur P r ä d o m i n a n z der einen oder anderen Zielrichtung bedeuten. Aber eben deshalb müssen wir noch einen M i t t e l t y p u s ansetzen, in welchem Autotelie und Heterotelie nicht mehr in einem Rangverhältnis stehen, weil sie zu introzeptiver Verschmelzung gekommen sind. Für den eigentlich i n t r o z e p t i v e n C h a r a k t e r bedeutet dann etwa Dienst an Familie oder Vaterland nicht einen Verzicht auf sein individuelles Selbst, weil dieses Selbst sich eben in jenem Dienst verwirklicht und ihn auch ganz persönlich gestaltet. Ebenso im Ideotelischen: der introzeptive Mensch hat zwar Prinzipien des Handelns und befolgt sie; aber er ist nicht ihr Sklave, sondern verlebendigt und konkretisiert sie dadurch, dass er sie bei jeder Willenstat den Gestaltungsforderungen seines Ich und den konkreten Ansprüchen der Situation ein- und unter-ordnet.

Der Begriff „introzeptiver Charakter“ stellt einen Idealtyp dar, dem keine Wirklichkeit voll entspricht. Für jeden Menschen kann es ja nur eine kleine Auslese von objektiven Zielen geben, die er zu introzipieren vermag; innerhalb dieser Bereiche ist dann in der Tat sein Charakter so einheitlich, dass es sinnlos wird, etwa danach zu fragen, ob eine einschlägige Handlung vornehmlich

¹⁾ In: Psychologie der individuellen Differenzen 1900.

aus Egoismus oder aus Altruismus entspringe. Aber um diesen Kern lagern sich doch andere Wert- und Ziel-Bereiche, bei denen die volle Introzeption nicht gelingt; für sie bilden sich dann mehr autotele oder mehr heterotele Verhaltensweisen aus, die sich zu Charakterzügen verfestigen können.

Hier macht sich wieder die *unitas multiplex* und die Weltoffenheit der Person geltend; der Charakter zerfällt zwar nie in Teile, aber er steht unter verschiedenen *Perspektiven*, je nach dem Aufgabenbereich, für den ein Mensch charakterologisch erfasst werden soll. Es ist eigentlich eine Abstraktion im luftleeren Raum, wenn man meint, bei irgend einem X „den Charakter an sich“ beurteilen zu können. Gerade für den praktischen Charakterdeuter ist es unbedingt erforderlich, die „*Perspektivik des Charakters*“ zu beachten. Von der Lebenssphäre der Familie aus schaut das Charakterbild eines X. anders aus, als von der des Berufs oder der öffentlich-politischen Betätigung her. Und es schaut nicht nur anders aus, sondern es ist auch ein anderes, weil eben hier andere Strukturmomente des Charakters die Hauptbetonung erhalten. Wir stossen hier also noch einmal auf eine Elastizität des Charakters, die sich ebenso unterscheidet von der Annahme eines in sich selbst geschlossenen und starren „Grundcharakters“, wie von der Annahme fester und gebietsunabhängiger Charaktereigenschaften. Starker Eigennutz im Berufsleben, Selbstlosigkeit bis zur Schwäche in den familiären Beziehungen und introzeptive Einschmelzung der Ziele des Gemeinwohls in die persönliche Selbstformung beim öffentlichen Wirken — diese drei Charakterzüge können sehr wohl in einem und demselben Menschen vorhanden sein, ohne sich zu widersprechen, ja, ohne dass die Ganzheitlichkeit des Charakters bedroht wäre; diese wird nur reicher an Spannungen und an Dimensionen, daher auch mannigfaltiger in ihren Kontakten mit den verschiedenen Bereichen der personalen Welt.

Methodisch ergibt sich hieraus die *Symptome*, aus denen man einen Charakter erdeutet, jeweilig von der Perspektive abhängig zu machen, unter der man die Deutung vollzieht. Wenn etwa der Graphologe aus der Handschrift allgemeine Eigenschaften wie „Zuverlässigkeit“, „Pedanterie“, „Sorglosigkeit in Gelddingen“ u.s.w. ableitet, so ist damit noch nicht gesagt, ob unter der speziellen Perspektive der charakterologischen *Berufs-Eignung* diese Züge eine

wesentliche Rolle spielen. Umgekehrt wird eine Ehe-Beratung nicht ohne weiteres das Recht haben, aus gewissen, etwa im Berufsleben aufweisbaren, Charakterzügen auf Geeignetheit oder Ungeeignetheit für eheliches Zusammenleben zu schliessen. Wir rühren hier an einen der Hauptmängel moderner Charakterdeutungs-Methoden; ihre nähere Erörterung gehört aber in Spezialuntersuchungen.

Die beiden anderen Gruppen von Charakterzügen, die zu besprechen sind, haben das Gemeinsame, dass sie nicht mehr inhaltlich (durch besondere Zielbereiche) determiniert sind. Sie beziehen sich auf mehr formale Momente des Willens: die Dynamik und die Struktur.

2. Dynamische Züge und Typen

Die Anwendung personaler Kraft auf Willenshandlungen wird, wie wir früher sahen, aus dem Reservoir des Trieblebens gespeist. Aber so wesentlich dieser Ursprung auch sein mag, ebenso wesentlich ist, dass die personale Dynamik nicht in der triebhaften Betätigung beschlossen bleibt, sondern hinübergeführt wird in die Sphäre prospektiver Bedürfnisse und der zu ihrer Erfüllung dienenden Willenshandlungen. Erst hier findet jene Organisierung und Verfestigung der dynamischen Vorgänge statt, die die dauernde Wirksamkeit des Charakters gewährleisten. Diese dynamische Ordnung hat eine positive und eine negative Seite.

Positiv tritt an die Stelle ungerichteter Kraftentladung, wie sie das Triebleben zeigt, die sinngeladete Kraftökonomie. Zum entwickelten Charakter gehört es, dass er mit den vorhandenen Kräften sparsam umgehe, um sie dann auf die jeweils erforderlich werdenden Willenshandlungen um so entschiedener konzentrieren und um so sicherer bis zum Ziele durchhalten zu können.

Dann aber besteht die negative Aufgabe der Hemmung; die dem geordneten Willen reservierte Kraft muss sich behaupten sowohl gegen die, in der Person wirksamen, unmittelbaren Triebdynamismen, wie gegen solche Energien, die von aussen her der Person die Regel des Verhaltens und Tuns aufzuerlegen suchen.

Diese Hemmungsleistung des Charakters ist so bedeutend und

drängt sich auch der Beachtung so stark auf, dass man zuweilen in ihr geradezu das Wesen des Charakters überhaupt erblickt hat. Hieran ist so viel richtig, dass nur dort ein Charakter sich wirklich entwickeln und erhalten kann, wo er die Gegenkräfte in der eigenen Person und in der Aussenwelt zu überwinden vermag. Ein Wesen, das ganz und gar aus der Triebhaftigkeit heraus lebt, hat ebenso wenig „Charakter“, wie jenes, das sich das dauernde Gesetz seines Verhaltens und Tuns von aussen her widerstandslos auferlegen lässt. So wird der Charakter gerade durch diese *k ä m p f e r i s c h e* Leistung zum Symbol jener höheren Menschlichkeit, die sich über animalische Triebaktivität und dumpf unpersönliche Passivität heraushebt zu wahrhaft personaler und vergeistigter Tat. Um so eindrucksvoller ist diese Hemmungsfähigkeit, weil sie ja die personalen Kräfte wendet gegen jene Ursprungsquellen, aus denen sie geflossen sind. Denn in der Tat: bei allen Trieb-Regulierungen und -Überwindungen, die der charaktergefestigte Mensch vollzieht, bleibt immer ein letzter Rest jenes urtümlichen Zusammenhanges bestehen: man lehnt sich auf gegen das in der eigenen Tiefe ruhende „Reich der Mütter“. Gerade darin liegt die Grösse, aber auch die Tragik des Kampfes zwischen Charakter und Triebleben. Die Ureinheit der *P e r s o n*, in die beides eingebettet ist, lässt sich eben nie verleugnen.

Indessen wäre es falsch, in dieser negativen Aufgabe des Hemmens das Wesen der Charakterdynamik zu erblicken. Denn die Hemmung ist ja nur Mittel zu dem Zweck: Freimachung der Kräfte für *p o s i t i v e* Ziele. Weil und sofern ungerichtete Triebe und äussere Zwangseinwirkungen eine konsequente, stetige und weit ausschauende Willenshaltung hindern, müssen sie gehemmt werden — und damit können nun die personalen Kräfte eben jener Willenshaltung dienstbar gemacht werden: das ist die eigentlich dynamische Leistung des Charakters. Von hier aus sind daher auch die wesentlichen Charakterzüge dynamischer Art abzuleiten. „Willensstärke“ bedeutet die Fähigkeit, Kraft auf den eigentlichen Willensakt zu konzentrieren, „Willensausdauer“ die Fähigkeit, weit ausgreifende Willenshandlungen durch alle Phasen durchzuführen, „Willenstreue“ die Fähigkeit, viele Willenshandlungen über weite Zeiträume hinaus unter sich in Einklang zu bringen. In ihrer Gemeinsamkeit bilden diese

Eigenschaften den Zug der „Charakterstärke“. — „Charakterschwäche“ ist dagegen gekennzeichnet durch geringe Intensität und Ausdauer bei den einzelnen Willenshandlungen, wie durch Ungleichmäßigkeit in der Abfolge entsprechender Willenshandlungen. Beide Eigenschaften sind dann natürlich auch bestimmend für den Grad der Hemmungsfähigkeit gegenüber den äusseren und inneren Störungsmomenten des Charakters.

Ausser dem rein quantitativen Gesichtspunkt führt aber auch die qualitative Beschaffenheit der Kraftanwendung zu bestimmten Charaktertypen. Insbesondere ist hier massgebend, ob die Dynamik dem triebartigen Äusserungsmodus nahe steht und daher stossweise und unvermittelt zu Kraftentladungen führt, oder ob die Unterstellung unter geistige Ordnungs- und Hemmungs-Prinzipien weitgehend dem Tun das Gepräge gibt. Es sind also die antitypischen Charakterzüge der Unbeherrschtheit und Beherrschtheit des Handelns, deren Untertypen (Impulsivität und Gemessenheit, Sorglosigkeit und Sorgfalt, Faulheit und Fleiss, Unordnung und Pedanterie u.s.w.) hier nicht weiter verfolgt werden können.

3. Strukturelle Züge und Typen

Strukturmerkmale des Charakters mussten schon mehrmals beiläufig erwähnt werden; sie erfordern aber eine eigene Erörterung. Es handelt sich darum, dass das Gesamtgefüge des Charakters gewisse formale Eigentümlichkeiten zeigt. Bemerkenswert ist, dass diese Momente der Charakterbeschaffenheit erst vor relativ kurzer Zeit wissenschaftlich entdeckt worden sind. Es sind eben ausgesprochene Ganzheitseigenschaften; und früher war das charakterologische Interesse einseitig den Teileigenschaften zugewandt gewesen.

Da der Charakter unitas multiplex ist, so hängt seine Struktur vor allem davon ab, ob das Einheits- oder das Vielheits-Moment in den Vordergrund tritt. Die — ja niemals aufgebbare — Einheit der Persönlichkeit kann sich charakterlich so auswirken, dass die verschiedenen Teilbereiche und Teildynamismen des individuellen Strebens sich von vorn herein zum harmonischen Ganzen runden, einander stützen, bedingen und vertreten — oder aber so, dass ihre Heterogenität, ja Gegensätzlichkeit zu ständigem

Kampf, zu innerer Spannungsgeladenheit, zum abwechselnden Sichvordrängen und Zurücktreten führt. Harmonische Schlichtheit und kämpferische Gespaltenheit sind also hier die antitypischen Charakterzüge.

Unter den modernen Typologen sind es besonders Kretschmer und Jaensch, die ihre Gliederung auf den Gegensatz Einheitlichkeit/Gespaltenheit gründen. Kretschmer's Ausdruck „schizothym“ bedeutet ja „spaltnütig“. Wenn Kretschmer den Gegentyp „zyklothym“ (wörtlich übersetzt: „kreismütig“) nennt, mag man dieses Wort im Sinn des abgerundet Harmonischen fassen.

Der eigentliche Ursprung der Bezeichnung ist freilich ein anderer. Kretschmer als Psychiater ist nämlich von den beiden grossen Formenkreisen der Geisteskrankheiten ausgegangen: dem Spaltungsirresein (Schizophrenie) und den zirkulären oder zyklischen (manisch-depressiven) Psychosen, die zwischen einem Übermafs von unlustvoller Depression und lustvoller Exzitation schwingen. Kretschmer fand dann innerhalb der Normalität die gleichen Typenunterschiede und wandelte für sie die Ausdrücke in der oben genannten Weise ab. (Die Zwischenformen zwischen voller Krankhaftigkeit und voller Normalität erhielten die Bezeichnungen „schizoid“ und „zykloid“).

Übrigens ist die Typeneinteilung Kretschmer's nicht ausschliesslich auf Willenshaltungen und damit auf Charakterzüge eingeschränkt; sie stellt solche Züge in den Vordergrund, die mehr dem Bereich des Temperaments angehören. (vgl. hierzu Kap. XXXI).

Auch Jaensch's Einteilung: „integrierter“/„desintegrierter“ Typus ist nicht in erster Linie charakterologisch gemeint, sondern betrifft mehr die geistige Struktur. Während der „desintegrierte“ Mensch bei der geistigen Bewältigung der Welt die einzelnen Funktionsgebiete, Sinnessphären u.s.w. in deutlicher Trennung arbeiten lässt, ist der „integrierte“ Mensch mit seiner ganzen Person daran beteiligt, sodass die scharfen Funktions- und Gebiets-Trennungen für ihn irrelevant werden.

Wir beschränken uns mit der Scheidung von „Schlichtheit“ und „Gespaltenheit“ auf das eigentlich Charakterologische. Und zwar suchen wir den Gegensatz dadurch zu verdeutlichen, dass wir den „schlichten“ und den „gespaltenen“ Charakter als Idealtypen darstellen. Die psychologische Wirklichkeit

kennt nur mehr oder minder starke Annäherungen an diese reinen Formen.

Beim *schlichten* Charakter verläuft die Verbindungslinie, die aus den triebhaften Untergründen zu den Bedürfnissen mannigfacher Art, von diesen zu stabilen Willenshaltungen und endlich zu deren struktureller Einheit im Charakter führt, relativ stetig und ungebrochen. Die höheren Formen des Wollens übernehmen ihrerseits viel von der Selbstverständlichkeit des Trieblebens; und sogar die abstrakten Grundsätze und Ideale sind nicht so sehr in ihrer schroffen Gegensätzlichkeit zu den Neigungen und Augenblicksregungen wirksam, als dass ihre Befolgung selbst aus Neigung vor sich geht.

Bezüglich der Zielbereiche braucht der schlichte Charakter durchaus nicht arm zu sein und der Mannigfaltigkeit zu ermangeln. Gewiss gibt es solche, deren Schlichtheit in Einseitigkeit besteht; man denke etwa an den „Familienphilister“, dessen Interessen und Willenshaltungen von der Familie völlig absorbiert werden, sodass für andere Wertbereiche keine Introzeptionsmöglichkeit besteht. Aber es gibt auch jene andere Schlichtheit, in der die Vielheit der Zielrichtungen von vorn herein zum Einklang gebracht ist; ein solcher Mensch besitzt eine Feinfühligkeit für die Akzentverteilung, die den Anforderungen der verschiedenen Zielbereiche in jeder Einzelsituation zukommt.

Aus den genannten Gründen spielt die *bewusste* Willensmotivation im schlichten Charakter eine relativ geringe Rolle. Denn die besonderen Ursachen für reichere Entwicklung von Phänomotiven: der Motiv-Konflikt, das Bedürfnis, die Genomotive zu verschleiern, und das Verlangen, die Tat zu rechtfertigen, treten ja in einer vorwiegend harmonischen Willenshaltung sehr zurück. Soweit Phänomotive vorkommen, werden sie meist als adäquate Äusserungen der Genomotive gelten können. Es wird also eine Umdeutung auf Grund der Motiv-Heterogenie nicht erforderlich sein ¹⁾.

Im *gespaltenen* Charakter herrscht Unstimmigkeit und Spannung. Dies gilt vor allem bezüglich der beiden grossen Funktionsarten der Strebungen: die aus der Triebdynamik gradlinig

¹⁾ Das Bestreben der Tiefenpsychologie, weitgehend hinter manifesten Motiven *andersartige* „eigentliche“ Motivationen zu suchen, kann daher bei schlichten Charakteren leicht auf Irrwege führen.

erwachsenden Bedürfnisse und Neigungen sind gegensätzlich zu den, in bewusstem Wählen, Normsetzen und Entscheiden sich bekundenden Willenshaltungen. Der gesplaltene Charakter kann die positive Durchführung und Organisierung seiner Willenshandlungen nur durchsetzen in fortwährender *Hemmung* gegenüber den vital verwurzelten Strebungen. Diese Hemmung kann in vollem Lichte des Bewusstseins vor sich gehen als Konflikt der nebeneinander bestehenden Phänomotive, als Kampf zwischen „Sinnlichkeit und Sittlichkeit“, zwischen „Neigung und Pflicht“. Sie kann aber auch in die personale Tiefe hinein wirken, indem sie den triebhaften Genomotiven verwehrt, in Phänomotiven adaequat bewusst zu werden. Während die erste Form der Hemmung, also das *bewusste* Gegeneinanderstreben von Neigung und Pflicht, insbesondere in moralphilosophischen Betrachtungen betont wird (Kant!) ¹⁾, ist die zweite Form, bei der der Konflikt *zwischen dem bewussten und dem unbewussten Streben* ausgetragen wird, das Thema der Tiefenpsychologie, welche ja auch die Begriffe der „Verdrängung ins Unbewusste“ und der symbolischen „Übertragung“ geschaffen hat.

Kann denn — so wird man fragen — bei einem solchen Auseinanderklaffen von Triebphäre und Willenssphäre überhaupt noch von Einheit des Charakters und Ganzheit der Person gesprochen werden? Bedeutet nicht die „Spaltung“ geradezu eine Zerreißung des Menschen in Teile, die nichts mit einander zu tun haben? Würde man diese Frage bejahen, dann dürfte man nicht einmal mehr von dem Konflikt der beiden Sphären sprechen. In Wirklichkeit ist gerade die zwischen ihnen bestehende Gegensätzlichkeit ein Beweis dafür, dass sie auf einem gemeinsamen Boden stehen, dass ihre Spannung zugleich der Totalstruktur des Menschen das Gepräge verleiht. Es handelt sich nicht um zwei gegeneinander gleichgültige Tatbereiche, von denen bald das eine, bald das andere den Menschen beansprucht; sondern sie machen sich fortwährend jenen ganzen Menschen streitig, zu dem sie beide gehören und ohne den sie ihren Sinn verlieren. Ja

¹⁾ In der Tat stellt sich heraus, dass gewisse grundsätzliche Unterschiede innerhalb der Moralphilosophie mit der oben besprochenen Typenscheidung zusammenhängen. So vertritt Shaftesbury das Ideal des harmonisch schlichten Charakters nach dem Vorbild der antiken *καλοκαγαθία*, während Kant nur den kämpferischen Charakter als Voraussetzung sittlichen Handelns gelten lassen will.

es ist schon zu viel gesagt, wenn wir der Triebshäre einerseits, dem Willen andererseits die Fähigkeit zuschreiben, selber gegen den anderen Faktor zu „kämpfen“; denn es ist die mit sich identische gesamtpersonale Entelechie und Dynamik, welche sich nur in verschiedenen, mit einander interferierenden, Ausstrahlungen entfaltet. Nicht der Personteil A kämpft mit dem Personteil B, sondern die Person kämpft mit sich; sie spaltet sich auf, um immer wieder die Spaltung durch ihre Einheit und in ihrer Einheit zu überwinden.

Im gespaltenen Charakter spielt die *Bewusstheit* eine ganz andere Rolle als im schlichten. Denn Bewusstsein ist ja ganz wesentlich *Konflikt-Erzeugnis* und *-Spiegelung*. Darum gibt es in einem solchen Menschen ein Gewoge von Phänomotiven vor und nach den Taten; und diese Phänomotive bedürfen nun allerdings der eingehenden Deutung und eventuell der Umdeutung, da die hinter ihnen wirksamen, unbewussten Genomotive von ihnen zum Teil abweichen. Die tiefenpsychologischen Symboldeutungen sind also ganz wesentlich auf die gespaltenen Charaktere zugeschnitten und haben auch hier eine partielle Berechtigung.

Die Verschiedenheiten des schlichten und des gespaltenen Charakters seien schliesslich an gewissen *dimensionalen* Merkmalen veranschaulicht.

In der *Vertikal*-Dimension zeigt der schlichte Charakter Einstimmigkeit von personaler Tiefe und Oberfläche, also von Sein und Erscheinung. Dem gespaltenen Charakter kommt gerade in der Tiefenrichtung Unstimmigkeit zu; seine Manifestation an der Oberfläche ist nicht identisch mit seinem Wesen in der Tiefe. Darum ist sein Wollen, auch wenn es ernst aussieht und subjektiv ernst gemeint sein mag, nicht immer in jener undiskutablen Weise ernsthaft wie beim schlichten Charakter, sondern oftmals verkapptes Versuchen und seiner selbst unbewusstes Spielen. Das „Ernstspiel“-Verhalten (s. S. 496) ist also hier viel stärker ausgeprägt, als beim schlichten Menschen, bei dem die Scheinwelt des Spiels und die Seinswelt des Ernstes sich nicht kreuzen und stören.

In der *Breiten*-Dimension macht sich die oben erwähnte „*Perspektivik* des Charakters“ typologisch bemerkbar. Beim

schlichten Charakter ist ihre Bedeutung geringer; die mannigfachen Bereiche der Willenszielung zeigen gleichsinnige Reaktionsweisen. Der gespaltene Charakter dagegen kann jeweils anders aussehen und sich geben, je nach dem er sich in Erotik, Familie, Beruf, Geselligkeit, Politik, religiösem Leben u.s.w. betätigt.

In der *Z e i t*-Dimension verläuft die Entwicklung des schlichten Charakters stetig, die des gespaltenen sprunghaft. Es besteht dann eben auch Spaltung zwischen den einzelnen Lebensphasen; der Charakter ist nie ein volles Definitivum, er bietet nicht jene Möglichkeit des Voraussagens für künftiges Verhalten, wie es dem eigentlichsten Begriff des Charakters entspräche.

Es gibt ferner bestimmte Lebensabschnitte, in welchen der Charakter besonders zur Gespaltenheit neigt. Dies gilt speziell von der Pubertätszeit. Innere Unstimmigkeit, schillernde Problematik und vorwiegendes Ernstspielverhalten sind kennzeichnende Züge des jugendlichen Charakters und können sich zeitweilig selbst bei solchen jungen Menschen bemerkbar machen, die der Grundanlage nach zum schlichten Typus gehören ¹⁾.

¹⁾ Allerdings wird dadurch die entwicklungstypologische Scheidung nicht verwischt zwischen solchen Jugendlichen, deren Reifung *r e l a t i v* stetig und ohne zu heftige Krisen verläuft, und jenen, deren Entwicklung unter stürmischen Wandlungen und Erschütterungen vor sich geht. Ich habe früher diese beiden Entwicklungstypen mit den Ausdrücken „evolutiv“/„revolutiv“ bezeichnet. Sie sind mit der oben besprochenen Typenscheidung nahe verwandt.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

SUGGESTION

I. DER BEGRIFF

Wir besprechen hier einen Begriff, der in erster Reihe *sozialpsychischer* Natur ist und sich daher nicht eindeutig in eine der Kategorien einordnen lässt, welche die Psychologie der Einzelperson beherrschen. Da aber dieser soziale Beeinflussungsprozess doch vor allem die Sphaere des Willens und Handelns betrifft, so erscheint es am angemessensten, ihn hier zu erörtern.

An einer früheren Stelle (S. 126) hatten wir „homogene“ von „heterogenen“ Reactionen unterschieden.

Homogen heisst eine solche Reaktion, in welcher die Antworthandlung dem äusseren Einfluss ähnlich ist. Sofern hierbei *äussere* Handlungen vollzogen werden, haben wir es mit *Nachahmungen* zu tun. Wenn dagegen die Anänelung in bestimmter Weise auf psychische Akte übergreift, dann liegt *Suggestion*swirkung vor.

Das Wort „Suggestion“ wurde zuerst in einem sehr engen Sinn in die Wissenschaft eingeführt; man verstand darunter die abnorme Beeinflussung, die im Zustande der Hypnose möglich ist. Bekanntlich vermag der Hypnotiseur dem künstlich eingeschläfertem Menschen in gewissen Grenzen „seinen Willen aufzuzwingen“; — d.h. der Hypnotisierte, der sonst gegen die Eindrücke der Aussenwelt völlig abgeschlossen ist, nimmt Anweisungen des Hypnotiseurs als Befehle auf, gegen welche ein Widerstand nicht möglich ist; er befolgt sie ohne Wissen und ohne Willen.

Später erkannte man, dass solche in der Hypnose gegebenen Anweisungen auch noch wirksam sein konnten, nachdem der

Hypnotisierte wieder geweckt war: „Posthypnotische Suggestion.“ Endlich wurde man darauf aufmerksam, dass die Versetzung in den hypnotischen Zustand überhaupt nicht erforderlich sei für derartige Wirkungen; denn auch während des Wachzustandes kann eine Willenseinengung bei einem Menschen durch einen anderen herbeigeführt werden: „Wachsuggestion.“

Damit war der Begriff der Suggestion in die allgemeine Psychologie des normalen Menschen eingeführt. Denn nachdem man einmal hellsichtig für solche Übertragungsvorgänge geworden war, entdeckte man sie allerorten innerhalb des Alltagslebens und in durchaus normalen Situationen. Wenn diese Suggestionen auch meist nicht in so auffallenden, ja erschreckenden Formen auftraten, wie in der Hypnose, so war dafür ihre Breitenwirkung um so bedeutender, da schliesslich kein Verhalten und Erleben des Menschen von ihnen frei zu sein schien, und da sie sich zu starken massenpsychischen Erscheinungen, den sogenannten „Massensuggestionen“ zusammenballten.

So steht jetzt die Psychologie vor der Aufgabe, der übertriebenen Verallgemeinerung dieses Begriffs einen Damm entgegenzusetzen. Wenn man nämlich der hier und da merkbaren Neigung nachgibt, alle Übertragungen und Ausbreitungen von Kenntnissen, Gesinnungen und Willensimpulsen als Suggestionen zu bezeichnen und damit die Funktion der Erziehung, der Belehrung, der Überredung, der politischen Meinungsbildung u.s.w. ganz in Suggestionswirkungen aufzulösen, dann hat das Wort völlig seinen Sinn verloren und ist in der Wissenschaft unbrauchbar.

Wir definieren: „Suggestion ist unmittelbare Übertragung (bzw. Übernahme) einer Stellungnahme“ — und erläutern die Hauptmerkmale dieser Definition. Hierbei sei der Faktor, der die Suggestion erzeugt, mit S bezeichnet; S kann eine Person sein („Suggestor“), aber auch eine Personenmasse, eine Sache, ein Vorgang. Der Empfänger der Suggestion heisse E.

a) Nur dort liegt Suggestion vor, wo eine bestimmte Stellungnahme in dem E erzeugt wird. Die Übermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten von S zu E, oder die Beibringung von Verhaltensmassregeln und Verhaltensweisen, ist an sich keine Suggestion. Nur das Stellungnehmen — also die innere eigene Entscheidung, das Eintreten der Person für oder wider einen im

Bewusstsein geweckten Inhalt—ist einer suggestiven Beeinflussung zugänglich. Es entsteht daher die Paradoxie, die jedem wirklichen Suggestionsempfang eigentümlich ist: dass der Selbständigkeitsglaube des E im Widerspruch steht zu der tatsächlichen Unselbständigkeit seines Stellungnehmens. Der Mensch glaubt etwas mit seinen eigenen Sinnen wahrzunehmen, oder glaubt von sich aus ein Wertgefühl oder ein Werturteil gewonnen zu haben, das ihn Ja oder Nein sagen lässt zu irgend einem gegebenen Tatbestand, oder glaubt seinen Willensentschluss aus seinen persönlichen Motivationen erarbeitet zu haben — und ist doch in Wirklichkeit nur der Übernehmer und Nachahmer der Stellungnahme eines Anderen.

b) Nicht jede Stellungnahme, die jemand von einem anderen übernimmt, fällt unter den Begriff der Suggestion. Wenn die Beeinflussung vermittelt wird durch solche geistigen Hilfsmittel, die dem E erlauben, sein Stellungnehmen selbst zu wählen, zu begründen und zu kontrollieren, dann haben wir es mit Unterricht und Willenserziehung zu tun, nicht mit Suggestion. Der Begriff Suggestion ist auf diejenigen Vorgänge zu beschränken, in denen die Stellungnahme von S auf E ohne solche Zwischenglieder vor sich geht, wo also der bloße Umstand, dass S diese Stellungnahme vormacht, genügt, um E zu ihrer Nachahmung zu veranlassen.

c) Daher gehört zur Suggestion eine Totalbeziehung zwischen S und E, eine Atmosphäre, welche Beeinflusser und Beeinflussten gemeinsam umfängt. Es ist eine zunächst ganz eingebettete Wirkung, die erst sekundär die Einzelbereiche und Akte des Stellungnehmens bestimmt. E reagiert gesamtpersonal auf S; er verzichtet auf sein individuelles geistiges Tun und schwingt mit in jenen Schwingungsrhythmen, die der Eigenmelodie des S zukommen. Das ist natürlich nur ein Bild; aber gerade solche gesamtpersonalen Tatbestände sind ja dadurch gekennzeichnet, dass sie der Analyse widerstehen und nur umschrieben werden können.

Wir haben nunmehr zu untersuchen, wie sich die zweigliedrige Suggestionsbeziehung in jedem der beiden Glieder S und E darstellt. Wir beginnen, aus bald verständlichen Gründen, mit E.

II. EMPFANG DER SUGGESTION

Drei Bedingungen gehören dazu, um in irgend einer Person E eine Suggestionwirkung zustande zu bringen.

E muss erstens eine personale Gesamtbeschaffenheit besitzen, welche den Verzicht auf eigenes Stellungnehmen und die Übernahme des fremden begünstigt: *S u g g e s t i b i l i t ä t*. Diese Eigenschaft hat verschiedene Aspekte; in ihr kann ebenso Unselbständigkeit und Bequemlichkeit enthalten sein, wie Weltaufgeschlossenheit; Kritiklosigkeit ebenso wie Gläubigkeit; Mangel an Initiative ebenso wie Hingabebedürftigkeit. Diese Verbindung von negativen und positiven Merkmalen ist für das ganze Gebiet der Suggestion wichtig und wird uns noch mehrmals begegnen.

Eine weitere Voraussetzung für das Zustandekommen einer Suggestion ist die Schaffung der oben erwähnten „Gesamtatmosphäre“ durch die *S i t u a t i o n*. E unterliegt eigentlich niemals bloss einzelnen Suggestionseizen, sondern stets einer suggestiven Umweltkonstellation im ganzen.

Für das Kleinkind stellt das Zusammensein mit der Mutter eine solche Situation dar. — Der einfache Mann, der zum ersten Mal als Zeuge vor Gericht steht, empfängt schon von diesem Milieu her eine starke potentielle Suggestion, noch ehe irgend eine aktuelle Suggestion, etwa in Form des Verhörs, auf ihn ausgeübt worden ist. — Das Beieinander gewaltiger Menschenmassen: bei Wettspielen, in politischen Demonstrationen u.s.w. schafft gleichfalls jene unbeschreibbare Atmosphäre, in welche jeder Einzelne eintaucht, um sich den anonymen Impulsen hinzugeben, auch in seinen Stellungnahmen.

Man sieht aus diesen Beispielen, dass es besonders gefühlsgesättigte Situationen sind, welche das Zustandekommen von Suggestionen begünstigen; und zwar handelt es sich hierbei um solche Gefühle, die der Entwicklung eines ruhigen, selbständigen Urteils hinderlich sind.

Endlich hängt die Wirksamkeit der Suggestion auch von dem personalen *B e r e i c h* ab, der durch die Beeinflussung in Anspruch genommen wird. Kein Mensch hat eine allgemeine Suggestibilität bestimmten Grades in dem Sinne, daß sie sich gleichmäÙig auf alle Gebiete des Interesses und der Betätigung erstreckte. Vielmehr gibt es Gebiete, die der Mensch in bevorzugter

Weise mit eigenen und geistig vorbereiteten Entscheidungen bearbeitet, und auf denen er daher widerstandsfähiger gegen Suggestionen ist; oft sind es die Gebiete des spezifischen Berufs. Da aber eine solche selbständige Geistesarbeit einen starken Kraftaufwand erfordert, so bleibt der Stellungnahme auf anderen Gebieten, aus Kraftökonomie oder aus Trägheit, diese Selbstentscheidung verwehrt; und man begnügt sich mit der bequemeren Übernahme fremder Stellungnahmen ohne eigene Überlegung und Kritik. So besitzen viele Menschen im Bereich ihrer spezifischen Sachkenntnis eine starke Selbständigkeit und Unbeeinflussbarkeit des Urteils und Willens; sobald sie sich aber auf ein anderes Gebiet, z.B. das der Politik begeben, können sie zum Opfer grösster Suggestionseinflüsse werden und Schlagwörter mit einem Eifer weitertragen und befolgen, als ob diese reife Produkte ihrer selbsterarbeiteten Stellungnahme wären.

Eine weitere Begrenzung kann die Suggestibilität aus der Sphäre des Willens erfahren. Wenn die durch den Suggestor z u g e m u t e t e Stellungnahme stark eingewurzelten Richtungen des Willens widerspricht, dann können von diesen Hemmungen ausgehen, die selbst einen sonst recht beeinflussbaren Menschen suggestionsfest machen. Nur solche Stellungnahmen sind suggerierbar, die eine gewisse Resonanz in eigenen Willenshaltungen finden.

Diese Feststellung ist auch von grosser praktischer Wichtigkeit, namentlich bezüglich der Frage, welchen Anteil die Suggestion beim Zustandekommen von Verbrechen habe. Gewiss kann die Lektüre von Detektivgeschichten oder der Anblick von Verbrecherfilmen auf Jugendliche in starkem Masse suggestiv wirken, aber doch nur dann, wenn eine gewisse Anlage diesen Einflüssen entgegenkommt. Auch bei Suggestionen herrscht das Konvergenzprinzip; niemals ist der Mensch ein rein passives Opfer für beliebige Suggestionen; er verhält sich auf Grund seiner Willensstruktur s e l e k t i v zu ihnen.

Zuweilen hat man der sogenannten p o s t h y p n o t i s c h e n Suggestion eine unheimliche Wirkungsmöglichkeit zugeschrieben. Da der Mensch in der Hypnose völlig willenlos sei, so glaubte man, die Suggestion eines Verbrechens, die er in diesem Zustande empfangen habe, müsse später mit unwiderstehlicher Gewalt

zur Ausführung drängen. Bisher ist aber noch nicht ein einziges Mal ein solcher Fall nachgewiesen worden, und das ist durchaus verständlich, da selbst in der Hypnose jene Widerstände der Willenshaltung, wenn auch völlig unbewusst, wirksam sind.

Ein interessantes Beispiel hierfür, das freilich nichts mit kriminellen Fragen zu tun hat, verdanke ich einer mündlichen Mitteilung von Dr. Lundholm (Duke University, Durham, N.C.). Eine sehr leicht hypnotisierbare Dame, die sonst jede während der Hypnose erteilte Suggestion nach dem Erwachen unweigerlich ausführte, versagte bei einer bestimmten Aufgabe, und zwar immer wieder. Es war ihr suggeriert worden, sie solle nach dem Erwachen die Zahlenreihe von 1—10 hersagen, aber unter Fortlassung der 8. Sie sagte die Reihe auf, aber vermochte die 8 nicht fortzulassen. Als Ursache gab sie an, dass sie Mathematikerin sei, und dass sie, aus ihrer mathematischen Einstellung heraus, diese Unregelmäßigkeit innerlich nicht habe akzeptieren können. Hier war die innere Hemmung stärker als der sonst so mächtige Suggestionseinfluss.

III. AUSÜBUNG DER SUGGESTION

Während der Empfänger einer Suggestion E stets ein Einzelindividuum sein muss, liegen bei dem beeinflussenden Faktor S verwickeltere Bedingungen vor.

1. Suggestive Persönlichkeiten

In zahlreichen Fällen ist auch hier ein Einzelindividuum wirksam. Führer auf allen Gebieten sind fast stets zugleich große Suggestoren, mag es sich um Erziehung, Politik, Religion, Wirtschaft handeln. Wir brachten ferner soeben die Beispiele von der Mutter, die auf ihr Kind, von dem Richter, der auf den Angeklagten und die Zeugen suggestiv einwirkt. Die Fähigkeit eines Menschen zu solchen Wirkungen wird als *Suggestivität* bezeichnet; und wiederum stehen wir vor einem gesamtpersonalen Tatbestand, der einer Analyse widerstrebt. Man mag noch so sehr die Stimme, den Blick, die Rednergabe, die Geistesgegenwart, die Klugheit, die Willensstärke und andere Sondereigenschaften im einzelnen heranziehen, um solche Wirkung zu erklären: im Grunde ist es die Person in ihrer unauflösbaren Totalität, die sich anderen Menschen richtunggebend aufzwingt; und

erst von dieser Totalbeschaffenheit aus gewinnen dann Augenausdruck, Beredsamkeit u.s.w. jene „Strahlbedeutung“ als suggestive Kundgaben.

Allerdings gilt auch für die Suggestivität — ebenso wie oben für die Suggestibilität —, dass ihre Wirksamkeit von Atmosphäre und Partner abhängig ist. Es muss zwischen dem Suggestor und dem Suggestionsempfänger eine Resonanz bestehen, damit sich die Einflussfähigkeit des ersteren entfalten kann. So mancher Lehrer übt eine starke Suggestivwirkung auf einige wenige Schüler aus, zu denen er diesen „Rapport“ hat, während die übrige Schülerschar dem Einfluss unzugänglich bleibt.

Unter wertendem Gesichtspunkt ist Suggestivität wiederum zweideutig. Alle grossen *F ü h r e r p e r s ö n l i c h k e i t e n* der Weltgeschichte, alle Verkünder neuer Ideale, konnten ihre Taten nur durch ihre hinreissende und mitreissende Suggestionenwirkung vollbringen. Aber auch alles *V e r f ü h r e r t u m*, im grossen und kleinen, wird durch diese Eigenschaft erst möglich. Menschen von starker Suggestivität, die nicht zugleich die ungeheure, mit ihrer Fähigkeit verbundene Verantwortlichkeit spüren, können im blossen Genuss ihrer irrationalen Macht schwelgen und, unbekümmert um den Wert der Ziele, der Gefolgschaft oder einzelnen Hörigen ihre (wahre oder scheinbare) Gesinnung und Willensbeschaffenheit aufoktroyieren.

2. M a s s e n - u n d S a c h - S u g g e s t i o n

Doch nicht jeder Suggestiveinfluss geht direkt von einer Einzelperson aus; er kann auch einen *ü b e r - o d e r u n p e r s ö n l i c h e n* Ursprung haben. Überpersönlich ist die Wirkung von Menschenmassen, unpersönlich die von Sachen. Aber auch diese Wirkungen sind nur dadurch möglich, dass in den Massen und Sachen *S t e l l u n g n a h m e n* zum Ausdruck kommen, die übernommen werden können.

Wenn sich im Theater nach dem Fallen des Vorhangs ein Sturm des Beifallklatschens erhebt, so mag ein einzelner Zuschauer *E* zunächst nur rein motorisch angesteckt werden: er klatscht auch. Das wäre ein blosser Nachahmungsakt. Aber die Ansteckung springt unmerklich ins Psychische über: die Stellungnahme der Begeisterung, die sich in dem Klatschen der

Anderen manifestiert, ruft in E mit den nachgeahmten Ausdrucksbewegungen auch verwandte Gefühle hervor: die Suggestion ist perfekt.

Ein solcher Übergang von äusseren zu inneren Nachahmungen ist bei Massensuggestionen öfters zu beobachten. Wenn z.B. eine neue Mode auftaucht, so ist die erste Reaktion darauf ein *Mitmachen*-wollen, woraus dann allmählich ein *Mitfühlen* wird. Die neue Hutform etwa wird zunächst gewählt, weil sie modern ist; aber bald ist die Trägerin überzeugt, dass sie den Hut wählte, weil er schön sei; ihre ästhetische Stellungnahme wird schliesslich so stark von der Umgebung beeinflusst, dass es ihr unbegreiflich erscheint, wie sie der früheren Hutform jemals gleiche Wohlgefälligkeitsgefühle entgegenbringen konnte.

Für Suggestion durch Sachen diene als Beispiel die Wirkung der *Reklame*. Wenn eine Stadt mit Ankündigungen einer neuen Zigarettenmarke überschüttet wird, so spricht aus jedem Plakat nicht nur die sachliche Mitteilung: Marke N. existiert, sondern die verhüllte und unverhüllte Stellungnahme: sie ist besonders gut, billig, kurz: kaufwürdig. Die suggerierte Stellungnahme kann allmählich dem Bewusstsein eines Rauchers so eingebettet werden, dass der Ursprung ganz vergessen wird; er verlangt im Laden die Marke N., nicht weil er sich erinnert, dass sie in Ankündigungen empfohlen worden ist, sondern weil er nun schon den selbstverständlichen Glauben an ihre Kaufwürdigkeit besitzt.

Die Stellungnahme, die von dem suggerierenden Faktor S ausgeht, um E zu beeinflussen, muss irgendwie wahrnehmbar in die Erscheinung treten. Dagegen ist es nicht notwendig, dass eine *wirkliche* innere Stellungnahme dieser Art bei S vorliegt. Spielerische, unechte, fingierte Stellungnahmen können ebenso suggestiv wirken wie echte. Ob der Fabrikant der neuen Zigarettenmarke wirklich von ihrer besonderen Güte überzeugt ist, ist für die Wirksamkeit seiner Reklame gleichgültig. Der Richter, der an den Zeugen die Suggestivfrage stellt: „Hatte der Mann nicht ein Messer in der Hand?“ — braucht garnicht an die Richtigkeit des Tatbestandes „Messer in der Hand des Angeklagten“ zu glauben; aber der Zeuge glaubt, dass der Richter daran glaubt; und so wirkt die Frage suggestiv.¹⁾

¹⁾ Weitere Beispiele erwähnten wir schon früher: vgl. S. 230 (Binets Flaschenversuch) und S. 454 (Märchenerzählerin).

An dieser Stelle wird nochmals die ambivalente Bedeutung der Suggestion klar. Der ansteckende Einfluss fingierter Stellungnahmen hat gewiss vielfach im Leben ihren berechtigten Platz; die Wirkung der Kunst — vor allem der Schauspielkunst — beruht grossenteils darauf. Aber im Ernstleben können sie die stärksten Verheerungen anrichten. Im Wesen der Suggestion liegt ja das blinde Hinnehmen der dargebotenen Stellungnahme, also das Fehlen jeder Kritik an ihrem Echtheitsgehalt. Daher können suggestive Menschen sich geradezu herausgefordert fühlen, die Suggestibilität der Anderen durch geheuchelte Stellungnahmen auszunutzen: mundus vult decipi, ergo decipiatur. Hier liegt vielleicht der psychologische Grundunterschied zwischen der suggestiven Führernatur und der suggestiven Verführernatur: jener überträgt seine echte Stellungnahme auf seine Anhänger, dieser spielt oder fingiert Stellungnahmen, um sich durch deren Übertragung die Anderen hörig zu machen.

3. Autosuggestion

Bei der „Autosuggestion“ sind die Faktoren S und E in derselben Person vereinigt und nur durch zwei verschiedene Funktionen repräsentiert.

Auch hier sollte man eine zu weite Fassung des Begriffs vermeiden; nicht jede Selbstbeeinflussung hat Suggestionsnatur. Ein Mensch, der durch andauernde Willensarbeit einen Fehler, eine schlechte Gewohnheit, eine Idiosynkrasie überwindet, hat nicht Autosuggestion, sondern Selbsterziehung geübt. Autosuggestion liegt nur dann vor, wenn die Wirkung nicht aus eigenem Willensentschluss und Willensimpuls, sondern aus einer, an sich willensfreien, Stellungnahme hervorgeht, wenn also ein Wunsch, eine Furcht, eine Erwartung sich umsetzen in den Glauben an die Realität ihres Inhalts.

Das Schiller'sche Gedicht „Die Erwartung“ kan geradezu als Musterbeispiel gelten. Der Liebende erwartet im Garten die Geliebte; und die verschiedensten, akustischen und optischen, Eindrücke werden autosuggestiv als Anzeichen der Nahenden aufgefasst, um freilich im nächsten Augenblick als Täuschung durchschaut zu werden:

„Hör' ich das Pförtchen nicht gehen? Hat nicht der Riegel geklirrt? —
Ach, es war des Windes Wehen, der durch diese Pappeln schwirrt.“

.....
„Sah' ich nichts Weisses dort schimmern? Glänzt's nicht wie seidnes Ge-
wand? —

Nein, es ist der Säule Flimmern an der dunklen Taxuswand.“

Autosuggestive Wirkung eines W u n s c h e s liegt in folgendem Beispiel vor. Einer jungen Frau ist das Berufsgebiet oder eine besondere Liebhaberei des Mannes ursprünglich durchaus fremd und gleichgültig. Aber ihr Wunsch nach möglichst weitgehender seelischer Gemeinschaft mit dem Manne führt dann dazu, dass jene Gebiete eine Gefühlsbetonung bekommen, die allmählich mehr und mehr Echtheit und Unmittelbarkeit gewinnt. Schliesslich würde sie es weder anderen noch sich selbst eingestehen, dass ihre Musikbegeisterung oder ihr Sportinteresse, oder was es sonst sein mag, erst das sekundäre Suggestionserzeugnis einer anderen seelischen Tendenz innerhalb ihrer eigenen Person sei.

Ein letztes Beispiel möge zeigen, wie auch eine streng exakte, wissenschaftliche Methode keine volle Sicherung gegen Autosuggestion gewährt.

Zur Zeit der Strahlungsentdeckungen hatte ein französischer Physiker geglaubt, eine neue Art von Strahlen gefunden zu haben, deren Wirksamkeit sich darin äussern sollte, dass ein glühender Draht im Augenblick der Durchleitung der neuen Strahlen etwas heller aufleuchtete. Jedes Mal bei Einschaltung der Strahlen sah er das Hellerwerden, bei Abblenden der Strahlen das Matteredwerden des glühenden Drahtes. Auch seine Assistenten sahen es — aber kein anderer Physiker konnte das Experiment wiederholen. Schliesslich musste der Entdecker bekennen, dass er sich geirrt habe. Wunsch und Erwartung hatten auf seine Sinneswahrnehmung als Autosuggestion (zugleich auf die Wahrnehmung seiner Assistenten als Fremdsuggestion) gewirkt ¹⁾.

4. K o n t r a s u g g e s t i o n

K o n t r a s u g g e s t i o n besteht darin, dass die Stellungnahme von S durch die e n t g e g e n g e s e t z t e Stellungnahme von E beantwortet wird. Es gibt Menschen, welche eine Mode gerade darum nicht mitmachen, weil sie von allen Anderen als richtunggebend angenommen wird; andere, die

¹⁾ Vgl. den Bericht von Otto Sackur.

durch eine Massenstimmung in der Kirche, bei einer Versammlung, bei einer Festlichkeit nicht mit fortgerissen, sondern in eine oppositionelle Stimmung versetzt werden. Es gibt Kinder, welche eine Speise, eine Spielsache eben deshalb heftig ablehnen, weil sie von den Erwachsenen als besonders wohlgefällig und begehrenswert dargeboten werden.

Dem äusseren Aspekt nach hat ein solches Verhalten mit Suggestion überhaupt nichts zu tun; scheint es doch eine besonders starke Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu bekunden. Aber oft genug ist das nur der oberflächliche Schein. Es gibt neben der Opposition aus individueller Stärke auch die Opposition aus Schwäche. Wohl ist der Wunsch vorhanden, sich nicht einfach mitreissen und gängeln zu lassen. Aber da die Kraft zu eigener Entscheidung und Willensbildung fehlt, gibt man sich doch den äusseren Eindrücken weitgehend hin — nur dass man ihr Vorzeichen umkehrt. Das blosses Neinsagen ist noch nichts weniger als Originalität; denn weder das Thema des Stellungnehmens noch die Art seiner Behandlung ist auf eigenem Boden gewachsen. Blinde Opponenten besitzen keine stärkere Widerstandsfähigkeit gegen Suggestion als blinde Nachbeter.

IV. EXPERIMENTELLE UNTERSUCHUNGEN¹⁾

Als Problem der Experimentalpsychologie ist uns die Suggestion bereits in Verbindung mit Fragen der Wahrnehmungs- und Erinnerungstäuschungen begegnet²⁾; hier seien nur noch wenige Bemerkungen angeführt.

Man kann sowohl den S-Faktor wie den E-Faktor der Suggestion experimentell prüfen, d.h. die Suggestivität bestimmter Einflussfaktoren, und die Suggestibilität bestimmter Individuen.

1. Suggestive Faktoren.

Ein geeignetes Objekt für die erste Problemstellung ist die

¹⁾ Umfassendere Veröffentlichungen über Suggestionsexperimente gab es vor allem um die Jahrhundertwende. Vgl. Binet's Buch „La suggestibilité," und viele Abhandlungen in den zwei Bänden der „Beiträge zur Psychologie der Aussage." Späterhin sind nur noch gelegentlich Einzeluntersuchungen publiziert worden.

²⁾ Vgl. S. 230 u. S. 354.

S u g g e s t i v f r a g e. Denn die Art der Fragestellung (z.B. in Aussageuntersuchungen) ist experimentell vielfach variierbar. So wurde z.B. von Binet, sowie von Lipmann und Wendriner festgestellt, dass die fälschende Wirkung einer Verhörfrage um so stärker war, je suggestiver die Frage formuliert wurde.

Eine Stufenleiter der suggestiven Frageformulierung in Bezug auf denselben Sachverhalt zeigt das folgende Beispiel.

Auf einem Bilde, das zu Aussagezwecken benutzt wird, befindet sich unter anderem ein Hund. Dieses Tier kann, nach Wegnahme des Bildes, in verschiedenen Weisen Gegenstand einer Verhörfrage werden:

- 1) „Ist ein Tier auf dem Bilde zu sehen?“ (Unsuggestive Frage).
- 2) Ist eine Katze auf dem Bilde zu sehen?“ (Naheliegung einer falschen Vorstellung; mildere Suggestion).
- 3) „Ist nicht eine Katze auf dem Bilde zu sehen?“ oder: „Nicht wahr, eine Katze ist doch auf dem Bilde?“ (sogenannte „Erwartungsfrage“. Der Verhörte wird in den Glauben versetzt, dass der Fragende die Existenz der Katze annimmt und daher die Antwort „Ja“ erwartet; stärkere Suggestion).
- 4) Welche Farbe hat die Katze, die auf dem Boden sitzt? (Sogenannte „Voraussetzungsfrage“. Die angebliche Existenz der Katze wird gar nicht mehr in Frage gestellt, sondern schon vorausgesetzt. Es gehört schon stärkere geistige Selbständigkeit dazu, um diese überaus suggestive Unterschlebung zurückzuweisen).

Die suggestive Wirksamkeit der **E r w a r t u n g** ist durch Binet und andere an Sinneswahrnehmungen experimentell untersucht worden. Aus einem Versuch von Kosog (Breslau) mit 8 $\frac{1}{2}$ jährigen Kindern sei Folgendes berichtet: K. zeigte jedem Prüfling ein weisses Papier mit einem schwarzen Punkt. Dann musste das Kind soweit zurücktreten, dass es den Punkt nicht mehr sah, und sich langsam dem Papier nähern, bis der Punkt sichtbar wurde. Der Versuch wurde dreimal wiederholt, sodass damit eine Erwartung für weitere Wiederholungen geschaffen war. Aber vor dem vierten Versuch wurde das Papier heimlich mit einem völlig leeren Stück Papier vertauscht. Trotzdem blieben viele Kinder in den nun folgenden drei Versuchen an ungefähr der gleichen Stelle stehen mit der Versicherung, dass jetzt der Punkt eben sichtbar werde. 51 % aller Schüler erlagen dieser Erwartungssuggestion. Noch stärker waren die Suggestionserfolge bei entsprechenden Versuchen mit Gehörs-, Geschmacks-, und Geruchs-Eindrücken.

2. Prüfungen der Suggestibilität

Experimentalprüfungen der Suggestibilität ergaben starke individuelle Unterschiede; Suggestibilität ist also als ein recht ausgeprägtes Merkmal der Individualität anzusehen. Allerdings ist der Symptomwert einer solchen Prüfung mit grosser Vorsicht zu beurteilen. Denn da, wie wir oben sahen, die Empfänglichkeit für Suggestion stark von der „Atmosphäre“ und von dem jeweilig aktivierten psychischen Bereich abhängt, so ist es möglich, dass der im Experiment gefundene Suggestibilitätsgrad durch die Versuchsbedingungen mitbeeinflusst ist und daher nur geringere individualdiagnostische Bedeutung hat.

Zietz stellte an einem Mädchen und einem Knaben Versuche an, bei welchen erst über ein Bild, dann über einen wirklichen Vorgang Aussagen zu machen waren. Das Mädchen konnte den Suggestivfragen über das Bild fast durchweg widerstehen, während es bei dem Wirklichkeitsversuch in der Mehrheit der Fälle der Suggestion unterlag. Beim Knaben verhielt es sich umgekehrt. Beide Kinder zeigten also eine ganz verschiedene Suggestibilität, je nach der Art der Prüfung. Das Ergebnis des Wirklichkeitsversuchs stimmte mit den, sonst über die Suggestibilität der Kinder gewonnenen Eindrücken viel besser überein als das Resultat des Bildversuches.

Die starke Abhängigkeit der Suggestibilität vom Alter ist überall hervorgetreten, wo Kinder verschiedenen Alters mit identischer Methode geprüft wurden. ¹⁾ Allerdings kann die Pubertätszeit eine neue Steigerung der Suggestionsempfänglichkeit namentlich für solche Seelengebiete bringen, die mit den veränderten Bedingungen des Trieb- und Gefühlslebens in Beziehung stehen.

Wenn man Suggestibilität mit „geistiger Unselbständigkeit“ identifiziert, dann muss man erwarten, dass zwischen Suggestibilität und Intelligenz eine hohe negative Korrelation bestehe. Diese Voraussetzung hat auch dazu geführt, dass man die Widerstandsstärke gegen Suggestiveinflüsse als Intelligenzsymptom bewertete und entsprechende Tests in Prüfungssysteme der Intelligenz einfügte. Aber hierbei wird die Eigenschaft „Suggestibilität“ doch viel einfacher aufgefasst, als es berechtigt ist. Vielfach haben gerade intelligentere Versuchspersonen eine

¹⁾ Zahlenwerte hierzu S. 263.

stärkere Suggestionsempfänglichkeit gezeigt als die weniger intelligenten (unter anderem in den oben erwähnten Versuchen von Kosog). Menschen von lebhaftem Geist haben oft eine lebhaft Phantasie, die einen fruchtbaren Boden für Suggestiveinwirkungen abgibt; auch kann Geltungsdrang und Ehrgeiz dazu führen, dass man nicht versagen will in dem, was der Suggestor von einem zu erwarten scheint — und so glaubt man dann schliesslich selbst, etwas bestimmtes zu sehen (bei Wahrnehmungssuggestionen), oder eine bestimmte Erinnerung zu besitzen (bei Suggestivfragen).

Für diese charakterologische Verankerung der Suggestibilität ist ein kleiner Versuch von Binet lehrreich. Ein Karton mit mehreren verschiedenartigen Gegenständen (Knopf, Stahlfeder, u.s.w.) wurde einer Gruppe von Versuchspersonen gleichzeitig kurz exponiert. Dann wurde nach den vorhandenen und auch nach einigen nichtvorhandenen Gegenständen gefragt. Sehr bald bildete sich in der Gruppe ein Führer aus, der in seinem Ehrgeiz, eine Leistung zu zeigen, stets als erster antwortete; er liess sich daher keine Zeit zur Besinnung und erlag besonders häufig den Suggestivfragen. Seine Sicherheit wirkte dann wieder auf die anderen suggestiv, die nun ebenfalls angaben, dies und das, was garnicht vorhanden gewesen war, gesehen zu haben. Die Suggestibilität hatte also bei dem Führer und bei den Nachfolgern eine ganz verschiedene Motivation.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DIE LEISTUNG UND IHRE PERIODIK

I. OBJEKTIVE UND PERSONALE LEISTUNG. ¹⁾

1. Objektive Leistung

„Leistung“ ist, in weitestem Sinne genommen, keine personalistische, noch weniger eine rein psychologische Kategorie. Unpersönliche Dinge, wie etwa Maschinen, vollziehen Leistungen stärkster Art. Der Nestbau des Vogels ist zweifellos eine Leistung, unabhängig davon, ob und welche seelischen Vorgänge daran beteiligt sind.

Das Wesen aller Leistungen — maschineller, wirtschaftlicher, tierischer, menschlicher — ist Werteschaffung durch Energieaufwand. Sowohl die erzeugten Werte, wie die aufgewandte Energiemengen sind messbar und vergleichbar. Dadurch ist eine Objektivierung der Leistungen, ihre vom Leistungserzeuger losgelöste Betrachtung möglich.

Man kann mehrere Leistungen in Bezug auf die Grösse der geschaffenen Werte vergleichen (Maschine A erzeugt im Tage doppelt so viel Güter wie Maschine B). Man kann sie in Bezug auf die Höhe des Energieaufwandes vergleichen (Maschine A. braucht dreimal so viel Kohlen, Öl, bedienende Arbeitskräfte, Herstellungs- und Reparatur-Kosten wie B.). Man kann endlich das Verhältnis beider Grössen messen; damit gewinnen wir das spezifische, objektive Leistungsmafs, das im Quotienten Nutzeffekt/Aufwand besteht. Das Leistungsmafs der Maschine A. würde hiernach zwei Drittel des Leistungsmafses der Maschine B. betragen.

Objektive Leistungsmessungen sind natürlich auch beim Men-

¹⁾ Spezialliteratur zum Leistungsproblem findet sich von allem in den Werken, Zeitschriften und Handbüchern der Psychotechnik und Arbeitswissenschaft.

schen durchführbar. Denn die von ihm erzeugten Werte, ebenso wie die dazu benötigten Aufwände, sind unter verschiedensten Gesichtspunkten vergleichbar mit denen anderer Menschen oder nicht menschlicher Substrate (Tiere, Maschinen). Hierbei ist es gleichgültig, welche Gesichtspunkte zur Messung der Werte und zur Feststellung des Aufwandes gewählt werden; solange es sich hierbei um Maßstäbe sachlicher (überpersonaler) Art handelt, sprechen wir von objektiven Leistungen. Wir können dann sagen, dass die objektive Leistungsfähigkeit einer Maschine gleich der von 10 Arbeitern ist. Wir nennen die objektiven Leistungen des siegenden Wettläufers grösser als die der Besiegten, oder die objektive Leistung eines Schülers höher als die seines Mitschülers, wenn er eine höherwertige Arbeit in gleicher Zeit, oder eine gleichwertige mit geringerem Zeitaufwand hergestellt hat.

2. Personale Leistung

Nun brauchen wir aber beim Menschen noch einen ganz anderen Leistungsbegriff; und gerade dieser ist unser eigentliches Problem: die personale Leistung. Sie ist zu definieren als: Werteschaffung durch Willenshandlung unter Aufwand personaler Kraft.

Die personale Leistung setzt also erstens eine Willenshandlung voraus. Die Maschine „handelt“ überhaupt nicht; sie funktioniert. Der nestbauende Vogel vollzieht schon eine Handlung, aber eine Instinkthandlung. Der Handwerker dagegen, der Sportler, der Schriftsteller, der Schüler, der etwas leistet, sie wollen Werte erzeugen.

Zweitens gehört zur personalen Leistung der Kraftaufwand. Während oben der Begriff der Energie als das ganz unpersönliche Quantum der Arbeitsfähigkeit verwandt wurde, soll hier der Begriff „Kraft“ in seiner ursprünglichen und unentbehrlichen Bedeutung gefasst werden; als die an einen lebendigen Träger geknüpfte, zur Überwindung von Widerständen dienende Aktivität. Der Begriff ist durchaus psychophysisch-neutral. Zwar kann die personale Kraft aus körperlichen Quellen (z.B. der Ernährung) oder aus psychischen Quellen (z.B. der Selbstzucht) gespeist sein; sie kann sich auch richten

auf körperliche Ziele (beim Turner) oder auf psychische Ziele (beim Grübler). Auch die Widerstände, gegen die sie sich verwirklicht, können physisch sein (z.B. Körperschwäche) oder psychisch (z.B. Begabungsmangel) — sie selbst steht aber jenseits der Scheidung, ist unmittelbarstes Merkmal einheitlich personaler Tätigkeit.

Ein gemächlicher Spaziergang verbraucht zwar Energieen und erzeugt auch Werte (z.B. Kräftigung des Körpers), kann daher unter gewisser Perspektive als objektive Leistung betrachtet werden; aber er ist keine personale Leistung, denn er erfordert nicht überwindende Kraft. Dagegen ist eine vielstündige Gebirgswanderung eine personale Leistung; ebenso die wenigen schwachen Schritte, die ein Genesender nach schwerer Krankheit zum ersten Male wieder zu machen sucht. Denn in diesen Fällen sind besondere Willensimpulse und Zusammenraffung der verfügbaren Kraft für die Durchführung der Handlung notwendig.

3. Das Verhältnis beider Leistungsarten. Die Selbstbeanspruchung.

Die Doppelsinnigkeit des Leistungsbegriffs führt nicht nur zu sprachlichen Unklarheiten, sondern erzeugt auch oft Verwirrung bei der Einschätzung von Leistungen menschlicher Individuen. Erst die hier entwickelte begriffliche Trennung kann Klarheit schaffen; man muss sich in jeden Falle Rechenschaft geben, ob man die objektive oder die personale Leistung zum Gegenstand der Leistungsbeurteilung macht. Oft bestehen schroffe Diskrepanzen zwischen beiden Wertungsweisen.

Zwei Beispiele:

In jedem Sport gelten bestimmte überindividuelle Wertungsskalen; ein Tätigkeitserfolg, der eine hohe Staffel in diesem Maßssystem einnimmt, gilt als „grosse Leistung“. Nun kann aber der eine geübte und sieggewohnte Sportler A. diesen Erfolgsgrad erreichen ohne grosse Mühe; „er leistet es spielend“ — während ein junger Anfänger B. alle seine Kräfte bis zum letzten anspannen muss, um jenen Effekt zu erzielen. Bei gleicher objektiver Leistung liegt dann bei A. überhaupt keine personale Leistung, bei B. eine sehr grosse vor.

2). In einer Schulklasse sei eine Rechenarbeit geschrieben wor-

den. Objektiv gesehen müssen die Arbeiten aller Schüler an dem Höchstmaßstab der Fehlerlosigkeit gemessen und danach die Leistungen rangiert werden. Zugleich aber hat der Lehrer auch die Aufgabe zu individualisieren: und unter diesem Gesichtspunkt ist die personale Leistung des rechnerisch unbegabten Schülers, der es diesmal durch intensivste Vorbereitung und durch grösste Anspannung während der Arbeit zu nur 5 Fehlern gebracht hat, höher zu bewerten als die fehlerfreie Arbeit seines hochbegabten Klassenkameraden.

Überall dort, wo menschliches Tun eingeordnet wird in grosse soziale oder wirtschaftliche Zusammenhänge, und wo deshalb das Ergebnis dieses Tuns aufs Engste verknüpft ist mit anderen *ausserpersönlichen* Faktoren und Werteschaffungen, wird die objektivierende Leistungseinschätzung überwiegen müssen. Eine mäfsige Rechenleistung mag, wie in unserm letzten Beispiel, eine noch so aner kennenswerte personale Leistung sein: für einen Beruf, der ohne hohe objektive Rechenleistungen nicht erfolgreich ausgeführt werden kann, macht sie nicht geeignet. Befähigungsnachweise, pädagogische Examina, psychotechnische Prüfungen, sportliche Wettkämpfe u.s.w. haben es vornehmlich mit der Einreihung der individuellen Leistungen in *objektive* Wertungsskalen zu tun. Gleiches gilt für rein wirtschaftliche Leistungsberechnungen (vgl. unser obiges Beispiel von der Gleichsetzung der Arbeitskraft von 10 Arbeitern mit der einer Maschine).

Aber immer wieder muss daran erinnert werden, dass Menschen nicht blosse Erzeuger objektiver Leistungseffekte, sondern selbsttätige, um Werterzeugung sich mühende Personen sind. Und diese Bemühung, auch wenn sie nur mindere objektive Werte erzielt, ist doch nun in ganz anderem Sinne werterzeugend: *sie steigert den Selbstwert der Person!* Wer sich um objektive Leistung bemüht, vollzieht damit schon eine *personale* Leistung: er stellt Ansprüche an sich, arbeitet an sich selbst, überbaut sein bloss vitales Dahinleben durch aktive Wert-Introzeption. Indem er „sein Bestes zu geben“ versucht, strebt er danach das Beste, das potentiell in ihm vorhanden ist, zu werden. Lipmann hat neuerdings diesen zentralen Faktor jeder personalen Leistung als „*Selbstbeanspruchung*“ bezeichnet. *In magnis et voluisse sat est.*

Die Beziehungen dieser personalen Selbstbeanspruchung zur Ermöglichung objektiver Leistungen sind recht verwickelt.

Voraussetzung dafür, dass ein Mensch auf irgend einem Wertgebiet etwas „leistet,“ ist ja zunächst, dass er die R ü s t u n g s - d i s p o s i t i o n e n besitzt, die zur Durchführung der Aufgabe gehören. Es sind dies, sofern es sich um geistige Dispositionen handelt, die Begabungen: Allgemeinbegabungen wie Intelligenz und Gedächtnis, Spezialbegabungen oder „Talente,“ die auf begrenzte Wertbereiche bezogen sind.¹⁾ Hierzu kommen dann die körperlichen oder psychophysisch neutralen Rüstungsdispositionen: Gesundheit, Körperstärke, Geschicklichkeit u.s.w. Aber die Umsetzung dieser Leistungs-„Fähigkeiten“ in tatsächliche Leistungen geht nicht von selbst vor sich. Hier greift vielmehr die S e l b s t b e a n s p r u c h u n g als Realisierungsfaktor ein; von ihr hängt es weitgehend ab, was mit jenem latenten Schatz an Gaben und Fertigkeiten gemacht wird. Entschluss und Tat, Willensruck und vor allem Konzentration der Kraft auf das gesetzte Ziel — das sind die Erzeugnisse dieser Selbstbeanspruchung.

Die Disponiertheit zur Selbstbeanspruchung ist nun nicht weniger individuell verschieden, als die oben erwähnten Leistungsfähigkeiten; Lipmann bezeichnet diese Disposition als „Leistungsbereitschaft“. Zwei Individuen, die auf einem Gebiet gleich „begabt“ sind, berechtigen doch zu ganz verschiedenen Leistungserwartungen, wenn ihre Leistungsbereitschaft verschieden ist. Umgekehrt kann ein Manko an Begabung durch stärkere Fähigkeit zur Selbstbeanspruchung auch im Sinne der objektiven Wertproduktion unter Umständen mehr als ausgeglichen werden.²⁾

Auf Grund dieser Erwägung muss man eine elemententheoretische und mechanistische Auffassung auf dem Gebiet menschlicher Leistungserwartung zurückweisen.

Weder der Nachweis bestimmter körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten, noch der Nachweis bestimmter geistiger Fähigkeiten liefern die Gewähr für ein entsprechendes tatsächliches Leisten. Hierin eben u n t e r s c h e i d e t sich der Mensch von der Maschine, deren reale Leistung mit grosser Wahrschein-

¹⁾ Vgl. S. 433.

²⁾ Vgl. S. 434.

lichkeit vorausgesagt werden kann, wenn man die Leistungsmöglichkeiten der einzelnen Teile und die Art ihres Zusammenwirkens kennt.

Ein hoher Grad von Selbstbeanspruchung wird zunächst den Wert der objektiven Leistung erhöhen; wer sich mehr bemüht, wird auch mehr erreichen. Aber auch die umgekehrte Beziehung besteht. Starke Mühegebung ist ja zugleich ein starker Kraftverbrauch; und diese Kraft kommt nicht allein dem objektiven Leistungszweck zu gute, sondern muss zum Teil auch für die, dem eigenen Willen zuzuführende, Anspannung verbraucht werden. Darum verlangt die Kraftökonomie des Menschen eine Sparsamkeit der Selbstbeanspruchung. Je geringer die Anstrengung, die auf Leistungen verwandt werden muss, um so vollständiger und ausdauernder kann der vorhandene Energievorrat der Erzeugung objektiver Leistungen dienstbar gemacht werden. Oder anders ausgedrückt: bei einem gegebenen Energiequantum nimmt mit Abnahme des personalen Leistungsanteils die Chance und Höhe der objektiven Leistung zu.

II. PERIODIZITÄT

1. Allgemeines

Die Leistungsfähigkeit eines Menschen ist niemals im Zeitablauf konstant. Vielmehr macht sich das allgemeine Gesetz, dass alles Lebensgeschehen periodisch abläuft, gerade beim Leistenkönnen sehr aufdringlich und mannigfaltig bemerkbar. Die Periodik ist in erster Linie *innerpersonal* bedingt; äussere Einflüsse sind nur innerhalb enger Grenzen wirksam. Sie ist ferner psychophysisch neutral; organische wie Aufmerksamkeitsfunktionen, körperliche wie geistige Leistungsfähigkeit sind ihr unterworfen.

Die Gesamtform der personalen Periodik wird bestimmt durch die *Superposition* von dynamischen Wellen verschiedenster Grössenordnung. Von den Aufmerksamkeitsschwankungen innerhalb weniger Sekunden bis zu den, viele Jahre umfassenden, Entwicklungsperioden gibt es eine ganze Reihe von, sich über- und unter-ordnenden oder sich kreuzenden, Periodensystemen. Ihre Trennung ist freilich nur in der Abstraktion

möglich. Im wirklichen Leben sind sie nichts als unselbständige Momente in dem Gewoge des Lebensabflusses — vergleichbar der bewegten See, deren Oberfläche durch die gewaltige Ebbe-Flut-Periode, durch meter-lange Wogen, kleinere Wellen und kleinste Kräuselungen gemeinsam ihre Gesamtform erhält. Aber der Vergleich passt doch nicht vollständig; denn während bei dem Meer, das eine „Sache“ ist, eine Vielzahl physikalischer Kräfte als hinreichende Bedingung für die resultierende Gesamtform angesehen werden darf, ist die personale Periodik in erster Linie eine aus dem Total der Person selber quellende dynamische Form; und die relative Selbständigkeit, die irgend eine Teilperiodik zu besitzen scheint, wird immer wieder durch den Ganzheitsbezug rückgängig gemacht.

2. Kleinst-Periodik (Rhythmik)

Die Perioden geringster Größenordnung haben einen Umfang von nur wenigen Sekunden. Auf psychischem Gebiet gehören hierher die schon mehrfach erwähnten Aufmerksamkeitschwankungen, auf körperlichem Gebiet zeigen Herzschlag, Atmung, Schritt-Tempo solche Kurzperioden. Wie eng diese unter sich zusammenhängen, zeigt der Umstand, dass sich das Schritttempo meist dem Takt einer gehörten Musik anpasst. Auch haben experimentelle Untersuchungen und graphische Aufzeichnungen von Atmungs- und Blutzirkulationskurven gezeigt, dass bei gleichzeitigen Aufmerksamkeitsleistungen die dynamischen Abläufe hier und dort sich gleichzuschalten bestrebt sind.

Für diese kleinsten Wellen gibt es eine Bezeichnung, die über die Unterschiede der personalen Teilbereiche hinausgreift: „Rhythmus“. Von Rhythmus sprechen wir dort, wo sich der Lebensfluss in eine Wiederholungsreihe dynamischer Lebens- und Erlebniseinheiten gliedert.

Es empfiehlt sich, den Ausdruck nur auf solche Perioden anzuwenden, bei denen das dynamische Auf und Ab jeder Welle in einer einheitlichen Gegenwart als *G a n z h e i t*, und die Folge mehrerer Wellen als *W i e d e r h o l u n g* unmittelbar erlebt wird. Der Begriff „Rhythmus“ ist also enger, und mehr personal gefärbt, als die Begriffe „Periode“, „Takt“, „Metrum“ und andere.

Wie wir schon früher sahen (S. 213), geht zwar der stärkste Anstoss zu rhythmischem Erleben von akustischen Eindrücken der Musik, der Sprache, der Arbeitsverrichtungen aus; doch gibt es auch rein optische, rein taktile, rein motorische Rhythmen. Vor allem aber: von welcher Sinnesstelle auch ein Rhythmus zunächst ausgelöst sein mag, er bleibt nicht auf jenes Gebiet beschränkt, sondern greift auf die *Totalperson* über, welche sich diese eigentümliche dynamische Struktur zugleich sensumotorisch und erlebnismäßig zu eigen macht.

Hier gibt es übrigens Persönlichkeitsdifferenzen, die an den früher erwähnten Unterschied des integrierten und desintegrierten Typus (S. 620) erinnern. Für manche Menschen bleibt der Rhythmus weitgehend beschränkt auf das Sinnesgebiet, in dem er primär erzeugt ist; bei anderen totalisiert er sich schnell. Jener kann sich etwa ruhig dem rein akustischen Rhythmus hingeben; dieser vermag nicht anders als mit zu taktieren, mit zu tänzeln, ja mit zu atmen.

Wo der zweite Typ stark ausgeprägt ist, fühlt sich der Mensch mit seinem ganzen Lebensgeschehen eingebettet in den Rhythmus und getragen von ihm. Dies Erlebnis gibt es nicht nur bei Musik und Tanz, beim Massenschritt marschierender Trupps u.s.w., sondern auch bei der Arbeit an Maschinen, deren periodisches Schwingen und Stampfen überfließt in die innere Rhythmik des arbeitenden Menschen.

Rhythmisches Betätigen und Erleben gehört zu den urtümlichsten Erscheinungen alles menschlichen Daseins. „Im Anfang ist der Rhythmus“; dies zeigt sich auch entwicklungspsychologisch, da sowohl beim Kinde wie in der Menschheit der rhythmische Faktor der Musik viel früher zur Entfaltung gelangt, als der melodische und der harmonische.¹⁾

Die absolute Dauer der dynamischen Kleinstwelle ist weitgehend persönlichkeitsgebunden. Jeder Mensch hat sein *persönliches Tempo*, d. h. eine ihm angemessenste Ablaufzeit der rhythmischen Lebnisse und Erlebnisse. Je weniger äussere Gründe die Geschwindigkeit des Tuns bestimmen, um so mehr setzt sich diese natürliche Eigenrhythmik durch.

So wird etwa das persönliche Schritt-Tempo nicht bei jenem festgestellt werden können, der eilig zum Bahnhof kommen muss, wohl aber

¹⁾ Vgl. S. 437.

bei jenem, der ohne Zeitbedrängnis seinen Geschäften nachgeht; das Sprechtempo nicht bei jenem, der mit seinem umfangreichen Vortrag in vorgeschriebener Zeit fertig werden muss, wohl aber bei jenem, der unbefangen etwas vorliest oder sich unterhält.

Da das persönliche Tempo eng mit dem Temperament, also mit der Totaldynamik der Person zusammenhängt, ist es nicht auf einzelne Anwendungsbereiche beschränkt. Wer ein flottes Gehtempo besitzt, wird auch andere, zwanglose Bewegungen (z.B. auch die der Sprache) ziemlich schnell vollziehen. Auch Rezeptions- und Aktions-Tempo gehören eng zusammen: Menschen, die beim Spielen von Musikstücken gern langsame Tempi wählen, werden gewöhnlich auch bei gehörten Stücken finden, dass sie langsamer gespielt oder dirigiert werden sollten. — Ausnahmen von dieser Durchgängigkeit des persönlichen Tempos bedeuten wohl regelmäfsig, dass das Betätigungsgebiet mit abweichenden Tempo eine Sonderrolle innerhalb des persönlichen Lebensvollzugs spielt.

Die U n t e r s c h i e d s s c h w e l l e für Tempoangemessenheit ist recht fein. Jeder nur einigermaßen musikalische Mensch hat einen absoluten Eindruck von „richtigem“, „zu schnellem“, „zu langsamem“ Tempo. Der Hörer bedarf dazu nicht einmal der Vergleichen mehrerer Darbietungen desselben Stückes in verschiedenem Tempo, denn den Mafsstab trägt er in sich selbst und seinem Eigentempo. Gleiches gilt auch für das Aktionstempo: gibt man jemandem auf, einen Dreiviertel-takt vielfach hintereinander mit dem Bleistift auf den Tisch zu klopfen, so stellt sich schnell eine Klopfgeschwindigkeit heraus, die dem Klopfer die „richtige“ zu sein scheint, und die daher als bequemes Mafs seines persönlichen Tempos benutzt werden kann. (Es genügt, eine halbe Minute klopfen zu lassen und die in dieser Zeit geklopften Takte zu zählen).

Die Klopfmethode wurde von mir bereits 1900 zur Feststellung des psychischen Tempos vorgeschlagen ¹⁾ und seitdem oft benutzt. Neuerdings hat Frau Frischeisen-Köhler sehr umfangreiche Untersuchungen mit ihr angestellt, freilich ohne dass ein bestimmter Rhythmus vorgeschrieben wurde.

Die P l a s t i z i t ä t des Eigentempo's ist sehr verschieden.

¹⁾ In: Psychologie der individuellen Differenzen.

Bei den oben beschriebenen Menschen, die sich von einem Aussenrhythmus (Musik, Marsch, Maschine) leicht mitreißen lassen, ist das persönliche Tempo nachgiebig. Es gibt aber andere, denen ein auferlegtes Tempo stärksten Zwang bedeutet, weil ihr Eigentempo dadurch vergewaltigt wird. Für einen solchen Menschen kann z.B. die Arbeit am laufenden Bande unter Umständen gradezu unerträglich werden.

3. Tageswellen

Die einschneidendste Periodik innerhalb des menschlichen Lebensablaufs wird durch die 24-stündige Tag-Nacht-Welle gebildet. Wenn auch der Unterschied zwischen Wach- und Schlaf-Zustand nicht nur im Dynamischen liegt, so ist es doch eines der wesentlichsten Merkmale. Der wache Mensch verfügt über die zu Leistungen nötige Energiemenge und Energiekonzentration; im Schlaf gibt es keine personalen Leistungen; denn es ruht der Wille zum Überwinden von Widerständen ¹⁾. Daher ist das dynamische Kennzeichen des Schlafes der Ruhezustand; es ruhen nicht nur die Glieder, sondern auch die aktiven psychischen Funktionen wie Aufmerksamkeit, Denk- und Willens-Konzentration; es verlangsamen sich die körperlichen ebenso wie die seelischen Reaktionen. Gewiss wird auch im Schlaf Energie verausgabt, mit jedem Atemzug, jedem Stoffwechselprozess und jeder Traumvorstellung. Aber dieser Energieverbrauch ist auf ein Mindestmaß reduziert, während umgekehrt aus dem, im Wachzustand aufgenommenen, stofflichen und geistigen Material neue wirkungsbereite Energien geschaffen werden. Der dynamische Grundunterschied zwischen Wachen und Schlafen ist also der von vorwiegenden Energieverbrauch dort, vorwiegender Energieaufspeicherung und In-Bereitschaft-Setzung hier.

Aber diese Grundmerkmale genügen noch nicht, um das dynamische Bild der 24-Stunden-Welle zu zeichnen. Denn der Mensch bleibt nicht während des Wachens dauernd auf der gleichen Höhe, und nicht während des Schlafes dauernd in der gleichen Talsohle der Energie. Vielmehr gibt es nun innerhalb jedes

¹⁾ Darum ist auch die psychoanalytische Bezeichnung „Leistung“ für ein Ergebnis des Traumlebens (z. B. Wunscherfüllung) unzutreffend. — „Objektive“ Leistungen kommen freilich auch im Schlaf vor; so sollen Schlafwandler gelegentlich regelrechte akrobatische Kunststücke vollziehen.

Wellenteiles Energieschwankungen von weit geringerer Ausladung, aber doch von lebenswichtiger Bedeutung. Die Figur 12 gibt ein ganz schematisches Normalbild, das im Einzelfalle durch vielerlei innere und äussere (hier nicht zu erörternde) Einflüsse modifiziert werden kann.

Die dynamische Tageswelle beginnt beim Erwachen

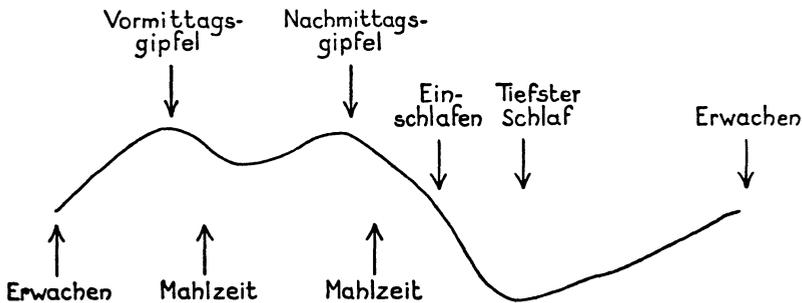


Fig. 12.
Dynamische 24-Stundenwelle (schematisch).

nicht etwa in voller Höhe, sondern bedarf einiger Stunden, ehe sie ein erstes Maximum (in der Mitte des Vormittags) erreicht. Zwischen Vor- und Nachmittag zeigt sich (meist im Anschluss an eine Mahlzeit) ein Sattel, also eine Periode geringerer Frische und Leistungsfähigkeit, die sogar einen kurzen Schlaf in sich schliessen kann. In der Mitte des Nachmittags liegt dann ein zweiter Höhepunkt, dem der endgültige Abfall der Energie (die Abendermüdung) folgt.

Sehr deutlich tritt das Schema der Tages-Welle in Form eines breit gezogenen lateinischen M. bei Tempoklopf-Versuchen hervor, die ich an mir und meiner Frau eine Reihe von Tagen hindurch in Stundesabständen vornahm (Fig. 13). Die jeweilige Dauer eines geklopften $\frac{3}{4}$ Taktes ist ja nicht nur von dem persönlichen Tempo, sondern auch von dem Stand der Tagesfrische abhängig. Fasste man die Tempi von 10 normalen Tagen und immer für je drei Stunden zusammen, so ergaben sich die, an den Ordinaten abzulesenden, Durchschnittsdauern der Einzeltakte in Sekunden. So dauerte bei mir (A) der einzelne $\frac{3}{4}$ Takt im Durchschnitt morgens über 1 Sek., mittags 0,90 Sek., früh-nachmittags nach der Hauptmahlzeit 0,97 Sek., spät nachmittags 0,92 und abends 1 Sek. ¹⁾.

¹⁾ Individuelle Differenzen zwischen A. und B.: das persönliche Bewegungstempo von B. ist merklich schneller als das von A. Die Energieschwankungen im Tageslauf sind bei B. geringer als bei A., mit Ausnahme des Anfangs der Kurve.

Die energetische Schlafkurve ist nur indirekt erweisbar, nämlich durch Messung der sogenannten „Schlaftiefe“. Der Schlaf ist um so tiefer, je geringer die energetischen Äusserungen (Bewegungen, Träume) sind und je stärker der Abstand vom Wachzustand, d.h. je grösser die *W e c k s c h w i e r i g k e i t* ist. Kraepelin und andere benutzten zum Wecken Schallreize mit abgestufter

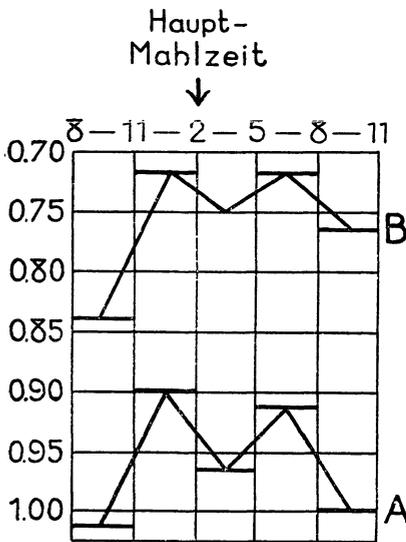


Fig. 13.

Tageskurven des psychischen Tempos. (Die Ordinaten sind nach unten gerichtet, da der längeren Taktdauer die geringere psychische Frische entspricht).

Intensität. Die Stärke desjenigen Reizes, der den Schlaf grade zu unterbrechen vermag, gilt als Mass der eben dagewesenen Schlaftiefe. Auf solche Weise konnte die — übrigens mit den Alltagserfahrungen gut übereinstimmende — Feststellung gemacht werden, dass bald nach dem Einschlafen die Energiekurve rapide sinkt, sodass der tiefste Schlafzustand schon nach wenigen Stunden erreicht ist; von da an pflegt der Schlaf sich langsam zu verflachen (vgl. Fig. 12).

Diese Form der Schlafkurve ist von kraftökonomischer Bedeutung. Da der

tiefe Schlaf ein besonders günstiges Verhältnis von Energiesammlung zu Energieabgabe zeigt, liefern die ersten Schlafstunden ein viel grösseres Quantum an Erholung und Restitution als die letzten. Wer nur 4 Stunden statt 8 Stunden geschlafen hat, hat damit nicht etwa nur die Hälfte, sondern einen weit grösseren Bruchteil des Erholungserfolges sicher gestellt.

4. Perioden höherer Ordnung.

Über die dynamischen Ablaufperioden noch höherer Grössenordnungen müssen einige Hindeutungen genügen.

Bekanntlich zeigt die Monatsperiode der Frau nicht nur rein physische Symptome, sondern äussert sich auch in gesteigerter psychischer Labilität. Bezüglich der näheren Schilderung dieser Schwankungen sei auf die medizinische Literatur verwiesen.

Jahreswellen sind zweifellos vorhanden, haben aber die Eigentümlichkeit, dass sie durch kulturelle Einflüsse weitgehend überdeckt werden können.

Je mehr ein Lebewesen mit der Natur und den kosmischen Jahresänderungen verbunden ist, um so deutlicher ist auch die Jahresperiodik seines Lebens. Für viele Tiere drängt sich eine gewaltige Energieentladung (schnelles Wachstum, Metamorphosen, Fortpflanzung und Brutpflege, Wanderung) auf eine relativ kurze, aber ziemlich feststehende Spanne des Jahres zusammen, während die übrige Zeit ein Nachlassen der Dynamik zeigt — am deutlichsten im Winterschlaf. Auch bei Menschen einfacher Kulturen ist noch die grosse Jahreswelle unverkennbar: der Bauer „verschläft“ den Winter, um dann in der Zeit vom Frühjahr bis zum Herbst um so intensivere Arbeit bei knappem Schlaf zu leisten.

Der Kulturmensch dagegen hat auch den Winter zu erobern verstanden und seine Kraftökonomie über die Jahreszeiten hin viel mehr ausgeglichen. Die längeren Nächte des Winters veranlassen ihn nur in geringem Masse zu längerem Schlaf; er macht die Nacht zum Tage. Besonders auffällig ist, dass die stärkste Energieäusserung, die Brunst, beim Menschen keine jahreszeitliche Abgrenzung mehr kennt, höchstens gewisse Schwankungen innerhalb ziemlich enger Grenzen, wie die Geburtsstatistiken zeigen. —

Dass der gesamte Lebenslauf eines Menschen als eine grosse dynamische Periode angesehen werden kann, ist ohne weiteres klar. Kindheit und Jugend bilden den Anstieg; die reifen erwachsenen Jahre bilden die „Akme“, d.h. den Gipfel; dann erfolgt der Abstieg von Kraft, Leistungsintensität und Leistungsextensität.

Ch. Bühler hat neuerdings in eingehenden Analysen menschlicher Lebensläufe gezeigt, wie die einzelnen Seiten und Bereiche des personalen Lebens für sich die entsprechenden Kurven zeigen, aber in verschiedenen Zeitlagen und wie sich alle Teilkurven superponieren zu einer Totallebenskurve.

Die Lebenskurve zeigt wiederum eine Profilierung. Auf ihr sind kleinere Wellen aufgetragen, deren jede eine Reihe von Jahren umfasst: einer Aufstiegs- und Leistungsperiode besonderer Intensität folgt eine Epoche langsameren Fortschreitens, die zugleich mehr der Kraftansammlung und Vorbereitung für die nächste Expansionsphase dient. Alle spezielleren Fragen freilich sind hier grösstenteils noch offen: ob es sich wirklich um eine allgemeinemenschliche Erscheinung handelt (man hat sie bisher vorwiegend bei historisch bedeutenden, schöpferischen Persönlichkeiten festzustellen geglaubt); ob die *Dauer* der einzelnen Wellen von Mensch zu Mensch übereinstimmend und innerhalb des Lebens eines Menschen konstant sei u.s.w.. Es mutet zuweilen fast wie Zahlenmystik an, wenn behauptet wird, dass jede solche Welle sieben Jahre daure. (Fließ und andere.)

Allerdings muss zugegeben werden, dass zum mindesten für die Zeit der Unerwachsenheit jene Ziffer weitgehend zutrifft. Frühkindheit, Schulkindheit und eigentliche Jugendzeit umfassen tatsächlich je 6—7 Jahre; und jede dieser Epochen hat einen steil aufsteigenden Wellenast mit sehr rapider Entwicklung und einen langsam ansteigenden mit zögerndem Fortschreiten und mehr innerer Verarbeitung. Sehr zweifelhaft ist dagegen, ob man auch darüber hinaus in ungefähren 7-Jahres-Zyklen immer neue „Erwachsenheitspubertäten“ ansetzen darf. Hier werden vermutlich Gelegenheitsbeobachtungen all zu sehr verallgemeinert.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL

AUFMERSAMKEIT

Die Psychologie der vergangenen Jahrzehnte hatte dem Problem der Aufmerksamkeit sehr viele Bemühungen, theoretische und experimentelle ¹⁾, zugewandt. Aber sie hatte hierbei bis vor kurzem fast ausschliesslich die gegenständliche Seite des Problems beachtet, d.h. die Bewusstseinsbeschaffenheit der *I n h a l t e*, die von der Aufmerksamkeit erfasst werden. Oft wurde hierbei sogar die Meinung laut: Aufmerksamkeit *s e i* nichts anderes als gesteigerte Klarheit und Deutlichkeit psychischer Inhalte. — Eine weitere Verengung erfuhr die Theorie dadurch, dass man als „Gegenstände“ der Aufmerksamkeit vornehmlich Sinnesreize, Wahrnehmungsgestalten und Bedeutungsgehalte (z.B. von Wörtern, Sätzen, Bildern) berücksichtigte; man kannte also fast nur die betrachtende Aufmerksamkeit. Hierdurch erhielt der gesamte Tatbestand etwas Statisches, ja Lebleses.

Erst die jüngste Zeit hat — teils von der Psychopathologie, teils von der Psychotechnik angeregt — die wesentliche Beziehung der Aufmerksamkeit zu den Kategorien der Leistung und der Kraft zu würdigen begonnen. Die folgende Erörterung wird nun das Problem grundsätzlich unter die personalistische Perspektive stellen.

Aufmerksamkeit ist derjenige personale Zustand, der die *u n m i t t e l b a r e V o r b e d i n g u n g z u m Z u s t a n d e k o m m e n e i n e r p e r s o n a l e n L e i s t u n g* darstellt. Wesensmerkmale der Aufmerksamkeit sind: *K l ä r u n g* des Zieles im Bewusstsein, und *K o n z e n t r a t i o n* der verfügbaren Kraft auf Klärung und Zielerfüllung ²⁾.

¹⁾ Monographien von Dürr, Henning, Geissler, Mann u.a.

²⁾ Diese Doppelbestimmung ist zuerst von Alfred Mann deutlich herausgestellt worden, mit den Bezeichnungen „Attention“, „Konzentration.“ Doch ist der Ausdruck „Attention“ für ein Teilmerkmal der Aufmerksamkeit unzweckmässig, da dieses Wort in anderen Sprachen die Aufmerksamkeit im ganzen bezeichnet.

I. ZIELBEWUSSTSEIN

1. Bewusstseinsstruktur

Es gehört zum Wesen jeder „Leistung“, dass Hemmnisse überwunden werden. Alles Konflikthaltige, Nicht-Selbstverständliche im personalen Lebensablauf aber führt zum Bewusstwerden. Deshalb muss die Einstellung auf Leistung den Gegenstand dieser Leistung bewusst machen oder eine etwa schon vorhandene Bewusstheit verstärken.

Zwei Freunde wandern durch eine Landschaft. Der eine erfreut sich der Natur im ganzen, genießt Licht, Farbe, Luft, aber erlebt dies alles in einem diffusen, nicht allzu hohen Grade von Bewusstheit. Der andere, ein Zoologe, interessiert sich für die Fauna und will feststellen, welche Käferarten es gibt. Dieses Leistungsziel bewirkt, dass bestimmte eng umschriebene Gebiete der Landschaft: hier ein Mooskissen, dort eine Baumrinde, dann ein zunächst noch unklarer, sich bewegender Gegenstand auf einem Stein, in eine ganz besondere Bewusstseinschelle getaucht werden, wobei zugleich die sinnliche Deutlichkeit des Gegenstandes wächst, wie auch die geistige Erfassung durch kategoriale Einordnung („dies ist ein Käfer der und der Art“) ermöglicht wird. Gleichzeitig ist die Bewusstheit aller anderen Eindrücke weit geringer als bei seinem weniger aufmerksamen Begleiter; die Einstellung auf die Leistung „Käfersuche“ ruft also eine ganz andere Struktur des Bewusstseinsfeldes hervor.

Wenn wir die, innerhalb des engeren Aufmerksamkeitsfeldes befindlichen, Wahrnehmungen „klar“ und „deutlich“, die außerhalb seiner liegenden „dunkel“ und „verworren“ nennen, so sind damit nicht eigentlich Eigenschaften der Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalte gemeint, die diesen etwa eben so zukommen wie die Merkmale Farbigkeit, Raumgestalt u.s.w. —, sondern es ist damit die Art bezeichnet, wie sich die Person ihres Inhalts bemächtigt. Eine ältere elementenpsychologisch eingestellte Theorie hatte noch gemeint, dass „Klarheit“ an dem Inhalt als solchem hafte, und hat daher viel Kraft auf die Frage verschwendet, ob z.B. bei Sinnesempfindungen die „Klarheit“ ein selbständiges Merkmal neben Intensität, Qualität u.s.w. sei oder nicht. Uns scheint diese Frage falsch gestellt zu sein.

Wundt, Wirth, Pauly, Mager und andere haben sich experimentell mit der weiteren Frage beschäftigt, ob sich der Umfang

des Aufmerksamkeitsfeldes näher feststellen lasse. Auch hier herrschte zunächst eine elementenpsychologische Fragestellung vor: wieviele Elemente können im Höchstfall auf einmal von der Aufmerksamkeit erfasst werden? Diese Untersuchungen wurden meist so vorgenommen, dass man in optischer Momentan-Darbietung ¹⁾ wechselnde Anzahlen von „Elementen“ (Punkte, Ziffern, Buchstaben u.s.w.) darbot und diejenige Anzahl feststellte, die in e i n e m Aufmerksamkeitsakt klar ergriffen werden konnte. Es waren gewöhnlich 4—6 Eindrücke.

Wichtiger aber als diese Zahl war ein anderes Ergebnis: die Anzahl der „Elemente“ schnellte sofort auf ein Vielfaches empor, wenn sie in ihrer Gemeinsamkeit ein sinnvolles Ganzes bildeten. Schon Wundt fand, dass man dreimal so viel Buchstaben auf einmal erfassen kann, wenn sie in verständlichen Wörtern enthalten sind, als wenn sie für sich allein stehen. Ähnliches gilt für das Verhältnis von einzelnen Linien und den in einer geometrischen Figur enthaltenen Strichen.

Dieser Befund ist eines der schlagendsten Argumente gegen die Elementenpsychologie: für die Aufmerksamkeit sind eben überhaupt keine „Elemente“ da, sondern nur ganzheitliche Leistungsziele: eine zu erkennende Figur, ein zu verstehendes Wort u.s.w.; und die Überschaubarkeit einer solchen Gestaltsganzheit ist viel mehr von ihrer, für die Person sinnvollen, Struktur als von der Anzahl der in ihr aufweisbaren Teilstücke abhängig.

Der Bewusstheitsakzent, der dem Inhalt des Aufmerksamkeitsfeldes zukommt, kann sehr verschiedene Stärke haben. Man unterscheidet daher „S t u f e n d e r B e w u s s t h e i t“. Sie sind teils abhängig von dem Interessegrade, teils von der Schwierigkeit der Leistung. Um eine Photographie als die Darstellung eines Mannes zu erkennen, bedarf es keiner allzu starken Bewusstheit. Wenn ich aber versuche, in einem schwierigen Vexierbild den durch Baumzweige, Wegkurven u.s.w. gebildeten Umriss eines Mannes herauszufinden, müssen zahlreiche Einzelheiten mit intensiver Bewusstheit belegt werden.

In experimentellen Untersuchungen ist es mehrfach gelungen, die verschiedenen Grade der Bewusstheit bei s u k z e s s i v e n Aufmerk-

¹⁾ Die hierfür verwandten Apparate heissen „Tachistoskope“. Sie ermöglichen die Herstellung einer ausserordentlich kurzen Expositionsdauer, die messbar variiert werden kann.

samkeitsakten näher zu erfassen. Wenn ein Kärtchen mit einem langen Druckwort (z. B. „Kastanienv Verkäufer“) im Tachistoskop momentan sichtbar gemacht wird, hat der Beschauer zunächst nur den vagen Eindruck eines unregelmäßigen Druckstreifens. In jeder folgenden Exposition desselben Streifens wird dessen Inhalt deutlicher, einzelne Buchstaben oder ein ungefährer Gesamtsinn stellen sich ein; das Wahrnehmungsbild des Streifens gewinnt fortlaufend an Schärfe — bis schliesslich das ganze Wort deutlich gelesen wird.

Westphal hat tachistoskopische Versuche mit optischen Figuren gemacht, bei denen erkannt werden sollte, ob die Linien gerade oder krumm, ob die Figur ein Dreieck oder Viereck u. s. w. sei. Er glaubt vier Bewusstseisstufen unterscheiden zu können, die er folgendermaßen charakterisierte: 1) Der Gegenstand ist bewusst g e s e h e n (aber nur gesehen, ohne Beziehung zur Aufgabe). 2) Der Gegenstand wird b e a c h t e t (unter den Gesichtspunkt der Aufgabe gestellt). 3) Es entsteht ein p o t e n t i e l l e s Wissen um das Ergebnis (noch ohne Vergewärtigung und Formulierung). 4) Das Wissen wird zu einem ausdrücklichen; das Ergebnis wird k o n s t a t i e r t.

Das Bewusstsein im Aufmerksamkeitsakt besitzt eine eigentümliche Doppelgerichtetheit: nämlich einmal auf das jetzt und hier Gegebene, welches voll bewusst ergriffen wird; zugleich auf das nächst zu Erwartende, das Aufgegebene, das geklärt werden soll. Stets ist zugleich erfülltes und Erfüllung heischendes Bewusstsein vorhanden; und darum ist die Aufmerksamkeitsverfassung zugleich Z u s t a n d einer besonderen Helle des Bewusstseins, wie gespannte B e w e g u n g nach vorwärts zu neuer und höherer Bewusstheit. Im Moment, da die bezielte Leistung erfüllt ist, hört die zweite Komponente auf, und mit ihr sinkt die Bewusstheit schnell ab; denn ein rein statisches Verweilen bei einer erreichten Bewusstseinsklarheit ist der Aufmerksamkeit unmöglich. Immerhin kann die eine oder andere Komponente überwiegen. Das Statische waltet vor in der betrachtenden, beschaulichen Aufmerksamkeit, das dynamische Spannungsmoment in der suchenden, erwartenden, erzeugenden Aufmerksamkeit. Diese Scheidung kehrt in der folgenden Erörterung unter anderem Gesichtspunkt wieder.

2. Richtungen der Aufmerksamkeit

Jedes Gebiet, auf dem personale Leistungen möglich sind, kann Ziele für die Aufmerksamkeit liefern. Hiernach sind zunächst (ähnlich wie bei den Willenshandlungen) fremdbezügliche und selbstbezügliche Aufmerksamkeitsakte zu unterscheiden. Wenn wir früher ausführten¹⁾, dass die selbstbezüglichen Handlungen viel komplizierter sind als die fremdbezüglichen, so gilt dasselbe natürlich auch für die Aufmerksamkeit. Die Fähigkeit, das eigene Seelenbinnenleben in voller Bewusstheit zu beachten, entwickelt sich erst spät und kommt bei vielen Menschen überhaupt nie zu rechter Ausbildung, während diese sich mit vollster Klarheit auf äussere Dinge, Vorgänge, Handlungen oder auch auf gedankliche Probleme zu konzentrieren vermögen.

Die nach aussen gerichtete Aufmerksamkeit wendet sich an praktischen und praktischen Leistungsgebieten zu.

Im ersten Fall ist die Klärung der dem Bewusstsein gegebenen Inhalte nicht nur Vorbereitung zum Leistungsziel, sondern selbst das Ziel: so ist die sinnliche Aufmerksamkeit auf klare und deutliche Wahrnehmungen, die intellektuelle Aufmerksamkeit auf die Erzeugnisse des Denkens, des Gedächtnisses, der Phantasie gerichtet. Die Grenze zwischen sinnlicher und intellektueller Aufmerksamkeit ist übrigens nicht scharf zu ziehen; denn in dem Augenblick, in welchem ein sinnlich gegebenes Objekt mit Aufmerksamkeit „beobachtet“ wird, wird es ja zugleich unter gewisse Beachtungs- und Benennungs-Kategorien gestellt, d.h. es wird zugleich Objekt intellektueller Aufmerksamkeit.

Praktische Leistungen sind entweder Bewegungsausführungen als solche (z.B. beim Sport) oder Hervorbringungen von Werken (z.B. im Handwerk). Die hierauf gerichteten Aufmerksamkeitsprozesse sind nicht nur die ursprünglichsten, sondern auch die verbreitetsten. Denn der Mensch ist primär ein tätiges Wesen; und alle einfacheren Leistungen sind mit körperlich-motorischen Faktoren aufs Engste verknüpft. Die Aufmerksamkeit, die ein Handwerker seiner Arbeit zuwendet, ist kein reines Beobachten der sinnlichen Gegebenheiten, kein reines innerliches Nachdenken über die Probleme der Arbeit; diese Momente haben für ihn nur Bedeutung als Hinweise und Vorbereitungen auf die auszufüh-

¹⁾ S. 554

renden Bewegungen, deren bevorstehende Abläufe den eigentlichen gegenständlichen Richtpunkt seiner Aufmerksamkeit bilden. Der Handwerker beachtet etwa die Beschaffenheit des Materials nicht beschaulich nach allen Seiten hin auf seine sinnlich wahrnehmbaren Merkmale, sondern nur, soweit diese Merkmale für die vorzunehmende Bearbeitung relevant werden. Die Bewusstseins-*a u s l e s e*, welche die Aufmerksamkeit vornimmt, und das Bewusstheits-*r e l i e f*, das sie den einzelnen Momenten des Totalgegenstandes verleiht, ist also von der Totalaufgabe her bestimmt; und diese ist in den weitaus meisten Fällen des Alltagslebens und der Durchschnittsmenschen eine sensumotorische Aufgabe in ungeteilter Einheit.

Es ist freilich auf der andern Seite gerade Sache der Aufmerksamkeit, aus dieser Totalität die eingeschmolzenen Momente so weit abzuheben, dass ihre, sonst unter der Schwelle bleibenden aber für die Leistungen bedeutungsvollen, Beschaffenheiten zu gesondertem Bewusstsein gebracht werden können. (Analysierende Aufmerksamkeit).

II. DYNAMIK DER AUFMERKSAMKEIT

1. K o n z e n t r a t i o n u n d Z e r s t r e u t h e i t

Die Person vermag über die Verteilung ihrer Energieen innerhalb gewisser Grenzen zu verfügen. Davon macht sie im Aufmerksamkeitsakt derart Gebrauch, dass entladungsnahe Energie für die auszuführende Leistung bereit gestellt und verwertet wird. Kürzer ausgedrückt: im Aufmerksamkeitsakt „konzentriert“ sich der Mensch auf die Leistung.

Den Zustand entladungsnaher Energie nennt man „Spannung“; und zwar ist diese mit jeder Aufmerksamkeit verbundene Spannung *p s y c h o p h y s i c h n e u t r a l*. Nicht nur das Bewusstsein ist „gespannt“ auf das, was sogleich eintreten soll, sondern auch die zur Leistung in Beziehung stehenden Körperteile ¹⁾. Beides kann völlig mit einander verschmelzen. In der Aufmerksamkeit des Uhrmachers, der ein Rädchen zurecht feilt, oder

¹⁾ Diese körperlichen Spannungen werden in gewissen Spannungsempfindungen bewusst, die daher Begleiterscheinungen jedes Aufmerksamkeits-erlebnisses bilden. Doch ist meiner Überzeugung nach diesen Spannungsempfindungen von Seiten mancher früherer Psychologen eine zu grosse Bedeutung beigemessen worden.

in der des Sportlers, der im nächsten Augenblick das Signal zum Beginn des Wettlaufs erwartet, sind körperliche und seelische Spannungsgeladenheit durchaus eins geworden. Auch bei rein geistigen Leistungen, z.B. beim Lösen einer mathematischen Aufgabe, eines Rätsels, fehlen die körperlichen Energiekonzentrationen niemals; sie finden dann hauptsächlich im Gebiet des Kopfes statt (Stirnrunzeln, Augenschliessen, Kopf in die Hand stützen u.s.w.) und können hier bis zum Grimassieren gehen.

Die dynamische Struktur der Aufmerksamkeit wird aber erst vollständig durch das nie fehlende Gegenbild der Energiekonzentration: die *E n e r g i e-H e m m u n g* für die übrigen Betätigungsgebiete der Person ¹⁾).

Da der Energievorrat der Person in jedem Augenblick begrenzt ist, muss ihre Konzentration auf ein Gebiet erkaufte werden durch einen Abzug von Energie aus anderen Gebieten. Je intensiver und spitzer der Kegel der Kraftstrahlen ist, der sich auf die bevorstehende Leistung richtet, um so tiefer der dynamische Schatten, in den alles andere personale Dasein versetzt ist.

Diese Kehrseite aller Aufmerksamkeit ist früher nicht genügend beachtet worden, obgleich sie von allergrösster Wichtigkeit ist. Wer ganz scharf auf irgend etwas, Inneres oder Äusseres, konzentriert ist, sieht und hört nichts, was sonst um ihn herum vorgeht; er rührt kein Glied, so weit es nicht an der Leistung beteiligt ist; ja, er kann sogar zeitweilig den Atem anhalten, um seine ganze Kraft zu jener einen Aufgabe hin punktuell zu verdichten. Wenn zwei Menschen beim Spaziergang in ein schwieriges Gespräch geraten, das zur Formulierung der Gedanken schärfste Aufmerksamkeit verlangt, dann — bleiben sie plötzlich stehen, weil das Gehen noch zu viel Energie abziehen würde. Umgekehrt: wenn die Kreuzung einer verkehrsreichen Strasse eine auf die Geleistung besonders gerichtete Aufmerksamkeit erfordert, dann müssen sie das Gespräch unterbrechen und können an nichts anderes denken als an den Weg.

Maximale Aufmerksamkeit für eines ist also zugleich maximale Unaufmerksamkeit für anderes; von hier aus gesehen kann man Aufmerksamkeit geradezu einen „*p a r t i e l l e n S c h l a f*“ nennen.

¹⁾ Diese Polarität ist derjenigen verwandt, die wir oben (S. 654) als den Gegensatz von besonders intensiver Bewusstheit und Unbewusstheit beschrieben hatten.

Diese Tatsache findet im praktischen Leben nicht immer die nötige Beachtung. Wenn ein Mensch irgend einem Ereignis beige-wohnt hat, so wird — gesunde Sinne und gesunder Geist vorausgesetzt — auch angenommen, dass er die einzelnen Teilvorgänge wahrgenommen haben müsse und deshalb später auch darüber Aussagen machen könne. Nun gibt es aber physische Anwesenheit bei völlig anders gerichteter Aufmerksamkeit; und in diesem Falle ist die obige Annahme irrig.

X sitzt im Gasthaus, ganz in das Kartenspiel mit Bekannten vertieft. Am Nebentisch, dem X seine Vorderseite zukehrt, beginnt ein Streit, der in eine Messerstecherei ausartet. Vor Gericht soll X aussagen, wer von den Männern am Nebentisch zuerst das Messer gezogen habe. Als X das nicht angeben kann, sagt der vernehmende Richter: „Sie waren doch ganz nahe, und der Vorfall spielte sich in Ihrem Gesichtskreis ab, — da m ü s s e n Sie es doch gesehen haben.“ Der Richter täuscht sich. Rein physiologisch mögen sich die Vorgänge in der Tat auf der Netzhaut von X abgebildet haben, — und trotzdem hat er nichts gesehen im Sinne einer bewussten Wahrnehmung. Denn seine, ganz auf das Kartenspiel gerichtete Aufmerksamkeit hat ihn für alles andere buchstäblich blind gemacht. Und wenn der erzürnte Richter ihm vorwirft: „Aber Sie haben doch nicht geschlafen!“, dann könnte X erwidern: „Doch, für d i e s e Eindrücke befand ich mich in partiellem Schlaf, da mein Wachbewusstsein gänzlich anderen Eindrücken und Handlungen galt.“¹⁾

Der Tatbestand der „Unaufmerksamkeit“ kann in zwei g ä n z l i c h v e r s c h i e d e n e n Formen auftreten, in der der soeben geschilderten „Abgelenktheit“ und in der der „Z e r s t r e u t h e i t“. Diese zweite Form liegt etwa dann vor, wenn jemand behaglich am Meeresstrand liegt und Eindrücke und Vorstellungen ungeordnet an sich vorbeiziehen lässt, sich ihnen passiv hingibt und k e i n e m ein solches Maß von Energie zuteilt, wie es zu einer eigentlichen „Leistung“ nötig wäre.

Äusserlich können beide Formen sich sehr ähnlich sehen, was unter Umständen zu verhängnisvollen Verwechslungen führt. Ein Lehrer bemerkt, dass ein Schüler den Themen des Unterrichts keine Aufmerksamkeit zuwendet, zusammenschrückt, wenn er angerufen wird und ihn mit einem ganz verlorenen Blick anguckt. Er nennt ihn „zerstreut“. Aber ist denn wirklich seine Energie streumäßig, strukturlos und ohne Ausdauer über alles

¹⁾ Vgl. hierzu auch S. 353.

Mögliche ausgegossen, sodass sie für nichts Einzelnes ausreicht? Oder mag nicht vielleicht dieser Knabe sich im Zustand allerstärkster Aufmerksamkeitskonzentration befinden — die er aber der Seeräubergeschichte unter dem Tisch zuwendet, sodass er für den Unterricht nun freilich keine Aufmerksamkeit übrig behält? Sieht man von der schulmäßigen Einstellung des Lehrers ab, für den beide Mal in gleicher Weise ein Versagen gegenüber den Forderungen des Unterrichts vorliegt, beachtet man vielmehr die personale Bedeutung beider Weisen der Unaufmerksamkeit, dann sind sie sich geradezu entgegengesetzt. Im Zustand der Abgelenktheit besteht eine durchaus hegemonische, ja *despotische* Aufmerksamkeitsstruktur, bei der echten Zerstreutheit eine *anarchische*. Wer dispositionell zu der ersten Form neigt, wird, wenn die an ihn gestellten Leistungsansprüche mit seinen spontanen Interessen übereinstimmen, besonders hohe Konzentrationsgrade aufbringen und daher auch zu positiven Leistungserwartungen berechtigen. Der eigentlich „zerstreute“ Mensch aber bietet, solange dieser Zustand besteht, wenig Hoffnung auf Leistungen. Ist der Zustand als konstitutionell anzusehen, so dafs der Mensch überhaupt nicht die zu Leistungen nötige Aufmerksamkeitskonzentration aufzubringen vermag, so ist er als seelisch abnorm anzusprechen.¹⁾

Zwischen den beiden hier geschilderten Grenzfällen einer despotischen und anarchischen Energieverteilung gibt es alle möglichen Zwischenstufen. Im Leben jedes Menschen wechseln Zustände stärkerer Aufmerksamkeitsanspannung mit solchen der Erschlaffung, von deren Periodik noch später zu sprechen sein wird. Auch die äusseren Anforderungen bedingen Verschiedenheiten der Konzentration, in intensiver wie extensiver Hinsicht. Die Konzentration muss um so intensiver sein, je schwerer die Aufgabe ist. Es ist dann auch die Selbstbeanspruchung grösser; denn die Zusammenballung eines möglichst grossen Bruchteils der vorhandenen Gesamtenergie auf eine Aufgabe ist nur unter starker Hemmung anderer Energieverwendungen möglich. Wird z.B. eine Abfolge von optischen Vorgängen aufmerksam beobachtet, so ist bei kleinen Reizwerten und schwelennahen Unterschieden eine viel stärkere Konzentration erforderlich,

¹⁾ Schon Ribot kannte diesen Unterschied zwischen dem „distrat dissipé“ und dem „distrat absorbé.“

als wenn deutlich wahrnehmbare und unterscheidbare Eindrücke vorliegen.

2. Das Aufmerksamkeitsfeld

Da jeder Aufmerksamkeitsakt einen Wirkungsumkreis hat, der sich *a b g r e n z t* gegen das übrige personale Leben, kann man den bildlichen Ausdruck des „Aufmerksamkeitsfeldes“ anwenden. Um dessen Struktur und die vorkommenden Strukturverschiedenheiten zu klären, müssen wir das gegenständliche und das dynamische Moment gemeinsam berücksichtigen. Denn das Aufmerksamkeitsfeld ist stets zugleich *G e g e n s t a n d s - f e l d* und *K r a f t f e l d*.

Als erstes Strukturprinzip ergibt sich die schon oben ange deutete *P o l a r i t ä t* von Intensität und Extensität. Ein weiterer Umfang des Gegenstandsbereichs bedeutet, dass sich Bewusstheit und Kraft nicht so intensiv zuspitzen können, als wenn es sich um ein ganz enges Feld handelt. Sehr deutlich wird diese Beziehung beim Wechsel des Feldumfanges. Ich stehe auf einem Berge und betrachte die Landschaft. Solange ich mich auf die Landschaft *i m g a n z e n* richte, werden — bei noch so starker Konzentration — doch die einzelnen Bestandteile der Landschaft nur mit geringen Energiemengen bedacht und erhalten nur einen mittleren Grad von Bewusstheit. Nun wechsele ich die „innere Blickrichtung“: ich suche und finde in einem, tief im Tal liegenden Ort das Haus, in dem ich wohne, und das Fenster meines Zimmers. Jetzt schießt plötzlich die gesamte Energie auf diesen Punkt zusammen, alles andere rückt in die Zone des „partiellen Schlafes“; dafür werden jetzt Einzelheiten an dem kleinen Aufmerksamkeitsobjekt bewusst, die bei der früheren Totaleinstellung auf die Landschaft tief unter der Schwelle lagen.

Ein zweites Strukturprinzip ist das der *R e l i e f b i l d u n g*: auch *i n n e r h a l b* des Bereiches nämlich, der der Aufmerksamkeit zugänglich ist, sind nicht alle Bestandteile gleichmäÙig mit Bewusstheit und Energie besetzt, sondern in abgestuften, aufeinander bezogenen Formen. Wir sprachen schon oben von „Bewusstseinsstufen“; diese gibt es auch im Nebeneinander eines einheitlichen Bildes. Die normale Reliefbildung ist die

„konzentrische“¹⁾: um ein besonders hell beleuchtetes und energetisch betontes Zentrum lagern sich Zonen geringerer Intensität.²⁾

Ein Beispiel: Beim Chauffeur liegt im eigentlichen Brennpunkt der Aufmerksamkeit die unmittelbar vor ihm befindliche Strecke mit den unbedingt zu berücksichtigenden Hindernissen. Zum weiteren Blickfeld gehören die Seiten der Strasse, die Strassenmündungen rechts und links, aus denen Störungen plötzlich auftreten können, die Motorgeräusche, die Zeiger der verschiedenen Uhren u.s.w.

Es gibt eine Aufmerksamkeitshaltung, bei der ein eigentlicher, scharf abgehobener Blick-„Punkt“ fehlt; statt dessen nimmt das weitere Blickfeld als der Möglichkeitsbereich für den erst zu findenden Blickpunkt die Energie mehr schweifend in Anspruch. Diese Haltung liegt allen Tätigkeiten des Wartens, Suchens, Spähens, Lauerns, Kundschaftens zu Grunde. Der eigentliche Gegenstand der Aufmerksamkeit ist noch nicht da; sein Wo und Wann des Wahrgenommenwerdens, vielleicht auch das Ob, Was und Wie ist fraglich. Gerade diese Unbestimmtheit aber erfordert das ständige Überstreichen eines weiteren Feldes mit der Aufmerksamkeit, um im eintretenden Falle den Gegenstand nicht entgleiten zu lassen, ihn vielmehr sofort in den Blickpunkt zu bekommen. Auch erlebnismäßig ist der Unterschied deutlich: im Moment, wo sich das Erwartete oder Gesuchte realisiert, wandelt sich die breite, vage und wandernde Spannung in zugespitzte, zugreifende und festhaltende Konzentration.

Die konzentrische Aufmerksamkeit könnte mit Rücksicht auf den einen Brennpunkt, der das Feld beherrscht, „unifokale“ Aufmerksamkeit heissen. Es gibt aber auch eine Feldbildung mit zwei oder mehreren Punkten („bifokale“ bzw. „multifokale“ Aufmerksamkeit). Diese kann in zwei Hauptformen auftreten: entweder gehören die Brennpunkte der Aufmerksamkeit einer komplexen Gesamtaufgabe an („Aufmerksamkeits-teilung“); oder es werden zwei verschiedene, von einander

¹⁾ Für diesen Normalfall hat also der Ausdruck „Konzentration“ noch einen zweiten Sinn.

²⁾ Bei Wundt finden wir die Unterscheidung von „Blickpunkt“ und „Blickfeld“ der Aufmerksamkeit.

unabhängige Leistungen gleichzeitig vollzogen („Aufmerksamkeitsspaltung“, „Mehrfachhandlung“).

Beispiele für den ersten Fall: der Chauffeur, der einem entgegenkommenden Wagen ausweichen und zugleich ein plötzlich den Fahrdamm kreuzendes Kind schonen muss; der Klavierspieler, der die verschiedenen Bewegungen der rechten und der linken Hand gleichzeitig beachten muss; jeder Handwerker und Maschinenarbeiter, der mit Funktionsteilung für beide Hände arbeitet. (Voraussetzung ist hierbei, dass die Bewegungen beider Hände nicht völlig mechanisiert sind, sondern wirkliche Aufmerksamkeit beanspruchen — wie z.B. beim erstmaligen Spielen eines schwierigen Klavierstücks).

Beispiele für den zweiten Fall: Der oben erwähnte Schulknabe, der während des Unterrichts unter dem Tisch sein Abenteuerbuch liest, braucht nicht völlig von dem Klassenbetrieb abgelenkt zu sein; er vollzieht dann eine „Mehrfachhandlung“, indem er für den Unterricht eine Nebenaufmerksamkeit aufbringt, die ihn im gebotenen Fall den Anschluss finden lässt. Auch jene Menschen gehören hierher, die imstande sind, während eines Telefongesprächs mit X einen Brief an Y weiter zu schreiben.

Philosophierenden Theoretikern hat früher die Verteilungs- und Spaltungsfähigkeit der Aufmerksamkeit viel Kopfzerbrechen gemacht, da diese zu der angenommenen Einfachheit der Seele und zur Einheit des Bewusstseins in Widerspruch zu stehen schien. Gelegentlich suchte man der Schwierigkeit durch die Annahme zu entgehen, dass die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Leistungen eine Täuschung sei; in jedem Zeitpunkt vermöge sich die Seele stets nur auf eines zu konzentrieren; aber sie könne in schnellster zeitlicher Folge zwischen verschiedenen Einstellungen wechseln; und diese Oszillation erscheine dann als Gleichzeitigkeit.

Eine personalistische Psychologie kennt diese Schwierigkeit nicht. Denn da die Ganzheit der Person immer und überall unitas multiplex ist, besteht kein Widerspruch zwischen der Mehrheit von Einstellungsrichtungen bzw. Energiebrennpunkten auf der einen und der personalen Einheit auf der andern Seite. Wir haben dagegen von unserm Standpunkt aus zu fragen, wie sich jene Mehrheit dennoch in die Totalität einordnet.

Da ergibt sich für die erste Form der multifokalen Aufmerk-

samkeit, dass der Sinngehalt der komplexen Aufgabe selbst den Ganzheitshintergrund für die Aufmerksamkeitsverteilung bildet. Innerhalb einer solchen Leistung erhält jedes Teilmoment vom Ganzen her nicht nur seine Bedeutung, sondern auch seine Bewusstheitsintensität und seinen Energieanteil: das Feld wird zwei (oder mehr)-gipflig modelliert. Dabei treten aber die Gipfelpunkte in eine Rangbeziehung zu einander; es gibt Haupt- und Nebenakzente. So besitzt beim Klavierspiel gewöhnlich die rechte Hand die „Führung“, die linke die „Begleitung“; hat nun einmal mitten im Stück die Linke die Melodieführung zu übernehmen, so wird dies als eine deutliche Verschiebung im Aufmerksamkeitsrelief empfunden.

Anders gestaltet sich die Struktur des Aufmerksamkeitsfeldes bei der eigentlichen Aufmerksamkeits-Spaltung. Hier sind die Bedeutungsgehalte der, gleichzeitig mit Aufmerksamkeit bedachten, Leistungen disparat zu einander; von ihnen aus kann also keine Einheitsbildung erfolgen. Wenn es dennoch nicht zu einem eigentlichen Zerfall kommt, so deshalb, weil die Totalperson ihre Einheit durch Rangierung und Schichtung der Leistungen zur Geltung bringt. Es werden die gleichzeitigen Leistungen verschiedenen Tiefenlagen der Person zugewiesen: während die eine Aufgabe zentrale Kräfte in Anspruch nimmt, bewegt sich die andere in mehr oberflächlichen Schichten. Auch die Art, wie die Verteilung der Energie auf das Doppeltun organisiert wird, ist nur von der personalen Einheit her zu verstehen.

Hier gewinnt auch die oben erwähnte Oszillationsthese ihre relative Berechtigung. Wenn auch zwei oder mehr Leistungen nebeneinander herlaufen können, so werden doch ihre Gipfelpunkte alternieren: zeitweilige Energienachlässe innerhalb des einen Leistungsgeschehens werden verwertet zu energetischen Zuspitzungen des anderen. Jener Mann, der zugleich korrespondiert und telephoniert, unterbricht zwar die Schreibtätigkeit nicht während des Sprechens, aber er organisiert sein Doppeltun doch so, daß er die neuen Gedankenformungen, die jeweilig für einige Sekunden Schreibstoff liefern sollen und besondere Aufmerksamkeitsgipfelung verlangen, vorwiegend in jene Zeitpunkte verlegt, in denen das telephonische Gespräch geringere aktive Aufmerksamkeit erfordert — und umgekehrt.

3. Ablaufsweisen der Aufmerksamkeit

Bezüglich des zeitlichen Verlaufs kann man *m o m e n t a n e* und *d a u e r n d e* Aufmerksamkeitsleistungen unterscheiden, obzwar die Grenzen flüssig sind. Wenn mir ein Plakat an der Anschlagssäule auffällt, wenn ich aus meinem Schlüsselbund einen Schlüssel heraussuche, wenn der aufgerufene Schüler die Frage des Lehrers beantwortet, so sind hierfür Aufmerksamkeitskonzentrationen nötig, die zwar eine gewisse Zeit dauern, deren Erfüllung sich aber ganz in *e i n e r* Gegenwart erschöpft. Wenn man dagegen einem Vortrag zuhört, oder wenn der Matrose im Ausguck stundenlang Meer, Himmel und etwa sichtbar werdendes Land beobachten muss, oder wenn der Schüler nach dem Diktat des Lehrers eine Niederschrift macht, so ist nicht sowohl ein einzelner Aufmerksamkeitsakt, sondern eine länger währende Aufmerksamkeitshaltung erforderlich.

Für beide Fälle gilt nun die Regel, dass die Energie eine Wellenbewegung zeigt.

Beim akuten Aufmerksamkeitsakt gibt es nur *e i n e W e l l e*. Wird die — bisher anderweitig beschäftigte — Aufmerksamkeit einer Augenblicksanforderung zugewandt, so setzt nicht sofort die volle Energie ein; sie hat vielmehr eine merkliche (wenn auch kurze) Anstiegszeit, erreicht beim eigentlichen Ziel der Handlung eine Kulmination und sinkt dann mehr oder minder schnell ab. Deutlich ist diese Kurve zuweilen in der Schulklasse zu merken. Wird ein zerstreuter oder abgelenkter Schüler plötzlich aufgerufen, so braucht sein Bewusstsein ein wenig Zeit, um zu jenem Höhepunkt der Konzentration empor zu klettern, der die Findung und Formulierung der Antwort ermöglicht. Ist dies geschehen, so bleibt der Schüler noch einige Sekunden in dem Abklang des Erlebnisses auch energetisch befangen, ehe er wieder in seine Träume versinken oder sich den unterbrochenen Gedanken erneut zuwenden kann.

Dauerndes Aufmerksamkeitsverhalten dagegen hat stets eine *p e r i o d i s c h e* Struktur. Ist der Mensch längere Zeit ununterbrochen einer Beschäftigung zugewandt, so gibt es niemals einen, auf gleicher Höhe stetig strömenden, Energiefluss, sondern in Abständen von wenigen Sekunden Kulminationen, die durch mehr oder minder tiefe Aufmerksamkeitstäler getrennt sind.

Man bringe die Taschenuhr in eine solche Entfernung vom Ohr, dass man das Ticken eben noch hört. Lauscht man dann längere Zeit, so wechseln Momente des Hörens und Nicht-Hörens. Die Ticke verschwinden, tauchen wieder aus dem Nichts auf, verklingen von neuem, u.s.w. Die zur Wahrnehmung schwelennaher Reize erforderliche hohe Aufmerksamkeit kann eben nicht ununterbrochen aufrecht erhalten bleiben.

Rückt man nun die Uhr näher ans Ohr, sodass alle Ticke hörbar bleiben, so werden sie doch in verschiedener Intensität wahrgenommen. Ja noch mehr: wir sind gezwungen, aus ihnen rhythmische Zeitgestalten zu bilden mit betonten und unbetonten Taktteilen, d.h. die Schläge werden abwechselnd mit stärkerer und geringerer Aufmerksamkeitsenergie bedacht.

Der kleine Versuch kann aber noch etwas anderes lehren: dass der Zwang zur Periodenbildung doch nicht eindeutig Art und Dauer der Periode bestimmt. Vielmehr hat hier wieder die Person selbst eine gewisse Verfügungsfähigkeit über die Energieverteilung. Denn man vermag die Folge gleichförmiger Ticke als $2/4$ -Takt, $3/4$ -Takt, $4/4$ Takt, $6/8$ -Takt zu hören und beliebig zwischen den verschiedenen Taktarten zu wechseln, obgleich sich am objektiven Reizablauf nichts ändert. Die subjektive Periodenbildung kann hierbei so aufdringlich sein, dass man fest überzeugt ist, die Taktteile in objektiv verschiedener Intensität zu hören.

Auch auf die tatsächliche Objektformung wirkt jener Periodisierungszwang hinüber, nämlich überall dort, wo es die Kultur mit kurz dauernden Zeitgestalten zu tun hat. Der Wechsel von betonten und unbetonten Silben in der Sprache, wie von starken und schwachen Taktteilen in der Musik, steht in enger Korrelation zu dem Wechsel von Aufmerksamkeitsgipfeln und -tälern, der sich bei Hervorbringung und Aufnahme jener Gebilde einstellt.

III. ÄUSSERE UND INNERE BEDINGUNGEN DER AUFMERKSAMKEIT

1. Reaktive und spontane Aufmerksamkeit

Die Bedingungen für Einleitung und Durchführung von Aufmerksamkeitsakten unterliegen dem Konvergenzprinzip; d.h. es sind stets zugleich äussere und innere Faktoren beteiligt.

Am deutlichsten ist die Wirkung des Aussenfaktors bei der sogenannten sinnlichen Aufmerksamkeit, denn sie wird durch aufdringliche äußere Reize hervorgerufen. Das sich nähernde Geräusch eines Flugzeuges, oder die Rakete eines Feuerwerks, oder ein Brandgeruch haben einen zwingenden Forderungscharakter; es ist unmöglich, sich ihnen zu entziehen. Aber selbst hier darf man den subjektiven Anteil der Person nicht übersehen. So unentrinnbar der Zwang zur Reaktion auf den aufdringlichen Reiz sein mag: dass die Reaktion gerade in Aufmerksamkeit besteht, ist ja innerlich bedingt.

Beispiel. Am Abendhimmel breitet sich ein intensiver Feuerschein aus. Hierauf reagieren verschiedene Menschen ganz verschieden. Ein ängstliches Kind erschrickt, beginnt zu schreien, läuft fort. Der Türmer greift automatisch zum Glockenseil, aus Gewohnheit, ohne sich erst klar machen zu müssen: da ist ein Brand. Ein Aesthet lässt sich von der Stimmung des schaurig schönen Farbenspiels gefangen nehmen. All dies ist nicht „Aufmerksamkeit“. Sie liegt erst bei jenem vor, der durch den optischen Eindruck bewogen wird, seine Kraft auf bewusste Klärung des Gegenstandes „Feuerschein“ (nach Art, Umfang, Ursprungsort) zu konzentrieren. Er reagiert also auf den Reiz durch einen Willensakt, der eine Erkenntnisleistung intendiert.

Man ersieht hieraus, dass die übliche Scheidung des Sprachgebrauchs zwischen „unwillkürlicher“ Aufmerksamkeit und „willkürlicher“ Aufmerksamkeit nicht recht passend ist, da ein Leistungswille bei einem Aufmerksamkeitsakt nie fehlen kann. Nur der Anlass zur Aufmerksamkeit kann außerhalb oder innerhalb des Wollens liegen; die Aufmerksamkeitshandlung ist im ersten Falle eine reaktive, im zweiten Falle eine spontane Willensstat. Wer sich selbst aus innerem Antrieb an die Lösung einer mathematischen Aufgabe macht, veranlasst sich „willkürlich“ zu „spontaner“ Aufmerksamkeit. Wenn dann der Verlauf des Arbeitens durch das Klingeln des Telephons unterbrochen wird — und sich der Arbeitende unterbrechen lässt und zum Hörer greift — dann liegt ein dem Willen entzogener Anlass und eine reaktive Aufmerksamkeitshandlung vor.

Der Beginn eines reaktiven Aufmerksamkeitsaktes ist demnach stets doppelsinnig; er besteht nicht nur in der Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf den Sinnenreiz, sondern auch in der

Unterbrechung des bisherigen seelischen Zustandes. Mit dem Reiz, der sich der Aufmerksamkeit aufdrängt, beginnt ein neues Lebnis; der stetige Abfluss des personalen Geschehens findet abrupt ein Ende. War jener Abfluss irgendwie lustvoll, oder in seinem Sinnvollzug noch nicht abgeschlossen, so wird die Unterbrechung als *Störung* erlebt. Bestand der bisherige Zustand selber in einem Aufmerksamkeitsverhalten, so wirkt der aufdringliche Reiz als *Ablenkung*. Es bleibt dann zwar jener allgemeine energetische Spannungszustand bestehen, der jeder Aufmerksamkeit wesentlich ist — aber der Gegenstand wechselt infolge des äusseren Anlasses.

Hier taucht aber noch ein zweites Mal das Konvergenzproblem auf. *Wann* ist ein Reiz so aufdringlich, dass er zum Störungs- oder Ablenkungsreiz wird? Die ältere Elementenpsychologie hat hier wiederum „*Aufdringlichkeit*“ als ein Merkmal des Einzelreizes selber angesehen, und zwar hat man besonders auf die nahe Beziehung zur Reizintensität und zur Reizveränderung hingewiesen. Es ist gewiss richtig, dass ein lauter Knall eher die Aufmerksamkeit reizt, als ein leiseres Geräusch, ein greller Blitz eher als das schwache Aufleuchten eines Streichholzes. Aber wie wenig hiermit das Wesentliche der „*Aufdringlichkeit*“ getroffen ist, lehren bekannte Beispiele: ¹⁾ Der Soldat im Schützengraben achtet nicht mehr auf das Dröhnen der Kanonen, wohl aber auf das akustisch viel weniger intensive Kommandowort. Für die junge Mutter ist das leise Wimmern ihres Babys im Nebenzimmer stärkster Ablenkungsreiz, während das sehr laute Weinen eines fremden Kindes ihre Aufmerksamkeit unberührt lassen kann u.s.w. Die „*Aufdringlichkeit*“ eines Reizes ist also vor allem von seiner *personalen Bedeutsamkeit* abhängig; je nach der Rolle, die der Reiz im personalen Leben spielt, oder möglicher Weise spielen kann, übt er eine stärkere, bezw. geringere Anziehungskraft auf die Aufmerksamkeit aus. Nun ist ja oft genug ein starker Reiz von grösserer personaler Relevanz als ein schwächerer. Und ein Reiz, der erst eben in den Gesichtskreis tritt, kann gerade wegen seiner Neuheit eher Lebenswichtigkeit gewinnen, als ein solcher, der unverändert beharrt. So wird es verständlich, dass Reizstärke und Reizver-

¹⁾ Vgl. die entsprechenden Beispiele für die Wirksamkeit von *Weckreizen*: S. 471.

änderung eine merkliche Korrelation zur Aufdringlichkeit besitzen.

Die Gegenstandsauslese, die die Aufmerksamkeit vornimmt, hängt demnach nicht in erster Linie von der akuten Beschaffenheit der Reize ab, sondern von der personalen Disposition, die dauernd zur Klärung bestimmter Gegenstände tendiert. Eine solche Disposition nennt man „I n t e r e s s e“. ¹⁾ Der Zusammenhang von Interesse und Aufmerksamkeit ist äusserst innig; eine ganz „interesselose Aufmerksamkeit“ gibt es überhaupt nicht. Höchstens, dass man zwischen direktem und indirektem Interesse scheiden kann. Dort sind Gegenstand des Interesses und der Aufmerksamkeit von vorn herein identisch: so wenn jemand, der sich stark für Mathematik interessiert, eben darum seine mathematischen Aufgaben mit grosser Aufmerksamkeit bearbeitet. Hier — beim indirekten Interesse — ist der Aufmerksamkeitsgegenstand vom Interessegegenstand verschieden, aber er steht in Abhängigkeitsbeziehung zu ihm: so wenn sich ein Schüler energisch auf seine mathematischen Aufgaben konzentriert, weil er stärkstes Interesse am Bestehen des Examins hat (das Interesse für Mathematik kann dann sehr gering sein). Der erste Fall stellt die günstigsten Bedingungen für fruchtbare und energetisch nicht allzu mühsame Aufmerksamkeitsleistungen dar. Bei nur indirektem Interesse ist es ja nötig, besondere Energie auf die Überwindung des Widerstandes gegen den „eigentlich nicht interessierenden“ Gegenstand zu verwenden.

2. K o n s t a n z u n d W e c h s e l i m A u f m e r k s a m - k e i t s v e r h a l t e n

Bei Aufmerksamkeitszuständen, die längere Zeit anhalten, kann der gegenständliche Inhalt konstant bleiben oder wechseln. Wiederum sind hieran objektive wie subjektive Bedingungen beteiligt.

Bezüglich der o b j e k t i v e n Reizfolge gibt es unzählige Abstufungen. Wir nennen nur zwei Grenzfälle: völlig gleichförmig ist die Aufgabe des Schulneulings, der eine ganze Seite seines Heftes mit dem gleichen Buchstaben i füllen muss; ununterbrochen wechselnd ist die Tätigkeit des Schalterbeamten

¹⁾ Vgl. S. 792.

einer Auskunftsstelle, an den in jeder Minute neue Wünsche und Fragen herantreten. Solch extreme Situationen stellen an die Aufmerksamkeit Ansprüche von besonderer Schwierigkeit. Die ganz eintönige Leistungsfolge gleitet leicht in rein mechanisches Tun ab; die Aufmerksamkeit „schläft ein“, weil ihr jedes Spannungsmoment, jeder Reiz der Neuheit fehlt. Die ganz disparate Leistungsreihe dagegen verlangt ununterbrochen sprunghaften Wechsel der Aufmerksamkeitseinstellung, verhindert jedes Ausruhen in dem erfassten Gegenstand und die Vertiefung in ihn, zerreisst den Lebensablauf in lauter unzusammenhängende, zu einander sinnfremde Teilabschnitte.

Sehr deutlich tritt der Unterschied zu Tage an zwei bekannten Experimentalmethoden.

Seitdem vor Jahrzehnten Kraepelin sogenannte „fortlaufende Arbeitsmethoden“ zu psychologischen Untersuchungszwecken eingeführt hat, sind monotone Reizserien vielfach zur Anwendung gekommen. Kraepelin verwandte mit Vorliebe Rechnenaufgaben, die schon deshalb untereinander sehr ähnlich sein mussten, weil die, in verschiedenen Zeitabschnitten erzielten, Leistungen mit einander verglichen werden sollten (z.B.: Addition einstelliger Zahlen). — Für Aufmerksamkeitsprüfungen hat besonders die von Bourdon eingeführte Durchstreichprobe weite Verbreitung gefunden: in einem gedruckten Text sind gewisse Buchstaben — z.B. alle l, r, n — zu durchstreichen. Die Anzahl der durchstrichenen Buchstaben innerhalb einer bestimmten Zeit liefert ein Maß für die Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitsleistung; die Anzahl der Fehler (übersehene Buchstaben und falsche Durchstreichungen) ein Maß für die Intensität der Aufmerksamkeit, die ungleiche Verteilung der Fehler auf die verschiedenen Phasen der Arbeit eine Einsicht in die Aufmerksamkeitschwankungen. Die Aufgabe ist reichlich eintönig, aber doch nicht in dem Grade, dass sie völlig mechanisiert werden könnte; jedes Nachlassen der Aufmerksamkeit rächt sich vielmehr sofort durch Übersehen von Buchstaben, die gestrichen werden sollten. — Andere, namentlich psychotechnische, Experimentalaufgaben sind der industriellen „Arbeit am laufenden Bande“ nachgebildet, so die Versuchsanordnung am Monotonie-Apparat von Wunderlich.

Am anderen Pol stehen die „Testheft-Aufgaben“, die zuerst in Amerika, dann auch anderwärts (in Deutschland durch Bober-tag und Hylla) Anwendung gefunden haben. Das Heft enthält in bunter Reihenfolge Aufgaben und Anweisungen heterogenster Art, die schriftlich zu lösen sind; für jede Aufgabe stehen nur wenige Sekunden zur Verfügung, nach deren Verlauf zur nächsten übergegangen werden muss. Diese Testhefte sind zwar als Mittel zur Prüfung der „Intelligenz“ gedacht; aber in Wirklichkeit ist am Ergebnis des Versuchs

nicht nur die Fähigkeit beteiligt, intellektuelle Schwierigkeiten zu bewältigen, sondern auch die andere Fähigkeit, mit der Aufmerksamkeit in einer zusammenhanglosen Reihe dauernd zu springen.

Die o b j e k t i v geeignetste Vorbedingung für dauernde Aufmerksamkeitshaltung bieten offenbar solche Forderungsreihen, die gleich weit von öder Eintönigkeit wie von chaotischer Buntheit entfernt sind. Solche optimalen Bedingungen können von zweierlei Art sein.

1) Die fortlaufende Arbeit steht zwar unter einer Anforderung von genereller Gleichförmigkeit; doch verlangt die Aufgabe in jedem einzelnen Aufmerksamkeitsakt eine wechselnde Spezialisierung der Einstellung.

Als Beispiel diene die Umformung des Bourdon'schen Durchstreichversuchs durch Sterzinger zur „Prüfung der a b s t r a k t e n Aufmerksamkeit“: Nicht mehr bestimmte, immer i d e n t i s c h e Buchstaben sollen durchstrichen werden, sondern solche Buchstaben, die einer R e g e l folgen: nämlich erstens jeder einzeln stehende Buchstabe zwischen zwei Vokalen, zweitens jeder Buchstabe, der auf einen gleichen folgt, drittens alle Gruppen zu zwei Buchstaben, denen eine ebenso gebaute Gruppe vorausgeht.

Auch manche Intelligenztests gehören hierher: so verlangt der „Analogietest“ (S. 431), zu drei gegebenen Wörtern das vierte begrifflich dazu gehörige Wort zu finden. Hier stellt zwar jedes Worttripel neue Ansprüche, aber sie stehen doch unter einem gemeinsamen Leitmotiv. Allerdings enthält dieses eine solche Spielraumbreite, dass innerhalb ihrer die Aufmerksamkeit auf der Wacht sein muss. Mechanisierung des Tuns ist unmöglich.

2) Die fortlaufende Arbeit wird durch einen G e s a m t s i n n und durch ein zu erreichendes Ziel zusammengehalten; die einzelnen zum Ziel führenden Schritte aber sind verschieden. In diese Gruppe fallen etwa technische Aufgaben der Werkherstellung, des graphischen oder plastischen Nachbildens, die Bearbeitung einer mathematischen Aufgabe, deren Lösung eine Reihe von Etappen erfordert u.s.w. Der objektive Anreiz für das Durchhalten der Aufmerksamkeit ist hier noch stärker als im Falle 1); denn der Sinnzusammenhang der Gesamtaufgabe aktiviert tiefere personale Schichten, wie Denken, Interesse, Gefühlsbeteiligung, und unterstützt dadurch die längere Energiekonzentration.

Der Unterschied zwischen Konstanz und Wechsel kann aber auch vornehmlich s u b j e k t i v bedingt sein. Die Aufmerksam-

keit „beisst sich fest“ an einem Gegenstande, sodass sie längere Zeit nicht von ihm loszukommen vermag; oder aber: es findet ein häufiges Springen von einem Aufmerksamkeitsbrennpunkt zu einem andern statt. Beide Verhaltensweisen sind bei gleichen objektiven Bedingungen möglich. Ein ruhendes Objekt, z.B. ein figurenreiches Gemälde, kann mit „haftender“ Aufmerksamkeit betrachtet werden, die am Ganzen oder einer Einzelheit statisch verweilt, oder mit „wandernder“, die der Reihe nach die Einzelheiten geistig abtastet, oder gar überhaupt von dem Bild auf ganz andere Gegenstände abgeleitet. — Umgekehrt: eine bewegte Reizreihe, z.B. der Inhalt einer Lektüre, kann bewirken, dass man von einer Stelle noch geistig okkupiert ist, während man mechanisch weiter gelesen hat; oder aber die Aufmerksamkeit wandert mit den wechselnden Gedanken und Geschehnissen des Textes mit. Man sieht an diesen Beispielen schon, dass die haftende oder die wandernde Aufmerksamkeit je nach Umständen mehr oder minder situationsangemessen sein kann — wovon weiter unten noch zu sprechen sein wird.

IV. ZUR DIFFERENTIELLEN PSYCHOLOGIE DER AUFMERKSAMKEIT

Auch die typologischen Unterscheidungen auf dem Gebiet der Aufmerksamkeit sind nach den beiden Merkmalen der Gegenständlichkeit und der Dynamik zu orientieren.

1. Gegenständliche Typen

Alle jene Gegenstandsbereiche, die wir oben aufzählten, können zu *personal bevorzugten* Aufmerksamkeitssphären werden. So gibt es Menschen von ausgesprochen sinnlichem Aufmerksamkeitsstyp, andere, deren Aufmerksamkeit Denkprobleme oder die Zergliederung innerer Erlebnisse bevorzugt. Diese Differenzierungen, so wichtig sie sind, beziehen sich eigentlich nicht primär auf die Aufmerksamkeit als solche; vielmehr ist die Vorzugsgerichtetheit der Aufmerksamkeit zurückzuführen auf tiefere personale Richtungsdispositionen: auf Interessen, auf Triebveranlagungen, auf besondere Begabungsrichtungen u.s.w.

Diese nie fehlende Gegenstandsgebundenheit der Aufmerksamkeitsdisposition darf bei personal-diagnostischen Untersuchungen

nie vergessen werden; Aufmerksamkeit ist eben niemals ein so ausschliesslich *f o r m a l e r* Faktor, dass er sich an beliebigem Stoff gleichförmig bekunden könnte.

Wir treffen damit einen Hauptmangel der meisten Testmethoden zur Prüfung der Aufmerksamkeit; die Aufgabe als solche (z.B.: Buchstaben durchstreichen) erweckt fast niemals direktes Interesse; lediglich das indirekte Interesse, in der Prüfung gut abzuschneiden, liefert die Impulse für die Aufmerksamkeit. Es ist daher stets möglich, dass ein, auf solche Weise geprüfter, Mensch eine ganz andere Aufmerksamkeit betätigen würde, wenn er sie spontan auf Gegenstände direkten Interesses richten könnte.

Auf der andern Seite ist freilich zu bedenken, dass auch im Alltagsleben jeder Mensch oft genug vor Aufgaben gestellt ist, die ihn direkt nicht interessieren, auf die er aber seine Aufmerksamkeit konzentrieren muss; für *s o l c h e* Leistungen können natürlich die oben erwähnten Testprüfungen wichtige Symptome liefern.

Es empfiehlt sich daher, bei personal-diagnostischen Aufmerksamkeitsprüfungen zwei Arten von Tests zu verwenden: solche, die nur das indirekte Interesse spielen lassen, und solche, die dem eigensten Interessengebiet des Prüflings entnommen sind. Erst bei letzteren kann er sein wirkliches Aufmerksamkeits-O *p t i m u m* beweisen.

2. D y n a m i s c h e T y p e n

Mit den hierdurch bedingten Vorbehalten kann man nun auch typologische Unterschiede in der *d y n a m i s c h e n* Beschaffenheit der Aufmerksamkeit feststellen. Alle jene Strukturmerkmale, die wir früher erörterten, vermögen zu kennzeichnenden Persönlichkeitszügen zu werden. Entscheidend ist, ob der Mensch zu mehr intensiver oder mehr extensiver Energieverteilung neigt.

Der eigentlich „*k o n z e n t r a t i v e*“ Typ pflegt ein kleines, fast punktuell, aber um so heller beleuchtetes Aufmerksamkeitsfeld zu haben, während alles andere in das tiefe Dunkel des Nichtbeachtetseins versinkt. Er vertritt zugleich bei längeren Abläufen den „*fixierenden*“ Typ, der eine zäh haftende Aufmerksamkeit besitzt. Das Musterbeispiel ist der Grübler.

Das extreme Gegenstück bildet der schon früher (S. 661) besprochene Typ der „*echten Z e r s t r e u t h e i t*“, bei welchem die Energiestreuung so weit geht, dass eigentliche Aufmerksamkeitskonzentrationen überhaupt nicht mehr möglich sind.

In der Mitte steht der „*d i s t r i b u t i v e*“ Typ. Sein Auf-

merksamkeitsfeld besitzt einen weiteren Umkreis, aber doch mit genügender innerer Energiebesetzung und Strukturierung (die multifokal sein kann); und seine Aufmerksamkeitsabläufe sind wendig und elastisch, auch leicht ablenkbar, ohne ins Chaotisch-Sprunghafte auszuarten. Ihm gehören gewöhnlich die weltzugewandten und weltgewandten Menschen an.

Während der Typ des „echt Zerstreuten“ eindeutig unterwertig, oft genug geradezu krankhaft ist, wäre es verkehrt, die beiden anderen Typen wertmäÙig zu rangieren. Die Laienpsychologie neigt ja dazu; sie lobt die Ausdauer, Tiefe und Unbeirrbarkeit des „konzentrativen“, tadelt die Unbeständigkeit, Oberflächlichkeit und Ablenkbarkeit des „distributiven“ Menschen. Solche Charakterisierungen sind aber einseitig unter bestimmten äusseren Forderungsmafsstäben gesehen, die durchaus nicht allgemein gelten. Das Leben fordert beides: Zuspitzung und Ausbreitung, Haftlassen und Wandernlassen der Aufmerksamkeit, Ablenkbarkeit und Widerstand gegen Ablenkungen. Es wäre für den höchst konzentrativen Archimedes besser gewesen, wenn er durch den sich nähernden Kriegslärm von seinen mathematischen Grübeleien sich hätte ablenken lassen; statt dessen sah er in den hereindringende Krieger nur unliebsame Störungen seiner Kreise — und er wurde erschlagen. — Ein Chauffeur, der nicht in hohem Mafse seine Aufmerksamkeit verteilen könnte, und sich nicht durch jeden neu in den Gesichtskreis tretenden Gegenstand von seiner bisherigen Aufmerksamkeitseinstellung ablenken liesse, wäre völlig berufsuntauglich.

Je mehr eine zunehmende Zivilisation den Menschen in eine verwirrende und fortwährend wechselnde Fülle von Ereignissen und Gegenständen setzt, die für ihn lebensbedeutsam werden können und daher seine Aufmerksamkeit erfordern — um so mehr bedarf er der Verteilungs- und Wechselfähigkeit dieser Aufmerksamkeit; sonst kommt er zum Erliegen. Zugleich freilich fordern alle jene Aufgaben, die nicht vom Augenblick bestimmt und von der Situation abhängig sind — also wissenschaftliche und künstlerische Leistungen, Aufgaben der inneren Sammlung und der weit ausschauenden Planung — sie fordern ein zeitweiliges Sichverschliessenkönnen gegen die breite Fülle der wechselnden Reize, also erhöhte Konzentration, deren daher gerade die führenden Geister fähig sein müssen. Aber nicht nur diese; denn auch jene

Durchschnittsmenschen, welche sich möglichst in ein enges Gehäuse einspinnen (oder in ein solches eingezwängt werden), um hier in relativ gleichförmiger Weise eine begrenzte Reihe von Verrichtungen zu vollziehen (der Landmann, der Industriearbeiter, der Rechner in der Kanzlei) würden von einer allzu distributiven Aufmerksamkeitsweise geringen Vorteil haben.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Ü B U N G U N D E R M Ü D U N G

Wir haben nun jene Leistungsänderungen zu erörtern, die auf *b e s t i m m t e n* Betätigungsgebieten sowohl in positivem Sinne (als Übung) wie in negativem (als Ermüdung) auftreten. Auch bei diesen sind, wie überall im Leben, äussere und innere Bedingungen in Konvergenz wirksam, aber die äusseren übernehmen jetzt die Führung.

I. Ü B U N G

1. R e i f u n g, Ü b u n g, E i n s t e l l u n g

Zunächst ein Wort über den Anteil des inneren Faktors an der Steigerung der Leistungen.

Es liegt im Wesen der personalen Entwicklung, dass der Mensch bestimmten Leistungsgebieten *e r t g e g e n r e i f t*. Leistungen, die vorher garnicht oder nur sehr unvollkommen möglich waren, werden nun mit grösserer oder geringerer Plötzlichkeit angemessen aus führbar, weil die ihnen entsprechende Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft in ihr Reifungsstadium getreten ist. Die Berücksichtigung dieser immanenten Entwicklungssteigerung ist deshalb so wichtig, weil erst auf Grundlage der reifenden Anlagen die äusseren Bedingungen der Leistungssteigerung erfolgreich eingesetzt werden können. Man erlebt es oft (z.B. beim mathematischen oder beim grammatischen Unterricht von Schulkindern), wie selbst lange und kraftraubende Übung geringe Leistungsfortschritte bringt, solange jenes Entgegenkommen der inneren Reifung fehlt, und wie dann mit deren Eintritt unerwartet und sprunghaft das weitere Üben und Lernen fruchtbar wird und rapiden Fortschritt ermöglicht.

Die Leistungsreifungen spielen in Kindheit und Jugendalter natürlich eine besonders grosse Rolle; aber sie fehlen auch nicht beim Erwachsenen. Insbesondere gilt dies für schöpferische Leistungen von Künstlern, Gelehrten u.s.w. Bekanntlich gibt es Früh- und Spät-Genies; das Einsetzen der grossen Schaffensfähigkeit ist in diesen Fällen nur sehr sekundär von äusseren Bedingungen abhängig, vielmehr ganz wesentlich Sache einer inneren Entwicklungsgesetzlichkeit.

Géza Révész hat eine Untersuchung über die Reifungszeiten von Hochbegabungen angestellt. Er fand, dass im Durchschnitt die musikalischen und mathematischen Begabungen am frühesten, die literarischen am spätesten zum Durchbruch kommen.

„Übung“ ist spezifische Leistungssteigerung durch willentliche Wiederholung von Leistungen. Der Ausdruck wird gebraucht sowohl für die wiederholte Tätigkeit, welche Leistungszunahme erzielt, wie für den erreichten hohen Leistungsstand¹⁾.

Wir müssen die „Übung“ ferner von der „Einstellung“ unterscheiden.

Wird eine Tätigkeit begonnen, die vorher nicht vollzogen wurde, so ist der Mensch zunächst noch nicht auf sie „eingestellt“. Er war mit anderem beschäftigt; hierdurch war seine körperliche Haltung, seine Aufmerksamkeit, sein Interesse, seine Kraftökonomie, kurz die Totalperson ausgerichtet auf ein anderes Ziel. All dies muss nun umgeschaltet werden; das ganze Verhältnis Person/Welt muss sich verschieben, um die neue Zielsetzung ins Zentrum personalen Tuns zu rücken. Das geschieht nicht mit einem Male; vielmehr stellt sich die neue Totaleinstellung erst allmählich ein. Dieser Prozess wird durch Wiederholung sehr unterstützt; er ist aber nicht „Übung“ im eigentlichen Sinn, obwohl sich während seines Ablaufs die Leistung steigert. Von Menschen, die eine einigermaßen gleichförmige Tätigkeit vollziehen müssen, hört man oft, dass sie jedes Mal erst wieder „in den Trott kommen müssen“; der Klavierspieler, der Maschinenschreiber, muss seine Arbeit „erst wieder in die Finger bekommen“; der Buchhalter bedarf bei Beginn seines rechnerischen Tagewerks, der Turner am

¹⁾ Es wäre vorteilhafter, wenn man nur die Tätigkeit „Übung“ den Zustand aber „Geübtheit“ nennen würde.

Anfang des Turnens erst eines gewissen Selbstantriebs und der Überwindung von Widerständen, die von dem Bedürfnis des Verharrens im früheren Zustand herrühren.

Geistige Arbeiter empfinden diese Anfangshemmungen besonders lebhaft; sie machen ihnen nicht nur den Entschluss schwer, ihre unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, sondern wirken noch nach während des Anfangsstadiums des erneuten Arbeitens, die dadurch nur allmählich in Gang kommt.

Die eigentliche, spezifische Übung setzt erst ein, wenn die Totaleinstellung auf die fortlaufende Aufgabe erreicht ist. Nunmehr kann die fortgesetzte Wiederholung des Tuns ihre Sonderwirkung entfalten, die sich auf die beiden Komponenten der Leistung erstreckt; denn jedes Üben setzt sich sowohl Steigerung des Effekts, wie Minderung des Aufwandes zum Ziel. Vergleicht man den Anfänger im Radfahren mit dem geübten Fahrer, so fährt der erste nicht nur unsicherer, langsamer, unschöner, mit häufigeren Fehlhandlungen und Versagern, sondern er macht auch viel mehr überflüssige Bewegungen mit allen Gliedern, strengt sich physisch mehr an, muss mehr Aufmerksamkeit und Willensimpulse auf sein Tun verwenden als der fertige Fahrer ¹⁾.

Merkwürdiger Weise besteht zwischen diesen beiden Seiten der Übungswirkung eine gewisse Antinomie. Während das Ziel der Effektsteigerung die Tätigkeit besonders stark in den Vordergrund des personalen Lebens rückt und immer schärfer a b h e b t von dem Alltagsgeschehen, bedeutet die Aufwandsverringerung eine zunehmende Einbettung des Tuns in das Totalleben, eine abnehmende Inanspruchnahme der Gesamtdynamik durch eben dieses Tun. Dort wird die Wichtigkeit, hier die Selbstverständlichkeit der Leistung erhöht; dort wird ihre Bewusstheit besonders akzentuiert; hier wird die Ausführung mehr und mehr ins Unterbewusste gedrängt.

Die Antinomie bedeutet aber nicht Unvereinbarkeit, sondern nur wechselnde Gewichtsverteilung. Bei den Übungen des praktischen Alltagslebens kommt es vor allem auf das Erringen einer selbstverständlichen Treffsicherheit an, bei welcher

¹⁾ In unserer oben (S. 639) entwickelten Terminologie heisst das: Übung ist Erhöhung der objektiven Leistung bei Minderung der personalen Leistung.

nicht mehr viel Kraft und Bewusstheit für die rein technische Durchführung erforderlich ist. Dadurch wird Kraft frei für andere Aufgaben. Wer geübt ist im Gebrauch einer Fremdsprache, hat es nicht mehr nötig, sich auf das Suchen von Worten und grammatischen Formen zu konzentrieren, sondern kann das Sprechen in den Dienst andersartiger Aufgaben: der Geselligkeit, des Berufs, der Wissenschaft stellen. Wer geübt ist im Maschineschreiben, kann sogar schwierige Gedankenarbeit sofort in Schrift umsetzen, da ihm das Schreiben selbst *m e c h a n i s c h* geworden ist. — Anders bei den eigentlich *s p o r t l i c h e n* Übungen. Hier wird die Leistung durch die übende Tätigkeit nicht zu einer untergeordneten Dienst-Leistung umgewandelt, sondern sie bleibt als solche das eigentliche *Z i e l*, wird in ihren Einzelheiten und Wertabstufungen immer bewusster. Dabei ist aber die souveräne Bewältigung nur möglich durch eine weitgehende Mechanisierung aller Teilhandlungen, die freilich nicht starr, sondern sehr elastisch funktionieren müssen.

2. A k u t e u n d D a u e r - Ü b u n g

„Akute“ Übung tritt ein während *e i n e r* fortlaufenden Arbeitshandlung; sie ist die unmittelbare Fortsetzung der oben beschriebenen Einstellung. Wer eine einigermaßen gleichförmige Tätigkeit manueller Art (z.B. Perlen aufziehen, Briefe kouvertieren) oder geistiger Art (Rechnen, Kollationieren, Ordnen) zu vollziehen hat, wird im Allgemeinen nach Ablauf der ersten viertel oder halben Stunde schneller und weniger fehlerhaft arbeiten als zu Anfang. Je ungewohnter die Tätigkeit ist, um so grösser pflegt der Übungsfortschritt in den ersten Stadien der fortlaufenden Arbeit zu sein. Freilich wird die einfache Aufstiegslinie der Leistung gestört (und zwar um so mehr, je länger die Arbeitshandlung andauert) durch den Gegenfaktor der Ermüdung, den wir später besonders erörtern. Infolgedessen ist die „Arbeitskurve“ keine reine Übungskurve, sondern eine Resultante aus der Übungs- und Ermüdungs-Kurve.

Klarer herausheben lässt sich die Übungswirkung bei der *D a u e r ü b u n g*, die auch die eigentlich lebenswichtige ist. Denn wenn sich ein Mensch in irgend etwas „übt“, so nicht deshalb, um die Leistung innerhalb der nächsten Stunde zu steigern, sondern

um eine dauernde Geübtheit zu erreichen. Dieser Dauerzustand ist an sich bloss P o t e n t i a l i t ä t. Der Mensch kann, nachdem er eine Übungstätigkeit vollzogen hat, alles mögliche andere tun; er kann Stunden, Tage, Wochen vergehen lassen, — sobald er aber jene frühere Tätigkeit wieder aufnimmt, soll die damalige Übungsarbeit Früchte tragen und die weitere Leistung gegenüber der früheren beschleunigen und verbessern. Dieser Prozess kann sich immer von neuem wiederholen; aus den Übungswirkungen der einzelnen Vollzüge geht eine Gesamtwirkung hervor, die schliesslich in einen Zustand maximaler Geübtheit ausläuft.

Die Kurve einer solchen Dauerübung lässt sich nun an den verschiedensten, exakt messbaren, Leistungsformen demonstrieren. Wenn z.B. jemand Maschinenschreiben lernt, kann man am Schluss jedes Übungstages feststellen, wieviele Silben er in der Minute schreibt; diese Ziffern, aneinandergereiht und graphisch dargestellt, bilden dann die Übungskurve. Ihre schematische Grundform ist in Figur 14 dargestellt. Sie zeigt folgendes: 1) Der



Fig. 14.
Schema des Übungsfortschrittes.

„Übungsfortschritt“ ist nicht gleichmälsig; vielmehr wechseln Perioden schnelleren und langsameren Fortschrittes (auch der Stagnation) mit einander ab. 2) Am Anfang der Übungszeit sind die durchschnittlichen Übungszuwächse grösser als später. 3) Zuletzt wird die Kurve fast wagrecht; eine noch immer fortgesetzte Übung fügt dem erreichten Stande der Geübtheit nur noch ganz unbedeutende Zuwächse hinzu.

Zu 1). Die Unebenheit der Übungskurve ist eine Sonderform der allgemeinen dynamischen Periodizität des Lebensablaufs, von der wir oben sprachen. In jedem längeren Übungsgeschehen gibt es mehrfach „tote Punkte“: der Übende bemerkt keine oder nur unverhältnismälsig geringe Fortschritte und beginnt zu zweifeln,

ob die Fortsetzung des Übens noch Sinn hat. Nach einigen Tagen oder Wochen aber ist die Stauung plötzlich überwunden, eine neue Periode des Leistungsanstiegs folgt. Zuweilen kann sogar zeitweiliges Aussetzen der Übung günstig wirken, eine Phase der „Sättigung“ muss erst zum Abklingen kommen (vgl. S. 702). Man spricht gradezu von einer „schöpferischen Pause“.

Die Punkte 2) und 3) kann man (unter Absehung von den kleineren Kräuselungen der Kurve) auch so ausdrücken: Wird durch eine Reihe von wiederholten Übungstätigkeiten eine Dauerübung erreicht, so ist der Anteil jeder einzelnen Wiederholung an dem Gesamteffekt im Durchschnitt um so kleiner, je höher ihre Ordnungszahl in der Wiederholungsreihe ist. Die 100. Wiederholung fügt also dem vorher gewonnenen Geübtheitsniveau viel weniger hinzu, als es die 50. Wiederholung getan hatte.

Dieser Satz ist uns bereits bekannt ¹⁾. Wir haben ihn früher als allgemeine Gesetzmäßigkeit mnemischen Geschehens überhaupt kennen gelernt, sodann seine Anwendung auf den Erwerb von Kenntnissen besprochen. Nunmehr handelt es sich um die Aneignung von Fertigkeiten durch Wiederholung. Die praktische Bedeutung ist einleuchtend: Für jeden Menschen gibt es bezüglich jeder übbaaren Tätigkeit einen Zeitpunkt, in dem er die, durch blosser Übung zugängliche, Leistungshöhe im wesentlichen erreicht hat, sodass bei weiterer Übung der noch etwa erzielbare, geringe Zuwachs an Leistung in keinem Verhältnis mehr zu der dafür aufzuwendenden Zeit und Kraft steht. Es gibt also auch Übertreibung und mangelnde Ökonomik des Übens.

Weitere Wiederholungen der Tätigkeit nach erreichter Geübtheitshöhe sind trotzdem nicht sinnlos. Sie tragen dazu bei, die Übungshöhe zu halten, drohendem Übungsverlust (s. S. 683) vorzubeugen. Sie können ferner sportliche Zwecke verfolgen.

Bei sportlichen Übungen wird noch einmal der Unterschied zwischen objektiver Leistung und personaler Leistung bedeutsam. Objektiv ist es recht gleichgültig, ob ein hochgeübter Läufer die 1000-Meter-Strecke um eine Sekunde schneller durchmisst als er es vorher konnte; und für die objektiven Zwecke des praktischen Lebens wäre es absurd, auf die Erringung dieses winzigen Leistungszuwachses grosse Übungsmühe und Übungszeit zu verwenden. Aber als personale Leistung kann selbst die kleinste Erhöhung des Effekts wichtig

¹⁾ Vgl. S. 262 u. S. 328.

werden, weil sie eben nur durch schärfste Konzentration der Energie und eisernste Willensanspannung erreicht werden kann. Sie bedeutet Selbststeigerung durch Selbstbeanspruchung.

Freilich entsteht nun die Möglichkeit, dass Zeit und Kraft, die auf solches Training verwandt werden, anderen wertvollen Betätigungssphären entzogen werden. Für die Person als *Unitas multiplex* sollte die Erreichung der Übungshöhe auf irgend einem Gebiet als Zeichen gelten, dass nun die bisher durch die speziellen Übungen gebundenen Kräfte für andere personale Lebensaufgaben verwertet werden können. Mit anderen Worten: Die sportliche Höherentreibung der schon sehr hohen Geübtheit in infinitum — mit ihren ebenfalls nur infinitesimalen Steigerungsmöglichkeiten — birgt die Gefahr einer starken Vereinseitigung in sich.

Der Leistungszuwachs durch Wiederholung hat sein Gegenstück im Leistungsabfall durch Nichtausübung der Tätigkeit. Die einmal erworbene Geübtheit als potentieller Zustand beharrt nicht einfach während der anderweitigen Beschäftigung; vielmehr nimmt die Bereitschaft und Fähigkeit zum Wiederaktuellwerden ab, je länger die Pause dauert. Wird dann die Tätigkeit erneut aufgenommen, so bemerkt man einen „Ü b u n g s - v e r l u s t.“

Das gilt im kleinen wie im grossen.

Im kleinen: Wer sich am Montag im Maschineschreiben geübt hat und dadurch am Schluss der Übungsstunde eine bestimmte Schreibgeschwindigkeit erreicht hat, wird am Dienstag anfangs nicht ebenso schnell schreiben können. Die — genau messbare — Differenz gibt den Übungsverlust an. Allerdings wird normalerweise dieser Übungsverlust im Laufe der Dienstagsarbeit nicht nur wieder aufgeholt, sondern auch in Übungsgewinn umgewandelt, sodass die Schlussleistung am Dienstag über der vom Montag steht.

Im grossen: wer nach jahrelanger Unterbrechung eine Tätigkeit wieder aufnimmt, in der er früher einen hohen Grad der Geübtheit gewonnen hatte (Schlittschuhlaufen, Klavierspielen, Sprechen in einer Fremdsprache u.s.w.), hat zunächst den peinlichen Eindruck, dass er „alles verlernt habe.“ Der Übungsverlust erscheint gross. Bald bemerkt er aber, dass es mehr ein Verlust der „Einstellung“ als der eigentlichen Übung war. Hat er erst die innere seelische und körperliche Gesamthaltung wiedergefunden, die der Alt-Neu-Aufgabe entspricht, dann macht sich

auch schnell die Nachwirkung der früheren Übung geltend; und er ist erstaunt, „wie schnell er wieder hineingekommen ist“. Freilich: ob die alte Leistungshöhe wieder ganz erreicht (oder gar überschritten) wird, das hängt von den verschiedensten personalen und äusseren Bedingungen ab, die nichts mehr direkt mit „Übung“ zu tun haben müssen. Wer als älterer Mann einen Sport wieder aufnimmt, in dem er als Jüngling gegläntzt hat, bringt nicht mehr die energetischen Voraussetzungen mit, die ein Erreichen der alten Leistungshöhe möglich machen

Jedenfalls scheint für die Übung in allen Fertigkeiten dasselbe zu gelten, wie für das Auswendiglernen (vgl. S. 330): die mnemische Wirkung des früheren Erwerbs geht nicht vollständig verloren. „Absoluter Übungsverlust“ würde ja bedeuten, dass man bei Neuaufnahme der Tätigkeit so viel Kraft und Zeit auf die Einübung verwenden müsste, als ob man sie früher nie ein- und ausgeübt hätte. Exakte Befunde gibt es hierüber meines Wissens nicht, wohl aber manche Erfahrung des Lebens: selbst Latenzzeiten von vielen Jahrzehnten ertönen nicht vollkommen jene unbewusste Mneme, die von der früheren Übungsperiode geschaffen worden war. So fremd die Tätigkeit zunächst anmuten mag, so unbeholfen man sich zuerst in ihr anstellt: allmählich werden selbst noch beim Greise Reste alten Könnens lebendig, das er als Jüngling erworben und inzwischen nicht aktualisiert hatte.

3. M i t ü b u n g

Wir haben bisher die Übung nur besprochen, insofern sie auf dem spezifischen Gebiet der wiederholten Tätigkeit eine *s p e z i f i s c h e* Leistungssteigerung erzielt. Aber eine solche Abspaltung eines Leistungsgebiets, derart dass sich alles Geschehen innerhalb seiner Grenzen erschöpfte, ist ja innerhalb der personalen Einheit nicht möglich; was jenem spezifischen Leistungsgebiet zustösst, strahlt aus auf andere Bereiche der Person. Es gibt also auch eine ausstrahlende Übung, die sogen. „Mitübung“¹⁾.

Der sich ausbreitende Übungseffekt wird in erster Reihe solche Leistungsbereiche ergreifen, die dem primären Übungsgebiet besonders nahe stehen, sei es durch Beanspruchung glei-

¹⁾ Vgl. S. 263.

cher Hilfsmittel, sei es durch verwandte Zielsetzung. Wer Feinkoordinationen der Fingerbewegungen als Uhrmacher geübt hat, wird, wenn er nun auf einem anderen Gebiet der Präzisionsmechanik tätig sein muss, von jener Geübtheit profitieren — obwohl im Einzelnen die jetzt erforderlichen Bewegungen anderer Art sein mögen. Wer sich an den Sätzen der Arithmetik und der Geometrie in abstrakt mathematischem Denken geübt hat, ist dadurch besser vorbereitet auf das Verständnis der syllogistischen Figuren der Logik; es ist durch die Mathematik eine Mitübung in Logik geschaffen worden.

Bei Gedächtnisübungen hat Ernst Meumann folgendes festgestellt: Er liess mehrere Versuchspersonen 36 Tage lang Reihen von sinnlosen Silben lernen und schuf dadurch eine hohe spezifische Geübtheit für diese Leistung. (Am ersten Lerntage waren für eine 10 gliedrige Reihe 25 Lesungen nötig, am 36. Tage für eine gleich lange Reihe nur 5 Lesungen). Ausserdem aber hatte er nur am *e r s t e n* und am *l e t z t e n* Tage, aber nicht in der Zwischenzeit, auch andere Lernstoffe (Gedichte, Ziffernreihen u.s.w.) einprägen lassen. Auch bei diesen war die Leistung am 36 Tage merklich besser, obgleich darin keine Übung stattgefunden hatte! Durch das tägliche Lernen der Silbensequenzen war eben dies verwandte Lernen von Ziffern usw. „mitgeübt“ worden.

Besonders auffallend ist die Ausstrahlung der Übung von der rechten Hand auf die linke. Obwohl die meisten Menschen darüber klagen, dass ihre linke Hand wegen Nichtübung viel ungeschickter sei als die rechte, so würde doch diese Unbeholfenheit noch viel grösser sein, wenn die beiden Hände nicht in einer dynamischen Wechselbeziehung ständen. Wer vorübergehend oder dauernd am Gebrauch der rechten Hand behindert und auf die linke angewiesen ist, merkt nun doch, wie viel diese von rechts her an potentielltem Können mitbekommen hat. Man bedenke, was es bedeutet, dass ein Körperglied, das *n i e m a l s* im Schreiben oder Zeichnen geübt worden ist, jetzt — wenn auch noch so ungeschickt — plötzlich schreiben oder zeichnen kann! Auch geht die Vervollkommnung dieser Leistungsfähigkeit, wenn sie nun direkt geübt wird, so schnell vor sich, wie es bei einem völlig ungeübten Organ niemals möglich wäre.

Aber im Grunde handelt es sich bei diesen Mitübungen nicht sowohl um ein Überspringen des Übungseffekts von einem Personenteil auf einen anderen; vielmehr wird die ganze Person von

den Wirkungen der Übung ergriffen, so daß sie die neugewonnene Fähigkeit in den jeweils geeignetsten Gebieten ihrer selbst ausnutzen kann. So führt uns der Begriff der Mitübung zu dem der „formalen Gesamtübung“ und der „formalen Bildung“. Jedes spezifische Üben schafft eine allgemeine Bereitschafts- und Fähigkeitssteigerung für Leistungen und Verhaltensweisen, die eine formale Verwandtschaft mit dem Übungsgebiet zeigen. Technische Betätigung auf einem bestimmten Gebiet übt im allgemeinen die Geschicklichkeit; dauernde Beschäftigung mit Denkaufgaben eines Bereichs (Mathematik, Grammatik) trägt zu allgemeiner Denkschulung bei.

Allerdings stuft sich diese Ausbreitung (wie schon angedeutet) ab nach der formalen Verwandtschaft. So wird sich die maximale Fingerübung des Uhrmachers viel mehr in anderen feinmechanischen Fertigkeiten als etwa in gesteigerter Arm- und Bein-Geschicklichkeit beim Turnen auswirken. Ständige Übung in mathematischem Denken ist zwar sicher mitübend wirksam für die Bewältigung von Denkprozessen der exakten Logik; dagegen wird die so ganz andersartige sprachlich-geschichtliche Logik, wie sie z.B. in den grammatischen Kategorien verkörpert ist, davon nur wenig berührt werden.

Hier kann es sogar zu einer — der Mitübung entgegengesetzten — Erscheinung kommen: zur Leistungsherabsetzung auf jenen fremderen Gebieten. Eine solche Schädigung tritt um so eher ein, je stärker die Übung inhaltlich gebunden ist und bleibt. Daher finden wir grade bei begrenzten Talenten so oft das Verdorren derjenigen Tätigkeiten, die ausserhalb des Interessen- und Übungs-Gebiets liegen. Je stärker dagegen das Formale der Leistung bei dem Üben in den Vordergrund tritt, um so eher ist ein positives Überströmen der Wirkung auf andere Leistungsgebiete möglich.

Die hier angedeuteten Möglichkeiten und Schranken einer „formalen Bildung“ näher zu behandeln, ist nicht mehr Aufgabe der Psychologie, sondern der Pädagogik.

4. Übb arkeit und Übungsfähigkeit

a) Es gibt wohl kaum irgend ein personales Tun, das nicht durch Übung in seinem Leistungsgrad verbessert, durch Nicht-

Übung herabgesetzt würde. Aber der Grad möglichen Übungsfortschritts (die „Ü b b a r k e i t“) ist bei verschiedenen Funktionen sehr verschieden.

Relativ gering ist die Übbarkeit bei jenen Funktionen, die dem Vitalgrund des Lebens nahe stehen. Sie bedürfen ja auch normaler Weise der eigentlichen „Übung“ wenig. Atmen, Essen u.s.w., sind Tätigkeiten, bei denen die Ausübung jeder möglichen Einübung vorausgeht, die auch ohne eigens darauf gerichtete Willenseinstellung sofort angemessen funktionieren oder schnell dazu reifen, deren Voraussetzungen also ganz oder vornehmlich im Angeborenen und Instinktiven zu suchen sind.

Eigentlicher Übung bedürftig sind dagegen jene Funktionen, die den kulturellen Oberbau des menschlichen Lebens ausmachen und nur durch Erfahrung, Technik, Unterricht u.s.w. zugänglich sind.

Der normale Mensch eignet sich das Laufen und die notwendige Beherrschung der Muttersprache an, ohne dass dazu besondere Lauf- oder Sprech-„Übungen“ nötig wären; dagegen ist für Schlittschuhlaufen und Aneignung einer Fremdsprache das bewusste und willentliche Üben die Regel. Während in den kulturellen Bereichen die Fertigkeit im Leisten durch die Übung überhaupt erst g e s c h a f f e n werden muss, ist bei den Vitalleistungen die Fertigkeit schon da und kann durch Übung höchstens m o d i f i z i e r t werden. Darum nimmt hier die Übung sehr eigentümliche Formen an.

Wir finden erstens die Einübung von E r s a t z l e i s t u n g e n dort, wo die Ausübung der normalen Vitalfunktion verhindert ist, so bei Sinnes- und Bewegungsdefekten. Der Erblindete muss die Orientierung in der Welt, das Alleingehen, das Ertasten feinerer Gegenstandsbeschaffenheiten durch Übung lernen; der Taubstumme muss unsägliche Übungsenergie darauf verwenden, die Sprechbewegungen des Lehrers nachzubilden. Entsprechend geht es den Arm- und Bein-Amputierten, den Gelähmten u.s.w. Sie müssen sich Ersatzhandlungen einüben für solche Normalhandlungen, die einer Einübung nicht bedurft hätten.

Besonders wichtig wird dieses Üben dort, wo die Defekte sehr stark sind: so hat die taubblinde Helen Keller durch unablässiges Üben die Fingersprache und dann die Lautsprache beherrschen gelernt; der

armlos geborene Artist Unthan hat ein Leben geführt, das aus einer Reihe von Übungserfolgen bestand für Handlungen, die der mit Armen begabte Mensch selbstverständlich, d.h. ohne „Einübungsmassnahmen“ lernt und vollzieht (das Benutzen des Löffels, das Sich-Waschen u.s.w.).

Die überraschend grossen Erfolge solcher Ersatzübungen sind nur dadurch verständlich, dass ein vitales Bedürfnis seinen normalen Weg der Befriedigung versperrt findet, und sich nun einen anderen Weg bahnt, auf dem die Erfüllung erreichbar ist.

Eine andere Gruppe hierher gehöriger Übungen bezieht sich nun gerade auf die *U n t e r d r ü c k u n g* solcher vitalen Bedürfnisse. Wenn man Funktionen, die von selbst ablaufen und keiner Einübung bedürfen, nicht ausüben will, so muss diese Hemmung eingeübt werden. Ja es ist dies die schwerste Art von Übung überhaupt, da sie nicht mehr auf die Voraussetzung eines natürlichen Bedürfnisses gestützt ist, sondern im Gegenteil dem Bedürfnis den Hemmungswillen entgegenstemmt. Hierher gehören die Hungerkünstler, die sich im Fasten üben, bis sie zu phantastischen Fristen der Nichternährung kommen; vor allem die Büsser und Fakire, deren Übungen im Atemanhalten, im Nichtreagieren auf Schmerzen, im Unbeweglich-Sitzen oder-Stehen (Säulenheilige), im Fasten u.s.w. lauter Ziele der Bedürfnisunterdrückung haben. Betrachtet man aber diese antivitalen Übungen näher, so zeigt sich, dass es nicht eigentlich auf die spezifische Hemmung dieser oder jener Vitalfunktion ankommt (das Atmen an sich ist nicht etwas Unterdrückungswürdiges), sondern auf den Sieg des Einübungswillens über das Ausübungsbedürfnis. Es sind im Grunde *f o r m a l e W i l l e n s ü b u n g e n*; und in der Tat wird ja z.B. bei den Exerzitien verschiedener Mönchsorden ausdrücklich als eigentliches Ziel hingestellt: die allgemeine Herrschaft des spirituellen Willens über das vitale Triebleben überhaupt.

Es ergibt sich also, dass auf den reinen Vitalgebieten systematisches Üben eigentlich nur in abnormen Fällen (des Defekts, der Erkrankung, der Askese, der sportlichen Monomanie) vorkommt. Dagegen ist doch auch auf jenen kulturell bedingten Gebieten, auf denen geübt wird und werden muss, stets ein mehr oder minder starker *E i n s c h l a g* des Vitalen vorhan-

den, der dem Grad der Übbarkeit Grenzen setzt. Wir erwähnten z.B. früher, daß innerhalb der musikalischen Ausbildung die rhythmische Fertigkeit in viel geringerem Maße übbar ist, als die melodische, und begründeten es dort mit der stärkeren vitalen Verankerung des Rhythmus. Ebenso sind beim Erlernen einer Fremdsprache Wortschatz, Grammatik, Syntax u.s.w. in viel höherem Maße übbar als Ausdrucksfähigkeit, Sprechtempo, Feinheiten der Aussprache — weil bei den letztgenannten Merkmalen viel mehr angeborene Fähigkeiten dem neuen Sprechstoff entgegenkommen müssen.

So gibt es innerhalb eines jeden Leistungsgebietes Momente verschiedener Übbarkeit. Die hier bestehenden Abstufungen sind noch wenig bekannt; ihre Feststellung wird aber von grosser praktischer, insbesondere psychotechnischer und pädagogischer, Wichtigkeit sein. Denn nur bei den stark übbaaren Funktionen besteht die Hoffnung, dass ein zunächst tiefer Leistungsstand durch Übung merklich erhöht werden kann; und nur hier lohnt sich der grosse Aufwand von Kraft und Zeit bei Lehrer und Zögling (Meister und Lehrling u.s.w.), der für das Üben erforderlich ist.

Bei solchen praktischen Erwägungen ist ferner stets darauf zu achten, wie viele Vorübungen schon stattgefunden haben, ehe mit der eigentlichen Übung begonnen wird. Denn der typische Verlauf der Übungskurve (s. S. 681) beweist ja, dass die weitere Übbarkeit einer Funktion um so geringer ist, je mehr Übung schon vorausgegangen ist.

Zwei 14 jährige Knaben werden mit psychotechnischen Handfertigkeitstests geprüft; der eine kommt aus einer Schule mit Werkunterricht, der andere aus einer Schule ohne solchen. Zeigen beide in der Prüfung gleiche Leistungen, so ist zu erwarten, dass der zweite später den ersten merklich übertreffen wird; denn er hat noch die Möglichkeit eines grösseren Übungsaufstiegs in „Handgeschicklichkeit“ vor sich als jener.

b) Aber nicht nur von dem Geübtheitsgrade der Funktion sind individuelle Unterschiede abhängig, sondern von spezifischen personalen Übungseigenschaften. Sie bedingen die „Übungsfähigkeit.“

Es gibt zunächst, rein graduell angesehen, Menschen mit starker und mit schwacher Fähigkeit, sich durch Übung zu ver-

vollkommen. Starke Übungsfähigkeit findet sich bei solchen, die im allgemeinen haushälterisch mit ihren Fähigkeiten und Energien umgehen, aber dort, wo es gefordert wird, intensive Selbstbeanspruchung aufbringen können. Die generelle Kraftökonomie hat Reserven entstehen lassen, aus denen heraus die zu erfolgreicher Übung erforderliche Ausdauer und Stärke der Konzentration möglich ist. Ein solcher Mensch erreicht dann in unermüdlichem Training Fertigungsstufen, die nicht nur die Umgebung, sondern auch ihn selbst überraschen.

Wesentliche Persönlichkeitsverschiedenheit entsteht ferner dadurch, dass sich die Übungsfähigkeit mehr auf die Leistungssteigerung oder auf die Aufwandsminderung beziehen kann. In jenem Falle wird die Leistung durch Übung vor allem *vollkommener*, in diesem *automatischer*. Menschen der ersten Art behalten den Gegenstand der Übung dauernd im Blickpunkt der Aufmerksamkeit, da sie unermüdlich auf seine optimale Verwirklichung bedacht sind; Menschen der zweiten Art geben sich vielleicht mit einer geringeren Leistungshöhe zufrieden, verstehen es aber, den Vorgang mit immer grösserer Selbstverständlichkeit ablaufen zu lassen.

Der Unterschied ist dort, wo er sehr ausgesprochen auftritt, von hoher berufspraktischer Wichtigkeit. Bei allen Berufen, die eine grössere Variationsbreite der Betätigung besitzen und einen stärkeren Anspruch an Nachdenken, Umstellen, Organisieren u.s.w. erheben, ist der erste Typ erforderlich; auch bei grösster Übung darf das Tun nicht mechanisch werden, weil es dann der jeweiligen Besonderheit der Anforderungen nicht gerecht ist. Bei einförmigen Betätigungen dagegen (Arbeit am laufenden Band, Ablegen, Sortieren u.s.w.) ist der Typ des automatisierenden Arbeiters angebracht, weil die Tätigkeit viel zu wenig Stoff für dauernde Anspannung der Aufmerksamkeit darbietet. Die ideale Geübtheit eines Arbeiters ist diejenige, die die Gleichförmigkeitsmomente der Arbeit automatisiert, um den variierenden Momenten um so intensiver durch mitgehende Aufmerksamkeit entsprechen zu können.

Herbert Wunderlich hat lehrreiche Feststellungen über verschiedene *Typen* der Übungsfähigkeit gemacht, die bei gleichförmiger Arbeit erkennbar werden. Sein „Monotonieapparat“ erfordert das fortlaufende Ablegen von zugeführten Werkstücken in zwangsläufigem Tempo.

Manche Menschen bleiben nun mit ihrem bewussten Erleben stets an die Arbeit gebunden, obwohl sie dem Geist keinerlei Nahrung gibt. Das Zwangstempo gerät in Konflikt mit dem Eigentempo, was sehr unlustvoll empfunden wird. Auch bei maximaler Übung tritt keine Mechanisierung ein, vielmehr ein wachsender seelischer Widerstand bis zur Unerträglichkeit. Im Gegensatz dazu ist ein anderer Typ imstande, das vorgeschriebene Tempo ohne weiteres innerlich zu akzeptieren und sich von einer vagen, rhythmisch-motorischen Einstellung tragen zu lassen. Innerhalb dieser wird die Handlung in kürzester Zeit vollständig mechanisiert, während sich das Bewusstsein mit ganz anderen Gegenständen zu beschäftigen vermag. Bei einem Zwischentyp ist eine Art Bewusstseinspaltung vorhanden: die Arbeitshandlung wird in schneller Übung gebessert, aber nicht ganz ins Unbewusste abgedrängt; immerhin besteht die Möglichkeit zu einer, wenn auch nicht voll konzentrierten, geistigen Nebenbeschäftigung.

II. ERMÜDUNG

1. E r m ü d u n g u n d M ü d i g k e i t

Der dynamische Vorgang einer akuten Leistungsabnahme heisst *E r m ü d u n g*.

An jedem Ermüdungsvorgang ist dreierlei zu unterscheiden: die Veränderung der Leistung selbst (unter Umständen darstellbar in einer *E r m ü d u n g s k u r v e*), die Ermüdung erzeugende *U r s a c h e*, der *B e w u s s t s e i n s*. Niederschlag des Vorgangs (die Müdigkeit).

a) Um mit dem letzten zu beginnen: *M ü d i g k e i t* und Ermüdung sind nicht identisch. Müdigkeit ist ein rein psychologischer Erlebensbegriff, Ermüdung ein psychophysisch neutraler Leistungsbegriff. Beide Erscheinungen können auch in gewissen Grenzen von einander unabhängig auftreten. So gibt es Situationen von solcher Wucht, dass der Mensch seine Leistungsenergie bis zum letzten ausschöpft und hierdurch seine weitere Leistungsfähigkeit aufs Stärkste beeinträchtigt (sich also hochgradig „ermüdet“), ohne dass das Erlebnis der Müdigkeit aufkäme: so beim Laufen auf der Flucht vor Verfolgern, bei der Lernarbeit zu einem nahe bevorstehenden, sehr gefürchteten Examen u.s.w. Umgekehrt kann ein lebhaftes Müdigkeitsgefühl auftreten (z.B. bei der Neurasthenie), ohne dass die Leistungsfähigkeit objektiv merklich herabgesetzt sein müsste.

Allerdings bilden solche Fälle der Unstimmigkeit doch die Ausnahme. Normalerweise ist Müdigkeit das psychische Symptom eintretender Ermüdung. Die Leistungsminderung macht sich erlebnismäßig nicht nur in dem Wissen um den verringerten Tätigkeitseffekt, sondern in einer Änderung der *G e f ü h l s - l a g e* geltend.

Für das Gefühl der Müdigkeit ist das Bewusstsein der Schläftheit sowie Aktivitäts- und Impulsschwäche wesentlich. Nicht eindeutig dagegen ist die Stellung des Gefühls in der Lust/Unlust-Dimension. Müdigkeit ist durchaus nicht immer unlustbetont; in milderem Grad kann es geradezu als lustvoll empfunden werden („eine wohlige Müdigkeit durchströmt meine Glieder“).

Ferner kann das Müdigkeitsgefühl lokalisiert oder total sein; nach einer Wanderung fühle ich Müdigkeit in den Beinen, während ich mich sonst noch ganz frisch fühlen mag. Wandere ich noch länger, so verbreitet sich das Müdigkeitsgefühl allmählich über den ganzen Körper; ich fühle mich dann sogar „zu müde zum Denken“. — Die Müdigkeit, mit der gesunde Kinder abends ins Bett fallen, hat ausgesprochenen Totalitätscharakter.

Die *p e r s o n a l e B e d e u t u n g* des Müdigkeitsgefühls besteht darin, dass es als Warnungs- und Regulierungs-S*ig*n*a*l dient. In ihm kommt der Mensch zum Bewusstsein, dass eine Leistungsminderung im Entstehen begriffen ist und sich bei Fortsetzung der Tätigkeit zu verstärken droht. Das Gefühl hat also *p r o s p e k t i v e n* Sinn; es ruft dem leistenden Menschen ein „Halt“ zu, weckt und steigert das Bedürfnis nach Leistungsunterbrechung und Ruhe. Das *l o k a l e* Müdigkeitsgefühl verrät, dass einem bestimmten Organ (in unserem obigen Beispiel: den Beinen) nicht mehr die frühere Energiemenge zum Leisten zur Verfügung steht; das *T o t a l g e f ü h l* weist hin auf beginnende Erschöpfung des Gesamtvorrats an personaler Energie. — Lustbetont kann das Müdigkeitsgefühl daher nur sein, wenn die bisherige Energiebeanspruchung nicht zu stark war, und wenn der imperativische Charakter des Gefühls „Schluss mit der Leistung; ruhe dich aus“ wirksam wird. Denn das gemächliche Sichgehenlassen und Entspannen kann von Lust begleitet sein.

In den oben geschilderten Fällen der *U n s t i m m i g k e i t* von Ermüdung und Müdigkeit ist also der Signalcharakter des Gefühls *g e s t ö r t* gewesen. Der Mensch, der in Lebensgefahr

läuft und läuft, bis er völlig erschöpft im rettenden Refugium zusammenbricht, durfte dem Bewusstseinssignal seiner abnehmenden Kräfte nicht Raum geben, weil Existenzrettung wichtiger ist als Kraftökonomie und Gesundheit. Der Examenskandidat, der die Nächte hindurch lernt, benutzt sogar besondere Exzitantien, um das Müdigkeitsgefühl zu b e t ä u b e n. — Umgekehrt fühlt sich der Neurastheniker schon von morgens an müde, trotz guten Schlafes und ohne dass er sich durch vollzogene Leistungen hätte „er“-müden können. Bei ihm ist das Gefühl ein T r u g s i g n a l; es täuscht ihm Leistungsunfähigkeit vor, während im Grunde Leistungsunlust, Leistungsekel in ihm lebt.

b) *Ursachen der Ermüdung.* — Herabsetzung des Leistungswertes wird durch zwei Gruppen von Ursachen erzeugt: durch Ermüdungsreize und durch Leistungen selbst.

Zu den *Ermüdungsreizen* gehören:

1) *Vitale Einflüsse*, die aus der physikalisch-chemischen Beschaffenheit der Umwelt herrühren. Ermüdend wirken daher atmosphärische und klimatische Bedingungen, wie: ungewöhnliche Hitze und Kälte, feuchtschwüle Luft, Aufenthalt in schlecht ventilerten Räumen; ferner spezifische Stoffe, die das dynamische Niveau des Organismus senken (Alkohol, Morphinum).

2) *Monotone Reize*. Da zu dynamischer Konzentration die Abhebung des beachteten Gegenstandes von seiner zeitlich-räumlichen Umgebung erforderlich ist, muss eine Reizsituation, die diese isolierende Herausarbeitung erschwert, die Leistungsfähigkeit herabsetzen. Darum wird der Mensch durch eintönig sich folgende Reize entweder eingelullt (Klappern einer Mühle, Bachrauschen, einförmiger Gesang) oder angestrengt (flimmernde Filme), in beiden Fällen ermüdet. Diese Wirkung wird verstärkt, wenn die Monotonie nicht nur auf die Sinne wirkt, sondern auch zu passiven Eigenbewegungen des Körpers führt. Die ermüdende Wirkung des Eisenbahnfahrens ist auf die Verbindung des Klappergeräusches mit der dauernden Vibration des Körpers zurückzuführen. Die Mütter aller Zeiten und Völker wissen, dass das sicherste Mittel, den Säugling zu ermüden und einzuschläfern, in der Verbindung eintönigen Gesanges mit dem Hin- und Herwiegen des Kindes besteht.

3) *Allgemeine Belastung der psychophysi-*

schen Energie. Der Mensch wird ermüdet nicht nur durch Arbeit, sondern auch durch Vergnügungen, durch unhygienische Lebensweise, durch zu geringe Schlafmöglichkeit, ja auch durch eine Übertreibung derjenigen Maßnahmen, die der Erholung dienen sollen, wie Spiel, Aufenthalt in frischer Luft u.s.w.

Den genannten Ermüdungsreizen stehen nun jene Ursachen gegenüber, die im Leisten selber liegen. Denn jede Leistung zehrt, wenn sie längere Zeit fortgesetzt wird, an ihrer eigenen Kraftquelle. Die Handlungseinheiten („Akte“) innerhalb einer fortlaufenden Arbeit stellen also gleichzeitig Ermüdungswirkungen (der vorangegangenen Akte) und Ermüdungsursachen (für weitere Akte) dar.

Diese eigentliche „Leistungsermüdung“ ist das Hauptthema aller Ermüdungsuntersuchungen in Psychologie, Pädagogik, Hygiene, Psychotechnik und Betriebslehre. Solch besonderes Interesse hat seinen guten Sinn; die genaue Kontrolle, Messbarkeit und Beeinflussbarkeit von Leistungen ermöglicht sowohl die exakte Erforschung der Ermüdungserscheinungen wie auch die praktische Einwirkung auf die Gestaltung des Unterrichts, der Fabrikarbeit u.s.w. Aber die bevorzugte Erforschung der Leistungsermüdung sollte nicht zur Nichtbeachtung jener leistungsfremden Ermüdungsreize führen, die wir oben skizzierten; ihre Bedeutung ist darum nicht geringer, weil sich ihre Wirkungen nicht so leicht isolieren und in Ziffern fassen lassen.

Leistungsermüdung ist also die Herabsetzung der Leistung durch Leistung, mithin das Gegenstück zu der „akuten Übung“, die wir im vorigen Abschnitt schilderten. Bei einer länger dauernden Arbeit sind beide Faktoren wirksam und meist nicht von einander trennbar. Die Übung verbessert, erleichtert, mechanisiert die Leistung, verringert den Aufwand der nötigen Energie. Die Ermüdung aber verringert durch Energieverbrauch den Vorrat der noch verfügbaren Energie, erschwert und verschlechtert die Leistung. Entwirft man die „Arbeitskurve“ einer solchen fortlaufenden Arbeit (vgl. die S. 671 genannten Methoden), dann gibt es Strecken, in denen die Leistungshöhe konstant bleibt — hier halten sich also Übungs- und Ermüdungs-Wirkungen die Wage —, andere Strecken mit Überwiegen der einen oder der anderen Wirkung. Zuweilen wer-

den verschiedene Leistungsmomente in verschiedenem Maße von Übung und Ermüdung betroffen. Hat man längere Zeit eine eiförmige Arbeit zu verrichten, so erhöht die steigende Übung durch Mechanisierung im allgemeinen die *Leichtigkeit* und *Schnelligkeit* des Vollzugs, während zugleich die steigende Ermüdung die *Güte* der Leistung herabsetzen kann.

Schulversuche mit einfachen schriftlichen Rechenaufgaben, die eine Stunde dauerten, ergaben, dass das Tempo des Rechnens zwar zunahm, in weit höherem Grade aber auch die Fehlerhaftigkeit, sodass der Ermüdungseffekt den Übungseffekt übertraf. (Burgerstein, Laser).

2. Spezifische und ausstrahlende Ermüdung

Genau so wie die Übung sich auf andere personale Bereiche ausbreitet (als Mitübung, s.S. 684), bleibt auch die Ermüdungswirkung nicht auf das ursprüngliche Leistungsgebiet beschränkt, sondern strahlt aus auf andere Funktionskreise und kann schliesslich — als Totalermüdung — die ganze Person ergreifen ¹⁾.

Auch jenes bei der Mitübung gefundene Gesetz: dass sich die Ausstrahlung abstuft nach dem Grade der Verwandtschaft der Funktionsgebiete — gilt für die Mitermüdung. Wenn jemand längere Zeit mit dem rechten Arm schwere Arbeit geleistet hat, wird er nun auch mit dem linken Arm nicht so leistungsfähig sein wie sonst, während die Kräfte seiner Beine vielleicht nicht so sehr in Mitleidenschaft gezogen sein mögen. Entsprechend im Psychischen: Schliesst sich an eine anstrengende Unterrichtsstunde im Französischen eine solche im Englischen, so wird sich die ausstrahlende Ermüdung viel mehr bemerkbar machen, als wenn auf die Sprachstunde Unterricht in Naturkunde folgt.

Ja, es kann hier sogar ein paradoxer Wirkungsumschlag eintreten, wenn die beiden Leistungsgebiete recht verschieden sind. Es ist dann möglich, dass die Ermüdung auf einem Gebiet die Leistungsdisposition für das fremde Gebiet nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern sogar begünstigt. Die Ausstrahlung wird

¹⁾ Physiologisch sind die Ausstrahlungserscheinungen mit der Lehre von den „Ermüdungsgiften“ in Verbindung zu bringen. Jede Leistung — mag sie vom Gehirn oder von den Gliedern vollzogen werden — ruft in dem beteiligten Organ biochemische Änderungen hervor, die die weitere Funktion des Organs beeinträchtigen. Da aber die so erzeugten Ermüdungsgifte durch den ganzen Körper gespült werden können, wird auch die Leistungsfähigkeit anderer Organe vermindert.

also durchkreuzt durch das Prinzip der *A b w e c h s l u n g* : der Verbrauch von Energie an einer Stelle personalen Leistens hat Ansammlung und Aufstauung der Energie an einer anderen Stelle zur Folge, sodass hier nun der Leistungsvollzug besonders leicht und gut von statten geht. Die ganz andere Betätigung wirkt dann geradezu erholend.

Diese widerspruchsvollen Vorgänge der Ermüdungsausstrahlung einerseits, der Erholung durch Abwechslung andererseits erschweren Analyse und Voraussage auf dem Gebiet der personalen Dynamik beträchtlich.

Wenn z.B. ein Schüler einen Schulvormittag hinter sich hat, der durch vorwiegend theoretische Stunden eine starke geistige Ermüdung erzeugt hat, so kann diese auf den Körper ausstrahlen, sodass sein Schritttempo auf dem Heimweg, seine Körperhaltung u.s.w. energetische Minderung zeigen. Aber es kann jene Ermüdung auch dazu führen, dass er sich nun nach dem langen Sitzen austoben muss, dass also nicht körperliche Entspannung, sondern starke körperliche Energieentladung als angemessene Reaktion auf den geistigen Energieverbrauch gesucht wird. Viel hängt hier von individuellen Anlagen ab, doch lässt sich auch einiges Allgemeine sagen. Die Tendenz zur Ausstrahlung der Ermüdung ist gross, wenn die primäre Ermüdung sehr stark war, während eine mäfsige Ermüdung ihre Kompensation eher in andersartiger Betätigung finden kann. Ferner ist, selbst bei starkem Wechsel der *B e t ä t i g u n g s g e b i e t e*, weniger mit Erholung als mit Ausstrahlung zu rechnen, wenn die *F o r m e n* der Energieanspannung ähnlich bleiben.

Ein Beispiel: Es ist früher oft empfohlen worden, die Pausen zwischen den theoretischen Schulstunden mit „10-Minuten-Turnen“ auszufüllen; indessen hat sich herausgestellt, dass dadurch keine Erholung von der geistigen Anstrengung, sondern eine Zusatzanstrengung erzeugt wurde. Was der Schüler zur Erholung braucht, ist vor allem Entspannung der *A u f m e r k s a m k e i t* von dem Zwang, sich auf äussere Forderungen einzustellen. Ein solcher Zwang ist aber auch beim Turnen vorhanden; und selbst der grosse Unterschied: dass es sich vorher um Vokabeln und Grammatik, jetzt um Bewegungen handelt, wird sekundär gegenüber dem Umstand, dass wiederum die Energiezerstreuung oder spontane Energielenkung unterbunden ist. Nur eine wirkliche „Pause“, die dem Schüler die Verfügung über seine *D y n a m i k f r e i g i b t*, kann von dem vorangegangenen Aufmerksamkeitszwang erholen.

Die enge Beziehung zwischen Ermüdung und Aufmerksamkeitsspannung ¹⁾ macht sich auch während des Unterrichts geltend und zwar in der nun schon mehrfach behandelten Erscheinung der *U n a u f m e r k s a m k e i t* ²⁾. Diese gewinnt jetzt geradezu eine personale *S c h u t z* bedeutung: sie dient als Prophylaxe gegen zu schnelle Ermüdung.

Der Umstand, dass ein Schüler nicht während des ganzen 5-stündigen Schulvormittags maximal aufmerksam ist, mag zwar für den Lehrer unbequem sein; für den Schüler ist es eine Notwendigkeit. Dadurch, dass er sich durchschnittlich auf einem mittleren Stand der Aufmerksamkeit hält, aus dem er *a u f E r f o r d e r n i s* auf den Aufmerksamkeitsgipfel klettern kann, treibt er unbewusst eine Kraftökonomie, ohne die der Schulunterricht die schädigendsten Ermüdungswirkungen zeitigen müsste. Deshalb ist auch Privatunterricht, in welchem niemals ein anderer „dran“ ist, so dass der Schüler dauernd auf dem Aufmerksamkeitsmaximum bleiben muss, viel ermüdender als Klassenunterricht. Fünfstündiger täglicher Privatunterricht für ein Kind wäre fast undenkbar.

In den gleichen Zusammenhang gehört endlich die Erscheinung, dass der Schüler, der wegen mangelnder Begabung oder mangelnden Interesses die nötige Schulaufmerksamkeit ständig erzwingen muss, viel mehr ermüdet als jener, der den Gegenständen Interesse und spontane Aufmerksamkeitseinstellung entgegenbringt.

Die viel gebrauchte Begriffsscheidung von *k ö r p e r l i c h e r* und *g e i s t i g e r* *E r m ü d u n g* erweist sich nach allem bisherigen als sehr problematisch. Brauchbar sind die Kategorien nur, solange man allein die ermüdenden *U r s a c h e n* berücksichtigt. Ermüdung kann erzeugt werden durch rein körperliche Betätigung (z.B. schwere Schmiedearbeit), durch rein geistige Betätigung (längeres Kopfrechnen), durch psychophysische Betätigung (Halten eines Vortrages in einem grossen Raum, der viel Stimmaufwand fordert). Sobald wir aber die *E r m ü d u n g s w i r k u n g e n* betrachten, verfließen die Grenzen sofort, und die Totalität der Person macht sich mehr oder weniger entschieden geltend. Die oben erwähnten „Ausstrahlungen,“ das Bedürfnis nach Abwechslung, die Inanspruchnahme der (gebietsunabhängigen) Aufmerksamkeit — all dies lässt sich nicht mehr in die Schranken bannen, die durch den geistigen oder körperlichen Ausgangspunkt der Leistungen gesetzt zu sein schienen.

¹⁾ Auf sie hat besonders Lipmann hingewiesen.

²⁾ s. S. 660.

3. Ermüdungsmessungen

Messen lässt sich immer nur eine spezifische Erscheinung und deren Abnahme beim Ermüdungsvorgang, nicht die Totaländerung, die in der Person durch Ermüdung hervorgerufen wird. Man muss aber unterscheiden zwischen solchen Messungen, bei welchen das Leistungsgebiet der Ermüdungsursache und der Ermüdungswirkung identisch ist, und solchen Messungen, welche die eingetretene Ermüdung aus einem andersartigen Symptom erschliessen.

Zur ersten Gruppe von Mafsvverfahren gehören die schon mehrfach erwähnten „fortlaufenden Arbeitsmethoden“; hier wird durch bestimmte Dauerleistungen (Rechnen, Diktatschreiben, Assoziieren u.s.w.) Ermüdung erzeugt und an den sinkenden Güte- und Menge-Ziffern eben dieser Leistung die Ermüdung abgelesen. — Ein weites praktisches Anwendungsgebiet dieser Methoden bildet die monotone Berufsarbeit. Denn die Gleichförmigkeit des Arbeitsprozesses erlaubt eine sehr genaue Zählung und Vergleichung der Teilleistungen (z.B. der gefertigten Werkstücke) aus den verschiedenen Zeitabschnitten des Arbeitstages, sodass hier das Absinken der Leistungsfähigkeit nach Art und Grad unmittelbar ablesbar wird.

Auf diese Weise konnte z.B. nachgewiesen werden, dass für gewisse Arbeitsbetriebe eine längere Arbeitszeit infolge der stärkeren Ermüdungswirkung kein grösseres Leistungsergebnis erzielte als die um eine Stunde gekürzte Arbeitszeit.¹⁾

Wo aber die Leistung, welche Ermüdung erzeugt, nicht gleichförmig genug zu solchen Messungen ist, muss die „Stichprobenmethode“ einsetzen. Der Arbeitstag eines vielbeschäftigten Arztes oder der Schulvormittag eines Schülers ist von so verschiedenartigen Leistungsanforderungen erfüllt, dass an den Leistungsquanten selbst eine Vergleichung der Ermüdungsgrade unmöglich ist. Man greift dann zu Kurzprüfungen mit identischer Methode, die mindestens zweimal — zu Beginn und am Ende der Arbeitsperiode — vorgenommen werden, um die inzwischen eingetretene dynamische Minderung festzustellen. Feinere Messungen fügen Zwischenprüfungen, z.B. jede Stunde, ein, um eine „Ermüdungskurve“ zu gewinnen.

Der Vorteil dieser Methode besteht darin, dass die Tages-

¹⁾ Vgl. den Bericht von Otto Lipmann über die deutsche Arbeitszeitenquete.

arbeit in ihrer natürlichen Mannigfaltigkeit nicht beeinträchtigt zu werden braucht, und dass die Stichprobe unabhängig ist von der Art der Leistung, durch welche die Ermüdung erzeugt wurde. So kann etwa das „Tempoklopfen“ (s.S. 647) als Stichprobe benutzt werden: man lässt nach Abschluss jeder Stunde eine halbe Minute lang einem Dreitakt in dem natürlich scheinenden Tempo klopfen und kann dadurch die Verlangsamung des psychischen Tempos feststellen — gleichgültig ob die Ermüdung durch eine körperliche Leistung oder durch wissenschaftliche Arbeit erzeugt wurde.

Möglich ist diese Methodenart freilich nur durch den Tatbestand der Ermüdungs- *Ausstrahlung*; ja gerade durch diese Methode wird die Wirkung solcher Ausstrahlungen in einem, apriori kaum zu erwartenden, Grade bewiesen. Sehr lehrreich sind hierfür die Prüfungen der Tastschärfe mit dem Aesthesiometer. Dieser Apparat besteht aus zwei Spitzen (ähnlich denen eines Zirkels), die in verschiedenem Abstand auf die Haut gesetzt werden können; festgestellt wird die „Tastschwelle“, d.h. derjenige Spitzenabstand, der nicht mehr als Doppelpindruck, sondern als eine diffuse Berührung erlebt wird. Untersucht man nun die Schwellenfeinheit eines Schülers am Handrücken zu Beginn und am Ende des Schulvormittags, so ergibt sich, dass mittags oft ein doppelt so weiter Abstand der Spitzen nötig ist. Die durch die verschiedenen Schulleistungen erzeugte Herabsetzung der Aufmerksamkeitsenergie tritt also — durch Ausstrahlung — bei der ganz heterogenen Leistung einer sensorischen Unterscheidung zu Tage.

Als solche Stichproben sind natürlich alle Leistungen verwendbar, die in kurzer Zeit zu Maßwerten führen; und so werden denn hier die verschiedensten Verfahrensweisen empfohlen¹⁾.

Körperliche Leistungen prüft u.a. der „Ergograph“: ein Finger muss in rhythmischen Bewegungen ein Gewicht heben, bis die Kraft versagt; Hubzahl und Hubhöhe werden graphisch registriert. Auch hier zeigen sich bemerkenswerte Ausstrahlungswirkungen; so war nach einem Universitätsexamen, das lediglich geistige Leistungen erforderte, die Hubleistung des Fingers weit

¹⁾ Die rein biochemischen Stichprobenmethoden, mit denen z. B. die durch Ermüdung veränderte Zusammensetzung des Blutes gemessen wird, können hier ausser Betracht bleiben.

geringer als vor Beginn des Examens, und zwar nicht nur bei dem Kandidaten, sondern auch beim Professor.

Als Stichproben aus dem Gebiet geistiger Leistungen verwendet man kurzfristige Rechenaufgaben, Intelligenzprüfungen und ähnliches. Als Ebbinghaus mit solchen Methoden die Ermüdungswirkung eines Schulvormittags prüfte, ergab sich, dass der Leistungsabfall für schwierige Intelligenzprüfungen grösser war, als für Gedächtnis- und Rechenleistungen: wieder zeigt sich, dass es vor allem die Aufmerksamkeit ist, welche durch die mehrstündige Schularbeit an Energie eingebüsst hatte.

Der verlockenden Bequemlichkeit solcher Stichprobenmethoden steht aber ein schwerer Mangel gegenüber: die personale Bedeutung der gefundenen Ermüdungsgrösse ist nicht eindeutig. Wenn nach fünfständigem Schulunterricht die Taststärke oder die Fingerhubkraft stark herabgesetzt ist, so ist gewiss eine merkliche Ermüdung nachgewiesen: aber was bedeutet diese Ermüdung für die natürliche Leistungsfähigkeit des Kindes auf den Schulgebieten? Und was bedeutet sie für die geistige und körperliche Hygiene des Kindes?

Als vor einem Menschenalter Ermüdungsmessungen dieser Art aufkamen, glaubte man, ihre Ergebnisse ohne weiteres als Zeichen einer Überlastung der Schüler ansehen zu dürfen (so z.B. Kräpelin). Das war ein Fehlschluss, zum mindesten eine unzulässige Verallgemeinerung. Man hat die Beziehung der Ermüdung zu anderen dynamischen Kategorien nicht genügend beachtet, denen wir uns jetzt zuzuwenden haben.

4. Erholung. Übermüdung. Sättigung

Vorzustellen ist der Satz: Ermüdung ist ein Vorgang des normalen Personlebens, keine krankhafte Erscheinung, die bekämpft werden muss. Sie könnte auch garnicht vermieden werden; denn solange der Mensch Leistungen vollzieht, verringert er durch das Leisten seine weitere Leistungskapazität, d.h. er ermüdet. Normal ist die Ermüdung, die sich in den Grenzen der allgemein menschlichen Periodik hält, also durch einen entgegengesetzten Prozess rückgängig gemacht wird. Dieser heisst Erholung. In der Erholung werden die verbrauchten Energien

wieder ersetzt, die geminderte Leistungsfähigkeit wieder gesteigert, und schliesslich auch das Bedürfnis nach neuen Leistungen geweckt. Daher sind die Möglichkeiten der Erholung nicht minder mannigfach als die der Ermüdung. Spontane, selbstgewählte Beschäftigung kann nach ermüdender Zwangstätigkeit ebenso erholend wirken wie Aufenthalt im Freien, kräftige Ernährung, körperliche Ruhe und Schlaf.

Der gesunde Mensch kann, ja soll sich ruhig ermüden; solange er die Gewähr hat, durch die normalen Erholungsmittel immer wieder auf die frühere Leistungshöhe und Frische zu kommen, sind hygienische Bedenken nicht am Platze. Vollberechtigt aber sind sie dort, wo die Regeneration garnicht oder nur mühselig und in abnorm langsamem Tempo zu stande kommt. Der Feind ist also nicht die Ermüdung, sondern die *Ü b e r m ü d u n g*. Aber gerade diese Formulierung zeigt, dass kein Ermüdungsmafs einer Stichprobe an sich angibt, ob die erlaubte Grenze zur Übermüdung schon überschritten ist. Diese Feststellung kann nur an der geschädigten Erholungsfähigkeit im ganzen gemacht werden.

Wird Übermüdung erzeugt durch äussere Anforderungen (der Schule, des Berufs), dann spricht man von „Überbürdung“.

Hier gibt es nun sehr starke *i n d i v i d u e l l e* Unterschiede. Dieselben Schul- und Hausarbeiten, die den Schüler A nur innerhalb der normalen Erholbarkeitsgrenze ermüden, können für den Schüler B eine beträchtliche Überlastung bedeuten und hygienisch unzutraglich werden. Ähnlich steht es auch bei Erwachsenen bezüglich der Anforderungen des Berufslebens. Das Problem von Übermüdung und Überbürdung ist daher nicht so sehr ein solches der generellen, als eines der differentiellen Psychologie — und selbstverständlich auch der Psychopathologie.

Maximale Übermüdung, die ein Leisten für längere Zeit überhaupt unmöglich macht, heisst „*E r s c h ö p f u n g*“. Auch sie kann körperlich sein („man kann sich nicht mehr rühren“), oder geistig sein („man ist unfähig, einen Gedanken zu fassen“), oder die Totalperson betreffen. Bemerkenswert ist, dass die Unfähigkeit zu werteschaffenden Leistungen nicht identisch sein muss mit dem Unterbleiben jeglicher Aktivität. Es gibt neben der schlaffen Erschöpfung, die zu körperlicher und seelischer Passivität führt, auch die überreizte Erschöpfung: man vermag nicht ruhig zu sitzen, sondern läuft rastlos herum, zappelt mit den

Gliedern, spricht unaufhörlich — und ebenso im Geistigen: die Gedanken „drehen sich wie ein Mühlrad im Kopfe,“ die Affekte entladen sich ungerregelt. Ungehemmtheit ist das Wesentliche am Zustande der Überreizung. Jene höheren Funktionen, die den Ablauf des personalen Geschehens ordnen und sinnvoll richten: Denken, Wollen, Aufmerksamkeit — versagen so sehr, dass nun die der Kontrolle ledigen primitiven Tätigkeiten um so chaotischer ihr Wesen treiben.

Schliesslich muss von der Ermüdung noch der personale Zustand der „S ä t t i g u n g“ unterschieden werden, der — in manchen äusseren Erscheinungsformen sehr ähnlich — dennoch im Wesen anderer Natur ist. ¹⁾ Ist Ermüdung die Minderung der R ü s t u n g s dispositionen zu Leistungen, so Sättigung das Versagen der R i c h t u n g s dispositionen. Das zeigt schon die ursprüngliche Bedeutung des Begriffs bei der Nahrungsaufnahme. Sättigung tritt nicht dadurch ein, dass die zum Essen notwendige Muskulatur ermüdet, sondern weil man „genug“ hat, weil das Bedürfnis nach weiterer Ernährung aufhört, ja, sich in sein Gegenteil, also in Abneigung gegen weiteres Essen, verkehrt.

Gleiches gibt es aber auch im Psychischen. Das ist besonders deutlich bei eintönigen fortlaufenden Arbeiten. Man wäre dynamisch noch im stande, wenn auch mit Mühe, die zum Arbeitsvollzug nötige Aufmerksamkeit aufzubringen, aber — „es geht mit einem Male nicht mehr“. Die unmittelbar beteiligten Organe könnten noch weiter leisten; aber die Person in ihren tieferen Schichten sperrt sich gegen die Fortsetzung der Arbeit, und bei weiterem Zwang dazu kann es bis zum Ekel und zu sinnlosem Ausbrechen aus dem Leistungsvollzuge kommen. Das „Nicht-mehrkönnen“ hat hier also eine ganz andere Bedeutung, als bei der Ermüdung und Erschöpfung; denn es ist ein Aufhören der Leistungst e n d e n z, nicht der Leistungspotenz. Auch das äussere Erscheinungsbild zeigt Unterschiede: die Sättigung kann mit ganz anderer Plötzlichkeit auftreten als die Ermüdung; sie hat auch oft eine ganz andere Nachhaltigkeit und verhindert die Wiederaufnahme der Leistung noch nach Pausen, in denen die reine Ermüdungswirkung längst kompensiert sein müsste.

¹⁾ Die Erscheinungen der „Sättigung“ sind neuerdings von Kurt Lewin und seinen Schülern näher untersucht worden.

SECHSTER HAUPTTEIL

GEFÜHL

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DIE GEFÜHLSPSYCHOLOGIE NACH IHREN BISHERIGEN THEORIEEN UND BEFUNDEN

Die Lehre von den Gefühlen stellt gleichsam die Feuerprobe für die personalistische Orientierung der Psychologie dar. Nirgends ist die Unzulänglichkeit des Versuchs, mit impersonalistischen Kategorien Psychologie zu treiben, so deutlich wie auf dem Gebiet des Gefühlslebens, nirgends das Bedürfnis nach einem völligen Wechsel der Betrachtungsweise dringender.

Aber eben diese zu fordernde Umstellung macht es erforderlich, zuvor eine Übersicht über die psychologischen Gefühlstheorien der letzten Jahrzehnte zu geben. Dabei werden wir jeweils diejenigen Punkte betonen und kritisch beleuchten, die (negativ oder positiv) für die Begründung der personalistischen Gefühlstheorie wichtig sind.

Im 17. Jahrhundert waren die „Affekte“ erstmalig psychologischer Erörterung unterworfen worden (vor allem durch Descartes und Spinoza). Im 18. Jahrhundert hatten Rousseau, Hume u.a. gegenüber allzu intellektualistischen Auffassungen menschlichen Lebens und Tuns die tiefere Bedeutung des Gefühls ins Licht zu stellen versucht. Gleichzeitig war von den deutschen Aufklärern (Tetens, Sulzer, Mendelssohn, K. Ph. Moritz u.s.w.) das „Fühlen“ als besonderes Grund-„Vermögen“ der Seele konstituiert und den beiden anderen Vermögen des Denkens und Begehrens nebengeordnet worden.

Seit jenen Zeiten hat die psychologische Wissenschaft sich unablässig der Erforschung der Gefühle gewidmet. Der Erfolg war aber bis vor kurzem unbefriedigend, und zwar (wie erst jetzt deutlich wird), weil man die psychologischen Methoden, welche sich bei den anderen psychischen Tatbeständen: Wahrnehmungen, Vorstellungen, Handlungen, zu bewähren schienen,

auch auf die Gefühlforschung übertrug. Analyse bis zu den letzten aufweisbaren Elementen, Klassifikation und Ordnung, Untersuchung der physiologischen Begleiterscheinungen bildeten die Hauptgesichtspunkte des Verfahrens und der Theoriebildung — es war also im Grunde der stete Versuch, die Gefühle *i m p e r s o n a l i s t i s c h* zu erfassen und zu erklären. Gegenströmungen gab es natürlich immer; aber sie gingen mehr von der Philosophie, der Ethik oder von einer wissenschaftsfeindlichen, gefühlsschwelgerischen Romantik aus, die auf den Gang der Fachpsychologie wenig Einfluss ausübte.

Insbesondere die klassische Psychologie des 19. Jahrhunderts stand ganz vorwiegend im Banne einer solchen impersonalistischen Einstellung zur Problematik des Gefühlslebens; was hier Herbart und Wundt, Ribot und James eingeleitet hatten, wurde dann bis in die Gegenwart hinein von zahlreichen Forschern fortgesetzt, auch verfeinert und vertieft und zu fruchtbaren Spezialergebnissen geführt — bis dann vor einigen Jahrzehnten eine Gegenbewegung einsetzte.

Bei den älteren wie bei den neueren Lehren werden wir die rein psychologischen und die psychophysiologischen Betrachtungsweisen zu scheiden haben.

ÄLTERE THEORIEEN UND ERGEBNISSE

1. Analyse und Klassifikation der Gefühle

Die Erscheinungen des Gefühlslebens gliedern sich zwanglos in zwei Gruppen. Auf der einen Seite stehen die Gemütsbewegungen oder „Emotionen“, d.h. solche seelische Verfassungen, die zeitweilig das Erleben ganz ausfüllen und alles übrige Seelenleben sich *u n t e r w e r f e n*; auf der anderen Seite solche Regungen, die sich an Seelenvorgänge und Inhalte anderer Art *d i e n e n d* anschließen, daher einen spezielleren, begrenzteren Charakter haben, die „Gefühle“.

a) „*E l e m e n t a r g e f ü h l e*.“ — Die Psychologie sah nun diesen Erscheinungen gegenüber ihre erste Aufgabe in der *A n a l y s e*. Die Emotionen wurden in ihre Bestandteile zerlegt; man erkannte, dass in ihnen neben eigentlichen Gefühlen

auch Vorstellungen und Gedanken, Organempfindungen und motorische Einstellungen enthalten sind. Bei den Gefühlen selbst setzte man die Zergliederung fort, bis man zu Letztbestandteilen, den „Elementargefühlen“ vorgedrungen zu sein glaubte.

Diese Elemente in ihrer Beschaffenheit und ihrer Ordnung bildeten schliesslich das Hauptproblem der älteren Gefühlstheorien; alle übrigen Phänomene sollten sich als Verbindungen („Komplexe“) elementarer Gefühle unter einander und mit anderen Elementen aufweisen lassen. Allerdings tauchte sofort der Zweifel auf, ob es überhaupt einfache Gefühle als selbständige Seelenelemente gebe, oder ob es sich nur um unselfändige Beschaffenheiten anderer Elemente (um sogenannte Gefühls-„Töne“) handle. Aber ob man den einen oder den andern Standpunkt vertrat, einig war man sich darin, dass die elementaren Gefühlsphänomene in engster Beziehung zu den Empfindungen ständen, und zwar einerseits zu den Organempfindungen (Beispiele: Hungergefühl, Müdigkeitsgefühl), andererseits zu den Erlebnissen der äusseren Sinne (Beispiele: die Annehmlichkeit des Zuckergeschmacks, die Peinlichkeit einer schrillen Dissonanz).

Diese sensualistische Einstellung machte sich auch bei der Frage nach den Grundqualitäten der Elementargefühle geltend. Wie überall in naturwissenschaftlich-analytischen Verfahrensweisen, suchte man auch hier die zunächst sich aufdrängende Qualitätenfülle zu reduzieren auf eine möglichst geringe Anzahl von Klassen gleichförmiger Elemente und diese Klassen in ein Ordnungssystem zu bringen. Vorbilder hierfür lieferte wieder die Wahrnehmungspsychologie, die ja u. a. das eindimensionale System der Temperaturempfindungen und das dreidimensionale der Farbenempfindungen besass¹⁾. Entsprechende Systemformen suchte man auf die Gefühlssphäre anzuwenden.

b) Das Lust- und Unlust-Schema. — Den meisten Psychologen des 19. Jahrhunderts erschien für die Einordnung solcher elementaren Gefühlsphänomene ein lineares System mit zwei Polen als notwendig und ausreichend: von

¹⁾ Vgl. S. 179 und S. 191.

einem Indifferenzpunkt gehen die entgegengesetzt gerichteten Achsenhälften aus, welche die verschiedenen Grade der Lust bzw. der Unlust bis zu deren stärksten Ausprägungen hin enthalten.

Zweifellos kommt in diesem Versuch einer der wesentlichsten Züge des Gefühlslebens zu seinem (freilich unzureichenden) Ausdruck: die Polarität.

Schon die Sprache aller Völker und Zeiten hat eine Grund-Gegensätzlichkeit der Gefühle in tausendfachen Wendungen festgehalten. Überall spricht man von Freud und Leid, von Liebe und Hass, von Hoffnung und Furcht, von „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt“ u.s.w.; und überall glaubt man gerade in solchen sprachlichen Verbindungen die, zwischen Positiv und Negativ sich ausbreitende, Spannweite des Fühlens zu fassen.

Als nun aber die wissenschaftliche Besinnung mit der Einordnung aller Gefühle in eine Lust/Unlust-Reihe Ernst zu machen versuchte, ergaben sich drei Konsequenzen, die von manchen Forschern auch tatsächlich gezogen, von anderen gemieden wurden.

1) Wenn es nur diese eine Gefühlsdimension gibt, muss jedes vorkommende Gefühl durch seine Stelle in dieser Skala charakterisierbar sein. Gefühlsphänomene, bei denen die Einordnung nicht sofort gelingt, sind solange zu analysieren, bis sich zeigt, wie die elementaren Lust- und Unlust-Gefühle durch nicht-emotionale Bewusstseinsinhalte (Sinnesempfindungen, Vorstellungen u.s.w.) kompliziert worden sind.

2) Innerhalb der Lustgefühle einerseits, der Unlustgefühle andererseits, gibt es nur Gradunterschiede, keine Qualitätsunterschiede. Wird z.B. der Genuss einer guten Zigarre mit dem einer Beethoven'schen Symphonie oder mit der Freude an einer guten Tat verglichen, so kann das Lustgefühl in dem einen Falle intensiver, im anderen schwächer sein — weitere Verschiedenheiten sind nicht als ursprüngliche anzuerkennen, weil sie aus dem linearen Schema herausfallen würden.

3) Auch wenn man die beiden Gefühlsrichtungen Lust und Unlust mit einander vergleicht, kann jene Theorie nicht Qualitäts-, sondern nur Vorzeichen-Verschiedenheiten anerkennen; es gelten für sie lediglich diejenigen Beziehungen, welche die Mathematik für jede durch

einen Nullpunkt gehende Achse kennt. Die Intensitäten der, auf den beiden Achsenstücken liegenden, Gefühle sind durch ihre Abstände vom Nullpunkt mit einander vergleichbar und gegen einander verrechenbar. Bei gleichem Grade heben sie sich auf; überwiegt die eine, so restiert bei ihrer Kombination ein gewisser Lust- bzw. Unlustüberschuss.

Wie weit diese Mathematisierungsneigungen gehen, tritt sehr drastisch in einigen Gefühlstheorien hervor, die weniger der Psychologie als der Philosophie und Ethik angehören, und die ernsthaft „Budget“-Aufstellungen des Lust/Unlust-Bestandes versuchten. Besonders arbeiten die Vertreter des Pessimismus mit solchen Gedanken: Schopenhauer und Eduard von Hartmann glaubten exakt nachgewiesen zu haben, dass der Rechnungsbetrag des Leides in der Welt den der Lust unendlich überwiege; ja, sie neigten sogar dazu, die Plusseite dieses Gefühlskontos ganz leer zu lassen, da sie die von der Unlust her kommende Linie über den Nullpunkt hinaus am liebsten garnicht fortsetzen mochten: die sogenannte Lust sei nur vorübergehendes Aussetzen der Unlust.

Die Psychologen von Fach haben zwar solche Verstiegenheiten in der Mathematisierung der Gefühle nicht mitgemacht. Aber auch die sonstigen Konsequenzen, die sich aus dem eindimensionalen System der Gefühle ergaben, gingen noch allzu weit. Musste man doch versuchen, die qualitative Vielgestaltigkeit der Gefühle zum blossen Mehr oder Minder von Lust und Unlust zu vereinfachen — was nur mit grosser Gewalttätigkeit möglich war.

Schon die *B e z e i c h n u n g* des Gegensatzes als Lust und „U n-Lust“ verrät die Verlegenheit. Ein solcher Sprachgebrauch, der Leid, Trauer, Angst, Hass, Entsetzen nur zu *N e g i e r u n g e n* der Lust machen möchte, hat sich nie über die Grenze der wissenschaftlichen Theorie hinaus einbürgern können. Im natürlichen Sprachgebrauch (der gerade auf dem Gebiet des Gefühlslebens als Niederschlag der Volksweisheit Beachtung verdient), gibt es zwar auch negative Bezeichnungen wie „unangenehm“, „missmutig“, „freudlos“, „ich bin unlustig dazu“; aber sie bezeichnen höchstens schwache Stufen. Ausgesprochene Leidgefühle haben ihre eigenen *p o s i t i v e n* Bezeichnungen, weil sie ihre eigenen Erlebnis-Qualitäten haben.

Auch *i n n e r h a l b* jeder der beiden Kategorien reichen Gradabstufungen nicht aus. Um bei unserm obigen Beispiel zu bleiben: wenn wir feststellen, dass der Genuss der Zigarre zwar in-

tensiver ist als der Genuss der Symphonie, aber kürzer dauert, so ist mit solchen quantifizierenden Angaben zweifellos der Unterschied der beiden Genüsse nur in den unwesentlichsten Merkmalen charakterisiert. Und es wäre nur ein Ausweichen, wollte man sagen, dass lediglich die hinzukommenden Sinnesempfindungen, Vorstellungen u.s.w. die Differenz bedingen — nein, der Genuss selbst in seiner unmittelbaren gefühlsartigen Erlebnisbeschaffenheit ist jedesmal ein qualitativ anderer.

c) Wundt's System. — Die Einsicht in die Unzulänglichkeit eines eindimensionalen Ordnungssystems hatte nun Wundt zur Konstruktion einer dreidimensionalen Mannigfaltigkeit der Gefühle bewogen. Ausser dem Lust/Unlust-Gegensatz nimmt er noch zwei andere Gegensatzpaare an, die ebenso elementar und irreduzibel sein sollen: „Erregung/Ruhe“ und „Spannung/Lösung“. Vergleicht man etwa die Gemütszustände Jubel und Behagen, so liegen zwar beide auf der Lustseite, aber an entgegengesetzten Polen der Erregung/Ruhe-Dimension. Der dritte Gefühlsgegensatz Spannung/Lösung tritt besonders deutlich im Ablauf und Abschluss eines Erwartungsvorgangs hervor; dabei können die beiden Gefühle zugleich lustbetont, oder auch beide unlustbetont, oder schliesslich lust/unlust-neutral sein.

Als Gegenpol der „Erregung“ wird von Wundt bald „Ruhe“, bald „Depression“ genannt, obwohl es sich um zwei sehr verschiedene Tönungen des Gefühlslebens handelt. Dem Gefühl der „Depression“ haftet zugleich ein Unlustton an, sodass es nicht einer von Lust/Unlust unabhängigen Dimension zugeordnet werden kann. — Ferner sind die beiden neuen Dimensionen Wundt's untereinander verknüpft: Erregung ist mit Spannung, Lösung mit Ruhe nahe verwandt.

In jüngster Zeit ist übrigens die „Erregung“ als selbständige Elementarerscheinung des Gefühlslebens von einigen Psychologen noch einmal entdeckt worden. Claparède schildert eine „*émotion pure*“, eine Art „Rührung“, die eine kurze, nicht mit Lust oder Unlustakzent versehene Erschütterung der körper-seelischen Lage bedeutet. Stratton stellt „*excitement*“ als eine noch völlig undifferenzierte Emotion den differenzierten Emotionen wie Furcht, Zuneigung, Ärger gegenüber. T. Chiha führt für einen elementaren Gemütszustand, der weder Lust noch Unlust, aber auch nicht blosse Indifferenz ist, den japanischen Namen „Mukigefühl“ ein.

Gewiss hat Wundts System gegenüber der nackten Lust/Unlust-Linie den Vorzug geringerer Einförmigkeit. Aber die grundsätzlichen Bedenken bleiben doch in ihrer vollen Stärke bestehen. Denn ob ein oder ob drei Gegensatzpaare oder noch einige mehr angesetzt werden: jedenfalls wird eine eng begrenzte Anzahl von Elementargefühlern postuliert, die dann nur durch verschiedenartige Kombinationen die ganze Fülle des Gefühlslebens erstehen lassen sollen.

Dennoch sind solche Klassifikationen von Wert, und wir werden uns ihrer weiterhin ebenfalls bedienen; nur darf man in ihnen nicht Klassen von Elementen sehen, aus denen Gefühlserlebnisse bestehen, sondern Merkmale, die an Gefühlen erfassbar sind. Sie dienen zur Beschreibung von Gefühlen, erschöpfen sie aber nicht, weil deren Totalqualität eben etwas anderes ist als ein Komplex von Lust-Spannungs-Erregungs-Graden (bzw. ihrer Gegenpole). Das System erlaubt, Gefühle zu vergleichen nach bestimmten Gesichtspunkten, ohne dass dadurch die, letztthin unvergleichliche, Besonderheit eines jeden Gefühls aufgehoben würde.

Verlässt man aber den Elementenstandpunkt, dann wird auch die Frage nach der Anzahl der in Betracht kommenden Merkmalsdimensionen nebensächlich. Je mehr sich die Gefühlspsychologie verfeinert, um so mehr Gesichtspunkte der Beschreibung und Gliederung werden gefunden. So haben z.B. die letzten Jahrzehnte Gegensatzpaare an den Gefühlen sichtbar gemacht, die von allen oben genannten durchaus abweichen, aber untereinander nahe verwandt sind: Tiefe und Oberfläche, Echtheit und Unechtheit, Ernsthaftigkeit und Spielhaftigkeit. — Auch die alte Unterscheidung von „höheren“ und „niederen“ Gefühlen erweist sie neuerdings wieder als wissenschaftlich brauchbar.

Endlich erlaubt unsere „Merkmalsauffassung“ einen weiteren Forschungsschritt, der der Elemententheorie versagt ist: man kann die Frage nach der Bedeutung jener Merkmale aufwerfen und durch Bezug auf die personale Verankerung der Gefühle beantworten. (Vgl. das folgende Kapitel.)

d) „Gefühlsempfindungen“ (Stumpf). — Die Verwandtschaft gewisser Gefühle mit der Empfindungssphäre hat zu einer eigenartigen Theorie geführt. Nach Carl Stumpf

gehören alle jene Phänomene, die man als „sinnliche Gefühle“ oder „Organgefühle“ zu bezeichnen pflegt, einer völlig anderen Klasse seelischer Elemente an, als die eigentlichen Gemütsbewegungen; sie sind nicht unter die Gefühle, sondern unter die *E m p f i n d u n g e n* zu gruppieren. Stumpf nennt sie „*G e f ü h l s e m p f i n d u n g e n*“.

Diese Theorie stützt sich auf physiologische Untersuchungen von v. Frey, die besondere Organe für *S c h m e r z*-Erlebnisse der Haut nachgewiesen hatten. „Hautschmerz“ ist also ein durch spezifische Reizung eines spezifischen Organs erzeugbares Bewusstseinsphänomen und damit eine „Empfindung,“ kein „Gefühl“. Stumpf erweitert dann den Begriff der Gefühlsempfindung auf andere, von der Haut ausgehende Sinneserlebnisse, wie Kitzel, Jucken, Wollust — schliesslich sogar auf die Gefühlstöne der einfachen Empfindungen der übrigen Sinne; so soll etwa die Annehmlichkeit des Zuckergeschmacks eine eigene, zentral erregte „Mitempfindung“ neben der eigentlichen Geschmacksempfindung „süss“ sein, u.s.w.

Nach dem heutigen Stande der Psychologie, die „Empfindungen“ als reale Elemente des seelischen Geschehens nicht mehr kennt (vgl. S. 147/8), hat der zeitweilig lebhaft geführte Streit um die „Existenz“ von Gefühlssempfindungen fast ganz an Bedeutung verloren. Mag „Schmerz“ als eigenartige Sinnesqualität auch isoliert erzeugbar und erlebbar sein — der *U n a n n e h m l i c h k e i t s*charakter des Schmerzes, d.h. seine eigentliche Gefühlsseite, ist nichts Isoliertes mehr, sondern irgendwie der Totalperson eingebettet und eben darum dem Charakter eines hypothetischen *E m p f i n d u n g s - E l e m e n t s* entgegengesetzt.

2. Körperliche Grundlagen des Gefühlslebens

a) *Korrelationen*. — Eingehende Forschungen der Psychophysiologie und der Medizin haben in den vergangenen Jahrzehnten die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Gefühlsprozessen und körperlichen Vorgängen beträchtlich gesteigert.

Schon Platon hatte das Gemüt (den „*θυμός*“) in der Brust lokalisiert — im Gegensatz zu dem im Kopf sitzenden Denkvermögen. Die Scheidung von „Herz“ und „Kopf“ findet sich in dem Sprachgut der ver-

schiedensten Völker — und ist von der modernen Wissenschaft weitgehend bestätigt worden.

Während das Zentralnervensystem und insbesondere das Gehirn lokalisatorisch und funktionell zu den Tätigkeiten des Wahrnehmens, Vorstellens, Denkens und Wollens in spezialisierte Beziehungen gebracht werden konnte, gelang Gleiches bei den Gefühlen nicht; dagegen stellte sich ein enger Zusammenhang mit Veränderungen der Blutkreislaufs-, Atmungs-, Stoffwechsel- und Sekretions-Funktionen heraus, die nun im einzelnen mit physiologischen Methoden untersucht werden konnten.

Aber auch hier überwog zunächst die elementare Einstellung. Man analysierte die graphisch aufgenommenen Kurven des Pulsschlages oder der Atmung nach Tempo, Gleichmäßigkeit oder Ungleichmäßigkeit, Ausschlagsweite und Gestalt, und untersuchte, wie die einzelnen elementaren Änderungen des Gefühlslebens sich in Änderungen jener physiologischen Merkmale ausdrückten. Auch die unwillkürlichen Zitterbewegungen der Glieder und die Ausschläge des Galvanometers bei Durchleitung eines galvanischen Stroms durch den Körper wurden in den Dienst dieser Gefühlsstudien gestellt.

Die hierher gehörigen Apparaturen findet man in jedem Lehrbuch der Physiologie und der experimentellen Psychologie beschrieben. Es muss hier genügen, die Namen der Hauptinstrumente zu nennen. Der Kardiograph registriert unmittelbar die Periodik des Herzschlages, der Sphygmograph die Pulsbewegungen am Handgelenk, der Plethysmograph die Schwankungen in der Blutfülle des Arms, der Pneumograph die Atemkurve, das Psychogalvanometer die Veränderungen der Körperelektrizität. Zitterbewegungen der Glieder werden geprüft durch den „Psychographen“ (Sommer) und in gröberer Form durch das Tremometer.

Während ein Apparat dieser Art mit dem Körper der Versuchsperson verbunden ist, wird sie einer fortlaufenden psychologischen Aufgabe unterworfen, welche Gelegenheit zur Anwendung von Gefühlsreizen gibt (durch Verursachung von Schreck, Überraschung, Schmerz, durch Darbietung von Bildern wohlgefälligen und missfälligen Inhalts, durch Erwartungs-Spannung und -Lösung, durch Nahelegen lügenhafter Äußerungen). Es kann dann das zeitliche Zusammenfallen bestimmter Gefühle

mit bestimmten Änderungen in den registrierten Kurven festgestellt werden.

Als allgemeines Ergebnis steht fest, dass der Körper ausserordentlich fein und mannigfaltig auf Änderungen der Gemütslage reagiert; selbst Gefühle von unbedeutender Stärke und geringer Dauer entbehren nicht der körperlichen Begleiterscheinungen. Insbesondere tritt die *U n t e r b r e c h u n g* einer zunächst neutraleren Seelenverfassung durch Gefühlschoks (Schreck, Überraschung) sehr deutlich in Kurvenstörungen hervor.

Wird z.B. die Versuchsperson, deren Hand im „Psychographen“ liegt, aufgefordert, sich aus einem Spiel Karten eine beliebige Karte zu merken, und wird ihr dann Karte für Karte vorgelegt, so kann der Experimentator an dem Ausschlagen der Zitterkurve der Hand genau erkennen, welche Karte gemerkt worden war, auch wenn die Versuchsperson jede Ausdrucksbewegung zu vermeiden bestrebt ist.

Die Leistungsfähigkeit der Methode sank aber sofort herab, wenn man nun psychische und physische Elementarfunktionen *i m e i n z e l n e n* einander zuzuordnen suchte. Dies ist in älterer Zeit namentlich im Anschluss an die Wundt'sche Gefühlstheorie unternommen worden, da man hoffte, für jede der sechs angeblichen Elementarrichtungen eindeutige körperliche Symptome finden zu können. Die Ergebnisse der mannigfachen und mühsamen Untersuchungen waren überaus unklar und widerspruchsvoll. Für den Lust/Unlust-Gegensatz fanden sich überhaupt keine eindeutigen physiologischen Elementarsymptome. Der einzige sichere Befund: dass der Gefühlsgegensatz Erregung/Ruhe auch in dem verschiedenen Aktivitätsgrad von Atmung und Herzschlag zum Ausdruck komme — hätte wohl kaum so umständlicher experimenteller Vorkehrungen bedurft.

Neuerdings hat der amerikanische Behaviorismus das Problem aufgenommen, da dieser in den Emotionen lediglich eine besondere Art innerer physiologischer Aktivität sehen will. Aber auch ihm ist es nicht gelungen, in den Funktionen der inneren Organe Unterschiede aufzuweisen, die etwa die Emotion „Furcht“ von der Emotion „Ärger“ eindeutig zu differenzieren vermöchten.

b) Die *J a m e s - L a n g e ' s c h e* Hypothese. Für die allgemeine Gefühlstheorie ist die Berücksichtigung der physiologischen Vorgänge in anderer Hinsicht wichtig geworden.

Die Prozesse des Zirkulations-, Atmungs-, vegetativen und motorischen Systems haben ja ihre eigene *Bewusstseinsbegleitung*; man pflegt diese, durch innere Reize erzeugten, Erlebnisse zu den „Empfindungen“ zu rechnen. Wir haben etwa „Organempfindungen“ von der Überfüllung oder Leere des Magens, von einer Beschleunigung der Herztätigkeit, von Blutleere im Kopf, von besonders erleichterter oder erschwerter Atemtätigkeit. Wir haben kinaesthetische Empfindungen von der Lage, den Ortsbewegungen und den Zitterbewegungen unserer Glieder. Im allgemeinen sind diese Kundgaben unserer eigenen Körpervorgänge nur dann als *bewusste* Erlebnisse vorhanden, wenn eine Abweichung von der normalen Funktion des Organs und somit starke Lust- oder Unlust-Betonung vorliegt. Dieser Umstand veranlasste nun manche Gefühlstheoretiker, hier den wahren Ursprungsort der Gefühle zu sehen, und zwar nicht nur der eigentlichen „Körpergefühle“ wie des schmerzenden Hungers, der Müdigkeit, der Herzbeklemmung — sondern aller Gefühle schlechthin.

Es ist nun gewiss richtig: mit jeder Gemütsregung — sei es die Freude über einen Erfolg, die Trauer über eine Todesnachricht, die Spannung auf den Ausgang eines Examens, die Furcht vor der Dunkelheit, die religiöse Andacht — sind irgendwelche physiologischen Vorgänge verbunden, die in Organ- und Bewegungsempfindungen erlebt werden können. Von dieser Feststellung war der Schritt nicht mehr weit zu der Behauptung: die Gefühle *seien* überhaupt nichts anderes als jene Körpererlebnisse.

Dies ist der Grundgedanke der „*James-Lange'schen Gefühlstheorie*“¹⁾. Sie kehrt die übliche, „intellektualistische“ Kausalerklärung der Gefühle in folgender Weise um. Ein verirrter Wanderer gerät in der Abenddämmerung in einen dunklen Wald und wird „ängstlich“. Dann gilt hier nicht die Kausalfolge: Anblick des dunklen Waldes, Vorstellung der dort vielleicht lauernenden Gefahren, Gefühl der Angst, Herzklopfen und Zittern — sondern: Anblick des dunklen Waldes, *direkte Körperreaktion auf den Schokreiz* durch beschleunigten Herzschlag, Zittern der Knie u.s.w., unlustvolle

¹⁾ In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts aufgestellt von dem Amerikaner William James und dem Dänen C. Lange.

Organempfindungen dieser abnormen Körperreaktion. Derartige Organempfindungen und nichts anderes bilden das „Angstgefühl“, und erst von dem Gefühl aus werden die intellektuellen Inhalte, die sich mit dem Walde verbinden, als angsterregende, als „Gefahrsvorstellungen“ erlebt, während sie ohne jene Störung des Organempfindens lediglich zu Motiven für zweckmäßige Willensaktionen geworden wären.

Berühmt ist die knappe Formel geworden, in welche William James diese Theorie presste: „Wir weinen nicht, weil wir traurig sind, sondern wir sind traurig, weil wir weinen.“

Die James-Lange'sche Theorie hat — gerade durch ihre Über-treibung — in dankenswerter Weise auf die grosse Bedeutung der Organerlebnisse für den Aufbau unserer Gefühle aufmerksam gemacht; und jede psychologische Gefühlstheorie wird fortan damit zu rechnen haben. Es trifft ferner zu — und wird später noch näher zu besprechen sein — dass Gefühlsreaktionen auf Reize schon eintreten können, ehe sich ein Wissen um die vom Reiz ausgehende Förderung oder Gefährdung geltend macht. Endlich ist für gewisse Gemütsbewegungen zuzugeben, dass sie ganz wesentlich in solchen Organerlebnissen fundiert sind; so gibt es zweifellos eine „Ängstlichkeit“, die lediglich auf Herzbeklemmungen beruht. Insbesondere sind die heftigen Affekte (z.B. Wut, Entsetzen) ohne intensivste Veränderungen der Körperfunktionen und der damit verbundenen Organempfindungen nicht denkbar.

Aber gerade der verschieden dosierte Anteil jener Organerlebnisse an verschiedenen Gefühlserscheinungen muss gegen die Allgemeinheit der Theorie bedenklich machen. Man vergleiche die oben erwähnte Ängstlichkeit infolge nervöser Zirkulationsstörungen mit der Angst einer Mutter um ihr schwerkrankes Kind: sind hier wirklich die Gefühlserlebnisse als solche identisch, und nur die begleitenden Vorstellungen verschieden? Gewiss sind an dem Totalgefühl der Mutter auch veränderte Organempfindungen beteiligt, hervorgerufen durch flatternden Puls, Übermüdung, verringerte Nahrungsaufnahme u.s.w. — aber der Kern des Erlebnisses „Mutterangst“ wird doch durch die Beziehung zum Kinde gebildet, die nicht etwa nur vorgestellt, sondern unmittelbar gefühlt wird; es ist ein Mitfühlen mit dem Leiden des Kindes, ein Vorfühlen der Lebens-

gefährdung, ein Sich-Eins-fühlen mit der Existenz des Kindes.

Ganz unzulänglich ist die Theorie gegenüber den höheren (auf Wertgebiete bezüglichen) Gefühlen, wie: religiöse Inbrunst, Kunstgenuss, moralische Gewissenqualen u.s.w. Was hierbei etwa an tatsächlichen Funktionsveränderungen der Körperorgane eintritt, bleibt entweder ganz unter der Bewusstseinschwelle oder führt zu unbedeutenden Modifikationen des Erlebens, die in keinem Verhältnis stehen zu der gewaltigen Kraft und Tiefe jener Gefühle. Diese werden aus ganz anderen Quellen gespeist als aus den Organempfindungen der Blutzirkulation, des Stoffwechsels, der Muskelbewegung und der Atmung.

II. NEUERE THEORIEEN UND GESICHTSPUNKTE

In den letzten Jahrzehnten gewinnt die Überzeugung an Boden, dass man auf den oben geschilderten Wegen analysierender Forschung nicht zu dem eigentlichen Wesen der Gemütsphänomene vordringen könne, dass vielmehr grundsätzlich andersartige Gesichtspunkte und Methoden angewandt werden müssen. Allen diesen Bestrebungen gemeinsam ist eine stärkere Bezugnahme auf das fühlende Subjekt in seiner lebendigen Einheit; man sucht der Tatsache gerecht zu werden, dass die Gefühle doch ganz anders, „personnahe“ sind als die Vorstellungen u.s.w. Dabei geht man auf sehr verschiedenen Wegen vor, die entweder vorwiegend biologisch oder vorwiegend psychologisch orientiert sind; sie alle konvergieren — mehr oder weniger gradlinig — zu dem personalistischen Hauptweg, den wir im nächsten Kapitel einschlagen werden.

1. Biologisch fundierte Gefühlstheorie

a) Die biologische Polarität. — Auch die Biologie ist an jener Wendung des wissenschaftlichen Denkens beteiligt, die von der Elementenauffassung zur Ganzheitsauffassung führt. Der Organismus wird als einheitliches Zwecksystem gesehen; man untersucht, wie seine Reaktionen durch die Tendenz zur Selbsterhaltung oder Gattungserhaltung bestimmt sind; man stellt die Strukturprinzipien fest, die Bau und Funktion des Gesamtkörpers beherrschen.

Diesem Wandel entspricht es daher auch, wenn die körperlichen Grundlagen des Gefühlslebens nicht mehr, so wie früher, in physiologischen Elementarfunktionen der Zirkulation, Atmung u.s.w., sondern in biologischen Ganzheitsfunktionen der Zweckgemäßheit oder der Ausdruckshaltigkeit gesehen werden.

Den Zweckgesichtspunkt wendet diese neuere Psychobiologie vornehmlich in dem polaren Begriffspaar der Lebensförderung und Lebensminderung an. Alle Funktionen im Organismus werden unter die Perspektive gestellt, ob sie positiv zur Erhaltung, Sicherung, Erhöhung des Lebens beitragen, oder ob sie negativ den Bestand oder das Niveau des lebendigen Organismus bedrohen. Entsprechend wird die einwirkende Außenwelt gegliedert in solche Reize, denen der Organismus angepasst (bzw. leicht anpassbar) ist, und solche, an die eine Anpassung nicht oder schwer möglich ist, die vielmehr als Störungen und Gefährdungen auftreten.

Diese biologische Grundpolarität ist schon sehr früh mit der Gefühlspolarität Lust/Unlust in Beziehung gebracht worden ¹⁾; die moderne, biologisch fundierte Psychologie hat den Gedanken erneuert und zur Grundlage ihrer Gefühls-Theorien und -Untersuchungen gemacht. Wir begegnen ihm u.a in der Entwicklungspsychologie, im amerikanischen Behaviorismus, in Mc Dougall's „hormic psychology“.

Die These lautet also: Lust ist die Erlebnisweise von Lebensförderung (Anpassung), Unlust die Erlebnisweise von Lebensstörung und Bedrohung (Unangepasstheit). Nun wäre freilich nicht einzusehen, welchen Sinn das bloße Erleben von zuträglichen oder abträglichen Lebensprozessen für den Organismus haben sollte; ja man könnte meinen, dass der Effekt schädlicher Einwirkungen geradezu verdoppelt würde, wenn diese nicht nur objektiv den Organismus beeinträchtigten, sondern noch ausserdem subjektiv leidvolle Gefühle bis zu den unerträglichsten Schmerzen hin im Gefolge hätten. Hier setzt nun eine wichtige Ergänzung der biologischen Theorie ein: Die Lust- und Unlust-Gefühle sind nicht nur Begleitzustände zu gleichzeitig ablaufenden biologischen Vorgängen, sondern auch Motoren

¹⁾ Bereits Spinoza hatte die Affekte Freude und Traurigkeit dem Übergang des Menschen zu grösserer bzw. geringerer Vollkommenheit zugeordnet.

für weitere. In jedem Gefühl steckt ein *A n t r i e b s m o m e n t* zu bestimmten Verhaltungen, dessen Wirksamkeit unabhängig davon ist, ob ein vorstellendes Bewusstsein von Sinn und Ziel des Verhaltens mitspielt.

Die biologische Theorie von den Gefühlen ist demnach ohne enge Beziehung zur Theorie der *T r i e b e u n d I n s t i n k t e* nicht denkbar. In der Betonung dieses Zusammenhanges liegt ihr unleugbares Verdienst. Auch wir haben bei den früheren Erörterungen über Bedürfnis- und Trieb-Psychologie auf solche Zusammenhänge nachdrücklich hingewiesen.

Als Antriebsmomente haben nun Lust und Unlust wiederum polare Bedeutung: Lustgefühle spornen zur Fortsetzung des sie erzeugenden Zustandes an; Unlustgefühle leiten zu Handlungen und Verhaltungen über, die geeignet sind, den unlustvollen Zustand zu beseitigen. „Leid spricht: vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit!“ (Nietzsche, Mitternachtslied.) Damit ist nun die Teleologie geklärt. Denn die Tendenz der Lust, sich zu verewigen, trifft ja einen lebensfördernden Zustand, dessen Fortsetzung im Sinne des Totallebens liegt. Die Antriebsdynamik der Unlust dagegen, sich selbst aufzuheben, bewirkt, dass einem lebensschädigenden Prozess Einhalt getan wird. Mit anderen Worten: Lust und Unlust sind biologische *S i g n a l e*: jene ein Ermunterungsansporn, den der Organismus sich selbst gibt: fahre so fort! — diese ein Warnungszeichen: halt ein!; oder: sei auf der Hut!

Der amerikanische Behaviorismus hat diesem Gedanken eine solche Wendung zu geben versucht, dass die eigentlich *psychischen* Phänomene Lust/Unlust ganz ausser Spiel bleiben und lediglich das äussere Anpassungsverhalten zum Reiz berücksichtigt wird. So ist z.B. nach Woodworth das Differenzierungsmerkmal für verschiedene Emotionen lediglich darin zu sehen, ob ein *A n n ä h e r u n g s-* oder ein *M e i d e v e r h a l t e n* des Organismus gegenüber dem Reiz stattfindet.

b) *G r e n z e n d e r b i o l o g i s c h e n P o l a r i t ä t s - t h e o r i e*. — Vorzüge und Nachteile dieser Theorie sind durch ihre biologische Begrenztheit bedingt. Sie betrachtet den Menschen nur als *O r g a n i s m u s*; und innerhalb dessen achtet sie lediglich auf die *g e n e r e l l e n u n d f e s t s t e h e n d e n Z w e c k z u s a m m e n h ä n g e* zwischen Umwelt und Reaktion. Sauerstoffreiche Luft zu atmen ist dem Organismus zuträglich, verbrauchte Luft zu atmen abträglich; dem entspricht

es, dass der Aufenthalt in frischer Luft lustvoll, das Verweilen in schlecht ventilierten Räumen unlustvoll ist. Kommt die Hand ungewollt mit einer Flamme in Berührung, so dient das Schmerzgefühl der Verbrennung als Signal, die lebenbedrohende Nähe des Feuers zu beseitigen: durch Wegziehen der Hand, durch Auslöschen des Feuers. Die Speisen, die dem Körper bekömmlich sind, schmecken auch im allgemeinen gut; und sie schmecken nur solange gut, als der Organismus ihrer bedarf. Ist der Mensch satt, oder mit bestimmten Nährstoffen genügend versorgt, dann hört von selbst das Lustgefühl und damit der Antrieb zu weiterer Aufnahme dieses Nährstoffes auf.

Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Aber sie beziehen sich alle auf die *Biosphäre*, also auf diejenigen Gefühlsgruppen, die nicht mensch-spezifisch sind, sondern auch dem Tier zukommen. Beim Tier ist auch aller Wahrscheinlichkeit nach jene Zuordnung von Lust zu Zweckmäßigkeit, von Unlust zu Unzweckmäßigkeit ziemlich eindeutig und durchgängig. Beim Menschen lässt sich fast jedem positiven Beispiel ein *Gegenbeispiel* gegenüberstellen.

Es gibt wohlschmeckende Gifte, bei deren Einverleibung in den Organismus also das Warnungssignal der Unlust (etwa Widrigkeit des Geschmacks) fehlt. — Bei den zahlreichen, nicht etwa nur in pathologischen Fällen auftretenden, „Süchten“ sind die schädigenden Reize mit starken Lustgefühlen besetzt (Alkohol, Morphium), und diese zeigen den *Antriebs*charakter der Lust zur Fortsetzung der Reizaufnahme in höchstem Masse, obwohl dadurch die Schädigung nur noch gesteigert wird. — Ferner würde die Theorie auch eine *graduelle* Zuordnung zwischen Lust und Förderung, Unlust und Schädigung erwarten lassen. Dann müsste der leidenschaftliche Raucher eine viel stärkere organische Förderung vom Rauchen erfahren, als der mäßige Raucher, dessen Lustgefühle geringere Intensität haben. Eine körperliche Erkrankung müsste um so stärkere Unlust erzeugen, je mehr sie die Wurzeln des Lebens bedroht; bekanntlich kann aber eine oberflächliche Fleischwunde unter Umständen fast unerträglich sein, während schwere Erkrankung innerer Organe kaum zum Bewusstsein kommt. (Sogar die Paradoxie einer gehobenen Gefühlslage bei tödlichen Erkrankungen, z.B. bei schwerer Tuberkulose, kommt vor).

Vor allem sind es aber wiederum die höheren Gefühle, mit denen jene Theorie nicht fertig werden kann. Unlustbetontheit gibt es im Gefühl der Reue, im ästhetischen Erleben des Tragischen, im philosophischen Leiden an Problemen — wie sollten sich diese Gefühle mit organischen Schädigungen in Verbindung bringen lassen? Der Asket sucht Schmerzen und meidet Lust — obgleich nach jener Theorie die entgegengesetzten Antriebe wirksam sein müssten. Der Wagemutige lässt sich gerade durch Gefahren — die also seine biologische Existenz bedrohen — anlocken.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen wird der Haupteinwand gegen die biologistische Theorie erkennbar: ihre einfachen Kategorien: organische „Zweckmäßigkeit“ und „Unzweckmäßigkeit“, „Anpassung“ und „Nichtanpassung“ reichen bei den höheren personalen Funktionen eben nicht mehr aus. Schon deshalb nicht, weil die Person eine Hierarchie von Zwecken in sich schliesst, so dass irgend ein körper-seelisches Geschehen gleichzeitig für verschiedene Zwecke entgegengesetzte Vorzeichen haben kann. Dann aber, und vor allem: weil das Wesen der Person sich nicht im Erfüllen ihrer organischen Zwecke erschöpft. Die kahle Gegenüberstellung von positiver und negativer Zweckbeziehung (Nutzen und Schädigung) ist genau so unzulänglich, wie der schon früher zurückgewiesene Versuch, im Psychologischen alle Gefühle auf die Pole der Lust/Unlust-Dimension zu reduzieren. Die Theorie enthält gewisse fruchtbare Gedanken; sie muss aber, um einer personalistischen Auffassung eingeordnet zu werden, noch eine wesentliche Umgestaltung erfahren.

Übrigens sind schon innerhalb der psychobiologischen Einstellung selbst Ansätze erkennbar, um die Primitivität der bipolaren Zwecktheorie zu überwinden.

McDougall entwickelt eine Theorie, in der die Qualitätenfülle der Gefühlswelt besser zu ihrem Recht kommen soll: er überbaut die Zweifelt der Lust/Unlustreaktion durch eine Vielzahl von Emotionen. Bestehen bleibt die enge Beziehung aller Gefühlszustände zur Antriebsdynamik des Organismus; ist doch die Gesamttheorie McDougall's eine „hormic“ (Strebungs-)psychology. Nun wird aber scharf zwischen „Gefühlen“ und „Emotionen“ geschieden. „Gefühle“ sind die polaren Bewusstseinstöne, die allgemein das Hinstreben und das Widerstreben begleiten, also Befriedigung und Enttäuschung (Lust und Unlust). Es gibt nur diese zwei Gefühlsqualitäten, die entweder in einfacher oder

in komplexer Form auftreten. Emotionen sind dagegen jenen spezifisch gerichteten Strebungen zugeordnet, die als „Instinkte“ oder „propensities“¹⁾ angeborenermaßen die Leistungen des Individuums bestimmen; demnach deckt sich die Liste der primären Emotionen mit der der Instinkte. Dem Angriffsinstinkt entspricht die Emotion des Ärgers, dem Wissenstrieb die Emotion der Verwunderung, dem Fluchtinstinkt die Furcht u.s.w.

c) *Innere Sekretion.* — Von einer ganz anderen Seite her ist die physiologische Entdeckung der inneren Sekretion für die Gefühlstheorie wichtig geworden. In diesem Funktionsprinzip kommt nämlich die ganzheitliche Beschaffenheit des Organismus von vorn herein viel stärker zur Geltung, als in den früher untersuchten physiologischen Vorgängen, wie Puls und Atmung, die an bestimmte Teilsysteme gebunden sind. Die innere Sekretion hat zwar auch in Körpergebilden bestimmter Art, den *Drüsen*, ihren Ursprung, strahlt aber sofort aus auf den Gesamtorganismus und liefert Antriebsstoffe (Hormone), die alle Gewebe, alle Körperteile überschwemmen und beeinflussen. Selber gestaltlos, aber die Gestaltung der Körpers nach allen Richtungen hin bestimmend, ist dieser Säftestrom ein organisches Symbol für die körperliche Einheit des Individuums — sowie die Ganzheit des Gefühls ein solches ist für die seeliche Einheitlichkeit der Person. Und so kann die innere Sekretion in einem ganz anderen Sinne dem Gefühlsleben zugeordnet werden, als es bei den Funktionen der anderen Teilsysteme möglich war. Während Atmung, Herzschlag u.s.w. mit dem Kommen und Gehen einzelner Gemütsvorgänge zu tun haben, ist die Wirksamkeit der inneren Sekretion in Beziehung zu setzen zu der dauernden und einheitlichen Grundlage aller Einzelercheinungen des Fühlens, also zum „*Gemüt*“. Konstitutionelle Besonderheiten der inneren Sekretion drücken sich ebenso in den Beschaffenheiten des gesamten Körperaufbaus, wie in den dynamischen und Richtungsbeschaffenheiten des Gemütslebens (den „*Temperamenten*“) aus²⁾. Änderungen der inneren Sekretion prägen sowohl dem Körpergeschehen wie der Gemütsverfassung ihre Wirkung auf (Reifung der Geschlechtsdrüsen; Erkrankung der Schilddrüse u.s.w.).

¹⁾ Vgl. S. 544.

²⁾ Über Temperamente vgl. S. 789 dieses Buches.

Eine uralte psychophysiologische Hypothese, die antike Lehre von den Säftemischungen, erlebt in dieser modernen Verbindung von Sekretions- und Temperamentenlehre ¹⁾ ihre Auferstehung.

2. Re i n p s y c h o l o g i s c h e S t a n d p u n k t e

a) „E m o t i o n a l i s m u s.“ — Innerhalb der rein psychologischen Betrachtungssphäre ist die Anwendung des Ganzheitsstandpunktes auf die Gefühlslehre am konsequentesten von Felix Krueger und seiner Schule durchgeführt worden.

Die psychischen Ganzheiten sind nach Krueger hierarchisch geordnet; es gibt Teilganzheiten (Einzelgestalten und Strukturen) verschiedener Grössenordnung und schliesslich eine Totalstruktur des Seelischen, die als solche eine einheitliche Qualität hat; diese ist das Gefühl. Da nun das seelische Subjekt seinem Wesen nach Ganzheit ist, so ist man ihm im Gefühl unmittelbar nahe; ja es ist — wenn wir Krueger recht verstehen — identisch mit ihm; es gibt keine andere Weise, in der die ungeteilte Persönlichkeit sich bewusst „h a t“, denn als Gefühl. Von hier aus gesehen verlieren nun aber die abgehobenen Teilgestalten der Wahrnehmung, des Denkens u.s.w. ihre Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit. Sie haben nur Gliedcharakter, werden umschlossen und geprägt vom dominierenden Gefühl. Dem Gefühl seinerseits kommen durch diese Ganzheitlichkeit des Erlebnisses Merkmale zu, die es zum eigentlich b e s e e l e n d e n Prinzip machen: bewusstseinerfüllende Breite, Wärme, Innigkeit, Unbegrenztheit der Qualitätenfülle.

Dass diese Theorie fruchtbare Auswirkungen auf die psychologische Spezialforschung hat, dafür legen zahlreiche Untersuchungen der Leipziger Schule Zeugnis ab ²⁾. Experimenteller Prüfung wurde vor allem die Frage unterworfen, wie sich das Erleben von Teilstrukturen durch deren Einbettung in die Totalstruktur des Gefühls modifiziert. So wurde, um nur ein Beispiel zu erwähnen, gefunden, dass die Unterscheidungsschwelle für Grössen- oder Intensitäts-Unterschiede um so feiner ist, je höher die Komplexbildung ist, d.h. je mehr sich das Bewusstseinsgebilde der Totalqualität des Gefühls annähert.

Die Krueger'sche Gefühltheorie steht offenbar der personalistischen Idee nahe; aber sie unterscheidet sich doch von ihr da-

¹⁾ Vgl. vor allem: Kretschmer, Körperbau und Charakter.

²⁾ Vgl. die verschiedenen Bände der „Neuen psychologischen Studien.“

durch, dass sie ihren Standort innerhalb des Bewusstseinsbereichs nimmt. Die Ganzheit, von der in dieser Theorie die Rede ist, ist stets die Ganzheit des Erlebens. Darin aber liegt eine ungerechtfertigte Verselbständigung des Gefühls; denn auch die Erlebenstotalität ist noch nicht die letzte Ganzheit, vielmehr ebenfalls noch ein Teilganzes, das in der umfassenderen Totalität der Person ruht. Jene Seiten der personalen Ganzheit, die nicht Bewusstsein sind — unbewusste Dispositions- und Antriebsweisen, leibliche Ausdrucksweisen — werden zwar in der Krueger'schen Theorie gestreift, führen aber noch nicht dazu, dem Gefühl seine Sonderrolle innerhalb des personalen Lebens zuzuweisen. Krueger neigt vielmehr dazu, im Gefühl so etwas wie die seelische Grundsubstanz zu sehen, der gegenüber alles andere Seelische sekundären Charakter gewinnt. So wird für ihn die gesamte Psychologie letzten Endes zur Gefühlspsychologie, zum „Emotionalismus“ — sowie Herbarts Gesamtlehre Vorstellungspsychologie, Wundt's Theorie Voluntarismus war. Auch hier kann die Personalistik nicht mitgehen. Da die Grundrelation alles personalen Lebens die Person/Welt-Beziehung ist, besteht kein Recht, diejenigen psychischen Tatbestände, die auf „Welt“ tendieren, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gedanken, zu untergeordneten Momenten zu machen, und die, das personale Subjekt repräsentierenden, Gefühle allein als primäre Erlebnisse gelten zu lassen.

b) „Subjektivität“ der Gefühle. — Die eben genannte Person/Welt-Beziehung wird von einer Reihe moderner Forscher zur Abgrenzung der Gefühle von den anderen psychischen Tatbeständen benutzt. Gefühle haben „subjektiven“, Wahrnehmungen u.s.w. „objektiven“ Charakter. Diese sehr wichtige Unterscheidung bedarf, um nicht missverstanden zu werden, einer genaueren Präzisierung.

Fasst man sie nämlich rein bewusstseinspsychologisch, als Kennzeichnung dessen, was der Mensch tatsächlich erlebt, dann wäre ihr Sinn dieser: Gefühle werden als Hinweise auf Zustände und Vorgänge des eigenen Ich erlebt; Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gedanken, Wollungen dagegen als Hinweise auf Gegenstände ausserhalb des Subjekts.

Ein solches Subjektivitäts-Bewusstsein ist nun aber

zweifellos nicht bei allen Gefühlsphänomenen vorhanden; es kommt vielmehr nur einer spezifischen Gruppe von Gefühlen, den „Selbstgefühlen“ zu. Die weitaus meisten Gefühle aber sind mit einer o b j e k t i v i e r e n d e n Bewusstseinsintention verbunden, d.h. sie werden als Gefühlsbetontheiten von G e g e n - s t ä n d e n u n d W e r t e n erlebt. Wer einen Durdreiklang „angenehm“ findet, fühlt in diesem Wohlgefallen nicht sich, sondern den Klang. Und wer einen Menschen mit intensivem Gefühl liebt, kann in der Hingabe an den Anderen sein eigenes Selbst ganz vergessen und verlieren. Die Objektivierung der Gefühle steigert sich unter Umständen sogar bis zur Verabsolutierung: was in Erlebnissen des „Schönen“, „Erhabenen“, „Heiligen“ gefühlt wird, sind die wesenhaftesten Wertqualitäten der objektiven Gebilde selber.

Eine phänomenologische Besinnung kommt also zu dem Resultat, dass den Gefühlen e r l e b n i s m ä ß i g sowohl subjektivierende wie objektivierende Intention zukommen kann, in verschiedenen Betonungen und Verknüpfungen.

Wenn aber E r l e b n i s s u b j e k t i v i t ä t nicht das Unterscheidungsmerkmal für alle Gefühle ist — welcher andere Begriff der Subjektivität trifft zu?

Zunächst ein negativer: Subjektivität als „N i c h t - O b j e k - t i v i t ä t,“ als Unzulänglichkeit der Objektivierung. Im Gegensatz zu der eben erwähnten T e n d e n z des fühlenden Menschen, die Gegenstandsgebundenheit seines Gefühles zu verabsolutieren, werden gleichsam v o n a u s s e n h e r solche Objektbezüge fortwährend gelockert, relativiert, entwertet. Der äussere Beobachter vermag dies oft früher zu erkennen, als der fühlende Mensch selbst, der noch in seiner objektivierenden Gefühls-täuschung befangen bleibt. Drei Hauptbedingungen für diese Entobjektivierung der Gefühle seien genannt.

1) Interindividuelle Verschiedenheiten. Betrachten viele Beschauer ein Gemälde, so werden sie sich über den dargestellten Inhalt, die wahrnehmbaren Farben und Formen einig sein. Aber ob das Gemälde schön oder hässlich, anziehend oder abstossend sei, darüber gibt es Meinungskämpfe. Diese bleiben deswegen meist erfolglos, weil jeder seine gefühlsmässige Stellungnahme in irriger Objektivierung als Merkmal am Gegenstand glaubt aufweisen zu können und die objektivierende Anerkennung der

anderen beansprucht, obgleich doch „de gustibus non est disputandum“.

2) Personalgeschichtliche Wandlungen. Vergleicht man die Gefühle, die ein Mensch sukzessiv einem *i d e n t i s c h e n* O b j e k t entgegen bringt, so kann man objekt-unabhängige Veränderungen feststellen: eine Begeisterung wächst und verfliegt; eine Aversion stumpft sich ab, Liebe schlägt um in Hass u.s.w. Auch hier sträubt sich der fühlende Mensch gegen das Zugeständnis des „nur Subjektiven“ dieses Gefühlswechsels, und er sucht dazu die Motive in Wandlungen des Objekts: so wird etwa das Abklingen einer Schwärmerei damit motiviert, daß erst jetzt geringwertige Charakterzüge des Angeschwärmten hervorgetreten seien u.s.w.

3) Objektwechsel eines identischen Gefühls. Ein Gefühl kann von dem ursprünglichen gegenständlichen Anlass aus wandern, andere Objekte ergreifen, ja schliesslich sich vom ursprünglichen Objekt ganz loslösen. Der Kaufmann, der Ärger im Büro wegen eines unangenehmen Geschäftsbriefes hatte, wird sich nach der Heimkehr über jede, sonst nicht beachtete, häusliche Bagatelle ärgern und schliesslich das Gefühl hierauf ganz konzentrieren.

4) Gefühlsveränderungen unabhängig von den objektiven Bedingungen sind z.B. als „Stimmungsschwankungen“ wohl bekannt. Wird daraus eine konstitutionelle Eigenschaft, so wird sie als „Launenhaftigkeit“ abschätzig beurteilt.

Es ergibt sich also für das Gefühlsleben eine bemerkenswerte Dialektik zwischen *b e w u s s t s e i n s m ä ß i g e r* Objektgebundenheit und einer weitgehenden *f a k t i s c h e n* Objektlockerheit. Im Sozialleben führt die Dialektik dazu, daß der Mensch die starke Tendenz hat, durch Gefühlsgemeinsamkeit die überindividuelle Sanktion seiner Gefühlsgerichtetheiten zu sichern — während in Wirklichkeit oft die Abweichungen dieser Gerichtetheiten zwischen Mensch und Mensch weit grösser sind, als die Abweichungen in den eigentlich objektivierenden Funktionen des Wahrnehmens und Denkens. Im Individualleben bewirkt die Dialektik, daß das Gefühl in seiner einmal entstandenen Objektgerichtheit zu verharren sucht ohne Rücksicht auf Änderungen am Objekt (das ist der bekannte „Konservatismus“ des Gefühls), — und daß trotzdem in Wirklichkeit die Gefühle eine

L a b i l i t ä t besitzen, die sie mit verschiedensten Objekten ihr Spiel treiben lässt.

Es gehört eine völlige innere Umstellung des fühlenden Menschen dazu, um die Objektivitätsirrunge n zu durchschauen und den subjektiven Charakter der Gefühle bewusst zu b e j a h e n. Dann sind sie nicht mehr „nur-subjektiv“, d.h. ihr Objekt verfehlend, sondern „voll subjektiv“, d.h. d a s S u b j e k t s p i e g e l n d. Erst auf dieser Stufe ist der Mensch bei jener „Erlebnissubjektivität“ angelangt, von der unsere Betrachtung ausgegangen war.

Deutlich ist der Übergang zu dieser Erlebnissubjektivität z.B. in manchen Jugendtagebüchern erkennbar. Der schwärmende Jugendliche beschäftigt sich oft viel weniger mit dem Schwarmobjekt, als mit der Besonderheit seiner Schwarmgefühle.

Bis zu diesem Punkt kann eine Gefühlstheorie vordringen, die sich darauf beschränkt, die Gefühle in ihrer tatsächlich erlebbaren Beschaffenheit, und somit auch das Erlebnis der Subjektivität, zu b e s c h r e i b e n. Aber zu dem eigentlichen Begriff der Subjektivität kann man erst vorstoßen, wann man fragt, was denn dies subjektivierende Erleben b e d e u t e, welchen Sinn es im Ganzen des personalen Lebens habe.

Sobald man diese Bedeutungsfrage aufwirft, verlässt man die Ebene der bloßen Bewusstseinspsychologie. Wer Gefühle deuten will, muss sie auf etwas anders als Bewusstsein beziehen; und wenn ihnen Subjektsbezug zugeschrieben wird, muss dieses Subjekt etwas Anderes als das Bewusstseins-Ich sein.

In der Tat haben auch alle D e u t u n g s t h e o r i e n das Subjekt des Gefühls jenseits des Bewusstseins gesucht. Für die b i o l o g i s c h e Theorie, die wir bereits kennen lernten, engte sich das Subjekt zum physischen „Organismus“ ein, für den die Gefühle „Signal“-Bedeutung haben. P s y c h o l o g i s c h e Theorien müssen für ihre Deutung des Gefühls den Begriff des U n b e w u s s t e n zu Hilfe nehmen, wofür ja die tiefenpsychologischen Schulen die Beispiele liefern.

Wenn z.B. Freud dem Lustprinzip eine so fundamentale Rolle im menschlichen Leben zuschreibt, so hat dies einen doppelten, aber beide Male in die unbewussten Tiefen weisenden Sinn: Lust ist einerseits diejenige Bewusstseinsqualität, die von den unbewussten Streben g e s u c h t wird, andererseits — ebenso

wie die Unlust — das ins Bewusstsein projizierte S y m b o l für die Beschaffenheit jener unbewussten Regungen. Es kommt also alles darauf an, wie man jenes „Unbewusste“ fasst, das zum Erklärungsgrund und Deutungsziel der Gefühle gemacht wird; und indem die Tiefenpsychologie dieses Unbewusste ganz oder fast ganz mit dem vitalen Triebleben identifiziert, gewinnt auch ihre Auffassung des Gefühls eine ganz bestimmte Färbung und Einseitigkeit. (Freilich kann man von einer expliziten, allgemeinen Gefühlstheorie bei der Tiefenpsychologie kaum sprechen.)

Von Seiten der theoretischen Psychologie hat vor kurzem Fr. Grossart eine interessante Gefühlslehre entwickelt, die ebenfalls auf die unbewussten Hintergründe des individuellen Lebens rekurriert, und zwar auf die „ S t r e b u n g e n“. So nennt er die latenten seelischen Kräfte von dauernder, dispositioneller Beschaffenheit, aus denen als aktuelles Geschehen das jeweilige „Streben“ hervorbricht. Aber das aktive Streben ist nicht die einzige Manifestation der Strebung; diese kann sich auch in ihrer Z u s t ä n d l i c h k e i t im Bewusstsein geltend machen — und das ist das Gefühl. In jedem Gefühl erlebt also der Mensch seine eigene „Strebezuständigkeit“, d.h. sowohl die besondere Art und Richtung seiner Strebungen, wie auch sich selbst als Strebenden. — Durch den Begriff der Strebung, der a l l e Richtungsdispositionen im Menschen umschliessen soll, überwindet die Theorie Grossart's die engere Einstellung der Tiefenpsychologie auf die Vitaltriebe und nähert sich bedeutend einer echt personalistischen Auffassung, wie sie in den folgenden Seiten entwickelt werden soll.

Das „Subjekt“, auf welches das Gefühl bezogen werden muss, damit man sein Wesen und seinen Sinn erfassen kann, ist nicht die Bewusstseinsseinheit, nicht der Organismus, nicht die Hintergründigkeit des Trieblebens, nicht der Inbegriff der strebenden Kräfte — sondern die P e r s o n s e l b s t in ihrer unitas multiplex.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

PERSONALE MERKMALE DER GEFÜHLE

I. PERSONNÄHE DER GEFÜHLE

Eine personalistische Psychologie des Gefühlslebens muss von der Frage ausgehen, an welcher Stelle innerhalb der Gesamtstruktur des personalen Daseins die Gefühle ihren Platz haben. Die Antwort lautet: die Gefühle bilden den Bereich des *eingebetteten und darum personnahen Erlebens*.

Man erinnere sich des doppelten Gegensatzes, den wir innerhalb der Person fanden: Leben und Erleben einerseits, Einbettung und Abhebung andererseits.

Die Person in der Unmittelbarkeit ihres *Lebensvollzuges* steht noch hinter — oder auch vor — allem *Erleben*. Dies setzt erst ein, wo das Leben unselbstverständlich wird, repräsentiert also immer nur ein Teilstück des Lebens, nie das Ganze. Darum ist auch das Gefühl, da es dem Erleben angehört, nicht mit der Person selbst identisch — wenn es ihr auch von allen Erlebnisweisen am nächsten steht.

Die spezifische „*Person-Nähe*“ des Gefühls aber ist vermittels des anderen Begriffspaares zu erläutern. Die Person als *unitas multiplex* zeigt im ständigen Neben- und Nacheinander *Abhebung* und *Einbettung*. Einzelne Momente treten heraus aus der Totalität, grenzen sich ab als gesonderte Gebilde, Verläufe und Gestalten, sind auf dem Wege zur Verselbständigung — und werden doch immer wieder gehalten von der Einheit, werden in die Totalität hineingezogen; denn sie haben ja nur *als Momente* in der Person Existenz und Bedeutung. Diese Rhythmik von Abhebung und Einbettung erstreckt sich ebenso über die körperlichen Vollzüge, wie über die psychischen Vorgänge.

Die Abhebung schreitet in vielen Etappen vorwärts. Dieser Prozess bedeutet für die Person *positiv*: zunehmende innere Vermannigfachung, Strukturierung, dynamische Zusammenraffung, Objektivierung sowohl der Bewegungen wie der Bewusstseinsgehalte. Er bedeutet aber zugleich *negativ*: fortschreitende *Entfernung* und Entfremdung von der ertümlichen Einheit der Person, Ent-Subjektivierung, Ent-Lebendigung. Das theoretische und praktische Leben der Person tendiert wesentlich auf Abhebung: alles *Erkennen* und alles *Handeln* ist stets zugleich ein Heraussetzen abgegrenzter und gegliederter Gebilde und Vollzüge aus dem Person-Total.

Nun aber kann ja der Weg der Verselbständigung solcher „Abhübe“ nie bis zu Ende gegangen werden, da durch „*Einbettung*“ immer wieder in umgekehrter Richtung die Zugehörigkeit zur Person gewährleistet werden muss. Dies gilt auch *innerhalb des Erlebnisbereiches*. Die einzelnen abgehobenen Bewusstseinsgestalten und -Strukturen schweben nicht im Leeren, sondern haben eine Atmosphäre, die sie umspielt und durchdringt; sie ruhen auf einem Untergrund, vermittels dessen sie unlösbar dem Mutterboden der Person verwurzelt sind. Diese *Einbettungs-Erlebnisse* sind die *Gefühle*.

Das folgende „Drei Kolonnen-Schema“ macht den so gefundenen „*personalen Ort*“ der Gefühle erkennbar:

I <i>Erlebnisfreies Leben (Sphaere des sogen. „Unbewussten“).</i>	II und III <i>Erlebtes Leben (Sphaere des Bewusstseins)</i>	
	II <i>Einbettendes Erleben</i>	III <i>Abhebendes Bewusstsein</i>
Automatismen Instinkthandlungen Mneme Dispositionen	F ü h l e n	Erkennen Willenshandlungen

Drei-Kolonnen-Schema.

Es drängt sich das Gleichnis eines Hochgebirges auf. Die Gipfel (III) scheinen sich als scharf umgrenzte Sondergebilde von der Erde fortzurecken; aber sie kommen nicht los von ihr, sondern werden gehalten von der gemeinsamen breiten Gebirgssohle (II), die, zwar selbst noch sichtbar, bereits keine rechte Eigen-gestalt und keine scharfe Abgrenzung mehr nach oben und unten aufweist; sie ist dem Erdball ganz nahe und verwurzelt sich — und mit sich die Gipfel — in dem, ihnen allen gemeinsamen, unsichtbaren Urgrund (III).

Im Schema sind mit Absicht die Ausdrücke „Erleben“ und „Bewusstsein“ auf II und III verteilt worden; denn schon die Sprache kennzeichnet ja die Nähe des Erlebens zum „Leben“, des Bewusstseins zum „Wissen“. — Die Vereinigung der erkennenden und Willensfunktionen in der Rubrik III ist nur gültig unter dem hier in Frage stehenden Gesichtspunkt vorwaltender Abhebung. Dass im übrigen die beiden Bereiche wesentlich von einander zu unterscheiden sind, haben ja die früheren Kapitel bewiesen.

Die Scheidung von Einbettung und Abhebung (II und III) ist nicht realiter, sondern nur in der Abstraktion möglich. Es wird sich zeigen, dass es gerade die Spannungen zwischen Einbettung und Abhebung, also die dynamischen Beziehungen zwischen der emotionalen und der intellektuell-praktischen Sphäre sind, die die Wirklichkeit des seelischen Seins und Geschehens erzeugen. Zugleich aber erweist sich das Gefühl, entsprechend seiner Stellung im Schema, als Mittler; es ist also auch dem unbewussten Bereich der Person (I) besonders nahe. Durch diesen doppelseitigen Bezug kommt dem Gefühl Einbettung in verschiedensten Abstufungen zu. Das der Person ganz eingeschmolzene Gefühls-erleben, welches sich durchaus als Beschaffenheit eben der Person selbst gibt, heisst „Gemütsleben“. Das schon weitgehend an abgehobene Bewusstseinsinhalte geknüpfte Gefühl, welches gleichsam nur als feine Wurzelfaser den abgehobenen Gegenstand noch mit dem Mutterboden der Person verbindet, heisst der „Gefühlston“ des Eindrucks. Dazwischen liegen: dem Gemütspol nahe die Gemütszustände und Gemütsbewegungen, dem Gegenstandspol nahe die mannigfachen Einzelgefühle.

Mit dem Einbettungscharakter des Gefühls eng verknüpft ist das Merkmal der „Ungestalt.“ Dieser Zug des Gefühlslebens war ausserhalb der Fachpsychologie von der Volksweisheit, von Dichtern ¹⁾, von Philosophen, immer stark beachtet und verschiedenartig bewertet worden. Bald rügte man die Zerflossenheit, Dumpfheit und Formlosigkeit der Gefühle, im Gegensatz zu der Kristallklarheit des Denkens und der Gerafftheit des Handelns; bald verherrlichte man die schöpferische Unbegrenztheit, die jeder Bindung entgleitende Innerlichkeit des Gemüts im Gegensatz zu der Starrheit der Begriffe und der Seelenlosigkeit des Wollens. Eine moderne Fassung dieser letzten Wertung stellt die Formel von Klages dar: „Der Geist als Widersacher der Seele“.

Die Fachpsychologie konnte bisher mit dieser Erscheinungsweise des Gefühls nicht fertig werden, weil ihre Kategorien aus der Bearbeitung der abgehobenen Bewusstseinsinhalte stammten und auf diese zugeschnitten waren. Für die Gefühle aber passen diese Kategorien nicht. Gefühle sind nicht nur nicht „Elemente“, wie es die ältere Psychologie meinte; sie sind auch nicht „Gestalten“ und „Strukturen“ im Sinne der neueren Psychologie.

Erst die Personalistik betonte die grundsätzliche Wichtigkeit der Tatsache, dass „Ganzheiten“ nicht nur als durchgeformte Gebilde vorkommen. Gerade die echtste Ganzheit, die Person, ist immer beides zugleich: Begrenztheit und Spielraum, eindeutige Realität und vieldeutige Potentialität — kurz: *Gestalt und Ungestalt.* ²⁾ Auch in ihrer Bewusstseinsrepräsentation: während ihr gestaltendes Prinzip sich in den Erkennens- und Willensfunktionen äussert, hat das gefühlsmässige Erleben an ihrer Ungestalt Anteil. Die Gefühle können nur dadurch so spezifisch personnahe sein, dass sie unmittelbar und ohne Grenzssetzung aus dem Totalleben der Person entfliessen und in es einfliessen.

Direkt lässt sich die Ungestalt der Gefühle nicht beschreiben; denn jedes Einfangen in Worte wäre schon eine Fixierung. Wir können dieses Merkmals nur indirekt habhaft werden, in der Art, wie es die Beziehung des Gefühls zur tragen-

¹⁾ Goethe: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch.“

²⁾ s. S. 155.

den Person einerseits, zu den abgehobenen und gestalteten Bewusstseinsinhalten andererseits beeinflusst.

Die Doppelbeziehung des Gefühls zu Einbettung und Abhebung bildet das Zentrum einer Gefühlstheorie von Jonas Cohn, die mit der hier entwickelten manche Verwandtschaft hat. Cohn gibt folgende Definition: „Gefühl im weiteren Sinne ist das Dumpfe, Stromhafte, Zustandhafte, ein Aggregatzustand des Seelenlebens, der der Trennung von Akt und Gegenstand vorangeht. Davon muss das Gefühl im engeren Sinne unterschieden werden, der als Rest jener Dumpfheit an Akten, Inhalten und Gegenständen hervortritt, von diesen grössere Bestimmtheit und leichtere Festhaltbarkeit entlehnt“.

Die Personnähe und Mittlerstellung der Gefühle ermöglicht ihre doppelte personale Bedeutung, die uns immer wieder begegnen wird. Die Gefühle sind nämlich einmal bedeutsam für die Person; d.h. sie dienen personalen Zwecken, als Steuerungen, Signale, Vorbereitungen, Antriebe (Dienst-Bedeutung oder teleologische Bedeutung). Sie sind andererseits bedeutsam durch die Person, an deren Wesen sie unmittelbar Anteil haben und das sie daher in gewisser Weise spiegeln (Strahlbedeutung oder symbolische Bedeutung)¹⁾. Die Doppelbedeutung der Gefühle wirkt dann auch hinüber in das physische Verhalten: indem die Gefühle Zwecken dienen, leiten sie über zu den, diese Zwecke verwirklichenden, Handlungen; indem sie die Person repräsentieren, gehören sie zusammen mit der Aussenkundgabe des „Ausdrucks“.

Beispiel: ein Angstgefühl signalisiert eine Gefahr und wird zum Antrieb einer Fluchthandlung (Dienstbedeutung). Zugleich vermag sich der personale Zustand der Unsicherheit darzuleben in dem Stimmungsverhalten der Ängstlichkeit und dem Ausdrucksverhalten des Zitterns, Erblässens u.s.w. (Strahlbedeutung).

II. POLARITÄT UND AMBIVALENZ DER GEFÜHLE

1. Doppelte Polarität

Nur weil das Leben der Person selbst mehrfach polar gespannt

¹⁾ Vgl. hierzu S. 117 dieses Buches; ferner Wertphilosophie, S. 44 (Unterscheidung von „Dienstwert“ und „Strahlwert“).

ist, kann auch seine Spiegelung im Erleben polaren Charakter gewinnen. Und zwar sind es vor allem zwei polare Gegensätze, die das Gefühlsleben bestimmen: solche der Telik und der Dynamik.

Polar ist die Zweckdienlichkeit des Lebensvollzuges, da in diesem bestimmte Zwecke entweder erreicht oder verfehlt werden: dem entspricht erlebnismäßig der Gegensatz von Lust- und Leidgefühlen.

Freilich muss hier jede biologistische Einengung des Zweckbegriffs vermieden werden. Nicht nur um die Vitalzwecke organischer Förderung oder Beeinträchtigung handelt es sich, sondern um jeden Teilzweck, den die Person sich setzt, um jedes Zweckgefüge, etwa der Erkenntnis, der Macht, des Erwerbs — endlich um die Gesamtentelechie der Person, die Einheit der Selbstbestimmung und die Introzeption der Weltwerte in den Ichwert der Person.

Da nun irgend ein einzelnes Geschehen an der Person zugleich zu den verschiedensten Zwecken in Beziehung steht, ist die ihm zukommende Gefühlsbetonung nicht eindeutig. So kann das Trinken eines alkoholischen Getränkes Genuss bereiten, weil damit dem Zweck einer gegenwärtigen Anregung der vitalen Kräfte und der Gesamtstimmung gedient wird — während das gleiche Tun für einen anderen Zweck — etwa für das sparsame Umgehen mit dem vorhandenen Geld, oder für die dauernde Sicherung des Gesundheitszustandes — negativ wirksam sein und darum Unlustbetonung erhalten kann. Dieses „k a n n“ ist sehr wichtig; denn es deutet auf die Mitwirkung personaler Grundbedingungen am Zustandekommen der Lust- und Leid-erlebnisse hin. Welcher der unzähligen möglichen Zwecke in einem bestimmten Lebensaugenblick eine so betonte Stellung in der Zweckstruktur der Person einnimmt, dass er sich erlebnismäßig in positiven oder negativen Gefühlstönen geltend macht — das liegt nicht mehr wesentlich an dem gegenständlichen Inhalt, sondern an der Person selber. Für den fanatischen Abstinenzler, dem der Kampf gegen die Verwüstung der Menschheit durch Alkohol zum vordringlichen Lebensinhalt geworden ist, gibt es überhaupt keine Möglichkeit, Alkohol lustvoll zu genießen; er fühlt nur Abscheu, wenn er aus irgend welchen Gründen dennoch Alkohol zu sich nimmt. Und der Asket, dessen Lebenszweck in der Abtötung der Begierden besteht, empfindet Lust bei der

Selbstpeinigung, die diesen Zweck positiv fördert, während die Erlebnisstärke des gleichzeitigen physischen Schmerzes wesentlich verringert, ja unerschwellig werden kann.

Im Gegensatz also zu der biologistischen Zwecktheorie, die nur generelle organische Zwecke beachtet (s.S. 719), bezieht die personalistische Zwecktheorie die Lust- und Leid-Töne von Gefühlen auf die jeweils dominierenden Zwecke innerhalb der Zweckstruktur der Person. „Dominieren“ muss nicht heissen: als beherrschender Zweck gewusst sein; das gefühlsmässige Erleben selbst ist ein Symptom eben für diese Vorherrschaft. Auch wer nicht weiss, dass er ein Aesthet ist, erweist sich als solcher durch die intensive aesthetische Lust-oder Unlust-Erregbarkeit gegenüber Kunstwerken, Landschaften, Menschen.

Damit ist festgestellt, dass der Lust und Unlust über die Zweckbedeutung hinaus eine sehr wesentliche Strahlbedeutung zukommt; in der *Erlebnisauslese für Freud und Leid* verrät sich die innere Zweckstruktur der Persönlichkeit.

Selbstverständlich soll mit dieser personalistischen Theorie nicht bestritten sein, dass es zahlreiche generelle Zusammenhänge zwischen bestimmten personalen Zwecken und den Gefühlstönen Lust und Leid gibt; dies wird namentlich für solche Zwecke gelten, deren Erfüllung zur unmittelbarsten Existenzsicherung gehört. Das Atmenmüssen in völlig verbrauchter Luft ist für jeden Menschen peinigend, gleichgültig, wie im übrigen sein Zwecksystem strukturiert ist. Es gibt auch typologische Gesetzmässigkeiten (vgl. das obige Beispiel vom aesthetischen Typ). Ferner bestehen Entwicklungsgesetzmässigkeiten: der Übergang von der Kindheit zur Pubertät ist unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass ganz neue Lebensbereiche jetzt in den Lichtkegel von Lust-und Leidempfindlichkeit treten. Aber je höhere Organisationsstufen des Menschen man betrachtet, um so stärker individualisiert sich die Zweckstruktur und subjektiviert sich sein Lust/Unlust-Erleben; um so bedeutsamer wird dies für seine charakterologische Erfassung.

Die zweite Polarität bezieht sich auf die *Dynamik* des Lebensvollzuges. Wir sahen schon früher, wie der Krafthaushalt jedes Lebewesens bestimmt ist durch das Pendeln zwischen vor-

wiegender Energie-Ausgabe und Ansammlung. Diese Polarität schlägt sich gefühlsmäßig nieder in Erlebnissen der *E r r e g u n g* oder *B e r u h i g u n g*.

Der Gegensatz von „exzitierenden“ und „quieszierenden“ Gefühlen ist rein formal; er kann sich mit jeglichem Gefühlsinhalt verbinden. Deshalb kann jedes der beiden dynamischen Gefühlsmerkmale sowohl in Lust- wie in Leid-Gefühlen auftreten. Wir kommen so zu einer Kreuzung beider Merkmalspaare, die uns der konkreten Erlebniswirklichkeit wiederum einen Schritt näher bringt.

Solange irgend ein dominierender, aber noch nicht verwirklichter Zweck dem Lebensvollzug die Richtung gibt, hat das Gefühl *E r r e g u n g s*charakter, mag es nun die Annäherung an das Ziel lustvoll, die Entfernung vom Ziel leidvoll betonen. Sobald das Geschehen in Bezug auf den dominierenden Zweck abgeschlossen ist, hat das Gefühl *B e r u h i g u n g s*charakter, mag es nun die Erfüllung des Ziels lustvoll, die Verfehlung leidvoll betonen. Nennen wir jene die „*W e g g e f ü h l e*,” diese die „*E r g e b n i s g e f ü h l e*,” so kommen wir zu folgendem Schema:

	<i>Lustgefühle</i>	<i>Leidgefühle</i>
<i>Weggefühle</i> (<i>erregend</i>)	Funktions- Arbeits- Kampf- } Lust	Funktions- Arbeits- Kampf- } Leid
<i>Ergebnisfühle</i> (<i>beruhigend</i>)	Erfüllungs- Erfolgs- Überlegen- heits- } Lust	Misserfolgs- Enttäuschungs- Unterlegenheits- } Leid

Vierfelder-Schema der Gefühle

Das Vierfelderschema, das uns später als Ordnungsprinzip noch mehrfach begegnen wird, darf nicht in dem Sinne älterer Gefühlsklassifikationen verstanden werden, als ob mit ihm jedes Gefühl seinen eindeutigen Ort und seine erschöpfende Charakterisierung erhielt. Die Gefühle sind hier eben nur unter dem *G e s i c h t s p u n k t* zweier polarer Merkmalspaare gruppiert, die zwar von höchster Bedeutung, aber nicht die alleinig

konstituierenden sind; eine Reihe anderer Merkmale (deren einige noch weiterhin besprochen werden) kommen darin ebensowenig zur Geltung, wie die Tatbestände der nicht-polaren und der ambivalenten Gefühle.

Mit dieser Einschränkung kann uns das Schema allerdings manchen Nutzen bringen. Es zeigt vor allem, dass es *innerhalb* der Lustgefühle (wie ebenso der Leidgefühle) noch zwei sehr verschiedene Unterformen gibt. So lange man „Lust“ und „Unlust“ als einheitliche Letzt-Kategorien betrachtete, war das andere Merkmalspaar nicht zu seinem Recht gekommen. Ferner ergibt sich, dass das Verhältnis vom Weg zu Ziel nicht einfach das von Bewegung zu Ruhe ist, sondern das von Erregung zu Beruhigung, welche letztere ebenfalls ein *Geschehen* ist. Die, nach vorn und rückwärts stabile, Zuständigkeit der Erfüllung und völligen Zieleingepasstheit wäre also — wenn es sie gäbe — nicht von Lusterleben, überhaupt nicht von Erleben begleitet; es wäre ein Zustand des unbewussten Sich-selbst-Verlierens.¹⁾ Ebenso setzt sich die endgültige Zielverfehlung, die unheilbare Zerrissenheit nicht um in Unlusterleben, sondern hat überhaupt kein Bewusstseinsäquivalent mehr, ist Ende, Vernichtung.

Man muss sich eben daran erinnern, dass Gefühle nicht das Ganze des Lebens spiegeln, sondern erst dort einsetzen, wo die Sphäre der lebenssicheren Unbewusstheit verloren wird. Darum ist das Lustgefühl wachsender Genesung so viel stärker als das ungestörter Gesundheit, das Lustgefühl an der Überwindung einer moralischen Versuchung intensiver als die Selbstzufriedenheit moralischer Unbeschwertheit. *Selbstverständlichkeit* bedarf keiner Gefühle, auch keiner Lustgefühle.

Diese Auffassung droht zu fast paradoxen Konsequenzen zu führen. Nach ihr, so scheint es, könnte nur der Weg, auf dem sich der Mensch einem Ziel nähert, Lust bereiten, nicht aber der Zustand des erreichten Zieles: ein Sieg, ein Erfolg, eine geleistete Aufgabe, ein befriedigter Wunsch. Diese Konsequenz stände zudem in schroffem Gegensatz zu der landläufigen Auffassung, welche die Ergebnisgefühle gegenüber den Weggefühlen stark zu bevorzugen pflegt.

¹⁾ Der Idealzustand der ewigen Seligkeit könnte, vom irdischen Menschen aus betrachtet, nur als eine, jedem Bewusstsein überlegene und keines Bewusstseins bedürftige, Daseinsweise gedacht werden.

In Wirklichkeit gibt es beides, das Ergebnisgefühl freilich nur, in so weit und so lange noch eine Labilität des Zielzustandes besteht.

Veranschaulichen wir uns dies an dem lustbetonten Ergebnisgefühl.

Ein erreichter Erfolg ist zweifellos stark lustbetont — aber doch allein in seiner **K o n t r a s t i e r u n g** zu den vorangegangenen Entbehrungen und Bemühungen und zu den gleichzeitigen Umgebungsbedingungen. Das Lustgefühl nimmt ab, je mehr die Erfülltheit in Unbewegtheit übergeht, je mehr sie selbstverständliches Niveau wird, von dem erst neue Strebungen und neue Erfüllungen das Aufkommen neuer Gefühle möglich machen.

Deutlich tritt dieser Wandel etwa beim Rekordjäger im Sport zutage. Jeder erreichte Rekord wird intensiv als Erfolg genossen; aber der Sieger kann nicht lange dabei verharren; das Siegesgefühl wird lau, schliesslich schal und muss ersetzt werden durch neue Tatenlust, bis ein noch höherer Rekord ihn die Überwindung seiner selbst und seiner Rivalen erneut geniessen lässt. — Das Gleiche gilt für den Gelehrten, der nicht lange in der Freude an einer gemachten Entdeckung ausruht, für den Politiker, der über jede errungene Machtposition hinausstrebt, für den Geldmann, dem jeder Gewinn Anreiz zu neuem Erwerb wird.

Bekanntlich ist diese Vergänglichkeit der Ergebnislust von pessimistischen Weltdeutern oft als schwerwiegendes Argument gegen den Sinn des Lebens verwertet worden. Sie hätten Recht, wenn der Sinn des menschlichen Daseins wesentlich Zustand und nicht Geschehen, wesentlich Erfülltheit und nicht Streben nach Erfüllung wäre ¹⁾. So aber erweist sich, dass die Ergebnislust jeweils nur eine kurze Raststation innerhalb eines Geschehnisstromes darstellt, in welchem die Möglichkeit des Kämpfen- und Streben-**K ö n n e n s** und der Annäherung an gesetzte Ziele selber lustbegleitet ist. Gewiss: die Arbeitsfreude eines Handwerkers oder Industriearbeiters würde schwinden, wenn nicht als sichtbare Merkzeichen auf dem Wege des Arbeitens Erfüllungen aufgerichtet wären: fertige Werkstücke, Anerkennung, Entgelt der Arbeit, also Gegenstände der Ergebnislust. Aber auf der anderen Seite würden diese „Erfolge“, die in so vielen Lebensabläufen dürftig genug sind und noch dazu durch

¹⁾ Die wertphilosophische Scheidung zwischen „Kampf“-gefühlen und „Erfolgs“-gefühlen ist eingehend behandelt in Wertphilosophie S. 216ff.

manche Misserfolge in ihrer Wirksamkeit verringert werden — sie würden nicht die enge Gefühlsbindung erklären, die den Arbeiter mit seiner Arbeit verknüpft; diese beruht eben zugleich auf den tiefer eingebetteten, darum weniger leicht erfassbaren und formulierbaren, Gemütszuständen der Tatfreude und Schaffenslust, die zu den Weggefühlen gehören.

Entsprechendes gilt von den *Leidgefühlen*. Auch das stärkste Leid: der Kummer um den Tod eines teuren Menschen, kann seine volle Erlebnisintensität nur solange behalten, als die Gegensätzlichkeit zur früheren Gemeinschaft und die Verödung der heimischen Welt mitgeföhlt wird. Gerade die Endgültigkeit des Verlustes leitet normaler Weise zu einem neuen *Zustand* des Lebens ohne den Verstorbenen über; und mit dieser Zustandsverdung gewinnt das Leidgeföhlmehr und mehr quieszierenden Charakter: der Trauer, der Wehmut, bis es fast oder ganz abgeklungen ist. Wie anders ist das leidvolle Weggeföhlmehr der quälenden Sorge um den Todkranken, deren Intensität sich steigert, je näher das geföhrtete Ende heranrückt. In dem Sprichwort „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende“ sind die beiden Arten des Leidens schlagend charakterisiert.

2. Asymmetrie der Geföhlspole

Mathematische Polarität ist, von einem Nullpunkt aus gesehen, symmetrisch, d.h. gleichartig nur mit Entgegensetzung der Richtungen. Ältere Psychologien haben überall dort, wo sie im Seelischen polare Gegensätze fanden, deren symmetrische Anordnung als selbstverständlich vorausgesetzt. Aber es gehört zum Wesen der *personalen Polarität*, dass sie unsymmetrisch ist: die zwei polar sich gegenüberstehenden Merkmale haben neben ihrer Gegensätzlichkeit auch qualitative Verschiedenheit¹⁾. Dies ist nun für die polaren Geföhlsmerkmale zu erweisen.

Bei dem Merkmalspaar Erregung/Beruhigung ist die Asymmetrie schon aus den letzten Erörterungen zu entnehmen: die Weggefühle sind tiefer eingebettet, kontinuierliche Begleiter des aktiven Strebens, Schaffens, Suchens und Kämpfens —

¹⁾ Vgl. z. B. auch S. 134.

während die Ergebnisgefühle des Erfolgs oder Misserfolgs seltenere und stärker abgehobene Einzelerlebnisse darstellen, die jenes Kontinuum unterbrechen und gliedern.

Wichtiger aber ist die Asymmetrie des anderen Merkmals-paares; denn bei Lust/Unlust hat eine falsche Symmetrisierung immer wieder zu verhängnisvollen Folgen geführt. Wir besprachen schon früher jene Auffassung, die in der Unlust nur das photographische Negativ zur Lust sah und deshalb sogar glaubte, die Gefühle der beiden entgegengesetzten Richtungen gegeneinander mathematisch aufrechnen zu können („Gefühlsbudget“).

Die verschiedene Beziehung zu den personalen *Zwecken* muss schon die Bewusstseinsphänomene der Lust und des Leids asymmetrisch machen. Lust steht, so sahen wir, in Beziehung zu positiven Zielannäherungen und Erfüllungen. Aber nicht alle Zielannäherungen und Erfüllungen im Menschenleben *bedürfen* der psychischen Repräsentation durch Lust. Vielmehr ist ja die Sphäre des unbewussten Funktionierens weitgehend gekennzeichnet durch sinnvolle Zielstrebigkeit (man denke nur an Instinkte und automatisch gewordene Gewöhnungen); nur ein relativ geringer Bruchteil der positiven Zielvorgänge setzt sich in lustvolles Erleben um. Leid hingegen, als Symptom für Ziel- und Sinnwidrigkeiten im Lebensvollzug, tritt *überall* auf, wo diese ein gewisses Ausmaß erreichen und daher eines Bewusstseinssignals bedürfen. Leid drängt sich daher erlebnismäßig mehr hervor als Lust, ist wacher und sprungbereiter als jene. Diese andersartige Bewusstseinsakzentuierung der negativen Gefühlsgruppe ist oft bemerkt worden. Man hat u.a. nachgewiesen, dass die Sprachen fast durchgängig eine grössere Zahl, eine feinere Schattierung und einen häufigeren Gebrauch der Ausdrücke für Leid und Schmerz, Kummer und Furcht u.s.w. aufweisen als für Lust und Freude. Der pessimistische Schluss aus diesem Tatbestand liegt nahe; aber er ist nur berechtigt, solange man die bloße Erlebnisstärke zum Maßstab des Lebenssinnes macht. Wer dagegen das personale Leben als etwas dem Erleben Vorgeordnetes und Überlegenes ansieht, kommt zu der folgenden Formulierung: Der Lebenssinn ist so weitgehend in positivem Sinne durch unbewusste Regulationen gewährleistet,

¹⁾ Vgl. hierzu S. 185/6.

dass er Lustgefühle nur für die zusätzlichen positiven Zielbezüge, Unlustgefühle dagegen für alle stärkeren Abweichungen von seinen Zielen erfordert; die Werthaltigkeit des Lebenssinnes selbst wird also durch jene Asymmetrie der Gefühlserlebnisse nicht maßgebend bestimmt.

Aber auch sofern die Polarität der Gefühle selber Gegenstand des Erlebens wird, ist nicht immer mit ihr ein Symmetrieerleben verbunden. Ja, eigentlich findet sich ein solches nur bei den oberflächlichsten Gefühlen. Wohlgefälligkeit und Missfälligkeit von Farben, angenehmer und unangenehmer Geschmack von Speisen mögen noch als „Gegenstücke“ gefühlt werden, die sich vornehmlich durch das Plus und Minus-Zeichen unterscheiden. Aber für Liebe und Hass, für Hochachtung und Verachtung, für Selbstzufriedenheit und Reue, für religiöse Erhebung und Zerknirschung gilt dies nicht mehr. In jedem dieser Paare wird zwar die Entgegensetzung der Glieder, zugleich aber auch die positive Besonderheit jedes Gliedes erlebt. Hass ist, abgesehen von seiner Kontrastierung zur Liebe, ein Gefühl ganz spezifischer Beschaffenheit, spezifisch im unmittelbaren Erlebnis, spezifisch in der Art, wie es sich der Totalperson einbettet, spezifisch in den von ihm ausgehenden Antriebsweisen und den ihm zukommenden Ablaufsformen. Gerade die eigentlich kennzeichnenden Merkmale des Hassgefühls würden unbeachtet bleiben, wollte man es lediglich als negatives „Pendant“ zur Liebe ansehen. Und ebenso bei allen anderen Gefühlspaaren.

Endlich gibt es Gefühle, zu denen es überhaupt kein polares, geschweige ein symmetrisches Gegengefühl gibt. Welches Lustgefühl etwa sollte einem peinigenden Zahnschmerz gegenübergestellt werden? Oder der Trauer um einen lieben Verstorbenen? Welches Unlustgefühl böte das Gegenbild zu dem stillen andauernden Genuss einer Beethoven'schen Symphonie?

3. A m b i v a l e n z

Wären Lust und Unlust rein gegensätzliche Merkmale, dann müssten sie sich, wenn sie sich in einem identischen Erlebnis begegneten, kompensieren und bei gleicher Intensität geradezu gegenseitig aufheben. Hiervon ist keine Rede. Es entsteht

kein Grau aus dem Schwarz und Weiss der Gefühle, keine Indifferenz aus dem Wettstreit von Lust und Leid; sondern eine neue starke Farbigkeit ist da. Es ist ein Gefühl von ganz anderer Art, dessen Charakteristikum eine innere Zwiespältigkeit, ein schillerndes Zugleich von Lust und Unlust ist. Für dieses Gefühlsmerkmal ist der (von der Psychoanalyse eingeführte) Ausdruck „Ambivalenz“ üblich geworden.

Bei der inneren Vielfältigkeit des menschlichen Zwecksystems ist es durchaus möglich, dass irgend ein personales Geschehen im Hinblick auf den einen Zweck sinnvoll, auf einen anderen sinnwidrig ist, und damit in seinem Gefühlsniederschlag sowohl Lust- wie Unlust-Momente zeigt. Ja wir müssen geradezu den Ausnahmefall darin sehen, dass ein einziger Zweckbezug seinen Schatten in das Bewusstsein wirft und damit die Lust- oder Unlust-Betontheit zu einer völlig ungetrübten und eindeutigen macht. Wir erinnern an unser obiges Beispiel vom Alkoholgenuss (S. 734); auch dem Trinker ist, so sehr er den Wohlgeschmack und die Belebung seiner Vitalkräfte genießt, doch nicht, „ganz wohl dabei“, weil auch die in die Zukunft vorgereifenden Gefühle in das Totalgefühl mit eingehen. Für den gemäßigten Temperenzler kann das Gefühl, wenn er dann doch einmal trinkt, ausgesprochen ambivalent werden.

Denn diese Bezeichnung wird vorzugsweise dort angewandt, wo eine Art labilen Gleichgewichts zwischen beiden Momenten erreicht ist, und diese innere Gespanntheit zum Wesen des Gefühls gehört. Wenn Kinder in der Dämmerstunde Gespenstergeschichten hören, so überkommt sie das „Gruseln“. Es ist nicht die reine Unlust der Angst, nicht die reine Sensationslust und Neugierde, auch nicht die Summe von beiden, sondern ein eigenes, ausgesprochen ambivalentes Gefühl, dessen körperliches Begleitphänomen ein „wohliges Erschauern“ ist. Verwandt hiermit ist die „Angstlust“, wie sie der in starker kalter Brandung badende Mensch bei Annäherung jeder neuen Woge oder der auf dünnes Eis tretende Knabe verspürt. Von Psychoanalytikern ist die Angstlust hauptsächlich bei sexuellen Erlebnissen festgestellt und von da aus die Verallgemeinerung gemacht worden, dass jeder Lusteinschlag bei Angst ein wollustartiges Gefühl sei. Zu dieser Deutung liegt aber kein Grund vor: jegliche Lust kann sich mit Angst verschmelzen, so vor allem die Lust des starken

Wagemuts; stürmende Soldaten, Hochtouristen, Flieger u.s.w. kennen Gefühlsambivalenz sehr genau.

Als erst einmal der Blick des Psychologen für dieses Gefühlsmerkmal geöffnet war, wurde bald sichtbar, wie weit der Umkreis ambivalenter Gefühle ist; und gleichzeitig wurde die Armseligkeit jener Klassifikationsversuche offenbar, welche alle Gefühle ohne Rest entweder in der Lust- oder in der Unlust-Rubrik unterbringen wollten. So seien hier nur wenige Beispiele erwähnt. Zunächst jene vielfältige Gefühlsambivalenz, die aus dem Verhältnis Klein/Gross entspringt. Der Mensch fühlt die eigene Dürftigkeit, Schwäche, Minderwertigkeit unlustvoll, zugleich die Anlehnung an einen Stärkeren, die Geborgenheit durch ihn, das Aufblickenkönnen zu ihm lustvoll; und so entstehen jene ambivalenten Gefühlslebnisse des Jünger- und Gefolgtums, der Hörigkeit, und schliesslich das religiöse Gefühl, das zugleich Gottesfurcht und Gottesliebe ist ¹⁾. — Im Ästhetischen gewinnt die Ambivalenz von Klein und Gross eine neue Nüance: im Gefühl der Erhabenheit beim Anblick des Ozeans oder eines gotischen Domes wird die Kleinheit des engen Ich überwunden durch die Einfühlung in die unendliche Grösse. — Im Moralischen ist Selbstüberwindung fast nie reine Freude am eigenen Sieg, sondern zugleich doch Verzicht, also unlustvolle Entbehrenung dessen, was der Neigung entsprochen hätte. Umgekehrt ist in Sündenbekenntnis und Beichte ausser dem Schmerz um die eigene Schlechtigkeit so manches Lustmoment enthalten: das Gefühl der Entlastung und Befreiung, und darüber hinaus nicht selten sogar Eitelkeit und Stolz darüber, dass man solcher Gedanken und Taten fähig war.

III. ABSTUFUNGEN DER GEFÜHLE

Trotz der qualitativen Besonderheit eines jeden Gefühlslebnisses ist es dennoch möglich, die Gefühle unter Gradgesichtspunkten mit einander zu vergleichen, also ein Mehr oder Minder an ihnen festzustellen. Freilich bleibt hierbei auch die Qualität nicht unberührt: eine Liebe, die sich steigert, wandelt nicht nur die Intensität, sondern auch die Eigenart des Gefühls. Immerhin

¹⁾ Faust sagt nach der Vision des Erdgeistes: „In jenem sel'gen Augenblicke, wie fühlt' ich mich so klein, so gross.“

kann man jene Gradmerkmale einer Sonderbetrachtung unterziehen.

1. Formale Abstufungen

In formaler Hinsicht stufen sich Gefühle nach Stärke, Breite und Dauer ab.

a) *Stärke* (Intensität) ist der Abstand von der Gefühlsschwelle, also von jenem personalen Zustand, in welchem das Gefühl als Gefühl eben in die Erscheinung (bzw. aus der Erscheinung) tritt.

Nun haben die Gefühle auf Grund ihrer Mittelstellung (vgl. das Drei-Kolonnen-Schema S. 730) nach zwei Seiten hin Schwellen: gegenüber dem Bereich des Unbewussten, und gegenüber der Abgehobenheitssphäre des Erkennens und Tuns. Schwach ist daher die Intensität derjenigen Gefühle, die nur eben aus dem Unbewussten auftauchen (bzw. im Begriffe sind, in ihm zu versinken), aber auch diejenigen Gefühle, die schon weitgehend in Erkenntnis und Tat umgesetzt sind. Es ergibt sich daher die folgende schematische *Intensitätskurve des Fühlens* innerhalb des Drei-Kolonnen-Schemas.

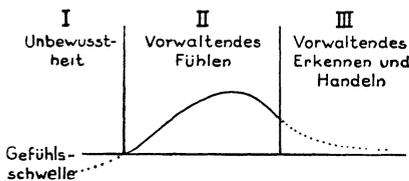


Fig. 15.
Intensitätskurve des Fühlens

Ein Mensch sei aus seiner alltäglichen Lebensweise allmählich in eine unangemessene, objektiv bedrohliche Situation geraten. Dann wird sich dort, wo das selbstverständliche Funktionieren der Automatismen (I) nicht mehr

ganz ausreicht, zuerst ein *leises* Gefühl der Unsicherheit entstehen (Anfang von II), das dann *anwächst* zu Unbehagen und Furcht, ja Verzweiflung (Mitte von II). Sobald es ihm aber gelingt, nun die Situation erkennend zu überschauen, und die zu ihrer Beseitigung zweckentsprechenden Handlungen einzuleiten — mit anderen Worten, je mehr er sich der Abgehobenheitssphäre (III) nähert, um so mehr *verliert* die Furcht an Intensität, bis sie schliesslich durch kühles, sachliches Entscheiden und Tun ganz aus dem Bewusstsein verdrängt ist.

Den Intensitätsverlauf in umgekehrter Richtung (von III

zu I) zeigt das folgende Beispiel. Ein Mensch hat aus Überlegung heraus einen Beruf gewählt und nun in zahlreichen abgehobenen Akten das dazu gehörige Wissen und Tun sich angeeignet (III). Aus diesem kühlen und sachlichen Bezug zum Beruf wird aber allmählich eine Gefühlsbindung, eine Berufsliebe, vielleicht auch ein Berufsekel (II). Die Intensität des Gefühls steigt. Bald aber ist ein Höhepunkt erreicht. Bleibt er länger im Beruf, so bedarf er nicht mehr des intensiven Gefühlserlebens, weil Gewohnheitsbindung und Automatisierung eintritt. Mit steigendem Selbstverständlich-Werden nimmt also die Intensität des Gefühlserlebnisses ab, unter Umständen bis zu Null: der Mensch ist in einen gleichgültigen Berufstrott hineingeraten (III).

Die Intensitätskurve des Schemas lässt zweierlei erkennen:

1) Das Intensitätsmaximum jedes Gefühls liegt in der Mitte zwischen seinem Übergang zum Unbewussten und seinem Übergang zum abgehobenen Bewusstsein.

2) Änderungen der Intensität sind niemals nur Stufenänderungen, sondern zugleich auch Qualitätsänderungen des Gefühls; denn mit veränderter Intensität verschiebt sich ja auch die ganze Stellung des Gefühls innerhalb der personalen Struktur.

Sind exakte Intensitätsfeststellungen von Gefühlen möglich?

Solange wir im rein Psychologischen bleiben, gibt es keinen Maßstab der Gefühlsstärke; man kann niemals sagen: ein Gefühl ist so und so stark. „Objektive“ Messungen sind nur an den Äusserungen der Gefühle anzustellen, sei es an den physiologischen Ausdrucksbewegungen (Änderungen des Herzschlages, Stärke der Zitterbewegungen u.s.w.), sei es an den Handlungen (exzessive, den ganzen Körper ungeordnet ergreifende Abwehr- oder Angriffshandlungen bekunden eine stärkere Intensität des Gefühls, als geordnete und bedachte, also weitgehend abgehobene Handlungen).

Wohl aber sind im rein Psychologischen relative Intensitätsvergleichen möglich, wie wir ja auch im Vorhergehenden vergleichende Bezeichnungen brauchten: dass ein Gefühl schwächer sei als ein anderes, stärker werde gegenüber seiner früheren Intensität. Hier gibt es auch eine Anwendungsmöglichkeit des psychologischen Experiments, freilich

innerhalb ziemlich enger Grenzen. Man kann nämlich nur solche Gefühlsreize zum Zweck einer Intensitätsverglei chung darbieten, bei denen die mitspielenden Qualitätsunterschiede der Gefühle vernachlässigt werden können. Es handelt sich also um die experimentelle Erzeugung relativ einfacher und auf der Kurve sehr nahestehender Gefühle. So ist es z.B. nicht möglich, zwei Gefühle zu vergleichen, die den beiden Ästen der Intensitätskurve zugehören; die schwache Intensität eines, der Unbewusstheit nahen, Gefühls ist disparat zu der Intensitätsschwäche eines Gefühls, das sich schon weitgehend in Erkenntnis umgesetzt hat.

Experimentelle Intensitätsverglei chungen sind vornehmlich auf dem Gebiet der sogenannten „ästhetischen Elementargefühle“ an gestellt worden. Fechner war hier vorangegangen; viele Forscher folgten ihm nach.

Fechner prüfte die Wohlgefälligkeitsgrade von Rechtecken; er legte viele Rechtecke mit abgestuften Seitenverhältnissen den Prüflingen vor und liess die angenehmsten Formen herausuchen, dann die nächst angenehmen u.s.w. Die Bevorzugungen häuften sich bei jenem Rechteck, dessen Seiten a und b dem Verhältnis des goldenen Schnittes entsprachen. $a : b = b : (a + b)$.

Statt der „Auswahl“-Methode kann man auch die der „paarweisen Vergleichung“ verwenden: es werden stets je zwei Objekte mit der Fragestellung vorgelegt, welches das wohlgefälliger sei; durch Vergleichung eines jeden mit jedem anderen ergeben sich dann ebenfalls Wohlgefälligkeitsmaxima. Mit diesem Verfahren stellte z.B. Jonas Cohn fest, dass unter allen paarweisen Farbenkombinationen die Verbindung von Komplementärfarben (also Grün mit Rot, Gelb mit Blau) das stärkste Wohlgefallen auslöst.

Solche Feststellungen haben allerdings nur Bedeutung, solange die Gefühle in relativer Isolierung erzeugt werden können. In dem Augenblick, da Farbenkombinationen in einen grösseren Zusammenhang, z.B. eines Gemäldes, eingefügt sind, kann plötzlich eine ganz andere Verbindung als die der Komplementärfarben maximale Wohlgefälligkeit erwecken. Ebenso kann die Einbettung der Gefühle in personale Zusammenhänge die Kurve völlig verschieben. Ein für seinen Bund und dessen Farben begeisterter Student findet jene Farben-Verbindung wohlgefällig, mag diese auch unter dem Gesichtspunkt rein sinnlicher Annehmlichkeit anderen höchst missfällig erscheinen. —

b) *B r e i t e* des Gefühls bezeichnet den Umfang der sonstigen

Bewusstseinsinhalte, die in den Einflussbereich des Gefühls einbezogen werden. So sind „Stimmungen“ ausgesprochen *b r e i t e* Gemütszustände. Dagegen tritt etwa eine Idiosynkrasie, ein monomanisches Interesse als ein sehr schmales, ja geradezu spitzes Gefühl auf, da es sich ausschliesslich an einen engen Ausschnitt der Bewusstseinsinhalte klammert und alle anderen Gebiete unberührt lässt.

Als Persönlichkeitszug tritt „Breite des Gefühls“ bei jenen Menschen auf, welche die innere Möglichkeit haben, sehr vielerlei mit ihrem Gefühl zu umfassen. Hierher gehören: die Vielliebenden, die allseitig Interessierten, jene, denen „Nichts Menschliches fremd“ bleibt.

Zwischen dieser Extensität und der vorher besprochenen Intensität eines Gefühls besteht meist umgekehrte Proportion ¹⁾. Die atmosphärische Stimmung ist breit, aber gemäfsigt; die zugespitzte Leidenschaft schmal, aber höchst intensiv.

c) Die Gefühls *d a u e r* schwankt zwischen der Momentaneität der Regungen, die im Klein-Geschehen das Alltagsverhalten steuern, und jenen, nur zugleich mit dem Leben endenden, chronischen Gemütsverfassungen und Dispositionen, die zu den konstitutiven Zügen jedes Persönlichkeitsbildes gehören.

Ziemlich verwickelt ist das Verhältnis von Dauer und Intensität. Längeres Andauern eines Gefühls kann dessen Stärke steigern, bis es auf einem Höchstniveau zur Stabilität kommt; es kann aber auch auf das Gefühl abschwächend wirken, bis zum Schwinden. Die Unerschütterlichkeit der Treue ist ein Beispiel für jene, die Abstumpfung durch Gewöhnung ein Beispiel für diese Wirkung der Dauer. In beiden Richtungen sind die Ausmaße der Dauerwirkung fast ohne Grenzen; so kann Treue bis zur Selbstaufgabe führen; andererseits ist, beim Soldaten im Schützengraben, völlige Abstumpfung selbst gegenüber dem Grauen der Kriegseindrücke möglich.

2. P e r s o n a l e A b s t u f u n g e n

Abstufbare Merkmale des Gefühls, welche direkt seine Beziehung zur tragenden Person ausdrücken, sind Tiefe, Echtheit, Ernsthaftigkeit, Niveau.

¹⁾ Ähnliches begegnete uns schon bei der Aufmerksamkeit. (Vgl. S. 622)

a) „Tiefe“ ist in ihrem Grundwesen keine psychologische, sondern eine personale Dimension. Die Person hat Tiefe, d.h.: von der Kontaktstelle zwischen Person und Welt geht eine Richtung ihres Seins und Lebens fort von der Oberfläche zu Schichten, in welchen die Person immer mehr sie selbst, immer weniger weltabhängig und weltbezogen ist ¹⁾. In Bezug hierauf kann man dann auch Erlebnissen, insbesondere Gefühls-erlebnissen, einen wechselnden Grad von „Tiefe“ zusprechen. Die tiefsten Gefühle sind also die am meisten eingebetteten, jene, in denen personales Wesen am unmittelbarsten sich ins Psychische projiziert, gleichsam transparent wird.

Objektive Maßstäbe gibt es freilich nicht mehr für den Grad der Gefühlstiefe. Die Selbstgewissheit des Fühlenden einerseits, verständnisvolles Miterleben und Deuten bei dem Aussenstehenden andererseits, müssen hier an die Stelle objektivierender Messungen treten. Auch die vorher besprochenen Eigenschaften der Intensität, Breite und Dauer sind durchaus nicht eindeutige Kennzeichen der Gefühlstiefe.

Der Genuss einer ausgezeichneten Zigarre mag sehr intensiv sein, greift aber garnicht in die Tiefe. Umgekehrt: die Neigung zu dem liebgewordenen Beruf mag einen Menschen bis in den tiefsten Wurzelgrund seines Seins erfüllen, ohne dass dies zu besonders intensivem Erlebnis werden müsste.

Was die Dauer angeht, so sind zwar tiefe Gefühle meist auch nachhaltig, weil mit dauernden Zügen der Person verknüpft. Aber es gibt doch auch jene einmaligen entscheidenden Erlebnisse: einer Begegnung, einer inneren Bekehrung, eines gewaltigen Kunsteindrucks u.s.w., die den Menschen in seinen Tiefen gefühlsmäßig aufwühlen; sie wirken weiter, wandeln vielleicht den Menschen dauernd um — aber das Gefühl als Erlebnisweise des Ereignisses ist schnell verklungen, ist unwiederholbar — und hatte doch, solange es gegenwärtig war, eine nicht zu überbietende Tiefe.

Die Gefühle geringster Tiefe, die „oberflächlichen“, heissen so, weil sie dicht unter der Berührungsstelle des Menschen mit der Welt liegen, von der Welt veranlasst und durch jede Änderung der Umweltreize mit verändert werden. Gewiss sind auch sie personal eingebettet — denn sonst wären sie ja überhaupt

¹⁾ Vgl.: Studien zur Personwissenschaft“ S. 21 ff. u S. 120; dieses Buch S. 131.

nicht Gefühle — aber sie spiegeln nur augenblickliche Zustände und weniger kernhafte Schichten der Person.

Die *Verschiedenheit* im Tiefgang der Gefühle kann sich innerhalb eines Menschen bei verschiedenen Gefühlsbereichen zeigen. Es gibt Menschen, die in einer bestimmten Lebenssphäre (Familie, Vaterland, Natur, Kunst) zu besonders tiefen Gefühlsregungen disponiert sind, während ihr Gemüt in den anderen Sphären oberflächlich reagiert. Von noch allgemeinerer charakterologischer Bedeutung ist aber die *T o t a l*-Disposition oder Nicht-Disposition zu Gefühlen von grossem Tiefgang. Die Eigenschaften der „Gemütstiefe“ und der „Gemütoberflächlichkeit“ gehören zu den wesentlichsten Unterscheidungsmerkmalen zwischen Mensch und Mensch.

b) Nahe verwandt dem Unterschied von Tiefe und Oberflächlichkeit, aber doch nicht identisch mit ihm, ist der von *E c h t*-*h e i t* und *U n e c h t h e i t* der Gefühle.

In welchem Sinne kann es „unechte“ Gefühle geben?

Natürlich sind damit nicht die geheuchelten Gefühle gemeint, die als Gefühlserlebnisse überhaupt nicht vorhanden sind, sondern durch bestimmte Äußerungsmittel vorgetäuscht werden sollen. Der ertappte Sünder heuchelt Reue („Krokodilstränen“). Der Zuhörer, der die Vorlesung von Gedichten seines Freundes über sich ergehen lassen muss, heuchelt Interesse oder gar Begeisterung. — „Unechte“ Gefühle beruhen nicht auf bewussten, wohl aber auf unbewussten Täuschungen, vor allem auf unbewussten Selbsttäuschungen: das tatsächlich vorhandene Gefühlserlebnis wird auf personale Tiefen bezogen, zu denen es nicht gehört. Unecht ist die Begeisterung des Backfisches für die hohe Kunst eines Tenoristen; denn nicht die ästhetische Erhebung, sondern das erotische Bedürfnis, das sich an diesen Sänger als Schwarmobjekt knüpft, liefert die psychische Substanz des Gefühls. Aber die Vierzehnjährige verbirgt diesen wahren Gefühlsbezug nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst und glaubt an ihre Kunstbegeisterung. Unecht ist die Reue des, einer kleinen Missetat überführten, Knaben, dem das Geschehene „leid tut“, nicht eigentlich aus Verantwortung für die verübte Handlung, sondern wegen der anderen, damit verbundenen Unannehmlichkeiten: Störung der Familienharmo-

nie, Betrübnis der Mutter, Entziehung eines Genusses u.s.w.

Sehr viele unechte Gefühle sind *s o z i a l* bedingt. Denn die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft oder Gruppe verlangt vor allem Einklang des Fühlens. Nichts gibt stärkeren Kitt als gemeinsame Interessen, Begeisterungen und Abneigungen. Nun bestehen aber in den *e c h t e n* Gefühlen gewaltige individuelle Verschiedenheiten der Auslese und des Tiefanges, die — wenn sie sich voll ausleben würden — geradezu gemeinschaftsfeindlich wirken könnten¹⁾ Glücklicherweise ist nun der Mensch zur Verhinderung dieses Schadens nicht durchweg auf das schwer durchzuführende und leicht zu durchschauende (und demoralisierende) Heucheln angewiesen; er vermag sich vielmehr selbst in die Illusion der Echtheit jener Gefühle hineinzuglauben, die er durch Nachahmung und Suggestion sich zu eigen gemacht hat. Bei allen typischen Mitläufern, Jüngern, Modemenschen ist daher das Gefühlsleben in seinem Echtheitsgehalt weitgehend zweifelhaft. Auch das Gegenstück zu dieser Angleichungstendenz, die Originalitätssucht, äussert sich zuweilen in ähnlichen Formen. Das begeisterte Tragen einer absonderlichen Tracht kann ebenso auf unechtem Gefühl beruhen, wie das Schönfinden einer neuen Mode, die von der guten Gesellschaft sanktioniert ist.

Der Merkmalsgegensatz *Echtheit/Unechtheit* bezieht sich also auf die Strahlbedeutung des Gefühls: in den echten Gefühlen spricht sich das Wesen der Person gradlinig und unverbogen aus; die unechten Gefühle stehen zum personalen Wesen schief.

c) Dagegen bezieht sich das dritte hierher gehörige Merkmalspaar: *E r n s t / U n e r n s t* auf die Dienstbedeutung des Gefühls. Ernsthaft sind diejenigen Gefühle, die sich in den Dienst des tätigen Lebens einordnen, unernst solche, die von der Wirklichkeit abgelöst, eine Eigenexistenz führen. Das Furchtgefühl des Menschen, der seinen Verfolgern zu entfliehen sucht, ist ernst, das Furchtgefühl des Kindes, das sich im Rollenspiel vor dem „Wolf“ flüchtet, ist unernst. Ebenso das Eifersuchtsgefühl des Schauspielers, der den Othello darstellt.

Unernst des Gefühls hat also nicht, wie Unechtheit, von vorn herein einen negativen Wertakzent; das Merkmal hat überall dort positive Bedeutung, wo der Mensch sich in Bereichen ab-

¹⁾ s. S. 726.

seits von der unmittelbaren Lebenspraxis bewegt, also in *Spiel* und *Kunst*. Diese beiden Sphären sind unter dem hier behandelten Gesichtspunkt in der Tat nahe verwandt. Denn hier wie dort knüpft sich das Fühlen an eine Wirklichkeit anderer Art, als es die harte Objektivität des Handelns und Behandelwerdens ist. Hier wie dort ist das Gefühl nicht Konsequenz des vorangegangenen Lebens und hat nicht Konsequenzen für das folgende praktische Leben — sondern ist sich selbst genug und begnügt sich mit der physischen Darstellung im gegenwärtigen Ausdruck. Die unernsten Gefühle brauchen weder oberflächlich noch unecht zu sein. Die Zärtlichkeit der kindlichen Puppenmutter zur Puppe ist sehr tief und sehr echt; ebenso jenes Eifersuchtsgefühl des Othello-Darstellers, welches er erlebt, solange er in der Othello-rolle lebt. Aber freilich nur: „solange“. Das unernste Gefühl erschöpft sich in der Gegenwart, es hat zu Vergangenheit und Zukunft derselben Person keinerlei Bewusstseinsverbindung ¹⁾. Der Othellodarsteller empfindet eine Stunde nach der Vorstellung gegen die Desdemonadarstellerin nichts mehr von den Gefühlen der Liebe und der Eifersucht, die er vorher nicht nur gespielt, sondern auch irgendwie gefühlt hatte.

Aber freilich: der schwebende und schillernde Charakter, der allem spielhaften Verhalten eigen ist, teilt sich auch den dazu gehörigen Gefühlen mit. Es gibt hier manche Übergänge und Zwischenformen.

Bei knabenhaften Kampfspielen verwischen sich für die Spieler zuweilen die Grenzen zwischen Ernst und Schein; und es kommt zu ernsthaften Rivalitäts- und Feindschaftsgefühlen, die auch das Verhalten der Knaben zu einander ausserhalb der Spielsituation bestimmen. Ebenso gibt es unter den Künstlern und Schauspielern viele Geistesverwandte des Bildhauers Pygmalion, dessen ästhetische Gefühlsbindung an die von ihm geschaffene Frauengestalt sich in ernsthafte Leidenschaft verwandelte, sodass er sein Gefühl in das reale Leben zu übertragen wünschte.

Bei solchen Übertragungen in die Wirklichkeit entsteht leicht

¹⁾ Dem widerspricht nicht unsere frühere Feststellung (S.493), dass das kindliche Spiel eine starke Zukunftsbedeutung hat; denn diese Bedeutung ist in dem spielhaften Gefühl nicht miterlebt, bleibt unbewusst. Das Pfliegerische des Puppenspiels bei kleinen Mädchen ist zwar, *personalistisch* gesehen, Vorbereitung und Vordeutung auf künftige Mütterlichkeit; aber *erlebnismäßig* ist das Zärtlichkeitsgefühl ausschliesslich auf die gegenwärtige Puppe, nicht auf die künftigen lebendigen Kinder gerichtet.

„Unechtheit“; man „spielt“ mit den Gefühlen auch dort, wo Ernsthaftigkeit zu fordern wäre: es ist das sogenannte „Schauspielern“ als typische Verhaltensweise des realen Lebens.

Unechtheit gibt es aber auch innerhalb des künstlerischen Schaffens selbst; denn der produzierende oder reproduzierende Künstler ist durchaus nicht immer in der Lage, die zu seiner Aufgabe gehörenden Gefühle auch nur in der unernst-spielenden Form aufzubringen. Dann muss er bei anderen Gefühlsbereichen Anleihen machen — oder aber er muss zu bewusster Gefühls-vortäuschung greifen. So mancher virtuose Schauspieler verspürt erlebnismäßig von den Gefühlen überhaupt nichts, durch deren Darstellung er das Publikum hinzureissen vermag.

Endlich gehört hierher das sogen. „Ernstspiel“, ein Verhalten, das bewusstseinsmäßig ernst, der personalen Bedeutung nach aber Spiel ist. Wir können hier auf unsere frühere Schilderung verweisen (S. 496).

d) N i v e a u. — Die Gegenüberstellung von „niederen“ und „höheren“ Gefühlen ist der Laienpsychologie stets geläufig gewesen; die Fachpsychologie lehnte sie meist ab, weil sie eine Wertung bedeute, die in einer beschreibenden und erklärenden Wissenschaft keinen Platz haben dürfe.

Das würde nur zutreffen, wenn es sich um moralische Wertungen handelte: die Frage, ob die Gefühle, welche „niedere“ heißen, moralisch geringer einzuschätzen seien, als die „höheren“, hat die Ethik zu behandeln, nicht die Psychologie.

Dagegen können wir jene immanente Wertung nicht preisgeben, die durch eine genetische Betrachtungsweise gefordert wird. Erkennen wir überhaupt an, dass es eine E n t w i c k l u n g im Einzelwesen, in der Gattung und in der Reihe der Gattungen gibt, dann liegt darin ein Fortschrittsprinzip: der Übergang von früheren, einfacheren, zu späteren, komplizierteren Entwicklungsformen ist dann zugleich ein solcher von „niederen“ zu „höheren“.

In diesem Sinne ist dann auch die Anwendung der Niveaueindrücke auf die Gefühle berechtigt, ja unentbehrlich. „Niedere“ Gefühle sind solche, die wir bei Individuen niedriger Entwicklungsstufen annehmen, „höhere“ solche, die nur auf höheren Entwicklungsstufen vorkommen. Und da auf diesen höheren

Stufen die Erscheinungen der früheren nicht einfach ausgelöscht sind, sondern den dauernden Hintergrund für die Höherentwicklung bilden, so sind hier Gefühle beider Niveaus neben-, mit-, und gegeneinander wirksam.

Für die menschliche Person ergibt sich damit eine Beziehung der Niveaus zu den Modis des Lebens: Biosphaere, Objektsphaere, Introzeptionssphaere¹⁾. Die „niederen“ Gefühle begleiten die Vitalfunktionen, die der Mensch mit untermenschlichen Formen des Lebens gemeinsam hat, wie Ernährung, Fortpflanzung, Wachstum, Erkrankung, Abwehr, Anpassung u.s.w.

Auf höherem Niveau stehen die Gefühle der Objektssphaere. Anfänge sind schon beim Tier zu finden (Neugierde, Aufmerksamkeit, Vertrautheit und Fremdheit), doch finden sie ihre volle Entwicklung erst beim Menschen. Da für diesen das Erkennen der Objektwelt eine zentrale Aufgabe wird, so erlebt er intellektuelle Gefühle in großer Mannigfaltigkeit: Staunen, Wissensbegierde, Leiden an Problemen, Erkenntnisfreude usw.

Die höchste Stufe wird durch jene Gefühle gebildet, die das Introzipieren von Werten begleiten: also die ästhetischen, ethischen, religiösen Gefühle, sowie alle, die mit eigentlicher Kulturproduktion und -Rezeption zusammenhängen. Sie sind dem Menschen ganz allein eigen, späte Erzeugnisse komplexester Entwicklung.

¹⁾ s. S. 101 ff.

DREISSIGSTES KAPITEL

PERSONALER ZEITBEZUG DER GEFÜHLE

I. DAS ZEITSHEMA

Eine Merkmalsuntersuchung, wie sie das vorige Kapitel gibt, wird der Totalität des Gefühlserlebens nicht gerecht; denn jedes Gefühl wird jeweils unter ganz verschiedene Merkmalsgesichtspunkte gestellt. Es muss deshalb eine anders orientierte Betrachtung die konkrete Ganzheit jedes Gefühlsphänomens und die konkrete Fülle aller Gefühlerscheinungen zu ihrem Recht kommen lassen. Als Leitfaden dient uns hierzu der *Lebensvollzug der Person in der Zeit*. Die personale Zeit der Menschen erstreckt sich von der jeweiligen Gegenwart aus mit unsymmetrischer Polarität in die Zukunft und in die Vergangenheit; die Gefühle stehen zu diesen drei Zeitphasen in wesentlicher Beziehung. Zwar gehören alle Gefühle, indem sie erlebt werden, der Gegenwart des Erlebenden an. Aber über diese rein faktische Zeitgebundenheit reicht ihre personale *Bedeutung* weit hinaus. Neben den „Präsenzgefühlen“, die auch bedeutungsmäßig der Gegenwart zugeordnet sind, gibt es Gefühle, die in die Zukunft „vorgreifen“, und solche, die in die Vergangenheit „rückgreifen“.

Vorläufiges Beispiel: Das Gefühl der Liebe nimmt einen ganz verschiedenen Charakter an: in dem Präsenzgefühl der den Menschen ganz erfüllenden Leidenschaft, in dem vorgreifenden Gefühl erwachender Erotik, in dem rückgreifenden Gefühl der Pietät.

In jedem der drei Zeitbezüge macht sich die Mittelstellung des Gefühls zwischen Unbewusstheit und abgehobener Bewusstheit geltend, die im Dreikolonnenschema dargestellt wurde (s. S. 730). Um diese Zusammenhänge zu überblicken, erweitern wir daher das Dreikolonnenschema in folgender Weise.

	I <i>Unbewusstes Leben</i>	II <i>Einbettendes Erleben</i>	III <i>Abhebendes Bewusstsein</i>
<i>Gegenwarts- bezug</i>	Reflex	Praesenz- gefühle	Akute Vollzüge der Wahrneh- mens, Denkens, Schaffens, Handelns.
<i>Zukunftsbezug</i>	Instinkt- handlung	Vorgreifen- de Gefühle	Zielstrebigkeit von Vorsatz, Planung, Pro- blematik.
<i>Vergangenheits- bezug</i>	Mneme	Rückgrei- fende Gefühle	Gedächtnis.

Erweitertes Drei-Kolonnen-Schema

II. PRAESENZGEFÜHLE

Schicken wir ein Beispiel voraus. Ein erwachsener Mann hat zum ersten Male im Leben als Zeuge mit dem Gericht zu tun. Dieser Tatbestand führt zu Gefühlserlebnissen, die gleichsam zwischen der gegenwärtigen Verfassung seiner Person und der Situation ausgespannt sind. Aber der Akzent dieses Erlebens kann mehr zu dem einen oder zu dem anderen Pol hin gelagert sein. So entstehen verschiedene Erlebnisnuancen, die sich in eine *Skala steigender Abgehobenheit* ordnen lassen. Wir greifen vier Stufen heraus, die von dem fühlenden Subjekt etwa folgendermaßen ausgedrückt werden können:

1) „Mir ist unbehaglich“. 2) „Mir ist dabei nicht behaglich zu Mute“. 3) „Das ist eine unangenehme Sache“. 4) „Die Menschen in Amtstracht, mit strenger Miene und auf erhöhtem Sitz, das lange Warten, der Zwang zur eidlichen Aussage sind mir unangenehm“.

In 1) wird lediglich die Zuständlichkeit der Person als gegen-

standsloses Zumutesein konstatiert. In 2) kommt schon das Bewusstsein des Anlasses hinzu („dabei“). In 3) ist das Schwergewicht des Erlebens bereits ins Gegenständliche verschoben; dies aber wird noch sehr diffus als „Sache“ erlebt. Äusserung 4) endlich gliedert die Situation in viele objektivierte Einzelmomente auf, die mit ihren besonderen Gefühlstönen nicht mehr ganz und gar in dem allgemeinen Zumutesein aufgehen.

1. Zumutesein. Stimmung. Affekt

a) Die person-nächste und am meisten eingebettete Form präsenten Fühlens ist also das bloße „Zumutesein“, eine seelische Gesamtatmosphäre, die nicht mehr näher beschreibbar ist. Die Vagheit kann sogar so weit gehen, dass nicht einmal die Alternative lustvoll/unlustvoll eindeutig anwendbar zu sein braucht. Ein völlig reines, d.h. gegenstands- und beziehungs-freies Zumutesein ist freilich für das entwickelte Seelenleben nur als Grenzbegriff denkbar; im Zustand des dahinvegetierenden Dösens, des Einschlafens, des Wachwerdens, auch in manchen Krankheitszuständen kommt man ihm wohl am nächsten. Auf primitiven Entwicklungsstufen, z.B. beim Säugling, nimmt es einen breiten Raum ein.

Man hat oft versucht, das Zumutesein zu analysieren, und hat dann insbesondere auf die beteiligten Organzustände hingewiesen. Zweifellos spielen diese sehr stark mit. Dem Menschen ist in Zeiten, in denen die Stoffwechselfunktion nicht ganz in Ordnung oder die Muskulatur ermüdet oder der Herzschlag beschleunigt ist, anders zumute als zur Zeit normaler Organfunktionen. Aber man darf nun diese organischen Einflüsse nicht durchaus ins Bewusstsein verlegen wollen: als ob es die Organempfindungen des Stoffwechsel- oder Zirkulations-Systems u.s.w. seien, welche das „Zumutesein“ konstituieren. Damit würde man bereits über die Dumpfheit und Unlokalisiertheit des reinen Zumuteseins hinausgehen. Insbesondere dort, wo es sich nicht um Abweichungen von der Funktionsnorm, sondern um das alltägliche Funktionieren der Organe handelt, haben wir kein Recht, elementare Bewusstseinserscheinungen anzunehmen, von denen keine Spur in der Selbstwahrnehmung gegeben ist. Der gesunde Mensch, der weder Herzklopfen, noch

Magendrücken, noch Atembeschwerden u.s.w. fühlt, hat doch auch sein „Zumutesein“; und der selbstverständlich auch hier vorhandene *E i n f l u s s*, den seine Herztätigkeit u.s.w. auf jene psychische Gesamtverfassung hat, spielt sich durchaus unterhalb der Bewusstseinschwelle ab. Irgend eine Veränderung der Funktionen, z.B. beschleunigter Herzschlag, führt zunächst auch lediglich zu einer vagen Umstimmung der Gesamtverfassung (z.B. „Beklommenheit“); erst bei weiterer Zunahme der Veränderung kommt es zur Abhebung des gesonderten *Organerlebnisses* („ich fühle Herzklopfen“), und damit zu einer gewissen Strukturierung des Zumuteseins.

Entsprechendes gilt auch für die Mitwirkung *ä u s s e r e r* Einflüsse am jeweiligen Zumutesein. In einem sonnigen weiten Zimmer mit hellen Tapeten fühlt sich der Mensch anders, als in dunklen engen Räumen — ohne dass die Ursachen dieses veränderten Gesamtgefühls gesondert zum Bewusstsein kommen müssten.

Das Zumutesein, als die personnächste Weise des Erlebens, ist zugleich eine innere Darstellung der Person für die Person selbst, ist die Weise, wie sie „sich hat“, und zwar jetzt und hier hat in dieser gegenwärtigen Situation. Man spricht dann von „Gemütsverfassungen“. „Ich bin traurig“ heisst nicht nur: Trauergefühl ist da, sondern: *i c h* bin ein Trauriger; in der Traurigkeit erlebe ich mein herabgesetztes Ich-Sein.

Gewiss: es ist nicht die Totalität der Person, die in der jeweiligen Gemütsverfassung zum Selbsterleben kommt; denn weder die absolut eingebetteten, selbstverständlichen Bezüge zur Welt, noch die abgehobenen Sphären des Erkennens und Handelns sind in dieser Projektion enthalten. In der Gemütsverfassung spiegelt sich viel mehr der Spannungszustand zwischen *Einbettung* und *Abhebung*, in dem die Person zur Welt steht, die Art ihres jeweiligen Fertigwerdens mit sich und der Welt.

Diese Selbstdarstellung ist nun aber stets zugleich eine Darstellung für andere: die Spannung zur Welt wird auch der Welt selbst geoffenbart: als *A u s d r u c k*. Psychisches und Physisches gehören nirgends so unlösbar zusammen, wie in der Beziehung von Gemütszustand und Ausdruckshaltung, Gemütserrung und Ausdrucksbewegung. Fröhlichkeit als personaler Zustand tritt nicht nur erlebnismäßig als frohes, weltoffenes Zu-

mutesein auf, sondern zugleich als flüssigere expansive Beweglichkeit, welche die Personosphäre räumlich und dynamisch erweitert und zur Welt hin auch physisch öffnet (durch straffere Haltung, erhobene Stimme, Ausbreitung der Arme, Annäherungsbewegungen u.s.w.). Entsprechend bei allen anderen Gemütsverfassungen. Für den äusseren Beobachter werden so die wahrgenommenen Ausdrucksbewegungen des anderen zu Symptomen und Symbolen von dessen innerem Zumutesein. Aber diese *Trennung* von Symptom und Erlebnis ist nur von aussen her möglich: für die fühlende Person selbst existiert sie nicht; für sie ist Frohgefühl und lebhaftes Gliedbewegung unbedingt zusammengehörig.

Das Zumutesein eines jeden Menschen begleitet ständig dessen Lebensablauf und spiegelt sowohl die Stetigkeit des Lebens wie die Wechselfälle und Schwankungen wieder. Aus diesem ununterbrochenen Verlauf heben sich zwei charakteristische Erscheinungsweisen des Zumuteseins heraus, die Stimmungen und die Affekte.

b) Eine „*Stimmung*“ ist ein zuständliches Zumutesein, das schon eine ausgesprochene qualitative Besonderheit besitzt und in dieser eine längere Zeit verweilt. Zugleich teilt sich diese Gefühlstönung den Abhebungen (Erkenntnissen und Willenshandlungen) irgendwie mit.

Die Stimmungen sind nicht mehr so vage und ungestaltet wie das „reine Zumutesein“; denn sie haben eine gewisse Stabilität und Qualität. Aber ihre Dauer ist noch nicht scharf abgegrenzt (man kann meist nicht angeben, in welchen Momenten eine Stimmung beginnt und aufhört); und sie ist qualitativ noch nicht auf bestimmte Bereiche des Bewusstseins beschränkt. Ihr kommt eine Art *Allgegenwärtigkeit* innerhalb der Person zu; über die ganze Erlebenssphäre verbreitet sie sich wie ein feines Gas, das alle Gegenstände nicht nur umfließt, sondern mit seinem Duft durchdringt. Selbst wenn als Ausgangspunkt der Stimmung ein abgehobenes Einzelerlebnis in Frage kommt (eine frohe Nachricht, ein bestandenes Examen u.s.w.), so bleibt das Gefühl doch nicht an diesem Gegenstand als dessen „Gefühlston“ hängen, sondern *strahlt* aus auf alles, was ihm begegnet. Man freut sich dann über das kleinste Sonnenstäubchen; man fühlt

Sympathie für sonst gleichgültige Menschen; man ist geneigt, Ärgerliches leicht zu nehmen oder zu übersehen — „die ganze Welt bekommt ein anderes Gesicht“.

Es gibt vielleicht kein eindringlicheres Argument gegen die „Elementen“-Psychologie, als diese Abhängigkeit aller Einzelerlebnisse in ihrer Beschaffenheit und ihrem Ablauf von der Totalstimmung der Person.

„Stimmung“ ist ein aus der Musik entlehnter Ausdruck: die seelische Atmosphäre schwingt gleichsam in einer bestimmten Wellenlänge; und die einzelnen Vorstellungen, Gedanken, Bedürfnisse, Wünsche und sonstigen „Elemente“ können nur zur Resonanz kommen, wenn sie auf gleiche Wellenlänge „gestimmt“ sind. Was spröde seinem eigenen Rhythmus folgt, wird entweder überhaupt aus dem Erleben ausgeschieden, oder fristet als stimmungloser und stimmungswidriger Fremdkörper sein Dasein am Rande des Bewusstseins. Aber jene atmosphärische Gesamtschwingung hat eine weitgehende Kraft, die einzelnen Abhebungen „u m z u s t i m m e n“ und dadurch klingend zu machen.

Freilich gibt es auch hier viele Abstufungen. Je stärker Bewusstseinsinhalte o b j e k t i v i e r t sind, um so geringer ist ihre Bereitschaft, sich durch Stimmungen modifizieren zu lassen. Dies gilt ebenso auf dem Gebiet des Erkennens wie auf dem des Handelns.

Die Evidenz einer Wahrnehmung, die Stringenz eines logischen Beweises ist einer Umgestaltung durch Stimmung nur schwer zugänglich; auch fröhlichste Stimmung kann den vor meinen Augen sich abspielenden Unglücksfall oder die Erkenntnis, dass ich einen Rechenfehler gemacht habe, nicht aus der Welt schaffen. Wohl aber kann sie sich dort bemerkbar machen, wo die abgehobenen Inhalte noch vieldeutig und damit subjektiv deutbar sind. In der fröhlichen Stimmung eines Ausflugs werden die Teilnehmer eine kleine am Horizont auftauchende Wolke leicht nehmen; nur der eine widerwillig mitgehende Griesgram wird in seiner Verärgerung die Wolke als Unheilkünder eines bevorstehenden Wetterumschlags ansehen. — Der Mathematiker wird sich einen Fehler der Rechnung unabhängig von der Stimmung eingestehen müssen; aber die Einschätzung der Tragweite dieses Fehlers und die Hoffnung, ihn zu korrigieren, können wiederum stimmungsbedingt sein.

Ähnlich im praktischen Tun: wo feste Pflichten und Zwänge als objektive Antriebe des Handelns wirksam sind, wird die jeweilige Stimmung sich viel weniger bemerkbar machen als dort, wo fallweise über das Ob und Wie des Tuns spontan entschieden werden muss. Da kann deprimierte Stimmung unübersteigbare Hemmungen setzen, während gehobene Stimmung die Willensentscheidungen und Willensimpulse erleichtert.

Der eigentümlich atmosphärische Charakter der Stimmung bewirkt sogar, dass sie nicht einmal an die Grenze der Person gebunden ist. Sie strahlt auch über auf die Gegenstände selbst, die mit dem fühlenden Menschen in Zusammenhang stehen. Die Stimmung eines Sonnenunterganges ist nicht nur meine Stimmung beim Anblick des Sonnenunterganges, sondern ein gemeinsamer Zustand von Welt und Person. Wenn mir bei einer Trauerfeier der Raum und die Musik „stimmungsvoll“ erscheinen, so ist das nicht nur kausal zu verstehen (als: Stimmung in den Menschen erzeugend), sondern zugleich sympathetisch (als: mit der Stimmung in den Menschen zusammenklingend, mit ihr eine Einheit bildend“). Es handelt sich hier um eine Objektivierung ganz anderer Art als jene, die die Objekte des Erkennens und des Handelns schafft; um eine „physiognomische“ Objektivierung der Ausdruckshaltigkeit.

Will man die Stimmungen klassifizieren, so erweist sich das Vierfelder-Schema als brauchbar. Denn auch die Stimmungen gliedern sich dynamisch nach vorwiegender Erregung oder Beruhigung, und hedonisch nach vorwiegender Lust- oder Leid-Haltigkeit. So ergibt sich folgendes Schema (die Felder enthalten nur einzelne Beispiele):

	<i>Lusthaltigkeit</i>	<i>Leidhaltigkeit</i>
<i>Aktive Stimmungen</i>	Angeregtheit Fröhlichkeit	Reizbarkeit Verärgerung
<i>Passive Stimmungen</i>	Behaglichkeit genießenderische Ver- sunkenheit	Traurigkeit Verstimmtheit Resignation

Vierfelder-Schema der Stimmungen

c) Sind die Stimmungen zuständig, so sind die *A f f e k t e* prozesshaft, weniger ein Zumutesein, als ein „Zumutewerden“. Das Verhältnis Person/Welt erfährt einen Umschwung: so stark, dass das vorher bestehende Gleichgewicht dieses Verhältnisses völlig unterbrochen wird — und so plötzlich, dass die Person nicht sofort diejenigen Abhebungen zustande zu bringen vermag, die eine Neuherstellung des Gleichgewichts, eine Wiederanpassung ermöglichen. So kommt es nur zu einer chaotisch dumpfen Totalreaktion der Person auf die totale Andersartigkeit der Situation. Das ist der „Affekt“. Lediglich eine ganz allgemeine Gerichtetheit ist erkennbar: als Jubel oder Verzweiflung, als Wut oder Entsetzen. Aber damit ist nur eine geringe Differenzierung bewirkt, weil die *d i f f u s e T o t a l e r s c h ü t t e r u n g* vorwiegt. Diese hat eine doppelte psychische Wirkung: 1) Sie schneidet den bisherigen geordneten Ablauf des Lebens ab; alles was an Stimmungen und deren ruhigeren Wirkungen in der Person lebte, was an Zielsetzungen und Planungen im Gange war, hört auf. 2) Die Erschütterung verhindert auch die Herstellung eines neuen geordneten Ablaufs, die Einleitung neuer Denk- oder Willenshandlungen, kurz die Beherrschung des seelischen Geschehens durch aktive Leistung. So ist jeder Affekt eine vorübergehende *H e m m u n g* der personalen Selbsttätigkeit, die sich nun allerdings in entgegengesetzten Erscheinungsformen bekunden kann: die abgehobenen Bewusstseins-Inhalte und -Abläufe werden entweder ebenfalls gelähmt, oder ordnungslos sich selbst überlassen. Im ersten Falle ist das Bewusstsein „leer“; alle Vorstellungen und Gedanken sind wie weggewischt. Im zweiten Falle überstürzen sie sich, werden durcheinander gewirbelt, richtungslos, sinnlos.

Somit lässt sich das Vierfelderschema auch für die Einteilung der Affekte benutzen (wiederum nennen wir in den Feldern nur einzelne Beispiele):

	<i>Lusterfülltheit</i>	<i>Leiderfülltheit</i>
<i>Stürmische Affekte</i>	Jubel Begeisterung	Wut Empörung
<i>Lähmende Affekte</i>	Verzückung	Erstarrung im Schmerz Entsetzen

Vierfelder-Schema der Affekte

In zeitlicher Hinsicht kommt dem Affekt (im Gegensatz zu den Stimmungen) schon eine gewisse Ablaufsgestalt zu; man hat sogar versucht, hierfür eine schematische Kurve aufzustellen. Plötzlichkeit des Eintritts, jäher Anstieg zu einem Maximum, langsamerer Abstieg mit kleinen Nachschüben, im ganzen eng begrenzte Dauer sind die durchschnittlichen Kennzeichen des Affektverlaufs. Insbesondere ist die kurze Dauer charakteristisch. Eine Gleichgewichts-Erschütterung kann ja nur vorübergehend sein; wird sie nicht schnell überwunden, dann besteht die Gefahr, dass sie sich zu einer chronischen Gleichgewichts-Störung stabilisiert (z.B. zu einer Schreckpsychose). Der normale kurzlebige Affekt pflegt sich zu einer Stimmung abzumildern; diese hat entweder das gleiche Vorzeichen: aus Wut wird Ärger, aus überschwänglichem Jubel Fröhlichkeit — oder sie ändert das Vorzeichen und lässt das allzu weit nach der einen Seite getriebene Pendel nun, wenn auch schwächer, nach der anderen ausschlagen; auf Begeisterungstaumel folgt ein Schalheitsgefühl; nach heftiger Trotzscene ist ein Kind besonders weich und anschmiegsam.

2. Gefühlssteuerungen. Gefühlstönungen

Zumutesein, Stimmungen, Affekte füllen das Bewusstsein in seiner Breite, sind deshalb nicht gegenstandsgebunden. Wir sahen ja, dass selbst dann, wenn die Gemütsverfassung durch ein abgehobenes Einzelerlebnis ausgelöst wurde, doch sofort von hier aus die Irradiation auf die anderen Bewusstseinsbereiche, zuweilen sogar die Auslöschung des Ausgangspunktes stattfand.

Nun gibt es aber Erscheinungen des Gefühlslebens, die enger an Einzelinhalte des personalen Lebens geknüpft bleiben: hier ist also das Gefühl nicht so sehr der gemeinsame Nährboden für alle Besonderungen, als die Wurzelfaser, mit der das Einzelmoment in jenem personalen Untergrund haftet. Und zwar kommt solche gefühlsmäßige Verwurzelung sowohl den speziellen Vollzügen des praktischen Tuns, wie den abgehobenen Inhalten des Erlebens zu. Jene werden von Gefühlen gesteuert, diese von Gefühlen getönt.

a) „Gefühlssteuerungen“ sind solche Regelungen

des Tuns, die zwischen der unbewussten Reflexregulierung und der abgehobenen bewussten Willenshandlung in der Mitte stehen. Als Beispiel diene das Gehen auf einem etwas schwierigen (z.B. schlüpfrigen) Wege¹⁾. Die Fortbewegung geschieht nicht mehr völlig automatisch wie auf einem normalen, ebenen und festen Wege. Sie fordert aber auch nicht — wie etwa bei einer gefährlichen Hochtour — eigentliche *B e a c h t u n g* des Weges und seiner Tücken, also abhebendes Erkennen der einzelnen Hemmnisse und Bewusstwerdung der zu ihrer Überwindung nötigen Willensimpulse. Vielmehr erlebt der Fußgänger seine Beziehungen zum Wege nur als *S c h w a n k u n g e n* seines „Z u m u t e s e i n s“; er vermag aus diesen heraus „gefühlsmäßig“ die trockensten Stellen als geeignetste Stützpunkte zu suchen und die Regulierung der jeweiligen Schrittweite und des Gleichgewichts durchzuführen. Zugleich aber kann er in den differenzierteren Bereichen des Bewusstseins bei ganz anderen Themen sein; er braucht z.B. eine lebhaftere Unterhaltung nicht bei jeder unbequemen Wegstelle zu unterbrechen.

Die *T e l e o l o g i e* dieser steuernden Gefühle ist also sowohl technischer wie ökonomischer Natur: das Gefühl garantiert zielgerichtetes Handeln und erspart personale Kraft, die nun für anderes frei wird.

Wir haben es hier mit jenen Tatbeständen zu tun, für welche oft die Ausdrücke „h a l b b e w u s s t“ oder „u n t e r b e w u s s t“ verwandt werden. Diese Bezeichnungen sind deswegen bedenklich, weil sie den Anschein erwecken, dass nur der Bewusstseins-Grad, nicht aber die Qualität des Erlebnisinhalts verändert sei. Darum spricht man von unterbewussten „Vorstellungen“, halbbewussten „Gedanken“ u.s.w. (vgl. S. 110). In Wirklichkeit aber sind *ü b e r h a u p t* keine Vorstellungen (der Weghindernisse) oder Gedanken (über die geeignetsten Schrittführungen) vorhanden, sondern nur ein hintergründiges Gefühl, aus dem *o h n e Z w i s c h e n g l i e d* die Bewegungsverregulierung hervorgeht. Der Umstand, dass dieses Gefühl bei schwierigen Hindernissen nicht mehr ausreicht, dass sich nun vielmehr aus ihm Vorstellungen, Gedanken, Wollungen abheben müssen, ehe es zur Weiterbewegung kommt — dieser Umstand gibt kein Recht, solche Inhalte gleichsam als verborgene Gebilde auch schon in das steuernde Gefühl hineinzuprojizieren.

Die Rolle steuernder Gefühle im menschlichen Leben kann

¹⁾ Vgl. das verwandte Beispiel S. 518.

nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn der menschliche Lebensweg besitzt, im grossen betrachtet, vornehmlich die Natur unseres obigen Wegbeispiels: nicht so einförmig und gleichmässig, dass die völlig unbewussten Automatismen ausreichen könnten, aber doch nicht durchweg so fremd und hindernisreich, dass er nur mit voll abgehobenen Erkenntnis- und Willensfunktionen zu bewältigen wäre. Darum ist die Steuerung der Lebensvollzüge durch Gefühl geradezu die Hauptform der alltäglichen Lebensregulierung. Ob es sich um Essen und Ankleiden, um das Benehmen des Einzelnen in einer Gesellschaft, um Ausübung der Berufstätigkeit handelt: stets ist unterhalb der Plan- und Absichtserlebnisse, aber oberhalb der ganz bewusstseinsfreien Automatismen, jene Wachheit des Gefühls vorhanden, welche das Verhalten dem Wechsel der Situation anpasst.

Ich unterhalte mich mit einem Fremden, von dem ich nicht weiss, dafs er etwas schwerhörig ist; plötzlich spreche ich lauter. Was ist geschehen? Es braucht keinerlei bewusstes *B e m e r k e n* der Tatsache vorzuliegen, dass jener angestrengt lauscht oder ein ratloses Gesicht macht; auch keinerlei Willensimpuls meinerseits, die Stimme zu erheben — sondern nur ein gefühlsmässiges Einschnappen des steuernden Verhaltens auf die Erschwerung des Gesprächs.

So unmittelbar erfolgt oft das Mitgehen der Verhaltensschwankungen mit den Schwankungen des Zumuteseins, dass das *e i n z e l n e* dabei beteiligte Gefühl garnicht zur Ausgestaltung von Qualitäten kommt; es ist schon durch die motorische Regulierung überholt und erledigt, noch ehe es sich etwa als ausgesprochen lustvoll oder unlustvoll dem Bewusstsein aufgedrängt hätte.

So lange also ein Gefühl und seine Erledigung durch steuerndes Verhalten innerhalb *e i n e r* personalen Gegenwart liegen, ist Gefühls-*T ö n u n g* noch kaum vorhanden. Das wird nun ganz anders, wenn die beiden Glieder dieses Zusammenhanges zeitlich auseinandertreten. Dann knüpft sich das gegenwärtige Gefühls-erlebnis an den *B e s t a n d* einer Gegebenheit, die nun als abgehobenes Bewusstseinsmoment objektiviert wird; das Gefühl nimmt an dieser Objektivierung Anteil, ohne sie aber ganz mitzumachen; denn es bildet ja das Verbindungsglied zwischen jenem Objekt und dem Zumutesein der Person. Darum kann man die nun vorliegenden Tatbestände vom Subjekt oder vom Objekt her ausdrücken, wie folgende drei Beispielspaare zeigen.

1) Schokolade schmeckt mir gut; — Schokolade hat einen angenehmen Geschmack.

2) Das Benehmen von X. wirkt abstossend; — X. hat ein hässliches Benehmen.

3) Ich fühle mich meinen Kameraden überlegen; — ich habe eine überlegene Stellung den Kameraden gegenüber.

Im ersten Glied jedes Beispielpaares ist das Gesamterlebnis wesentlich subjektiver, im zweiten Glied objektiver Art. Dadurch hat auch das Gefühl hier und dort ganz andere Erscheinungsweisen, nämlich das eine Mal als Gemütsreaktion der Person, das andere Mal als *G e f ü h l s t o n d e s G e g e n s t a n d e s*. Alles im Bewusstsein Abhebbare kann zum „Gegenstand“ werden und damit Gefühlston erhalten, also nicht nur Dinge, sondern auch Ideen, Vorgänge, Handlungen, und nicht nur Gegebenheiten der Aussenwelt, sondern auch des eigenen personalen Seins (vgl. Beispiel 3).

Mit zunehmender Objektivierung verliert das Gefühl viel von seiner Ungestalt, Beweglichkeit und Labilität, aber auch von seiner Personnähe. Das subjektive Erlebnis „diese Schokolade schmeckt mir gut“ kann bei gleich bleibendem Objekt, aber verändertem Zumutesein (z.B. bei Übersättigung) von dem Erlebnis „Schokolade ist mir zuwider“ abgelöst werden. Sage ich dagegen: „das ist eine besonders wohlschmeckende Schokolade“, dann binde ich die Annehmlichkeit des Geschmacks als feste Eigenschaft an das Objekt, kaum anders als die sensorischen Eigenschaften der Bräune und der Süsse; und ich messe diese Eigenschaft auch dann der Schokolade zu, wenn ich sie im Augenblick nicht koste, oder wenn sie mir wegen Appetitlosigkeit heut nicht schmeckt. Schliesslich mündet dann die Gefühlstönung in eine hochobjektive, aber dafür personferne Beurteilung oder Wertung ein. Der Weinprüfer stellt feinste Gradabstufungen des „Wohlgeschmacks“ fest; aber dabei handelt es sich kaum mehr um Verschiedenheiten seines *s u b j e k t i v e n* Zumuteseins, sondern um Beurteilung der sensorischen Geschmackseigenschaften unter dem Gesichtspunkt ihrer *g e n e r e l l e n* Eignung zu Gefühlswirkungen.

Wieder erweist also hier das Gefühl seine eigentümliche Rolle als Mittler, nämlich jetzt als Mittler zwischen Gegenstandswelt und Person. „Gefühlston“ kann eben mehr *G e f ü h l* der Person

zu den Gegenständen, oder mehr T o n des Gegenstandes in Bezug auf die Person sein. An den Polen dieser Skala verflüchtigen sich hier die Gegenstandsbeziehung, dort die Personbeziehung zu blassen Schemen.

III. VORGREIFENDE GEFÜHLE

1. Gefühl als Vorstufe

Betrachtet man das Bewusstseinsgeschehen g e n e t i s c h, so stellen die Gefühle gegenüber den abgehobenen Bewusstseinsbeständen eine frühere Stufe dar.

Dies gilt zunächst für die a l l g e m e i n e E n t w i c k l u n g des M e n s c h e n. Wenn wir es überhaupt wagen dürfen, für die allerersten Spuren von Bewusstsein im Neugeborenen (und vielleicht schon im Embryo) eine Bezeichnung zu brauchen, dann nur die des völlig gestaltlosen, dumpfen Zumuteseins, dessen Schwankungen zur Steuerung notwendiger Verhaltensänderungen dienen. Abgehobene Bewusstseinsinhalte fehlen zunächst noch ganz; und es ist ein langer Prozess, in dem sich aus jenem psychischen Urnebel allmählich vereinzelte Ballungen und Gestalten herausheben: als Wahrnehmungen, Vorstellungen, Wollungen ¹⁾).

Entsprechendes findet sich auch weiterhin bei allen Entwicklungsübergängen und Neuanfängen. Ehe das Neue zur vollen Bewusstseinsreifeung, und damit zu der notwendigen Abhebung und Durchstrukturierung kommt, m e l d e t e s s i c h v o r in gefühlhaften Zuständen der Unbefriedigtheit, der inneren Unrast, der noch ziellosen Sehnsucht. Genauere Schilderungen solcher Entwicklungszüge liegen namentlich für die beginnende Pubertätszeit vor; der sogen. „Weltschmerz“ ist ein höchst unruhvolles und peinvolles Zumutesein, für das weder ein Grund noch ein Ziel im Bewusstsein ist, und das erst langsam durch inhaltbestimmte Bedürfnisse, Strebungen und Interessen abgelöst wird.

Die Vorherrschaft dieses eingebetteten Gefühlserlebens ist eines der Hauptmerkmale, durch welche sich primitivere Bewusstseinstufen von höher entwickelten unterscheiden. Wenn ein reifer gebildeter Mensch hoher Kultur mit einem Primitiven in Berüh-

¹⁾ Vgl. auch S. 168 ff.

rung kommt, kann sich eine unüberwindliche Schranke gegenseitigen Verständnisses eben daraus ergeben, dass für den ersten Vieles als abgehobenes Bewusstseinsgeschehen abläuft, was beim zweiten aus dem tiefen Strombett des Gefühlslebens noch gar nicht ausgegliedert ist. Der exakten Beobachtung und dem logischen Gedankenablauf des einen steht bei dem anderen die Einsenkung der Sinneseindrücke und der Gedanken in die magischen Schichtenbezüge des eigenen Ich oder des Stammes gegenüber; wo der kultivierte Mensch das Handeln nach überlegtem Plan, nach Rechtsnormen und Moralgrundsätzen reguliert, handelt der andere aus der Instinkt- oder Traditionssicherheit eines, seiner Gründe nicht bewussten, Gefühls.

Der Vorstufencharakter des Gefühls zeigt sich aber ebenso bei allen kleinen und kleinsten Entwicklungen im menschlichen Leben, d.h. überall dort, wo ein einzelnes Lebnis einer gewissen Zeitdauer bis zu seiner vollen Entfaltung bedarf. Greifen wir auf das Beispiel von dem Zeugen vor Gericht zurück (S. 755): was wir dort als verschiedene Arten seines Zumuteseins schilderten, können auch ebensoviele *Phasen* seines Erlebens während des Prozesses darstellen; aus der diffusen Unbehaglichkeit des Beginns wird allmählich die differenzierte gefühlsbetonte Stellungnahme zu den Einzelheiten der Umgebung und zu den eigenen Aufgaben.

Weitere Beispiele: ich habe bei der Begegnung mit einem Menschen zunächst ein vages Bekanntheitsgefühl; erst langsam kommt es zu der bewussten Identifikation: das ist der und der. — Ähnlich geht es mit dem Fremdheitsgefühl, das bei verschiedensten unerwarteten Situationen über den Menschen kommt; aus dem ganz gestaltlosen Choc der Desorientiertheit wird das ruhigere Gefühl der Verwunderung; aus diesem arbeitet sich die Frage heraus: was ist geschehen? was liegt hier vor? — und die weitere Problematik: wie werde ich damit fertig? Was erst nur Gefühl war, ist jetzt Nachdenken und Wollen geworden. — Einem ausgesprochenen Krankheitsbewusstsein mit lokalisierten Beschwerden und Schmerzen geht fast immer eine Periode diffusen körperlichen Unbehagens voraus.

2. Antriebs- und Ahnungsgefühle

Indessen handelt es sich bei alledem um mehr als blosse Aufeinanderfolge und Ablösung. Vielmehr liegt in der gefühlmäßigen

Vorstufe schon ein Sinnbezug auf das, was kommen soll, eine Hindeutung, eine Vorbereitung, ja eine Vorwegnahme künftiger voluntativer und intellektueller Vorgänge. Im Gefühl liegt Vorgriff auf Willensziele, d.h. es hat Antriebscharakter — und Vorgriff auf Einsichtsergebnisse: d.h. es hat Ahnungscharakter.

a) Der Antriebscharakter der Gefühle hängt eng mit dem früher besprochenen Steuerungscharakter zusammen (s. S. 762). Nur dass die direkte Steuerung durch Gefühl ein ungeteiltes Gegenwartsgeschehen war; während jetzt das Gefühl selbst gegenwärtig, seine Erledigung durch Tat aber zukünftig ist.

Wir können hier grösstenteils verweisen auf die Ausführungen über die Vorbedingungen des menschlichen Handelns (Kap. XX u. XXI), denn dort stiessen wir fortwährend: bei den Instinkten, den Bedürfnissen, den Willensmotivationen, auf eine Beteiligung von Gefühlserlebnissen. Diese Gefühle, so verschieden sie sonst unter sich sein mochten, hatten das gemeinsame: dass sie eine Unfertigkeit, einen Drang zur Erfüllung, und damit eine vage Gerichtetheit enthielten. Die Entwicklung innerhalb solcher Gefühle geht auf Verstärkung des Dranges und auf Klärung der Gerichtetheit, bis der Drang zum gerafften Impuls und die Gerichtetheit zum eindeutigen Zielstreben werden kann.

Ein Beispiel für eine solche Entwicklung: Während ich einen Brief schreibe, fällt irgend etwas von meinem Schreibtisch herunter. Ich lasse mich zunächst nicht stören und schreibe weiter; aber unterhalb der, auf das Schreiben gerichteten, Gedanken und Handlungsvollzüge spüre ich eine unbestimmte Unruhe und einen Zug nach der ungefähren Richtung, in der der Gegenstand verschwand. Ich weiss weder, was gefallen war, noch den Ort, wo es liegt; das Gefühl ist also durchaus diffus — es hat aber in sich die Tendenz, sich in Konstatierung und Tat umzusetzen. Denn schliesslich führt mich die steigende Unruhe dazu, dass ich das Briefschreiben unterbreche, Art und Ort des Gegenstandes festzustellen suche, und die Wollung und Handlung des Aufhebens vollziehe.

Die Antriebsgefühle haben also für den handelnden Menschen die Bedeutung von Signalen. Damit erhält ein Gesichtspunkt, der von biologistischen Gefühlstheoretikern fälschlich

zum alleinigen Erklärungsprinzip der Gefühle erhoben worden war, seinen Ort innerhalb einer umfassenderen Theorie.

Es gibt — man denke etwa an die Verkehrssignale — zwei Grundarten solcher Zukunftshinweise: Alternativ-Signale, die lediglich angeben, ob der bisher begangene Weg weiterhin fortgesetzt oder unterbrochen werden soll, — und Richtungssignale, welche eine neu einzuschlagende Richtung andeuten. Die ältere Signaltheorie der Gefühle hatte sich nur auf die alternativen Signale beschränkt, die nun mit der Lust/Unlust-Dimension der Gefühle in Beziehung gebracht wurden: Lust galt als das Locksignal zur Fortsetzung, Unlust als das Warnsignal zum Abbruch des bisherigen Geschehens (s. S. 719). Das ist richtig, aber nicht erschöpfend. Denn der Antrieb, der in den Gefühlen liegt, geht ja nicht nur auf Verlängerung oder Nicht-Verlängerung des gegenwärtigen Geschehens, sondern hat *p r o d u k t i v e* Bedeutung, leitet *n e u e* Richtungen des Geschehens ein. Und diese künftigen Neuentfaltungen können so überwiegend den Antrieb bestimmen, dass dahinter der Bezug auf das bisherige Geschehen und dessen etwaige Fortsetzung ganz zurücktritt. Ins Erlebnispsychologische übertragen: die Lust/Unlustbetontheit kann mehr oder weniger irrelevant werden gegenüber der Richtungsbetontheit der Antriebsgefühle.

Um dies noch einmal an unserm Schreibtischbeispiel zu illustrieren: gewiss hat das Gefühl, das durch den heruntergefallenen Gegenstand verursacht wurde, einen Unlustton, der mich schliesslich veranlasst, die Schreibarbeit zu unterbrechen, um die innere Unrast zu beseitigen. Aber weit wesentlicher an jenem Gefühl ist der nicht näher beschreibbare *Z u g* zu der Gegend des gefallenen Objektes hin und die damit verbundene Gerichtetheit auf Suchen und Aufheben.

Zu der Wirksamkeit der Antriebsgefühle gehört nicht etwa notwendig ein Bewusstsein des Ziels, auf dessen Erreichung der Antrieb geht. Das Ziel kann, wie bei vielen instinktiven Handlungen, in ziemlicher Ferne und jenseits jeder möglichen Vorwegnahme durch Vorstellen und Denken liegen; und doch *f ü h l t* sich das Individuum angetrieben, in der Richtung auf jenes Ziel zu handeln. Ob ein Vogel sein Nest baut, oder ob der Wanderer an einer Kreuzung vieler Wege „instinktiv“ den einen Weg wählt, — jedesmal liegt vor: *e i n e g e g e n w ä r t i g e G e f ü h l s t e u e r u n g m i t Z u k u n f t s t e n d e n z o h n e Z u*

k u n f t s b e w u s s t s e i n. (So liesse sich, vom Gefühlserlebnis aus gesehen, die Instinkthandlung definieren).

Wahrscheinlich ist dies die einzige Form, in der beim T i e r die Zukunft überhaupt in das Erleben einzubrechen vermag. Anders beim Menschen. Das in die Zukunft vorgreifende Gefühl kann hier, gerade weil es sich nicht sofort durch Tat erledigt, das künftige Ziel als abgehobenen Bewusstseinsgegenstand herausstellen, wobei alle denkbaren Stufen der Klärung durchlaufen werden.

Als Antriebsgefühle dieser höheren Stufe sind alle spezialisierten, auf längere Sicht gerichteten B e d ü r f n i s s e anzusehen. Wenn mich Durst quält, den ich nicht im Augenblick zu stillen vermag, dann entsteht das mehr oder minder deutliche Vorstellungsbild eines zu nehmenden Trunkes (z.B. eines Schluckes frischen Wassers), während die einzelnen, zur Erreichung eben dieses Zieles erforderlichen Handlungsschritte noch garnicht abgehoben im Bewusstsein vorweggenommen werden, sondern der Leitung durch das Gefühl überlassen bleiben. Gelegentlich wird ein solches Handeln noch „instinktiv“ genannt; doch unterscheidet es sich von den reinen Instinkthandlungen durch die Vorstellung des in der Zukunft liegenden Zieles.

b) Bei den a h n e n d e n Gefühlen ist das Zukünftige, das im Bewusstsein antezipiert wird, nicht person-eigene Tat, sondern passiv hinzunehmender T a t b e s t a n d.

Beispiele:

1) Den eigentlichen Instinktvorgängen sehr nahe stehen jene Vitalgefühle, in denen sich kommende Witterungsumschläge vormelden. Bei Tieren sind solche im allgemeinen viel stärker ausgebildet; so zeigen manche Vögel längere Zeit vor einem Gewitter deutliche Verhaltensänderungen (ängstliches Flattern, Aufsuchen von Schlupfwinkeln); sie reagieren also instinktmäßig auf Schwankungen der atmosphärischen Elektrizitätsspannungen, die für Menschen meist noch unterschwellig sind. Der Mensch hat ja im allgemeinen diesen engen Zusammenhang mit der Natur verloren; auch hat er andere Hilfsmittel der Wettervoraussage und Schutzmittel gegen das Wetter geschaffen, die jenen Instinkt überflüssig machen. Indessen gibt es Ausnahmen atavistischer Art: Menschen, deren äusserst verfeinerte Witterungs-

Sensitivität nicht nur mit den jeweiligen Wetteränderungen mitgeht, sondern ihnen vorausseilt. Von der Sensitivität des Tieres unterscheidet sich die menschliche negativ dadurch, dass sie nicht notwendig zu antezipierenden *H a n d l u n g e n* zu führen braucht, positiv dadurch, dass sie von antezipierendem *W i s s e n* begleitet ist. Einem solchen Menschen ist es also vor einem Gewitter nicht nur „anders zu mute“, sondern dies sein *Zumutesein* *b e d e u t e t* ihm zugleich „kommendes Gewitter.“

2) Das (schon mehrmals erwähnte) allgemeine Unbehagen, das oft einer Krankheit vorangeht, ist etwa beim kleinen Kind noch ganz zukunftsunbewusst; nur der äussere Beobachter deutet die wahrnehmbaren Bekundungen des Unbehagens als Vorzeichen einer Krankheit. Für den reiferen Menschen aber wird aus der gefühlsmässigen Vorstufe zugleich ein bewusstes Zukunftssignal: er hat nicht nur das Gefühl des Schlaff- und Unfrohs *S e i n s*, sondern des Krank-*W e r d e n s*.

3) Der Mathematiker Gauss äusserte einmal bei einer Beschäftigung mit einem mathematischen Problem: „Das Resultat habe ich schon, ich weiss nur noch nicht, wie ich dazu komme.“ Dieser Ausspruch ist sehr bezeichnend für das Mitwirken vorgreifender Gefühle bei *D e n k a b l ä u f e n*. Mag auch das Ergebnis durch viele früher vollzogene Denkprozesse vorbereitet sein, die *G e w i s s h e i t*, mit der sich jetzt das Ergebnis als objektive Wahrheit aufdrängt, ist darin nicht mitbegründet. Denn der Denker gibt ja selbst an, dass er den Beweis erst finden, die Gefühlsgewissheit durch Denkgewissheit nachträglich rechtfertigen muss. Aber der Gedanke, dass die logische Nachprüfung jenes vorweggenommene Ergebnis auch widerlegen könnte, kommt garnicht erst auf; der Denker „hat“ schon das Resultat, und nur das *Wie* des Weges, nicht das *Ob* des Zieles sieht er als die übrig bleibende Aufgabe an.

In allen diesen Fällen wird also das Gefühl zugleich als Gewahrwerden von Künftigem, als „*A h n u n g*“ erlebt, die innerhalb des Bewusstseins keine Begründung hat, aber auch keiner Begründung bedarf; dem vorgefühlten Tatbestand kommt eben unmittelbare Evidenz zu. Die subjektive Gewissheit, dass ein Gewitter bevorsteht, eine Krankheit im Anzuge ist, das mathematische Resultat sich als richtig erweisen wird, braucht um nichts geringer zu sein, als jene Gewissheit, mit der wir ein gegenwärtiges

Gewitter, eine ausgebrochene Krankheit, ein denkmäßig begründetes Rechenergebnis als existent erfassen.

Die Scheidung von Antriebsgefühlen und Ahnungsgefühlen ist nun aber bei den meisten wirklichen Zukunftsgefühlen nicht rein durchzuführen. So ist in unserem Gauss-Beispiel das Resultat nicht nur vom Gefühl geahnt, sondern auch der nun einzuschlagende Denkweg zum Beweis jener Einsicht gefühlsmäßig dirigiert. Noch deutlicher ist die Verschmelzung von Ahnung und Antrieb im folgenden Beispiel.

4) Die sogen. „Liebe auf den ersten Blick“ ist ein Gefühlserlebnis, bei dem die plötzlich einsetzende gegenwärtige Erfüllung ebenso wesentlich ist, wie die Zukunftsbewusstheit. Dieser Zukunftsbezug enthält untrennbar die Gewissheit des Zusammengehörens für immer (also „Ahnung“), wie die Bestimmung alles weiteren Verhaltens gegenüber der geliebten Person (also „Antrieb“).

Die Frage, welcher objektive Geltungswert jener Gewissheit gefühlsmäßiger Vorahnungen zukomme, geht uns hier nicht an, sofern es sich um die erkenntnistheoretische und weltanschauliche Seite des Problems handelt. Wohl aber ist die Frage nach Möglichkeit und Ursprung von Ahnungsgestaltungen eine psychologische Frage. Dass die subjektiv vorgefühlte Gewissheit durch den späteren tatsächlichen Gang der Ereignisse oft genug widerlegt wird, ist ja allbekannt. Der Forscher, der sich bei Aufstellung von Behauptungen und Hypothesen zu sehr „auf sein Gefühl verlässt“, der „Menschenkenner“, der ganz dem ersten Eindruck vertraut, der Abergläubische, der seine „Ahnung“ für sichere Prophezeiung nimmt, kann arge Enttäuschungen erleben.

Die ahnenden Gefühle haben nämlich zwei Grenzen, deren Überschreitung zu Irrungen führt.

Erste Vorbedingung einer möglichen Vorahnung ist, dass das Künftige in der Entelechie der Person selbst seine Entwicklungskeime hat. Dieser Zusammenhang ist in dem Beispiel von der Krankheit, deren Vorbote ein Unbehagen ist, ohne weiteres deutlich. Er besteht aber auch bei äusseren, also scheinbar transpersonalen Ereignissen. Das künftige Gewitter ist ein solches: es wird vorgeahnt nur von solchen Menschen, in de-

nen die meteorologischen Vorstadien des Gewitters bereits eine Änderung der vitalen Verfassung hervorrufen. Eine wissenschaftliche Entdeckung kann vorgeahnt werden nur von einem Gelehrten, in dem schon durch frühere Gedanken und Einsichten die auf jenes Endergebnis hinweisenden Wege vorbereitet sind. Selbst die Vorahnung eines *Unglücksfalles* kann so zu stande kommen. Ein Autolenker, dessen körperliche oder Aufmerksamkeitskräfte einmal aus irgend welchem Grunde nicht auf der Höhe sind, braucht von diesem seinem veränderten Zustand als *gegenwärtigem* kein Bewusstsein zu haben; der Zustand setzt sich vielmehr in ein *zukunftsbezogenes Unsicherheitsgefühl* um: „heut wird mir etwas passieren“. Und da der Zustand zugleich eine grössere Unfallsbereitschaft (etwa durch versagende Geistesgegenwart) mit sich bringt, da ferner jener Zukunftsglaube noch autosuggestiv die Unsicherheit steigert, so kann auch die Vorahnung sich als zutreffend erweisen.

Und bei Unglücksfällen anderer?

Beispiel: Eine Mutter hat das bestimmte Gefühl, dass ihrem Sohn heut beim Radeln etwas zustossen wird. Dafür gibt es verschiedene psychologische Vorbedingungen. Die Mutter ist heut (aus Gründen, die mit dem Sohn nichts zu tun haben) in einer besonders labilen Stimmung; und die sonstige Ängstlichkeit um das Kind nimmt deshalb heut besonders akute Formen an. Oder: Der Junge ist heut beim Weggehen besonders fahrig und aufgereggt; auch herrscht wegen eines Festes besonders starker Verkehr auf den Strassen. Die Mutter braucht jene Aufregtheit nicht ausdrücklich „beachtet“ zu haben und diesen Festverkehr nicht ausdrücklich zu „bedenken“; dennoch wird ihr Gefühl dadurch bestimmt im Sinne der Zukunftsaahnung.

Die andere Grenze ist durch die *Vieldeutigkeit* der Zukunft gesetzt. An der konkreten Ausgestaltung des späteren Ereignisses im Einzelnen wirken zahllose Umstände mit, die mit der Entelechie der Person nichts zu tun haben. Die Person selbst stellt ja nur einen Teilfaktor in dem Konvergenzprozess dar, aus dem das künftige Ereignis hervorgehen wird. Dieser Vieldeutigkeit entspreche die Ungestalt des vorgreifenden Gefühls. Aber es bleibt nicht ungestaltet; vielmehr konkretisiert es sich zu einem vorgestellten *Bild* der Zukunft, und dadurch erhält diese eine harte Eindeutigkeit. Es entsteht ein *Gewissheitsgefühl*

das nicht nur der allgemeinen Richtung gilt, in die das zukünftige Geschehen projiziert wird, sondern der speziellen Ausgestaltung, in der es vorgeschaut wird. Jene ängstliche Mutter unseres letzten Beispiels „fühlt“ nicht nur, dass ihr Sohn unsicherer radeln und dadurch stärker bedroht sein wird, sondern sie „sieht“ ihn schon unter den Rädern eines Autos liegen.

Diese naive Identifikation von geahnter Richtung und vorgestellter Eindeutigkeit ist die primitivste Form des Vorgeirens. Es ist schon ein weiterer Schritt zur Objektivation, wenn eine solche Ausweitung der Gewissheit nicht stattfindet, wenn vielmehr die Vagheit des Vorgeirens in Ungewissheit der Vorerkenntnis, also in *V e r m u t u n g*, umgesetzt wird. Der Ausdruck „Vermutung“ ist sehr kennzeichnend. Es handelt sich nicht um eine Annahme, deren Wahrscheinlichkeitsgrad rein aus logischen Argumenten ableitbar wäre, sondern um ein „Zumutesein“: als ob dies oder das eintreten könnte. Die Unbestimmtheit stammt nicht aus der Logik, sondern aus dem Gefühl.

Noch ein Schritt weiter, und nicht einmal vermutungsweise wird eine konkrete Zukunftsbeschaffenheit vorweggenommen, sondern lediglich die Tendenz, eine solche zu suchen; sie tritt auf als „Frage“. Über den Ursprung solchen echten Fragens und aller wissenschaftlichen Problematik aus dem Gefühlszustand der Desorientiertheit und Verwunderung ist ja schon an anderer Stelle ausführlich gesprochen worden; wir können darauf verweisen (S. 386/7).

3. Erwartung. Furcht. Hoffnung

Waren die bisher besprochenen vorgeirenden Gefühle auf die objektive Zukunft einer Eigentat oder eines Ereignisses gerichtet, so beziehen sich die nun zu erörternden Gefühle auf die subjektive Zukunft der eigenen Zuständigkeit. *U n e r f ü l l t h e i t* wird erlebt; *k o m m e n d e E r f ü l l u n g* wird vorgefühlt.

a) Im *E r w a r t u n g s g e f ü h l* erlebt der Mensch eine eigentümliche Zeitverschiebung seiner selbst. Die Gegenwart ist nichts als Vorstufe, Gespanntheit nach vorn hin. Der Mensch lebt „eigentlich“ schon in der Zukunft, obgleich deren Wann und Wie

noch vieldeutig ist. Vereindeutigung und damit Entspannung und Abschluss werden angestrebt. Wenn der Volksmund von der schwangeren Frau sagt, sie sei „In Erwartung“, so drückt er damit treffend aus, dass ihre seelische Verfassung ganz Zukunftsgerichtetheit des Gefühls ist.

Das erwartete Erlebnis hat für den Erwartenden starke *personale Nähe*, unabhängig von dem objektiven Zeitabstand. Es gibt Menschen, die schon in relativ jungen Jahren ihren Tod „erwarten“, andere, die noch als alte Leute diese Erwartung kaum fühlen.

Auch die *Abhebungsgrade* des erwarteten Tatbestandes können sehr verschieden sein. Für das Kind, das zum ersten Male im Theater vor einem geschlossenen Vorhang sitzt und das unbekanntes Märchenspiel erwartet, ist das Gefühl eben wegen seiner Ungestaltetheit viel eingebetteter und damit erregender, als das des Erwachsenen, der ein ihm wohlbekanntes Stück sieht und nun bestimmte Szenen und Textstellen erwartend vorwegnimmt.

Der Unterschied besteht auch *typenpsychologisch*. Manche Menschen, besonders jugendliche, sind ständig „in Erwartung“ von irgend etwas, das aber durchaus unbestimmt ist; es ist fast das rein gestaltlose Zumutesein fehlender Erfüllung. Andere Menschen sind so wirklichkeitsverhaftet, dass sie Erwartungsgefühle nur gegenüber solchen Zukunftsvorgängen kennen, die mit hochprozentiger Wahrscheinlichkeit und in weitgehend voraussehender Form eintreten dürften.

Der in der Erwartung liegende starke Antrieb zur Erfüllung und Entspannung kann leicht zu Kurzschlüssen führen: *Erwartungssuggestion*¹⁾. Der am Platz des Stelldicheins wartende hält jede in weiter Ferne auftauchende Person für die erwartete. Der Schiffbrüchige auf treibendem Wrack glaubt immer wieder am fernen Horizont eine Rauchwolke oder ein Segel zu sehen.

In Hinblick auf die Lust/Unlust-Dimension ist die Erwartung neutral; es gibt ängstliche, es gibt freudige, es gibt auch eine indifferentere Erwartung, die nichts als Spannung ist. Wo Lust oder Unlust dem Unerfülltheitserlebnis einen ausgesprochenen Akzent geben, haben wir es mit Hoffnung und Furcht zu tun.

¹⁾ s. S. 633.

Deshalb sind Hoffnung und Furcht noch weniger objektivierend als Erwartung; die objektive *W a h r s c h e i n l i c h k e i t* des künftigen Ereignisses spielt eine weit geringere Rolle. So mancher erhofft das grosse Wunder, das wider alle Erwartung eintreten soll; ein anderer „sieht Gespenster“, d.h. fürchtet Ereignisse, für deren Eintreten kein plausibler Grund vorliegt.

Die beiden Gefühle sind übrigens, entwicklungspsychologisch betrachtet, nicht von gleicher Ursprünglichkeit; denn Hoffnung setzt, auch in ihrer einfachsten Erscheinungsform, eine gewisse *V o r s t e l l u n g* des künftigen Zustandes, also Abhebung voraus.

Anders die Furcht.

b) Die *Q u e l l e*, aus der *F u r c h t* entspringt, ist ein schlechthin unlustvolles Zumutesein der Unsicherheit, des Nicht-Fertigwerdens mit Leben und Welt, noch unabhängig von irgend einer *b e s t i m m e n* für die nächste Zukunft drohenden und vorgestellten Gefährdung. Es ist erforderlich, hier auch sprachlich zu sondern und jenes gestaltlose Zumutesein als „*A n g s t*“ von der gegenstandsbezogenen „Furcht“ zu unterscheiden. Man ängstigt *s i c h*, aber man fürchtet *e t w a s*¹⁾. Ein wichtiges Ingrediens der Angst ist die Beklommenheit, die physiologisch (z.B. durch Unregelmäßigkeiten der Zirkulation) bedingt ist. Aber diese allein würde ja nur eine gegenwärtige Unlust bedeuten, während in der Angst doch schon der (freilich noch unspezifizierte) Zukunftsbezug steckt; man ängstigt sich nicht vor dem, was ist, sondern vor dem, was kommt. Angst ist der erste dumpfe Bewusstseinsniederschlag jener personalen Grundtatsache der *W e l t f r e m d h e i t*: dass der Mensch seiner Welt nie völlig eingepasst, in ihr nie absolut heimisch ist, dass vielmehr in jedem Augenblick sein Weiterexistieren in ihr zweifelhaft ist und neu erkämpft werden muss.

Spezialisiert sich dies Gefühl der Weltfremdheit auf einen sich abhebenden *A u s s c h n i t t* der Welt, dann wird daraus das Gefühl der *U n h e i m l i c h k e i t* und damit die einfachste Form der Furcht. In einem völlig dunklen Raum z.B., der sich weder als der altbekannte noch als ein offenkundig anderer gibt, fehlt dem Kinde das umgehende Gehäuse, jene überschaubare

¹⁾ Vgl. Psychol. d. fr. Kindheit, S. 444 ff.

personnahe Zwischensphäre zwischen sich und der Ferne; darum ist die Dunkelheit für das Kind „unheimlich“. Es fehlt aber damit auch die Möglichkeit zu abgehobener Einstellung auf das, was bevorsteht: darum erweckt das Unheimliche Furcht. Zu dieser ersten Furcht gehört also noch nicht das Wissen um eine bestimmte Gefahr, sondern nur die Beunruhigung der personalen Nähe, die Unmöglichkeit angemessener Steuerung des Verhaltens.

Wenn ein 1½ jähriger Knabe vor einem Regenschirm, der plötzlich in seiner unmittelbaren Nähe in der Richtung auf ihn aufgespannt wird, schreiend fortläuft, so haben wir ein solches unheimliches Erlebnis vor uns. Er fürchtet den Schirm nicht, weil er schon einmal etwas Unangenehmes mit ihm erlebt hätte, sondern weil da plötzlich etwas Grosses, Fremdes die Selbstverständlichkeit des Daseins durchbricht und darum als unbestimmte Drohung wirkt ¹⁾.

Die Furcht vor dem Unheimlichen stellt einen personalen Gegenpol dar zu jenem Drange der Menschen, der ihn gerade zu Fremdem, Neuem hindrängt: Neugierde, Abenteuerlust u.s.w. Sie ist eine Art Schutz oder doch Bremsvorrichtung gegen das hemmungslose Sicheinlassen mit dem Unbekannten ²⁾.

Auf eine eigenartige Spezifikation der Unheimlichkeitsfurcht muss noch besonders hingewiesen werden. „Unheimlichkeit“ kommt nämlich nicht allem gleichmäfsig zu, was nicht ins „Heimische“, Vertraute passt; vielmehr gibt es — zum mindesten beim Tiere — eine erblich bedingte Unheimlichkeitsauslese („Spezifische Erbfurcht“). Über einen Hühnerhof mit ganz jungen Küken mögen vielerlei Vögel hinwegfliegen, die alle nicht zur „Welt“ der Küken gehören, und deren Fremdheit in keiner Weise die Küken berührt. Nun aber taucht ein Habicht am Himmel auf: und sofort zeigen die Küken offenbare Zeichen von Angst und suchen einen Schutz. Sie haben vorher nie einen Habicht gesehen und haben weder direkte noch indirekte Erfahrungen über seine Gefährlichkeit machen können, trotzdem ist er, und nur er von allen Vögeln, ihnen „unheimlich“. Die Erfahrungsunbedürftigkeit und der zweckmäfsige Antriebscha-

¹⁾ Weitere Beispiele für diese frühe Furcht vor dem Unheimlichen: Psychologie der frühen Kindheit, S. 450 ff.

²⁾ Auf diese biologische Bedeutung der Unheimlichkeitsfurcht hat zuerst Karl Groos hingewiesen.

rakter dieses Furchtgefühls reiht es in die Gruppe der *instinktiven* Gefühle ein.

Die Frage, ob es beim Menschen ebenfalls die spezifische Erbfurcht gibt, ist noch ungeklärt. Die Fürchte vor Dunkelheit und vor Gewitter scheinen nicht dazu zu gehören; sie fehlen bei manchen Kindern durchaus, sind auch, wo sie auftreten, sehr wohl als allgemeine Unheimlichkeitsfurcht oder als Suggestionwirkung zu erklären (vgl. unser obiges Beispiel vom dunklen Zimmer). Am ehesten könnte die Furcht vor wilden Tieren, die sich auch im zoologischen Garten, trotz der Gefahrlosigkeit, einstellen kann, hierher zu rechnen sein. Den Ausdünstungen und dem Gebrüll dieser Tiere kommt wohl eine spezifische Unheimlichkeit zu; das hierdurch erzeugte Gefühl ist vielleicht ein atavistischer Nachhall aus den Zeiten, da diese Tiere reale Furchtquellen für die Menschen bedeuteten (Hypothese von Stanley Hall).

Oberhalb der bisher geschilderten Arten des Furchtgefühls steht nun die eigentliche *Erfahrungsfurcht*: die gefühlsmäßige Vorwegnahme einer *bekannt*en Bedrohung. Das unerfahrene Kind greift noch arglos in die Flamme; nur „gebranntes Kind scheut das Feuer“. Hier ist also der künftige Tatbestand sehr weitgehend abgehoben: es wird etwas Bestimmtes *befürchtet*. Ob dies auf Grund direkter oder indirekter Erfahrung geschieht, ist für das Wesen dieser Furcht gleichgültig. Die Furcht vor dem Zahnarzt ist „empirisch“ — mag man selbst schon einmal die Unannehmlichkeit zahnärztlicher Behandlung verspürt oder nur durch andere davon gehört haben.

Hier muss nun freilich ein Missverständnis vermieden werden, das aus der alten Assoziationspsychologie stammt. Danach wäre die Furcht vor dem Zahnarzt die Vorwegnahme des bevorstehenden *Schmerzgefühls*¹⁾ auf Grund der früheren Erfahrungen. Davon ist keine Rede. Man denke nur an das häufige Erleben nach Ablauf des gefürchteten Tatbestandes: „Es war lange nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte“. Furcht ist ein Unlustgefühl *anderer* Art, als jene Unlust, die dann dem Tatbestand selbst, wenn er eintritt, anhaftet. Diese „andere Art“ lässt sich natürlich nur umschreiben. Die Furcht ist zunächst viel weniger gestaltet als das gefürchtete Präsenzgefühl. Gerade durch

¹⁾ Man beachte den Unterschied gegenüber unserer Formulierung zu Beginn des vorigen Absatzes.

ihre Ungewissheit, Vieldeutigkeit und unbestimmte Dauer wird sie so quälend — während das gefürchtete Ereignis selbst nachher zeitlich und qualitativ scharf determiniert und daher auch in seinem Gefühlsniederschlag anders strukturiert ist. Ungewissheit und Vieldeutigkeit aber geben der Furcht nun die Tendenz, über das früher tatsächlich Erfahrene hinauszugehen und das zu Befürchtende *a u s z u m a l e n*. Es spielt also neben dem Gedächtnis die *P h a n t a s i e* eine bedeutende Rolle; ja wir können diesen Satz geradezu umkehren: Das Fürchten ist (neben dem Wunsche) der Hauptmotor für die Betätigung der Phantasie ¹⁾.

Mag die objektive Gefährdung noch so sehr vorwegnehmende Gefühle der Furcht rechtfertigen, mag eine weitgehende Erkenntnis der bevorstehenden Lage den Rahmen für den Furchtinhalt liefern: die Intensität des Gefühls, die Rolle, die es im Lebensvollzug spielt, und die Ausmalung, die der Inhalt erfährt, ist doch weitgehend durch die subjektiv-personalen Faktoren bedingt: durch das angstvolle Zumutesein und durch die spontane Phantasiearbeit, die dieser Angst eine Art intellektueller Selbstrechtfertigung verleiht.

Deshalb gibt es auch eine personale *D i s p o n i e r t h e i t* zu Angst- und Furchtgefühlen, die *Ä n g s t l i c h k e i t*. Und es gibt krankhafte Abartungen dieser personalen Zustände: eine allgemeine, jede Daseinsfreude und jeden Mut zur Aktivität erstickende Lebensangst (Depression); und dann wieder grundlose Befürchtungszustände, die sich auf ganz bestimmte Gegenstandsbereiche beziehen: „*P h o b i e n*“. Es ist nicht zufällig, dass diese phobischen Gegenstandsbereiche sich zumeist decken mit den früher erwähnten Sphären der Unheimlichkeit: so Räume, die ihre Vertrautheit verlieren (Platzfurcht) und bestimmte Tiere (z.B. Hunde-Phobie). Vermutlich wird eine allgemeine krankhafte Angst die gegenstandslos ist oder ihren ursprünglichen Gegenstand verloren hat, *s p e z i f i z i e r t* in der Richtung des geringsten Widerstandes, d.h. an Objektsphären gehängt, für welche anlagemäßig eine besondere Bereitschaft zu Furchtreaktionen vorhanden ist.

Wir verfolgten die Abhebungs- und Objektivationskala der Furchtgefühle von der gegenstandslosen Angst über Unheimlichkeitsgefühl und spezielle Erbfurcht bis zur Erfahrungsfurcht;

¹⁾ Vgl. S. 462.

die Skala hat dann noch eine letzte Stufe: die *Sorge*. Auch *Sorge* ist ein zukunftsgerichtetes Unlustgefühl; doch tritt hier an die Stelle akuter Erregtheit eine länger anhaltende zehrende Spannung. Die geringere Gewaltsamkeit und längere Dauer des Gefühls ermöglicht eine viel reichere Struktur der begleitenden Abhebungen, und zwar sowohl intellektuellen wie der willensmäßigen. Aus dem „Sich um jemanden sorgen“, das noch der Furcht nahe steht, wird das „Für ihn sorgen“, das ganz überwiegend ein Denken und Handeln ist. Es kann hier sogar zu einem Umschlag der Gefühlsbetonung kommen: die *Sorge*, welche eine Mutter ständig ihren Kindern widmet, kann ganz frei von unlustvoller „Besorgnis“, kann durchaus freudig sein.

c) Der Gegenpol der Furcht, die *Hoffnung*, spielt als *Erlebnis*-Bestand lange nicht die Rolle, wie die Furcht. Beim Tier scheint *Hoffnung* als zukunftsgerichtetes Gefühl ganz zu fehlen, während doch die Furcht schon recht stark ausgebildet ist. Das *menschliche* Leben schwankt ja dauernd zwischen Furcht und *Hoffnung*; aber die Furcht stellt sich nicht nur, wie schon erwähnt, entwicklungsmäßig früher ein, sondern sie hat auch dort, wo sie sich mit *Hoffnung* mischt oder abwechselt, den wuchtigeren Erlebnisakzent. — Wie ist dies zu interpretieren? Naheliegt eine pessimistische Ausdeutung: es gebe im menschlichen Leben eben viel mehr zu fürchten als zu hoffen. Aber eine solche Begründung transponiert das Problem aus dem subjektiven Erleben in die objektiven Bedingungen des Lebens, und eine solche Transposition ist bei beiden Gefühlen nicht gleichsinnig möglich. Denn die objektiven Ziele der *Hoffnung* sind grossenteils auch die objektiven Ziele des Planens und Wollens, während die objektiven Gegenstände des Befürchtens der eigenen Aktivitätsrichtung zuwider sind. Deshalb fühlt sich der Mensch dem *Tremendum* ausgeliefert und preisgegeben, ehe er sich zu aktivem Gegenstoss aufrufen kann; und er reagiert gefühlsmäßig mit dem *Zumutesein* von Angst, Furcht und *Sorge*. Das *Sperandum* dagegen ist zugleich weitgehend das *Appetendum*; *Zukunftsziele*, deren Erreichung uns wahrscheinlich ist, werden nicht nur erhofft, sondern auch *gewollt*. In der Aktivität des Wollens aber, mitsamt den dazu gehörigen Denkopoperationen, Entscheidungen u.s.w., bleibt nur wenig Platz für ein selbstän-

diges und ausgedehnteres Vorwegnehmen der gleichen Ziele im blossen Gefühl, also für Hoffnung.

Für den tätigen Menschen ist es selbstverständlich, dass er die Erreichung seines Zieles erhofft; als *g e s o n d e r t e s* Gefühlserleben kann diese Hoffnung eigentlich nur in den Pausen des Tuns auftreten und in Bezug auf diejenigen Faktoren des Geschehens, die dem eigenen Wollen entzogen sind. Deshalb haben fast alle Grossen der Geschichte stets auf ihr Glück, auf ihren Erfolg gehofft — aber eigentlich so, dass die Hoffnungen sie nicht stark beschäftigten, weil sie für Gefühle eben wenig Zeit hatten.

Intensiv hoffen kann daher nur der Mensch, der vorwiegend *p a s s i v* ist, oder in Lagen, die ihn zur Passivität verurteilen. Träumernaturen spinnen ihre Hoffnungen zu bunten Geweben aus — aber versäumen darüber das Handeln in der Richtung auf die erhofften Ziele. Frauen, die ihre Männer in den Krieg ziehen lassen mussten und die nichts Positives zum Schutz der Männer tun können, haben nichts Anderes als ihre Hoffnungen, die ihr Erleben unablässig beschäftigen. Aber gerade dieses Beispiel zeigt, dass die Hoffnung als solche kein reines Lustgefühl ist. Denn die dem eigenen Wollen entzogenen Faktoren können ja die Erreichung des Zieles ebenso vereiteln wie fördern; das passive Hoffen ist daher zugleich ein Fürchten. Der Fall, dass sich die Hoffnung zur Gewissheit der Ahnung verdichtet „ich werde ihn wiedersehen“, ist seltener als der umgekehrte Fall: dass die Furcht alle anderen Gefühle überschattet und auch kein Hoffen mehr aufkommen lässt.

Aber diese Wechselbeziehung von Hoffnung und Furcht hat auch ihre positive Wirkung, die *S u b l i m i e r u n g* der Furcht. Es ist ein Kennzeichen des *m e n s c h l i c h e n* Fürchtens im Gegensatz zum tierischen, dass es durch Hoffen gemildert, vergeistigt und schliesslich überwunden werden kann. Das gilt im einzelnen und im ganzen. Denn wenn wir oben die „Lebensangst“ als ein den Menschen durchströmendes und peinigendes Urgefühl bezeichneten, so müssen wir hier daran erinnern, dass der Mensch dieser Totalangst auch eine *T o t a l h o f f n u n g* gegenüberzustellen vermochte: die Hoffnung auf Lebenserfüllung und auf Unsterblichkeit.

III. RÜCKGREIFENDE GEFÜHLE

1. Positive Gefühlsbeziehungen zur Vergangenheit

Die Skala: Unbewusstheit — Gefühl — abgehobene Bewusstheit wird nicht nur in dieser Reihenfolge durchlaufen, sodass das Gefühl die Vorstufe für die stärker strukturierte und objektivierte Erlebnisweise ist, sondern auch in der umgekehrten. Was irgend einmal da gewesen war als abgehobener Bestand: als Erfahrung, Gedanke, Wollung, Handlung, sinkt ab in tiefere Schichten der Person, bettet sich ein, wird unbewusst. Aber mitten auf diesem Wege zur völligen Unbewusstheit liegt das eingebettete Gefühls-Erleben. Die mnemischen Nachwirkungen früheren Geschehens machen sich ja zum Teil rein automatisch, also unbewusst, geltend: in erworbenen Reflexen, Gewöhnungen und Anpassungen; aber dort, wo sie noch eben das Niveau des Bewusstseins streifen, oder wo sie durch irgend einen Anlass in Bereitschaft sind, wieder bewusst zu werden, regen sie sich als Gefühle.

So reicht die gefühlsmäßige Verknüpfung der Person mit ihrer Vergangenheit viel weiter und greift viel tiefer als jene Beziehungen, die durch ein Wissen um jene Vergangenheit geschaffen werden. Der Zusammenhang des erwachsenen Menschen mit seiner Kindheit, und jedes Individuums mit seinen Vorfahren, seinem Stamm, seinem Volk, seiner Gemeinschaft, seiner Heimat ist ihm nicht nur durch Erinnerung, durch gewusste Geschichte, durch gemeinsame Ideale, durch bestimmte Bräuche, Sitten, Pflichten, — also durch abgehobenes Erkennen und Handeln — gewährleistet, sondern in viel elementarerer Weise durch Gefühle, mögen sie auch noch so wenig Gestalt besitzen.

Auch hier steht am Anfang ein ganz vages, gegenstandsloses Zumutesein: das Vertrautheitsgefühl. Die ständige Umgebung ist dem Menschen zwar, solange er in ihr tätig und durch bestimmte Einzelziele absorbiert ist, nicht bewusst gegenwärtig. Aber jedes kleinste Nachlassen aktiver Anspannung lässt dieses Ruhen im Bekannten, diese Verknüpfung mit dem Liebgewordenen fühlen, wobei noch garnicht Einzelheiten abgehoben

zu werden brauchen. Besonders lebhaft aber wird das Gefühl bei Umgebungswechsel, ja selbst bei einem nur gedachten (erst wenn man erwägt, seinen Wohnort zu wechseln, merkt man, wie sehr man mit der bisherigen Umwelt verwachsen war). Umgekehrt bricht bei Heimkehr aus der Fremde das Vertrautheitsgefühl mit starker Intensität hervor; das Wohlgefühl, nach längerer, noch so schöner Reise „wieder daheim zu sein“, beruht nicht etwa nur darauf, dass man bestimmte Behaglichkeiten, die man unterwegs vermisste, jetzt wieder genießen kann; diese Spezialfreuden ruhen vielmehr in dem viel allgemeineren Gefühl des „Zu-mir-Gehörens“ der Umgebung, die durch den früheren Kontakt mit mir geradezu ein Stück meiner Persönlichkeit geworden war.

Wie ursprünglich dies Vertrautheitsgefühl ist, zeigt das ganz kleine Kind, das schon in den ersten Lebensmonaten der Mutter gegenüber ein durchaus anderes Ausdrucksverhalten bekundet als zu fremden Menschen, und zwar bereits in einer Zeit, in der sicher noch keinerlei „Erinnerung“ an die früheren Begegnungen mit der Mutter vorhanden sind. — Ein 2—3 jähriges Kind begrüßt nach Heimkehr von mehrwöchiger Reise jubelnd sein Zimmer und sein Bettchen, obwohl es draussen diese Dinge garnicht offensichtlich vermisst hatte und auch jetzt beim Wiedersehen kein Verständnis für die dazwischen liegende Abwesenheit hat ¹⁾.

Das Vertrautheitsgefühl hat verschiedene Gegenstandsbe-
reiche.

Menschen gegenüber führt die Vertrautheit zu Anhänglichkeit und Liebe. Freilich zu einer Liebe ganz bestimmter Art. Die „Geborgenheitsliebe“ des Kindes zur Mutter oder auch zur Pflegerin ist — als rückgreifendes Gefühl — durchaus verschieden von der Liebesform der „Erotik“, die das Neue, Fremde, erst zu Enthüllende sucht ²⁾. — Aber auch zwischen Erwachsenen gibt es jenes Gefühl des Zueinandergehörens, das wesentlich auf einer Zeitwirkung beruht. Das Phaenomen der Treue ist grosenteils aus solchen rückgreifenden Gefühlswirkungen zu erklären.

In räumlicher Hinsicht wird das Vertrautheitsgefühl

¹⁾ Vgl. über das Vertrautheitserleben auch S. 278. — Viele Beispiele zur Frühentwicklung des Vertrautheitsgefühls in C.u.W. Stern, Erinnerung, Aussage u.s.w.

²⁾ Das gemeinsame Wort „Liebe“ hat die Psychoanalyse dazu geführt, die beiden sehr verschiedenartigen Gefühlweisen für identisch zu halten.

zum „H e i m g e f ü h l“. An diesem Gefühl wird es deutlich, dass im Personalen Räumliches und Zeitliches aufs Engste zusammenhängen. Denn die besondere Raumbeziehung, die hier gefühlt wird, s t a m m t ja aus dem Zeitlichen, aus der unlösbar gewordenen Beziehung zum lange Zeit Dagewesenen. Der Mensch bedarf einer Sphäre, in der er sich „heimisch“ fühlt; er erlebt sie als eine Erweiterung seiner körperlichen Existenz, als das sichernde Bindeglied zwischen seinem nackten personalen Selbst und der fremden Welt. Oder vielmehr: es ist ein Inbegriff von vielen Sphären verschiedener Weite. In einer bestimmten, gewohnten Kleidung fühlt man sich heimisch, in einer anderen unbehaglich, sich selbst entfremdet. Die dauernde Wohnstätte wird durch das Vertrautheitsgefühl zum „Heim“. Das weitere Feld bevorzugten Aufenthalts und regelmässiger Betätigung wird zum „Lebensraum“¹⁾. Die weiteste Sphäre ist die „Heimat“, die den gefühlsmässigen Hintergrund für alle einzelnen Vertrautheiten bildet.

Endlich kann sich das Vertrautheitsgefühl an das G e s c h e h e n knüpfen, sei es an das eigene Tun, sei es an das Leben, das den Menschen umgibt. Die Rückkehrfreude aus der Fremde in die Heimat ist nicht nur eine solche des Wiedersehens der vertrauten Umgebung, sondern auch die Genugtuung über das Wiederaufnehmenkönnen der gewohnten Verrichtungen, über das Umspültwerden vom heimischen Dialekt, und das Wiedereingliedertsein in die bekannten Bräuche.

In seiner elementarsten Form ist das Vertrautheitsgefühl durchaus a t m o s p h ä r i s c h e r Natur, eine Gesamtstimmung, in welche die besonderen Gefühlstöne der wahrnehmbaren Menschen, Dinge und Geschehnisse noch ungeschieden eingebettet sind. Normaler Weise ist sich der Mensch dessen nicht bewusst, w a s ihn so einzigartig an seine Heimat fesselt, w a r u m sie einen so ganz anderen Gefühlston hat als jede andere, selbst die schönste, Gegend. Sobald er aber nun Einzelheiten aus diesem Gefühl abzuheben beginnt, dann wird auch der personal-h i s t o r i s c h e Bezug deutlich. Denn dann ist jene Landschaft und dieses Zimmer nicht um ihrer gegenwärtigen Wahrnehmungsbeschaffenheit a n s i c h so besonders teuer, sondern weil aus ihnen Ver-

¹⁾ Vgl. hierzu Martha Muchows Studien über den Lebensraum des Grossstadtkindes.

gangenheit spricht und zwar selbstbezügliche, bis in die Gegenwart hinein reichende Vergangenheit.

Wir finden also bei den rückgreifenden Gefühlen das Analoge wie bei den vorgreifenden. Auf primitivster Stufe fehlt noch das *Bewusstsein* des Zeitbezugs nach vorn bzw. rückwärts: so wenig wie dem Instinktgefühl das Ziel in der Zukunft erlebnismäßig mitgegeben ist, sowenig dem ursprünglichen Heimatsgefühl oder der Geborgenheitsliebe die Herkunft aus der Vergangenheit. Auf höherer Stufe tritt nun dieses Bewusstsein hinzu. Es ist z.B. sehr interessant zu beobachten, wie aus der unbekümmerten Geborgenheitsliebe des Kindes zu den Eltern bei erwachender Pubertät ein anderes, *historisch gefärbtes* Gefühl: der Dankbarkeit, der Pietät, des Familiensinnes sich entwickelt. Der Mensch beginnt jetzt seine eigene *Lebenskontinuität* mit zu erleben; und so fühlt er in seinem Jetzt und in seinen Zukunftsaufgaben die Vergangenheit wirksam und verpflichtend.

Aber in derselben Entwicklungsstufe erwacht auch der *Ahnensitz*. Das Gefühl der Zugehörigkeit greift noch über die Zeit der eigenen Existenz zurück und bettet das eigene Leben in die Folge der Generationen ein. Und immer weiter breitet sich dies Gefühlserleben nach rückwärts aus: Stammesgefühl, Nationalgefühl, Vaterlandsgefühl sind niemals nur Erlebnisse des gegenwärtigen Bestandes von Stamm, Nation, Vaterland, sondern zugleich historische Gefühle. Viel primitiver als historisches Wissen und Erkennen sind diese Gefühle, deren Abhebungen in Mythen, Sagen und geheiligten Überlieferungen, in Heroenkult, Erinnerungsfesten und Symbolverehrung bestehen.

Es gibt einen bekannten Spruch der Volkspsychologie: „Das Gefühl ist konservativ, der Verstand ist fortschrittlich.“ Das trifft sicherlich zu für die bisher besprochenen rückgreifenden Gefühle. Denn in diesen wird ja eine Bindung an Vergangenes erlebt, die zugleich als Antrieb wirken muss, an dem alten Bewährten festzuhalten. Die Lustbetontheit, die der Vertrautheit, dem Geborgen- und Heimisch-Sein zukommt, ist zugleich ein Signal zur Fortsetzung des Weges in gleicher Richtung; was von diesem Weg ablenkt, insbesondere logische Erwägung, die die Unangepasstheit des Alten an die gegenwärtige und zukünftige Situation einsichtig macht, hat es schwer, sich gegenüber der Zähigkeit der histori-

schen Anhänglichkeit durchzusetzen. Darum sind selbst Menschen, die im allgemeinen dem Neuen und Kommenden aufgeschlossen sind, konservativ in jenen Bereichen, in denen ihr Gefühlsleben stark rückgreifend verankert ist.

Allein jener populäre Spruch hat doch nur sehr partielle Gültigkeit. Denn weder sind alle rückgreifenden Gefühle lustbetont und darum auf Konservierung des Alten eingestellt, noch ist die Überwindung des Überkommenen lediglich eine Tendenz des Verstandes, vielmehr ebenfalls in Gefühlen, nämlich vorgreifenden Gefühlen verankert. Die so entstehenden Komplikationen bedürfen noch einer kurzen Erörterung.

2. Negative Beziehungen zur Vergangenheit

Rückgreifende Gefühle mit Unlustbetonung gibt es in doppelter Form.

Die erste, einfachere Form ist das Trauergefühl. Die Bindung an die Vergangenheit wird in voller Stärke erlebt; aber die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart ist abgebrochen; das Gewesene ist „vergangen“ im engsten Sinne des Wortes. Die innige Vertrautheit mit ihm kann daher nicht als selbstverständliche lustbetonte Geborgenheit, sondern nur als schmerzliches Vermis sen gefühlt werden.

Die „mnemische Spaltung“¹⁾, deren gefühlsmäßige Auswirkung wir hier vor uns haben, kann ebensowohl endogen wie exogen bedingt sein. Die Entwicklungsnotwendigkeiten jedes Menschen erfordern ja dauernd das Überwinden früherer Stadien; aber das Darüber-Hinauskommen ist doch nicht ein völliges Davon-Freikommen; und so wird aller Fortschritt durch schmerzliche Verluste erkaufte. Am deutlichsten sind diese rückgreifenden Gefühle bei den Klagen um „das verlorene Kindheitsparadies.“

Äussere Umweltänderungen und Schicksalsschläge reißen den Menschen ebenfalls aus dem Kontakt mit dem Liebgewordenen: der Emigrant, der die Heimat verlassen musste, der Angehörige eines eben Verstorbenen ist nicht nur traurig (d.h. gegenwärtigen Schmerz erlebend), sondern auch „trauervoll“, (d.h. das Nichtmehr-Gegenwärtigsein von vertrauter Vergangenheit fühlend).

¹⁾ Vgl. S. 345.

Eine mildere Form dieses Trauergefühls ist die *W e h m u t*. Das Vermissen des Verlorenen ist auch hier noch vorhanden. Aber zugleich wird doch auch die Stetigkeit empfunden, welche die lieb-gewesene Vergangenheit in liebgewordene Erinnerung verwandelt, und über diesem Erinnerungshintergrund kann sich schon wieder die Richtung auf neue Ziele entwickeln; die Vergangenheit verblasst gegenüber der Zukunft.

Dort aber, wo die Vergangenheit *n i c h t* abgeschnitten ist, sondern weiter wirkt und die Gegenwart des Menschen gefühlsmäßig bestimmt, kann nun eine neue Form der Unlustbetontheit aufkommen. Denn die Tendenz zur Beharrung im Gegebenen ist ja nur die eine Richtung der menschlichen Entelechie; ihr steht gegenüber — und *e n t g e g e n* — die Tendenz zur Anpassung an die veränderte Situation und darüber hinaus das Entfaltungstreiben zu neuen Formen des Lebens. So gerät das rückgreifende Gefühl in *K o n f l i k t* mit den gegenwarts- und zukunftsbezogenen Gefühlen; und der Zusammenhang mit der Vergangenheit wird nun nicht mehr als Geborgenheit, sondern als *G e b u n d e n h e i t*, nicht als Vertrautheit, sondern als Erstarrung erlebt.

Schon in dem Gefühl der *P i e t ä t* kündigt sich der Konflikt, wenn auch noch leise, an. Wer „aus Pietät“ religiöse Gebräuche hält, wer voller Pietät an Eltern und Ahnen hängt, der fühlt sich zwar noch ganz stark im Vergangenen verankert und würde den Verzicht auf diese Vergangenheit als eine seelische Selbstpreisgabe ansehen; aber doch wird hintergründig schon mitgeföhlt, dass das, was man für die Gegenwart und die Zukunft für sich wünschen und von sich fordern sollte, nicht mehr ganz mit jener Gerichtetheit zusammenstimmt.

Aber die dynamischen Akzente der widerstrebenden Geföhle könne sich verschieben; und dann ist das in die Vergangenheit rückgreifende Gefühl voll starken Leids, weil die von dorthier stammenden Determinationen der eigenen Selbstentfaltung Fesseln anlegen. Dann wird dem Menschen das Gewohnte und Vertraute zum Überdruss und Ekel; dann verwandelt sich die Geborgenheitsliebe in lähmendes *A b h ä n g i g k e i t s g e f ü h l*. Diese vergangenheitsgerichteten Geföhle sind nun nicht mehr konservativ, sondern revolutionär; die aus ihnen stammenden Antriebe gehen auf Lösung der Vergangenheitsbindung, auf Kampf gegen sie, ja auf Zerstörung der Wurzeln, mit denen sich der Mensch im Gewesenen verankert föhlt.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL

GEFÜHLSDISPOSITIONEN

Wir haben schliesslich diejenigen Tatbestände des Gefühlslebens zu besprechen, die nicht eine eindeutige Beziehung zu einer der drei Zeitphasen Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft haben, weil sie *dauernde* Begleiter des personalen Lebens sind. Solche dauernde Beschaffenheit kann natürlich nur in *dispositioneller* Form vorhanden sein. Freilich bedeutet Dauer nicht immer „Lebenszeit“; wie alle Dispositionen, können auch die des Gefühlslebens sehr verschieden lange Zeit den Hintergrund der akuten Gefühlserlebnisse einer Person bilden.

Da die hierhergehörigen Tatbestände grossenteils in die Sphäre der differentiellen Psychologie gehören, müssen wir uns an dieser Stelle mit kurzen Andeutungen begnügen.

Für die Gefühlsdispositionen gilt wenn möglich in noch höherem Masse als für die einzelnen Gefühlserlebnisse, dass ihre Trennung von den anderen Bereichen des Psychischen künstlich, ja gewaltsam ist. Denn die Art, wie ein Mensch zu fühlen pflegt, ist so eng verschmolzen mit der Dauerbeschaffenheit seines Strebens und mit seinen geistigen Dispositionen, mit seinen Handlungs- und Ausdrucksformen, dass es Sache der Willkür ist, unter welcher Rubrik sie behandelt werden. (So würden die Temperamente eben so gut in die Kapitel über personale Dynamik, die Interessen in die Erörterungen der geistigen Phänomene passen.)

I. RÜSTUNGSDISPOSITIONEN, INSBES. TEMPERAMENTE

Die menschliche Fähigkeit und Bereitschaft, Gefühle zu erleben, variiert sehr stark nach Grad und Art. Sie wird zusammengefasst unter dem Wort „Gemüt“. Alle jene Merkmale, die wir den einzelnen Gefühlserlebnissen zuschreiben,

wie Intensität, Breite, Tiefe, Echtheit, Ernsthaftigkeit u.s.w., können — sobald das eine oder andere von ihnen in einer Person dauernd prävaliert — zum Kennzeichen der Gemütsbeschaffenheit werden. So sprechen wir „tiefes“ Gemütsleben jenem zu, dessen Gefühle in der Tiefendimension stark ausgeprägt sind. Wir nennen einen Menschen „ernsthaft“, an dessen Seelenstruktur unernste, spielerische, scheinhafte Gefühle sehr wenig beteiligt sind.

Am bekanntesten ist diejenige Typisierung der Gemütseigenschaften, die mit den beiden *p o l a r e n* Merkmalspaaren der Gefühle: Lust/Leid, Erregung/Beruhigung in Beziehung steht. Jenes Vierfelder-Schema, das wir für Einzelgefühle, für Stimmungen und für Affekte anwandten ¹⁾, ist auch verwertbar zur Gliederung der Gefühdíspositionen, ja es hat hier sogar seine allererste Verwendung gefunden, in dem System der vier *T e m p e r a m e n t e*.

Menschen, in deren Erleben lustvolle Gefühle konstitutionell überwiegen, nennt man „eukolisch“, den entgegengesetzten Typ „dyskolisch“ (bezogen auf die daraus erwachsenden Lebensanschauungen: „optimistisch“ und „pessimistisch“). Mit dieser Scheidung kreuzt sich die andere, die durch eine vorwiegende Bereitschaft zu erregenden oder zu ruhigen Gemütszuständen gebildet wird; und so entstehen vier Felder, in welchen sich die vier, von alters her bekannten, Bezeichnungen für die menschlichen Temperamente zwanglos einfügen. Vergleicht man das Schema mit den früher aufgestellten Vierfelder-Schemen, dann wird sich ergeben, dass die analogen Felder jeweilig zusammengehörige Phänomene aufweisen. So sind für den „*S a n g u i n i k e r*“ besonders kennzeichnend: lustvolle Funktionsgefühle, Stimmungen der Fröhlichkeit, Affekte des Jubels. Für den „*C h o l e r i k e r*“:

		<i>Lustbereitschaft</i> (<i>Eukolie</i>)	<i>Leidbereitschaft</i> (<i>Dyskolie</i>)
<i>Tendenz</i> <i>zu</i>	<i>Erregung</i>	Sanguinisch	Cholerisch
	<i>Beruhigung</i>	Phlegmatisch	Melancholisch

Vierfelderschema der Temperamente

¹⁾ Vgl. 736, 760, 761.

leidvolle Funktionsgefühle, Stimmungen des Ärgers, Ausbrüche des Zornes. Für den „P h l e g m a t i k e r“: lustvolle Zustandsgefühle, Stimmungen des Behagens. Für den „M e l a n c h o l i k e r“: leidvolle Zustandsgefühle, Stimmungen der Traurigkeit, des Lebensüberdrusses.

Das Schema ist ein bequemes Ordnungsmittel der Temperamente, aber auch nicht mehr; es bietet methodische Gesichtspunkte, ist jedoch keineswegs erschöpfend. Die Temperamente sind eben nicht nur durch die hedonischen und die dynamischen Gefühlsmerkmale gekennzeichnet, sondern auch durch andere, die in dem Schema nicht enthalten sind. Sehr charakteristisch sind die Unterschiede zeitlicher Ablaufsformen: zum Sanguiniker und Choleriker gehört im Allgemeinen schneller Wechsel, zu den beiden anderen Typen Nachhaltigkeit der Gefühlszustände¹⁾. Ferner ist ihre direkte oder gehemmte Beziehung zu den Willenshandlungen wichtig; deshalb haben manche Psychologen die Gesichtspunkte der vorwiegenden Aktivität oder Nicht-Aktivität, der starken oder schwachen Reagibilität u.s.w. für ihre Gliederung der Temperamentstypen benutzt.

Endlich zeigen die Temperamente deutlich ausgeprägte körperliche Komponenten: Verschiedenheit in Tempo, Ausgiebigkeit, Flüssigkeit der Bewegungen, Neigung zu Schlankheit oder Fettleibigkeit u.s.w.²⁾ Im Grunde sind die Temperamente überhaupt nicht rein psychische Beschaffenheiten, sondern psychophysisch neutrale Ausprägungen der Person in ihrer Totalität.

Auch in diagnostischer Hinsicht darf das Schema nicht überschätzt werden. Kant hatte in seiner „Anthropologie“ noch die Behauptung aufgestellt, dass die vier Temperamente feste Fächer oder Klassen darstellen, in die sich alle Menschen eindeutig einordnen liessen. Das ist gänzlich unzutreffend. Es gibt — wie übrigens bei allen Typologien — zahlreiche Übergangs- und Schwankungs-Formen; auch innerhalb jeder Gruppe besteht keineswegs eine Gleichförmigkeit der dazu gehörigen Individuen.

¹⁾ In der Heymans'schen Temperamentenlehre wird dieser Gegensatz als „vorwiegende Primärfunktion“, „vorwiegende Sekundärfunktion“ bezeichnet.

²⁾ Vgl. S. 722/3.

Die Temperamentenlehre stammt aus dem Altertum: Galen führte die menschlichen Konstitutionsunterschiede auf physiologische Ursachen zurück, und zwar auf verschiedenartige Mischung¹⁾ der vier Hauptsäfte Blut, Schleim, gelbe Galle, schwarze Galle. Menschen, bei denen das Blut vorwiegt, sind die Sanguiniker, „Schleimige“ die Phlegmatiker, „Gelbgallige“ die Choliker, „Schwarzgallige“ die Melancholiker. Dass eine solche Säftelehre in der modernen Theorie von der inneren Sekretion und ihrer psychologischen Bedeutung eine, wenn auch sehr verwandelte, Auferstehung feiert, wurde schon S. 722/3 erwähnt.

Kant und viele Psychologen des 19. Jahrhunderts beschränkten sich auf rein psychologische Ableitungen der Temperamentsunterschiede, und zwar unter Benutzung von schematischen Kreuzungen einfacher Merkmale²⁾. So liess Kant die vier Temperamente hervorgehen aus der Kombination der Gesichtspunkte: gefühlsmässig/tätig; Anregung/Abspannung. — Wundt kreuzte: starke/schwache und schnelle/langsame Affektveranlagung. — Ebbinghaus: optimistische/pessimistische Regungen; mehr affektartiges/mehr stimmungsartiges Verhalten.

Mehrfach ist auch der Versuch gemacht worden, das Schema durch Anwendung von mehr als zwei sich kreuzenden Merkmalspaaren zu erweitern. Von diesen hat das Schema von G. Heymans empirische Anwendung gefunden, freilich fast ausschliesslich in seinen eigenen Untersuchungen und denen seiner Schüler. Er kreuzt drei Merkmalspaare: Emotionell/nicht-emotionell; aktiv/nicht-aktiv; vorwiegende Primär/Sekundär-Funktionen. Sein Schema lautet:

Emotionell,	nichtaktiv,	primär = „nervös“
„	„	sekundär = „sentimental“
Nicht-emotionell,	aktiv,	primär = „sanguinisch“
„	„	sekundär = „phlegmatisch“
Emotionell	„	primär = „cholisch“
„	„	sekundär = „passioniert“
(Nicht-Emotionell,	nichtaktiv,	primär = „amorph“)
(„	sekundär = „apathisch“)

Für die in Klammern gesetzten Formen fand Heymans keine empirischen Belege.

II. RICHTUNGSDISPOSITIONEN (NEIGUNGEN UND INTERESSEN)

Die dauernde Richtungsbestimmtheit des menschlichen Fühlens ist eng verbunden mit der Richtungsbestimmtheit des

¹⁾ temperare (lat.) = mischen.

²⁾ Die wichtigsten Schemata sind zusammengestellt in meiner „Differenziellen Psychologie“ S. 484.

menschlichen Strebens und Handelns und wurde deshalb schon teilweise an früherer Stelle besprochen. Denn überall, wo der Mensch sich triebmäÙig Zielen zuwendet oder aus Bedürfnissen und Willensmotiven sein Handeln entwickelt, wird zugleich dieses Gerichtetsein geföhlt; und die Intensität solcher Zuwendungsgeföhle gehört mit zu den Bestimmungsgründen dafür, dass der Mensch zur Aktivität übergeht.

Dennoch ist eine besondere Betrachtung notwendig. Denn Handlungen sind ja immer nur vereinzelte, abgehobene Geschehnisse; die Gerichtetheit des Föhlers ist aber eine dauernde Disposition die sich bewusstseinsmäÙig zunächst in einer inneren Beschäftigung mit den Zielen bekundet und sich nur gelegentlich in Aktivität umsetzt.

Solche Dispositionen treten in zwei Hauptformen auf, als Neigungen und als Interessen.

Das Wort „Interesse“ wird in zwei sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht, als Ausdruck für eine akute und für eine chronische Näherungstendenz an ein Ziel.

Interesse als akuter seelischer Zustand ist mit Aufmerksamkeit nahe verwandt. Die beiden Wendungen: „Er hörte mit Interesse zu“ und „Er hörte mit Aufmerksamkeit zu“ schreiben der Person eine augenblickliche Konzentration auf den zu erfassenden Gegenstand zu; nur wird mit „Aufmerksamkeit“ die dynamische Spannung, mit „Interesse“ zugleich die geföhlmäÙige Anteilnahme ausgedrückt.

Auch in Kant's Definition des ästhetischen Genießens als: „Interesseloses Wohlgefallen“ wird „Interesse“ in akutem Sinne gemeint und abgelehnt. Im Moment des Erlebens eines Kunstwerkes soll eine bewusste Gerichtetheit, die auf fernere Ziele geht (z. B. auf Erwerben des Kunstwerkes, auf Vermehrung des Wissens u. s. w.), ausgeschlossen sein. Deshalb steht diese Definition nicht im Widerspruch dazu, dass Interesse im dispositionellen Sinne — als dauernde Einstellung des Geföhls — der Kunst und den Kunstwerken zugewandt sein kann; ja untergründige Interessiertheit unterstützt wesentlich das Zustandekommen des „interesselosen“ Erlebens im Einzelfalle.

Die folgenden Betrachtungen haben es lediglich mit dem dispositionellen Interesse zu tun.

Der Grundunterschied zwischen den beiden Arten der Richtungsdispositionen lässt sich auf die Formel bringen: Neigung ist ein „Haben“ im Geföhls, „Interesse“ ist ein „Suchen“ mit Geföhlsbeteiligung.

Eine Neigung ist gerichtet auf ein konkretes fertiges Objekt, so

wie es ist, ein Interesse auf die Annäherung an ein Ziel, das noch unbestimmt ist. Die Neigung gilt mehr statisch der Wirklichkeit, das Interesse mehr dynamisch den erst zu entwickelnden Möglichkeiten. Darum ist die Gefühlsbetontheit der Neigung unmittlbarer, eingebetteter, die des Interesses mehr abgehoben, kühler, geistiger. Neigung sucht sich ihren Gegenstand möglichst nahe zu bringen, ja, ihn ganz in sich aufzunehmen (zu „introzipieren“); für das Interesse bleibt der Gegenstand stets in einer gewissen Distanz und Verhüllung; denn nur, solange er noch Aufgaben stellt, Rätsel aufgibt, kurz, noch nicht in seiner Ganzheit erobert ist, ist er „interessant“.

Zwei Beispiele.

1) Gefühlseinstellung zu Menschen. — Wenn ein Mensch zu einem anderen eine Neigung fühlt, ihn liebt, verehrt, für ihn schwärmt, dann nimmt er ihn vorbehaltlos hin in seinem gegenwärtigen Sosein. Das Bild des Geliebten, so wie es — stark vom Gefühl durchflutet — als Wirklichkeit gesehen wird, hat Absolutheitscharakter. Die Wirkung der Neigung auf dieses Bild ist eine doppelte: es werden am geliebten Menschen tief gelagerte Wesenszüge sichtbar, die dem gleichgültigen Blick verborgen bleiben; es werden aber auch solche Züge unterdrückt, die dem Gefühl zuwider sind. Liebe macht hellseherisch oder blind, vielleicht stets beides zugleich; einem normalen nüchternen Sehen ist sie nicht günstig.

Wenn sich dagegen ein Mensch A für einen B „interessiert“, dann sucht er dessen Gesellschaft, um Weiteres und mehr von ihm zu erfahren; er wird gereizt durch das Problematische an B. Dabei braucht B durchaus nicht eine „problematische Natur“ zu sein, in deren Wesen es läge, den Menschen Rätsel aufzugeben; oft genug ist es eine ganz individuelle Reaktion des A auf B, weil A fühlt, dass B gerade für ihn seelisch bedeutsam werden könnte. Auf die Entscheidung dieser Frage ist das „Interesse“ gerichtet. Ist sie gelöst, dann tritt an Stelle des Interesses Neigung, Abneigung oder Indifferenz.

2) Gefühlseinstellung zu Gegenstandsbereichen. — Wir brachten an einer früheren Stelle (S. 654, im Zusammenhang mit dem Aufmerksamkeitsproblem) das Beispiel von zwei Freunden, die durch die Landschaft wandern. Was dort von ihrem akuten Verhalten gesagt wurde, lässt sich auch auf ihre Gefühlsdis-

positionen übertragen. Der Eine liebt die Natur; er sucht sie auf, um in ihr geniessend zu ruhen, mit ihr eins zu werden. Der Andere hat starkes Naturinteresse; er wendet sich ihr zu, um ihre Geheimnisse zu ergründen, um sie mehr und mehr geistig zu bewältigen. Wieder hat also das Interesse starke Beziehung zu Fraglichkeit und Problembewusstsein, während die Neigung die Antwort in sich schliesst — oft ohne dass ein Fragen vorangegangen wäre.

Eine besondere Bezeichnung haben wir für die stärksten Grade der Richtungsdispositionen des Gefühlslebens: *Leidenschaften*. Sowohl Neigungen wie Interessen können sich zu Leidenschaften steigern. Diese spielen innerhalb der Dauerstruktur der Person eine ähnliche Rolle, wie die Affekte in den akuten Erlebnissen (s. S. 761): sie stellen Störungen des Gleichgewichts dar. Schon die Worte „Leiden“-schaft, „Passion“ drücken aus, dass ihre Gewalt und Hartnäckigkeit nicht Zeichen echter Aktivität sind, sondern das Gegenteil bedeuten: eine Einschränkung der sinnvoll vielseitigen und geordneten Zielgerichtetheit der Person durch die dauernde Despotie einer Gefühlseinstellung.

Die Richtungsdispositionen des Gefühlslebens haben entweder unmittelbaren oder mittelbaren Charakter.

Die *unmittelbaren* Gefühlseinstellungen gehören dem Grundbestand personalen Wesens an. Der eine besitzt eine ganz ursprüngliche Neigung zur Musik, ein anderer ist erfüllt von einem ebenso unbedingten mathematischen Interesse. Wenn wir diese Tendenzen „angeboren“ nennen, so bedeutet das natürlich nicht, dass sie von Geburt an fertig vorhanden und in allen Einzelheiten festgelegt wären. Sie machen vielmehr lange und mannigfache Entwicklungen durch; und ihre konkrete Ausgestaltung und Betätigungsweise ist weitgehend von empirischen Einflüssen abhängig. Aber Reifung und Beeinflussbarkeit sind doch nur möglich, weil eine angelegte Tendenz nach Verwirklichung drängt. Die Frage nach deren Ursache müsste ins Phylogenetische übergreifen; in der Tat scheinen sich spezifische Gefühlsrichtungen weitgehend erblich zu übertragen. Doch müssen wir es uns versagen, hier Erblchkeitsprobleme zu behandeln.

Vermittelt ist eine Neigung oder ein Interesse dann,

wenn die Gefühlseinstellung ursprünglich nicht dem Gegenstand als solchem gilt, sondern anderen, mit ihm verbundenen Zielen. So kann z.B. ein Schüler eine grössere Neigung für Turnen als für Sprachen haben — nicht wegen seiner Vorliebe für disziplinierte Körperbewegungen, sondern weil er für Turnen keine Hausaufgaben zu machen hat, oder weil er sich dafür nicht geistig anzustrengen braucht. Dann ist also seine Neigung „vermittelt“. Im Laufe der Zeit kann sich übrigens sehr wohl eine vermittelte Neigung in eine direkte verwandeln; der Mensch gewinnt Liebe zu dem Gegenstand, mit dem er sich ursprünglich aus anderen Motiven beschäftigt hatte.

Bei den Interessen tritt der Unterschied zwischen Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit noch deutlicher auf. Gerade weil es sich beim Interesse um eine allmähliche geistige Annäherung an ein Ziel handelt, das zunächst der Person noch wenig eingebettet ist, vermögen Zwischenglieder und vermittelnde Motive eine grosse Rolle zu spielen. Man interessiert sich für ein Gegenstandsgebiet: weil man dafür eine gewisse Begabung besitzt, sodass man in ihm leicht zu Erfolgen zu kommen hofft; oder weil man Kenntnisse und Fertigkeiten aus diesem Gebiet im späteren praktischen Leben braucht; oder weil die Art des Unterrichts in diesem Fach oder die Person des Lehrers anziehend ist; oder weil es Mode ist, sich für das Gebiet zu interessieren u.s.w. Es gibt unzählige solcher Motive, die ausserhalb der Sache liegen, und die das unmittelbare Interesse an der Sache selbst teils stark unterstützen, teils geradezu ersetzen können. Aber auch hier kann, wie bei der Neigung, das vermittelte Interesse schliesslich unmittelbar werden. So mancher, der sich für Chemie zunächst nur interessierte, weil er Apotheker werden wollte, ist dann von der chemischen Problematik als solcher mehr und mehr gepackt worden und hat dann in ihrer Bearbeitung seine volle Befriedigung gefunden.

Über Gefühlzuwendung zu bestimmten Gegenstandsgebieten sind an *Schulkindern* zahlreiche massenstatistische Untersuchungen vermittels der Erhebungsmethode gemacht worden. Zunächst hatte man die Kinder nach allen möglichen „Vorlieben“ gefragt: nach dem liebsten Buch oder Spiel, nach der beliebtesten Persönlichkeit in Geschichte und Religion u.s.w. Schliesslich konzentrierten sich diese Erhebungen auf die Gefühlseinstellung der Kinder zu den *Schulfächern*.

Diese sogenannten „Beliebtheitsuntersuchungen“¹⁾ begannen, als Lobsien 1903 die Kinder nach ihrem liebsten Schulfach fragte; 1905 schloss ich selbst die Gegenfrage nach dem wenigst beliebten Fach an. Diese Doppelfrage wurde dann in allen folgenden Untersuchungen innerhalb und ausserhalb Deutschlands angewendet; in vielen Fällen wurde eine Motivfrage angefügt: „Warum hast Du dies oder das Fach besonders gern, bezw. ungern?“

Von den Ergebnissen können hier nur einige wenige erwähnt werden, die allgemein-psychologisches Interesse haben.

Wurden identische Kinder mehrmals in gewissen Zeitabständen gefragt, dann ergab sich zwar eine gewisse Fluktuation der Angaben, wenn sie mehrere beliebte und unbeliebte Fächer zu nennen hatten; aber die Spitzenfächer nach beiden Seiten erwiesen sich doch als ziemlich konstant.

Massenstatistisch ergaben sich überraschend grosse Regelmäßigkeiten in **V o l k s s c h u l e n** verschiedener Städte und sogar verschiedener Länder²⁾. (Allerdings beziehen sich diese Ergebnisse vornehmlich auf die Zeit vor dem Weltkrieg und damit auf andere Schulverhältnisse als die gegenwärtigen). Die Fächer liessen sich bezüglich ihres „Beliebtheitswertes“ in vier Gruppen teilen: ausgesprochen beliebte, ausgesprochen unbeliebte, indifferente (welche überhaupt sehr wenig Nennungen erhielten), bipolare (für die sowohl zahlreiche Bevorzugungs- wie Ablehnungs-Urteile gegeben wurden).

Die stärkste positive Bewertung erfuhren die technischen Fächer Turnen und Zeichnen (bei Mädchen Handarbeit); doch sinkt deren Vorzugsstellung mit steigendem Alter. Hier macht sich die ursprüngliche sensumotorische Einstellung der Kinder geltend, die erst allmählich eine mehr intellektuelle Interessiertheit neben sich aufkommen lässt. Von den theoretischen Fächern war Geschichte recht beliebt, in den höheren Klassen auch Literatur der Muttersprache. Rechnen (in höheren Schulen Mathematik) ist fast durchweg bipolar; offenbar hängen hier die Gefühlseinstellungen stark von angeborener Begabtheit bezw. Unbegabtheit ab. Sehr negativ bewertet wurde von den Schülern der Grammatikunterricht in der Muttersprache, der — namentlich in der älteren Methodik — den lebendigen Sprachorganismus so unnatürlich zerpflückte. „Indifferent“ waren Religion, Physik und andere Fächer.

Was die **M o t i v e** angeht, so spielt das unmittelbare Interesse am Gegenstände nur eine partielle Rolle, die namentlich bei älteren Schülern stärker betont ist. Die Kinder selbst geben die verschiedensten Begründungen an; mögen diese auch im einzelnen nicht objektiv zutreffen, so vermitteln sie doch im ganzen ein Bild von der Mannigfaltigkeit der Interessen- und Neigungseinstellungen, welche die

¹⁾ Literatur in verschiedenen Bänden von Z. Pd. Ps. und Z. Ang. Ps. Die letztere brachte mehrfach Sammelberichte.

²⁾ Die, weniger umfangreichen, Ergebnisse aus höheren Schulen müssen unerwähnt bleiben.

Schüler den Schulfächern entgegenbringen. Öfters wird die Methode angeklagt (Langweiligkeit, Fehlerjagd mit viel roter Tinte und anderes wird als Grund der Unbeliebtheit genannt). Ganz gelegentlich wird der Lehrer als Quelle der Beliebtheit oder Unbeliebtheit eines Faches erwähnt. Eine recht grosse Rolle spielen Nützlichkeitsgesichtspunkte, teils positiv (z.B. beim Rechnen und Zeichnen), teils negativ (z.B. bei Sprachlehre oder Singen). Freude am leichten Lernen und am Erfolg lässt Kinder solche Fächer bevorzugen, für die sie begabt sind; häufig findet Ablehnung aus dem umgekehrten subjektiven Grunde statt. Ältere Kinder erwähnen als Gründe der Beliebtheit: Steigerung des Wissens, Vermehrung der Bildung, auch ethische oder religiöse Werte u.s.w.

Die Dauerhaftigkeit von gegenständlichen Gefühlseinstellungen variiert stark. Es gibt flüchtige und sehr stabile Neigungen und Interessen; und es gibt schliesslich solche, die den Menschen durch sein ganzes Leben begleiten und daher auch charakterologische Bedeutung gewinnen. Entwicklungspsychologisch ist zu bemerken, dass die Reifung von dauernden Interessenrichtungen nur sehr allmählich zustande kommt. Das kleine Kind kennt überhaupt nur akute Interessen. Im späteren Kindesalter bilden sich schon festere Sphären des Interesses heraus, die als hintergründige Dispositionen das Tun durch längere Zeit vorzugsweise bestimmen können (z.B. Interessen am Bauen, am Sammeln, am Puppenspiel). Die Pubertätszeit bringt dann noch einmal eine starke Auflockerung und Neu-Orientierung der Interessen; und erst aus diesem, oft lange dauernden, Probierstadium pflegen dann langsam jene stabilen Interesseneinstellungen hervorzugehen, welche dem Leben des Erwachsenen das Gepräge geben.

ABSCHLUSS

Das Buch hat uns einen weiten Weg geführt durch die Bereiche menschlichen Erlebens. Dieser Weg war, trotz mancher Abweichungen im einzelnen, durch eine beherrschende, in sich zurückkehrende Linie bestimmt. Ausgangspunkt und Endpunkt ist die ungeschiedene Totalität personalen *L e b e n s*. Wie aus dieser Totalität durch steigende *A b h e b u n g* die Mannigfaltigkeit des *E r l e b e n s* hervorgeht und wie das Erleben durch zunehmende *E i n b e t t u n g* wieder in sie zurückkehrt, das darzustellen war unsere eigentliche Aufgabe. Darum steht am Anfang aller unserer speziellen Betrachtungen die Sensumotilität, durch welche der Mensch noch unmittelbar Eins ist in sich selbst und mit seiner Welt — am Ende des Buches die Erörterung der Gefühle, in welchen das Erleben wieder unmittelbare „Personnähe“ besitzt.

Aber auch in den dazwischen liegenden Gebieten, in denen die abgehobenen Inhalte des Wahrnehmens, Erinnerns, Denkens, Phantasierens, Strebens und Handelns ihren Platz haben, musste doch unablässig Bezug genommen werden auf jenen personalen Gesamtuntergrund. Erst dieser „Ganzheitsbezug“ gab allem, was erlebt wird, Sinn und Bedeutung. Auch die weitestgehende Abhebung führte niemals zu wirklichen „Elementen“ und selbständigen Prozessen im Psychischen, die in sich Bestand und Sinn hätten. Sie blieben der Person verhaftet; und gerade die Spannung, die so entstand, wurde dann zum zentralen Problem der psychologischen Untersuchung.

So versucht das Buch in seiner Gesamtheit den Beweis zu führen, dass eine personalistische Betrachtung in höherem Maße als jeder andere Standpunkt der Problematik des Psychischen gerecht zu werden vermag.

Es ergibt sich aber zugleich, dass Psychologie nicht eine auf sich selbst ruhende autonome Wissenschaft sein kann, sondern jener allgemeineren Wissenschaft unterzuordnen ist, deren Ge-

genstand die Person ist. Wir nennen sie Personwissenschaft oder *P e r s o n a l i s t i k*. Denn um zu verstehen, wie die Person erlebt, müssen wir zuvor wissen, wie die Person ist und lebt; vor der eigentlich psychologischen steht die „psychophysisch neutrale“ Problematik, mit der es die Personwissenschaft zu tun hat.

Daher mag es kommen, dass manche Fragen bezüglich der menschlichen Persönlichkeit, die man früher oft im Rahmen der Psychologie behandelte, in diesem Buch keinen Platz gefunden haben oder nur durch Seitenblicke gestreift wurden — wie etwa die Probleme des Selbst, der Individualität, der Vererbung, der Wertbezüge, der Introzeption, des Ausdrucks und andere. Indessen durften wir um so eher auf ihre Erörterung verzichten, da ihre eingehende Behandlung bereits in jenen meiner Bücher erfolgte, welche der Personwissenschaft im eigentlichen Sinne gewidmet sind. Das vorliegende Buch hat sich in der Behandlung unserer Wissenschaft an die S. 99 gegebene Definition gehalten: „Psychologie ist die Wissenschaft von der *e r l e b e n d e n* und *e r l e b n i s f ä h i g e n* Person.“

BIBLIOGRAPHIE

VORBEMERKUNGEN

Über die Gesichtspunkte der Auslese vgl. das Vorwort.

Die sechs Hauptteile der Bibliographie entsprechen im allgemeinen den Hauptteilen des Buches. Doch ist der erste Hauptteil der Bibliographie breiter angelegt als die anderen und musste daher untergeteilt werden. Ferner ist ein VII. Teil über Charakterologie angefügt worden.

ERLÄUTERUNGEN UND ABKÜRZUNGEN ZUR BIBLIOGRAPHIE

Bei Büchern ist stets die letzte erreichbare *A u f l a g e* genannt, und zwar durch eine hochgestellte römische Ziffer hinter dem Titel. Wo die erste Auflage eine besondere historische Bedeutung hat, ist sie in Klammern beigefügt.

Bei *Z e i t s c h r i f t e n a u f s ä t z e n* ist die Zeitschrift in Kursivschrift, der Band in Fettdruck, das Heft in Klammern angegeben.

Veröffentlichungen, die eine besonders ausführliche *B i b l i o g r a p h i e* enthalten, sind durch: (Bibl.) gekennzeichnet.

Ps.	bedeutet: Psychologie, bezw. Psychology.
ps.	„ psychologisch, bezw. psychologique, psychological.
exp.	„ experimentell.
L.	= Leipzig.
B.	= Berlin.
N.Y.	= New York.
<i>Ar Gs Ps</i>	= Archiv für die gesamte Psychologie.
<i>Ps Fo</i>	= Psychologische Forschung.
<i>ZAngPs</i>	= Zeitschrift für angewandte Psychologie.
<i>ZPdPs</i>	= Zeitschrift für pädagogische Psychologie.
<i>ZPs</i>	= Zeitschrift für Psychologie.
<i>Bhft</i>	= Beiheft.
<i>Erg-Bd</i>	= Ergänzungsband.
<i>Mon.</i>	= Monograph.

I. ALLGEMEINES

A. SAMMELWERKE UND ZEITSCHRIFTEN

1. SAMMELWERKE, WÖRTERBÜCHER, BIBLIOGRAPHIEN.

- A Handbook of Child Ps. 1931. Ed. by: C. Murchison. (*The Intern. Univ. Series*).
A History of Ps. in Autobiography. 2 Bde. 1930/1932 Ed. by: C. Murchison. (*The Intern. Univ. Series*).
- Die Biologie der Person. E. Handb. d. allgemeinen u. speziellen Konstitutionslehre. (Hrsg. von: Th. Brugsch u. F. H. Lewy). B. u. Wien, 1926/1931.
- Die Ps. in Einzeldarstellungen. (Begründet v. Ebbinghaus, weitergef. v. Meumann). Heidelberg.
- Einführung i. d. neuere Ps.^{IV/V} (Hrsg. v. Saupe). Osterwieck. 1931.
- GIESE, F., Ps. Wörterbuch. L^{III}. 1931.
- Handbuch d. Arbeitswissenschaft. (Hrsg. von : F. Giese). Bd I u. II. Handwörterbuch d. Arbeitswissenschaft. Halle 1927—30. Bd. IV. Handbuch psychotechn. Eignungsprüfungen^{II}. Halle. 1925.
- Handbuch d. biologischen Arbeitsmethoden. (Hrsg. von: E. Abderhalden). Abt. VI. Methoden d. experimentellen Ps. B. u. Wien.
- Handbuch d. Individual-Ps. 2 Bde. (Hrsg. von: E. Wexberg). München. 1926.
- Handbuch d. vergleichenden Ps. 3 Bde. (Hrsg. v.: Kafka). 1922.
- Handbuch d. Physiologie des Menschen. (Hrsg. v.: Nagel u. a.). Braunschweig. 1870—1911.
- Handwörterbuch d. medizinischen Ps. (Hrsg. v.: K. Birnbaum). 1930.
- HILDRETH, G. H., A bibliography of mental tests and rating scales. N. Y. 1933.
- Lexikon der Pädagogik der Gegenwart. 2 Bde. (Hrsg. v.: J. Spieler). Freiburg i/B. 1930.
- ROBACK, A. A., Bibliography of Character and Personality. Sci-Art Publishers, Cambridge. Mass., 1927.
- Sondervorträge über die Beziehung der Ps. zu den anderen Wissenschaften. (10 Verfasser). *Bericht üb. d. XII. Kongr. d. Deutschen Gesellsch. f. Ps. in Hamburg*. Jena. 1932.
- WARREN, C. H. (Editor) Dictionary of Ps. N. Y., Boston etc. 1934.
- The International University Series. Worcester, Mass. Clark University Press. Mehrere Bände. 1927 ff.
- The Ps. Register^{II}. Ed. by: C. Murchison. (Bibl.) 1932. (*The International Univ. Series* 3).
- Ausserdem viele Einzelbändchen folgender Sammlungen: I. *Aus Natur u. Geisteswelt*. L. — II. *Sammlung Göschen*. L. — III. *Wissenschaft u. Bildung*. L.

2. ZEITSCHRIFTEN DES DEUTSCHEN SPRACHGEBIETS

- Archiv f. d. gesamte Ps. (*ArGsPs*). L.
- Archiv f. Kriminologie, L.
- Archiv f. Psychiatrie u. Nervenkrankheiten, B.
- Beiträge z. Charakter- u. Konstitutionsforschung. Bern. Seit 1933.
- Beiträge z. Ps. d. Aussage, L. 1903—1906.
- Bericht üb. d. . . . Kongress f. experim. Ps., L. später Jena.
Seit 1931: Bericht üb. d. . . . Kongress d. Deutschen Gesellschaft f. Ps. Jena.
- Stern, Psychologie

Imago, Zeitschr. f. Anwendung d. Psychoanalyse, Wien.
 Industrielle Psychotechnik, B.
 Journal f. Ps. u. Neurologie, L.
 Jahrb. f. Charakterologie, B.
 Jahrb. f. psychoanalyt. u. psychopathol. Forschungen, L.-Wien.
 Monatsschr. f. Kriminal-Ps. u. Strafrechtsreform, Heidelberg.
 Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie, B.
 Neue ps. Studien, L.
 Pädagog.-ps. Arbeiten. (*Veröff. d. Inst. f. experim Päd. u. Ps. d. Lpz. Lehrervereins*), L.
 Praktische Ps. L.
 Ps. Forschung. (*PsFo*) B.
 Ps. Studien, L.
 Schriften d. Gesellsch. f. ps. Forschung, L.
 Schriften d. Vereins f. Individual-Ps., München.
 Schriften d. Vereins f. freie psychoanalyt. Forschung, München.
 Wiener Arb. z. päd. Ps. Wien-L.-N.Y.
 Zeitschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwissenschaft, Stuttgart.
 Zeitschr. f. angewandte Ps. (*ZAngPs*). Dazu: Beihefte, L.
 Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, B.
 Zeitschr. f. Individual-Ps. München.
 Zeitschr. f. Kinderforschg. B.
 Zeitschr. f. Menschenkunde (Blätter f. angew. Charakterologie u. angew. Ps.) Kampen.
 Zeitschr. f. pädagog. Ps. u. experim. Pädagogik. (*ZPädPs*). L.
 Zeitschr. f. Patho-Ps. L.
 Zeitschr. f. Ps. (*ZPs*) Dazu: Ergänzungsbände, L.
 Zeitschr. f. Psychotherapie u. mediz. Ps. Stuttgart.
 Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, Bonn.
 Zeitschr. f. Völker-Ps. u. Soziologie, L.
 Zentralblatt f. Psychoanalyse u. Psychotherapie, Wiesbaden.

3. AMERIKANISCHE ZEITSCHRIFTEN

Amer. Journal of Ps. N.Y. Cornell Univ.
 Archives of Ps. N.Y. Columbia Univ.
 Character and Personality, Durham N. C. Duke Univ. Press.
 Journal of Abnormal and Social Ps. Princeton, N.J. Amer. Ps. Association.
 Journal of Applied Ps. Indianapolis.
 Journal of Comparative Ps. (w. Monographs), Baltimore, Md.
 Journal of Educat. Ps. Baltimore.
 Journal of Experimental Ps. Princeton N.J. Ps. Review Co.
 Journal of General Ps., Worcester, Mass. Clark Univ. Press.
 Journal of Philos., Ps., and Scientific Methods, N.Y., Science Press.
 Journal of Social Ps., Worcester, Mass. Clark Univ. Press.
 Pedagogical Seminary and Journal of Genetic Ps. (w. Monographs), Worcester, Mass. Clark Univ. Press.
 Psychoanalytic Review, Washington.
 Ps. Abstracts, Princeton, N.J. Amer. Ps. Association.
 Ps. Clinic, Philadelphia, Pa. Ps. Clinic Press.
 Ps. Review (w. Monographs, Index and Bulletin), Princeton, N.J. Review Company.

4. ZEITSCHRIFTEN ANDERER LÄNDER

Acta Psychologica, Den Haag.
 Année ps., Paris.
 Archives de Ps., Genf.
 Berichte üb. d. internationalen Kongresse f. Ps., Verschiedene Verlagsorte.
 British Journal of Educational Ps., London.
 British Journal of Ps., London, Cambridge Univ. Press.
 Japanese Journal of Ps., Tokio.
 Journal de Ps. normale et pathol., Paris.

Kwartalnik Psychologiczny, Poznań.
 Mind, London.
 Revue ps., Bruxelles.
 Rivista di Psicologia, Bologna.

I. B

GESAMTDARSTELLUNGEN DER PSYCHOLOGIE, IHRER
 SONDERGEBIETE UND IHRER GESCHICHTE.
 GRUNDSÄTZLICHE FRAGEN.

- ACH, N., Über d. Begriff d. Unbewussten in d. Ps. d. Gegenwart. (Friedrich Schumann Festschrift). *ZPs*, 129, 1933.
- ADLER, A., Praxis u. Theorie d. Individual-Ps.^{II}. München. 1927.
- ADLER, A., Über d. nervösen Charakter^{IV}. München. 1928.
- BAHNSEN, J., Beiträge z. Charakterologie^{II}. L. 1932 (1. Aufl. 1867).
- BECHER, E., Gehirn u. Seele. Heidelberg. 1911.
- BINET, A., D. neuen Gedanken üb. d. Schulkind^{II}. (Übers.: Anschutz u. Ruttman). L. 1927.
- BORING, E. G., A History of Experimental Ps. N.Y., London. 1929.
- BOAS, FR., The Mind of Primitive Man. N.Y., 1911.
- BRACKEN, H. v., Persönlichkeitserfassung auf Grund v. Persönlichkeitsbeschreibungen. *Beitr. z. Jugend- u. Erziehungs-Ps.* 1. Jena. 1925.
- BRENTANO, F., Ps. vom empirischen Standpunkte^{II}. L. 1924 (1. Aufl. 1874).
- BRUNSWIK, E., Prinzipienfragen d. Gestalttheorie. (In: *Beitr. z. Problemgeschichte der Ps.*, Festschrift für K. Bühler). Jena. 1929.
- BÜHLER, CHARLOTTE, Kindheit u. Jugend^{III}. L. 1931.
 — Zwei Grundtypen v. Lebensprozessen. *ZPs* 108 1928.
 — Das Seelenleben der Jugendlichen^V. Jena. 1929.
 — D. menschliche Lebenslauf als ps. Problem. L. 1933.
- BÜHLER, K., D. geistige Entwicklung d. Kindes^{VI}. Jena. 1930 (Engl. Ausg. N.Y. 1930).
 — Zur Ps. d. Persönlichkeit. *Päd. Jhrb.* Wien. 1925.
 — D. Krise d. Ps.^{II}. Jena. 1929.
- BUYTENDIJK, F. J. J.—PLESSNER, H., D. Deutung d. mimischen Ausdrucks. *Philos. Anzeiger.* 1, 1925/26.
- BURKAMP, W., D. Struktur d. Ganzheiten (Bibl.). B. 1929.
- BUSEMANN, A., Psychische Entwickl. u. Umwelt (in: *Vererbung u. Erziehung*, Hrsg Just) (Bibl.) 1929.
- CARUS, C. G., Psyche. Zur Entwicklungsgesch. d. Seele. Auswahl. Jena. 1926. (1. Aufl. 1846).
 — D. Symbolik d. menschlichen Gestalt^{II}. Heidelberg. 1925. (1. Aufl. 1853).
 — Vorles. üb. Ps.^{II}. Erlenbach-Zürich-L. (ohne Jahr). (1. Aufl. 1829/30).
- CASPER, S., D. personalistische Weltanschauung William Sterns. (Sonderdruck aus „*Die deutsche Schule*“ 35. 1931). L. 1933.
- CLAPARÈDE, Ed., Tierpsychologie. *Hdwbh. d. Naturwiss.* 9. 1913.
 — La ps. fonctionnelle. *Rev. philos.* 115. 1933 u. *Acta psychologica* 1. 1935.
- COHN, J., Üb. einige Grundfragen d. Ps. *Logos* 12. 1923.
- CORRIE, I., C. G. Jungs Ps. im Abriss. Zürich, L., Stuttg. 1929.
- DESSOIR, M., Abriss einer Geschichte d. Ps. Heidelberg. 1911.
- DILTNEY, W., D. Leben Schleiermachers. *Ges. Schriften*, 4. B.u.L. 1925. (1. Aufl. 1887).
 — Ideen üb. e. beschreibende u. zergliedernde Ps. *Ges. Schriften* 5. L.u.B. 1924. (1. Aufl. 1894).
 — Beitr. z. Studium d. Individualität. *Ebda.* (1. Aufl. 1896).
- DÜRING, W. O., D. Hauptströmungen in d. neueren Ps. L. 1932.
 — Pädagogische Ps. Osterwieck. 1929.
- DRIESCH, H., Grundprobleme der Ps.^{II}. L. 1929.
- DUMAS, GEORGES (u. Mitarbeiter), *Traité de Ps.* 2 Bde. Paris. 1923/4.
- DÜRCKHEIM, Graf K. v., Untersuch. zum gelebten Raum. *Neue ps. Studien*, 6. (4). 1932.

- EBBINGHAUS, H., Üb. erklärende u. beschreibende Ps. *ZPs.* 9. 1896.
 — Grundzüge der Ps. (2 Bde). Bd I^{III} (bearb. v. Dürr) L. 1911; Bd II^{IV} (bearb. v. Bühler) L. 1919.
 — Abriss der Ps^{I^X}. (durchges. v. Bühler). L. 1932. (1. Aufl. 1908).
 ERISMANN, TH., D. Eigenart d. Geistigen. Induktive u. einsichtige Ps. L. 1924.
 — D. gegenwärt. Richtungen i. d. Ps. (*Handb. d. Pädag.* II) Langenzalza. 1928.
 FECHNER, G. TH., Elemente d. Psychophysik II. L. 1889. (1. Aufl. 1860).
 FLUEGEL, C. F., One hundred years of Ps., London 1934.
 FREUD, S., Gesammelte Schriften. 11 Bde. L.-Wien-Zürich. 1925/28.
 — Üb. Psychoanalyse. Fünf Clark-Vorlesungen.^{VIII} L. u. Wien. 1930. (1. Aufl. 1909. Engl. Ausg. *Amer. Journal of Ps.* 21. 1910).
 FRÖBES, J., Lehrbuch d. experim. Ps. Freiburg. 1. Bd^{II}. 1923. 2. Bd^{III}. 1929.
 GALTON, F., Inquiries into Human Faculty. London and N.Y. 1928. (1. Aufl. 1883).
 GIRGENSOHN, K., D. seelische Aufbau d. religiösen Erlebens.^{II} Gütersloh. 1930. (1. Aufl. 1921).
 GOLDSTEIN, K., D. Aufbau des Organismus. Den Haag. 1934.
 GROOS, K., Seelenleben d. Kindes^{VI}. B. 1923.
 HÄBERLIN, P., Der Charakter. Basel. 1925.
 HALL, ST., Ausgewählte Beitr. z. Kinder-Ps. u. Pädagogik. Übers. v. J. Stimpfl. Altenburg. 1902.
 HELMHOLTZ, H. v., s. Teil II.
 HEMPELMANN, F., Tier-Ps. v. Standpunkt d. Biologen. L. 1926.
 HERBART, J. F., Ps. als Wissenschaft, neugegründet auf Erfahrung, Metaphysik u. Mathematik. 2 Bde. (1. Aufl. Königsbg. 1824/25).
 HEYMANS, G., Einführung in d. spezielle Ps. L. 1932.
 — Gesammelte kl. Schriften z. Philosophie u. Ps. Den Haag. 1927.
 HEYMANS, G. u. WIERSMA, E., Beiträge z. speziellen Ps. auf Grund e. Massenuntersuchg. *ZPs.* 42—62, 1906—1912.
 HÖFFDING, H., Ps. in Umrissen^{VI}. 1922. (1. Aufl. in dänischer Spr. 1882).
 HUME, D., Enquiry concerning Human Understanding. 1748.
 HUSSERL, E., Logische Untersuchungen^{III}. 2 Bde. Halle. 1922.
 JAENSCH, E. R. u. Mitarbeiter. Grundformen menschlichen Seins. B. 1929.
 — Üb. d. Aufbau d. Bewusstseins. L. 1930.
 JAMES, W., The Principles of Ps. (2 Bde) N.Y. 1918. (1st edition 1893). (Deutsche Ausg.^{II} L. 1920).
 — The Varieties of Religious Experience^{XXXVII}. London, N.Y. 1929 (Deutsche Ausg. u. d. T.: D. religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. L. 1907).
 JASPERS, K., Allgemeine Psychopathologie^{III}. B. 1923.
 — Ps. d. Weltanschauungen^{III}. B. 1925.
 JODL, F., Lehrbuch d. Ps.^{V/VI}. Stuttgart—B.
 JUNG, C. G., Üb. d. Energetik d. Seele u. andere ps. Abhandlungen. Zürich. 1928.
 — Ps. Typen^{V/VI}. Zürich. 1930. (Engl. Ausg. N.Y. 1923). (s.a. Corrie).
 KAFKA, G., D. Bedeutung d. Behaviorismus f. d. vergleichende Ps. u. Biologie. (Sammelref.) *Bericht üb. d. XII. Kongr. f. Ps.* Jena, 1932.
 — Tierpsychologie. *Hdbh. d. vergl. Ps.* 1. 1922.
 KAHN, E., D. psychopathischen Persönlichkeiten. *Hdbh. d. Geisteskrankheiten.* 5. B. 1928.
 KANT, I., Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1798.
 KATZ, D., Charakterologie u. Tier-Ps. *Jhrb. d. Charakterol.* 4. 1927.
 KATZ, D. u. R., Gespräche mit Kindern. B. 1927.
 KELLER, H. Ps. d. Zukunftsbewusstseins. *ZPs.* 124. 1932.
 KLAGES, L., Persönlichkeit (Einführung in d. Charakterkunde). Potsdam—Zürich. 1927.
 — Handschrift u. Charakter ^{XIV/XV}. L. 1932.
 — Ausdrucksbewegung u. Gestaltungskraft ^{III/IV}. L. 1923.
 — D. Grundlagen d. Charakterkunde^{VI}. L. 1928.
 — D. Geist als Widersacher d. Seele (3 Bde). L. 1928—1932.
 KLEMM, O., Geschichte d. Ps. L. 1911.
 KLUEVER, H., Behavior Mechanisms in Monkeys. *Beh. Research Fund Mon.* 1931.

- KNOBlauch, E., Z. Ps. der studierenden Frau. *ZAngPs.* 36 u. *Schriften z. Ps. d. Berufseignung.* 38. 1930.
- KOEHLER, W., Intelligenzprüfungen an Anthropoiden. *Abh. d. Preuss. Akad. d. Wiss.* B. 1917.
- Intelligenzprüfungen an Menschenaffen^{II}. B. 1924. (Engl. Ausg.: London u. N.Y. 1924/25).
- Gestalt Ps. London u. N.Y. 1929/1930.
- Ps. Probleme. B. 1933.
- KOFFKA, K., Psychologie. In „Die Philosophie in ihren Einzelgebieten“ hrsg. v. Dessoir. B. 1925.
- D. Grundlagen d. psychischen Entwicklung^{II}. Osterwieck. 1925.
- Principles of Gestalt-Ps. N.Y., London. 1935.
- KRAEPELIN, E., Psychiatrie ^{VIII}, 4 Bde. L. 1909—1915.
- KRAUSS, F., Allg. u. spezielle Pathologie d. Person. 1919.
- KRETSCHMER, E., Körperbau u. Charakter^X. B. 1931 (Engl. Ausg.: N.Y. 1925).
- Medizinische Ps.^{IV}. L. 1930.
- KRUEGER, F., D. Strukturbegriff in d. Ps. (Sammelref.) *Ber. üb. d. VIII Kongr. f. Ps.* Jena 1924.
- Üb. psychische Ganzheit. *Neue psych. Stud.* I. 1926.
- D. Problem d. Ganzheit aus: *Ganzheit u. Form.* Her. v.: F. Krueger. 1932.
- Üb. Entwicklungs-Ps. Ihre sachliche u. geschichtliche Notwendigkeit. *Arb. z. Entw.-Ps.* Her. v. F. Krueger. I. 1915.
- KÜLPE, O., Vorlesungen üb. d. Ps.^{II} Hrsg. K. Bühler. L. 1922.
- KÜNKEL, F., Einführung i.d. Charakterkunde auf individual-ps. Grundlage. L. 1928.
- LASHLEY, K. SP., Learning: 1. Nervous mechanism in learning. In: *Foundations of Experimental Ps.* Worcester, Mass. Clark Univ. Press. 1929.
- LAZARUS, P., Statistisches Praktikum f. Psychologen u. Lehrer. Jena. 1929.
- LAZARUS, M., D. Leben d. Seele. B. 1856.
- LAZARUS, M., u. STEINTHAL, H., Einleitende Gedanken üb. Völker-Ps. *Ztschr. f. Völker-Ps.* 1860. I. (1).
- LEHMANN, G., Julius Bahnsen, der Begründer der Charakterologie. *Ztschr. f. Menschenkunde*, 6. 1930.
- LERSCH, PH., Gesicht u. Seele. Grundlinien e. mimischen Diagnostik. München. 1932.
- LESSING, TH., Prinzipien d. Charakterologie. Halle. 1926.
- LÉVY-BRUEHL, L., Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures^{IX}. Paris. 1930. (Engl. Ausg. London and N.Y. 1926).
- L'âme primitive^{IV}. Paris. 1930. (Deutsche Ausg. D. Seele der Primitiven. Wien. 1930. Engl. Ausg. London and N.Y. 1928).
- LEWIN, K., D. Übergang v. d. Aristotelischen zur Galileischen Denkweise in Ps. u. Biologie. *Erkenntnis* I. 1931. (Engl. Ausg.: *Journal of General Ps.* 5. 1931).
- Gesetz u. Experiment in d. Ps. B. 1929.
- Zwei Grundtypen von Lebensprozessen. *ZPs* 113. 1929.
- Dynamical Theory of Personality N.Y. 1935.
- LINDWORSKY, J., Experimentelle Ps.^V München. 1931.
- Theoretische Ps. L. 1926.
- LIPMANN, O., Lehrbuch d. Arbeitswissenschaft. (Bibl.) Jena. 1932.
- LIPPS, TH., Das Selbstbewusstsein, Empfindung u. Gefühl. Wiesbaden. 1901.
- Vom Fühlen, Wollen, Denken. L. 1902.
- LUCKA, E., Problem e. Charakterologie. *ArGsPs.* 11. 1908.
- MARBE, K., D. Gleichförmigkeit i.d. Welt. 2 Bde. München. 1916/1919.
- MCDougALL, W., Outline of Ps. N.Y. 1923.
- Outline of Abnormal Ps. N.Y. 1926.
- The Group Mind^{II}. London u. N.Y. Cambridge. 1927.
- An Introduction to Social-Ps.^{XII}. London u. Boston. 1931. (Deutsche Ausg.: Grundlagen e. Sozial-Ps. Jena. 1928).
- The Energies of Men. N.Y. (and other cities). 1933.
- The Frontiers of Ps. London and Cambridge. 1934.
- MALAPERT, P., Le caractère. Paris. 1903.

- MEINONG, A. v., Gesammelte Abhandlungen. 1913 f.
- MESSER, A., Psychologie^{IV}. L. 1928.
- MEUMANN, E., Vorlesungen z. Einf. i. d. exp. Pädagogik^{II}. (3 Bde.) L. 1911—14.
- MICHAELIS, E., Seelenkunde als notwendiger Teil personalistischer Konstitutionsforschung. *Arch. f. Frauenkunde u. Konstitutionsforschg.* 13. L. 1927.
- MÖBIUS, P. J., Ausgewählte Werke: I. Bd. Rousseau, II. Bd. Goethe, III. Bd. Schopenhauer. IV. Bd. Nietzsche. L. 1904 f.
- MUCHOW, MARTHA, Z. Frage e. lebensraum- und epochal-typologischen Entwicklungs-Ps. d. Kindes u. Jugendlichen. 59. 1931. (Festschrift W. Stern). *BhftZAngPs.* 59. — s. a. Teil III.
- MÜLLER-FREIENFELS, R., Charakter u. Erlebnis. *Jhrb. d. Charakterol.* 2—3. 1926. — Geheimnisse d. Seele. München. 1927. (Engl. Ausg.: London 1929). — Allg. Sozial- u. Kultur-Ps.^{II}. L. 1930. — D. Hauptströmungen d. gegenwärtigen Ps.^{II}. Wissenschaft u. Bildung. 254. I. 1930. (Engl. Ausg.: *Yale Univ. Press*, New Haven, Conn. 1935).
- MÜNSTERBERG, H., Prinzipien d. Ps. L. 1900.
- MURPHY, G., General Ps. N.Y., London. 1933.
- MYERS, C. S., A Text-book of Experimental Ps.^{II}. Cambridge. 1922.
- NATORP, P., Allgemeine Ps. nach kritischer Methode. Tübingen. 1912.
- PAULHAN, FR., Les Caractères. Paris. 1894.
- PAULI, R., Ps. Praktikum^{III}. Jena. 1923.
- PETERS, W., D. Vererbung geistiger Eigenschaften u. d. psychische Konstitution. Jena. 1925.
- PETERSEN, P., Grundfragen e. pädag. Charakterologie. Erfurt. 1928.
- PFÄHLER, G., Vererbung als Schicksal. E. Charakterkunde. L. 1932.
- PFÄNDER, A., Grundprobleme d. Charakterologie. *Jhrb. d. Charakterol.* 1. 1925. — Einführg. i. d. Ps.^{II}. L. 1920.
- PIDERIT, TH., Mimik u. Physiognomik^{II}. Detmold. 1925. (1. Aufl. 1867).
- PLAUT, P., Prinzipien u. Methoden d. Massen-Ps. *Abderhaldens Hdbh. d. biol. Arbeitsmethoden.* (Auch sep.: B., Wien 1925).
- PREYER, W., D. Seele d. Kindes^{VI}. L. 1905. (1. Aufl. 1882).
- PRINCE, MORTON, The Unconscious. N.Y. 1914.
- PRINZHORN, H., Üb. d. Persönlichkeit (Ges. Aufsätze, 1.) Heidelberg. 1927. — Wege z. Charakterologie *Jhrb. d. Charakterol.* 2/3. 1926. — D. Begründung e. reinen Charakterologie durch L. Klages. *Jhrb. d. Charakterol.* 4. 1927.
- RANSCHBURG, P., Reflexologie und Ps. Posnań, 1932. — Behaviorismus u. Ps. *ArGsPs.* 86. (3/4) 1932.
- ROBACK, A. A., Behaviorism and Ps. Cambridge. 1923.
- SCHAEFER, M., D. Lehre v. d. Gestalt. Ihre Methode und ihr ps. Gegenstand. B. u. L. 1931. (Bibl.).
- SCHELER, M., Die Stellung d. Menschen zum Kosmos. Darmstadt.
- SCHILDER, P., Selbstbewusstsein u. Persönlichkeitsbewusstsein. 1914.
- SCHMIED-KOWARZIK, W., Umriss e. analyt. Ps.^{II}. L. 1928.
- SEIFERT, F., Charakterologie. *Hdbh. d. Philosophie.* München-B. 1929.
- SHAND, A., The Foundations of Character. London. 1926.
- SPENCER, H., Principles of Ps. (2 Bde). London. 1870—1872.
- SPRANGER, E., Z. Theorie d. Verstehens u. z. geisteswiss.-Ps. (Festschr. f. J. Volkelt). München. 1918. — Lebensformen^{VII}. Halle. 1930. — Ps. d. Jugendalters^{XV}. L. 1931.
- STERN, W., Person u. Sache. System d. kritischen Personalismus. L. 3 Bde. I. Ableitung u. Grundlehre d. kritischen Personalismus^{II}. 1923. — II. D. menschliche Persönlichkeit^{III}. 1923. — III. Wertphilosophie. 1924. — D. Ps. u. d. Personalismus *ZPs.* 78. 1917. (Auch sep. L. 1917). — Studien z. Personwissenschaft. I. Personalistik als Wissenschaft. L. 1930. — D. differentielle Ps. in ihren method. Grundl.^{III}. L. 1921. (Bibl. bis 1921). (1. Aufl. u. d. T.: Ps. d. indiv. Differenzen. 1901). — D. ps. Arbeit d. 19. Jahrb. insb. in Deutschland. *ZPdPs.* 2. (Auch sep. B. 1900).

- STERN, W., Selbstdarstellung. Aus Bd VI von „D. Philosophie d. Gegenwart in Selbstdarstellungen“ L. 1926. (Auch. sep. L. 1926). (In engl. Sprache in: History of Ps. in Autobiography; s. Teil I 1 A).
- Raum u. Zeit als personale Dimensionen *Acta psychologica* I 1935.
- (STERN, W.) Festschrift z. 60. Geb. 1931. (*BhftZAngPs.* 59).
- STOUT, G. F., A Manual of Ps. London. 1915.
- Mind and Matter, London 1932.
- STUMPF, K., Erscheinungen u. psychische Funktionen (*Abh. d. Kgl. preuss. Akad. d. Wissensch.* 1906). B. 1907.
- STRAUSS, E., Geschehnis u. Erlebnis. B. 1930.
- TOLMAN, E. CH., Purposive Behavior in Animals and Men. N.Y. 1932.
- THURNWALD, R., Ps. des primitiven Menschen. *Hdbh. d. vergl. Ps.* I. 1922.
- TITCHENER, E. B., Text Book of Ps. N.Y. 1923.
- TUMLIRZ, O., Pädagogische Ps. L. 1930.
- UEXKÜLL, J. v., Theoretische Biologie. B. 1928.
- Umwelt u. Innenwelt d. Tiere. B. 1921.
- UTITZ, E., Charakterologie. B. 1925.
- Charakter u. Umwelt (Aus: Konstitution u. Charakter). L. 1927.
- WERNER, H., Einführung i. d. Entwicklungs-Ps.^{II}. L. 1933.
- WOLFF, CHR., Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt u. der Seele des Menschen. 1719.
- WATSON, J. B., Ps. from the Standpoint of a Behaviorist^{III}. Philadelphia, London. 1929.
- WHIPPLE, G. M., Manual of Mental and Physical Tests.^{II} Baltimore. 1914/15.
- WOODWORTH, R. S., Psychology^{III}. N.Y. 1933.
- WUNDT, W., Grundriss d. Ps.^{XV}. L. 1922. (1. Aufl. 1896).
- Probleme d. Völker-Ps.^{II}. L. 1921. (1. Aufl. 1911).
- Völker-Ps.^{III}. (6 Bde). L. 1911—1922.
- Vorlesungen üb. Menschen- u. Tierseele^{VIII/VIII}. Hamburg. 1922.
- Einführung i. d. Ps.^V. L. 1920.
- Grundzüge d. physiolog. Ps. (3 Bde. u. Reg.-Bd.) L. I. Bd^{VII} 1925, II. Bd^{VI} 1910, III. Bd^{VI} 1911. (1. Aufl. 1874).
- ZIEHEN, TH., Allgemeine Ps. (In: *Handbücher d. Philosophie*). B. 1923.
- Leitfaden d. physiologischen Ps.^{XII}. Jena. 1924. (1. Aufl. 1891).

II. SINNESWAHRNEHMUNG

- ANSCHÜTZ, G., Farbe-Ton-Forschungen. L. 1927.
- ARGELANDER, A., D. Farbenhören u. d. synästhetische Faktor d. Wahrnehmung. Jena. 1927. (Bibl.).
- BENUSSI, V., Ps. d. Zeitauffassung. Heidelberg. 1913.
- BOS, M. C., Über echte u. unechte audition colorée. *ZPs.* III. 1929.
- BRUNSWIK, E., s. Teil I B.
- BÜHLER, K., D. Gestaltwahrnehmungen. Stuttgart. 1913.
- Handbuch d. Ps. I (1). D. Erscheinungsweisen d. Farben. Jena. 1922.
- EDINGER, Einführung i. d. Lehre vom Bau u. d. Verrichtungen d. Nervensystems. L. 1909.
- EHRENFELS, CHR. v., Üb. Gestaltqualitäten. *Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos.* 14. 1890.
- GARTEN, S., Üb. d. Grundlagen unserer Orientierung im Raume. *Abh. d. math.-phys. Klasse d. sächs. Akad. d. Wiss.* 36. (4). 1920.
- GELB, A. „D. Farbenkonstanz“ d. Sehdinge. *Hdbh. d. norm. u. pathol. Physiol.* 12. 1929.
- Grundfragen d. Wahrnehmungs-Ps. *Ber. üb. d. VII. Kongr. f. exper. Ps.* L. 1922.
- HELMHOLTZ, H. v., D. Tatsachen i. d. Wahrnehmung. B. 1879.
- Handbuch d. physiol. Optik^{III}. (Hrsg. v. Nagel u. anderen). 3 Bde. L. 1909—11.
- D. Lehre von d. Tonempfindungen als physiol. Grundlage. f. d. Theorie d. Musik^{VI}. Braunschw. 1913. (1. Aufl. 1877).
- HENNING, H., D. Geruch. *ZPs.* 73. 74. 75. 76. 1915/16.
- D. Geruch. Ein Handbuch usw. L. 1924.

- HENNING, H., Ps. Studien z. Geschmackssinn *Abderhaldens Hdbh. d. biol. Arbeitsmethoden.* 6. 1922.
 — Ps. Untersuchungen am Geruchssinn *Ebda* 6. 1925.
- HERING, E., Zur Lehre vom Lichtsinn. *Gräfe-Sämischs Hdbh. d. ges. Augenheilkunde.* 1. L. 1905 u. 1907.
- HÖNIGSWALD, R., Vom Problem d. Rhythmus. 1926.
- HORNBORSTEL, E. M. v., D. Einheit d. Sinne. *Melos.* 4. 1925.
- HUSSERL, E., Vorlesungen z. Phänomenologie d. inneren Zeitbewusstseins (Hrsg. M. Heidegger). Halle. 1928.
- JAENSCH, E. R., Üb. d. Wahrnehmung d. Raumes. *ZPs. Erg.-Bd.* 6. 1911.
 — Z. Analyse d. Gesichtswahrnehmungen. *ZPs. Erg.-Bd.* 4. 1909.
- KATZ, D., D. Aufbau d. Tastwelt. *ZPs. Erg.-Bd.* 11. 1925.
 — D. Aufbau d. Farbwelt^{II}. *ZPs. Erg.-Bd.* 7. L. 1930. (1. Aufl. u. d. T. D. Erscheinungsweisen d. Farben. 1911).
- KATZ, D. u. RÉVÉSZ, G., Musikgenuss bei Gehörlosen. *ZPs.* 99. 1926. (Auch. sep.: L. 1926).
- KATZ, D., Üb. d. Vibrationssinn. *Ber. üb. d. VIII. int. Kongr. f. Ps.* Groningen. 1927.
 — Methoden z. Unters. d. Vibrationssinnes. *Abderhaldens Hdbh. d. biol. Arbeitsmeth.* 5. 1930.
- KELLER, HELEN, The Story of my Life. Garden City, N.Y. 1931. (1. Aufl. 1902). (Deutsche Ausg.: „Die Geschichte meines Lebens“. Stuttgart. 1904).
- KOFFKA, K., Ps. d. optischen Wahrnehmung. *Hdbh. d. norm. u. pathol. Physiol.* 12. B. 1930.
- KOEHLER, W., Üb. unbemerkte Empfindungen u. Urteilstäuschungen. *ZPs.* 66. 1913.
 — Komplextheorie u. Gestalttheorie. *PsFo* 6. 1925.
 — D. physischen Gestalten in Ruhe- u. im stationären Zustand. Braunschweig u. Erfurt. 1920.
 — Gestaltprobleme u. Anfänge e. Gestalttheorie. Sammelreferat. *Jahresber. üb. d. ges. Physiol. u. experim. Pharm. B.* 1922.
 — Akustische Untersuchungen. *ZPs.* 54. 58. 64. 1909—1913.
- KÖNIG und BRODHUN, Untersuchg. d. Unterschiedsempfindlichkeit f. Helligkeiten. *Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss.* 1888, 1889.
- LIPPS, TH., Raumästhetik u. geometrisch-optische Täuschungen. *Schriften d. Gesellsch. f. ps. Forsch.* 2. 1897.
- LOTZE, H., Medizinische Ps. od. Physiologie d. Seele. L. 1852.
- LÖWI, M., Üb. spezifische Sinnesenergien. Ps. u. Physiologie. Breslau. 1927.
- MACH, E., D. Analyse d. Empfindungen u. d. Verhältnis d. Physischen z. Psychischen. Jena. 1900.
- MUCHOW, MARTHA, Beiträge z. ps. Charakteristik d. Kindergarten- u. Grundschulalters. Päd.-ps. Schriftenreihe d. Allg. Deutschen Lehrerinnenvereins. 3. B. 1926.
- MÜLLER, G. E., Komplextheorie u. Gestalttheorie. 1923.
 — Üb. d. Farbenempfindungen. Psychophysische Untersuchungen. L. 1930.
- MÜLLER, JOH., Handb. d. Physiologie d. Menschen. 2. Bd. 1. Abt. Koblenz. 1837. Spezif. Sinnesenergien: S. 250 ff.
- OSTWALD, W., D. Grundlage d. messenden Farblehre. Grossbothen. 1921.
- PETERMANN, B., D. Wertheimer-Köhler-Koffka'sche Gestalttheorie. L. 1929. (Bibl.).
 — D. Gestaltproblem in d. Ps. im Lichte analytischer Besinnung. L. 1931.
- PLESSNER, H., D. Einheit d. Sinne. Bonn. 1923.
- RÉVÉSZ, G., System d. optischen u. haptischen Raumtäuschungen. *ZPs.* 131. 1934.
 — Zur Grundlegung d. Ton-Ps. L. 1913.
- RHINE, J. B., Extra-Sensory Perception. Boston. 1934.
- RUBIN, E., Visuell wahrgenommene Figuren. 1. Teil: Kopenhagen, Christiania, B., London. 1921.
- RUTZ, O., Musik, Wort u. Körper als Gemütsausdruck. L. 1911.
- SCHERER, M., s. Teil I. B.
- STERN, W., Psychische Präsenzzeit. *ZPs.* 13. 1897.
 — Ps. d. Veränderungsauffassung^{II}. L. 1906 (1. Aufl. 1898).
 — Helen Keller, Entwicklung u. Erziehung einer Taubstummlinden. B. 1905.

- STERN, W., Die Wahrnehmung v. Bewegungen vermittelt des Auges. *ZPs.* 7. 1894.
 STRATTON, G. M., Vision without Inversion of the retinal Image. *Ps. Review.* 4. 1897.
 STRAUSS, E., D. Formen d. Räumlichen. *Nervenarzt.* 3. 1930.
 STUMPF, C., Üb. d. ps. Ursprung d. Raumvorstellung. L. 1873.
 — Tonpsychologie. 2 Bde. L. 1883 u. 1890.
 — Üb. neuere Untersuchungen z. Tonlehre. *Ber. üb. d. VI. Kongr. f. exper. Ps.* 1914.
 WEBER, E. H., Tastsinn u. Gemeingefühl. *Wagners Handwörterbuch d. Physiol.* 3. (II). 1846.
 WEINMANN, D. Lehre v. d. spezifischen Sinnesenergien. 1895.
 WELLEK, A., Z. Geschichte u. Kritik d. Synästhesie-Forschung. *ArGsPs.* 79. 1931.
 WERNER, H., Grundfragen d. Intensitäts-Ps. *ZPs. Erg.-Bd.* 10. 1922.
 — Untersuchungen üb. Empfindung u. Empfinden I. D. Problem d. Empfindens u. d. Methoden seiner experimentellen Prüfung. *ZPs.* 114. 1930.
 — L'unité des sens. (Bibl.). *Journal de ps.* 31. 1934.
 WERTHEIMER, M., Drei Abhandlungen z. Gestalttheorie. Philosoph. Ak. Erlangen. 1925.
 — Unters. z. Lehre v. d. Gestalt *PsFo* 3 ff.
 WOHLWILL, ELISABETH, Typische Verhaltensweisen im Wahrnehmen. (Hamburg, Diss.) 1934.
 ZIETZ, K., Gegenseitige Beeinflussung von Farb- u. Tonerlebnissen. *ZPs.* 121. 1931.

III. GEDÄCHTNIS. VORSTELLUNGEN

- ADAMS, D. K., A Restatement of the Problem of Learning. *Brit. Journal of Ps.* 22. 1931.
 BAERWALD, R., Zur Ps. d. Vorstellungstypen. L. 1916.
 BARTLETT, R. J., Remembering: an exper. and social Study. London. 1932.
 BETZ, W., Vorstellung u. Einstellung *ArGsPs.* 17. 1910.
 BONTE, T., LIEFMANN, E., RÖSSLER, F., Untersuchungen üb. d. eidetische Veranlagung v. Kindern u. Jugendl. *Bhjt ZAngPs.* 43.
 BRUNSWIK, E. (mit GOLDSCHIEDER u. PILEK), Untersuchungen z. Entwicklung d. Gedächtnisses. *Bhjt ZAngPs.* 64. 1932.
 BÜHLER, CHARLOTTE, D. Märchen u. d. Phantasie d. Kindes^{II}. *Bhjt ZAngPs.* 17. 1925.
 BÜHLER, K., Üb. Gedankenerinnerungen. *ArGsPs.* 12. 1908.
 BUSSE, Über d. Gedächtnisstufen u. ihre Beziehung z. Aufbau d. Wahrnehmungswelt. *ZPs.* 84. 1920.
 CLAPARÈDE, Ed., L'association des idées. Paris. 1909. (Bibl.).
 EBBINGHAUS, H., Üb. d. Gedächtnis. L. 1885.
 FISCHER, OTTOKAR, E. ps. Grundlage d. Wiederkunftsgedankens. (Bem. üb. d. literar. Wert d. „fausse reconnaissance“). *ZAngPs.* 5. 1911.
 GORPHE, F., La critique du témoignage.^{II} Paris. 1927.
 HERBART, J. F., s. Teil I B.
 HERING, E., Über d. Gedächtnis als allgemeine Funktion d. organisierten Materie.^{II} L. 1912. (1. Aufl. Wien. 1870.)
 HEYMANS, G., Fausse reconnaissance et dépersonnalisation. *ZPs.* 36. 1906.
 JAENSCH, E. R., Üb. d. subjektiven Anschauungsbilder. *Ber. üb. d. VII. Kongr. d. Ges. f. exper. Ps. in Marburg.* Jena. 1922.
 — Üb. d. Aufbau d. Wahrnehmungswelt^{II}. L. 1927.
 — D. Eidetik u. d. typologische Forschungsmethode. L. 1925. (Engl. Ausg.: N.Y. u. London 1930).
 JOST, A., D. Assoziationsfestigkeit in ihrer Abhängigkeit v. d. Verteilung d. Wiederholungen. *ZPs.* 14. 1897.
 JUNG, C. G., Diagnostische Assoziationsstudien. L. 1905.
 KLUEVER, H., An Experimental Study of the Eidetic Type. *Genetic Ps. Monographs.* 1. (2) 1926.
 KOFFKA, K., Z. Analyse d. Vorstellungen u. ihrer Gesetze. L. 1912.
 KROH, O., Subjektive Anschauungsbilder b. Jugendlichen. Göttingen. 1924.
 LANGE, K., Üb. Apperzeption^V. Plauen. 1885.

- LEWIN, K., D. psychische Tätigkeit bei d. Hemmung v. Willensvorgängen u. d. Grundgesetz d. Assoziation. *ZPs.* 77. 1917.
- LIPMANN, O., D. Spuren interessebetonter Erlebnisse u. ihre Symptome. *Bhft ZAng Ps.* 1. 1911.
- Methoden d. Aussage-Ps. (Bibl.). *Abderhaldens Hdbh. d. biol. Arbeitsmethoden.* 4.
- LOBSIEN, M., D. Gedächtnis. Osterwieck. 1913.
- MARBE, K., D. Psycholog als gerichtlicher Gutachter im Straf- u. Zivilprozess. Stuttgart. 1926.
- MEUMANN, E., Ökonomie u. Technik. d. Gedächtnisses^{III}. L. 1912.
- MÜLLER, G. E., Zur Analyse d. Gedächtnistätigkeit u. d. Vorstellungsverlaufes. *Erg.-Bde zu ZPs.* 5. 8. 9. L. 1911, 1917, 1924.
- MÖNKEMÖLLER, O., Ps. u. Psychopathologie d. Aussage (Bibl.). Heidelberg. 1930.
- MUCHOW, MARTHA u. HANS, D. Lebensraum d. Grossstadtkindes Hamburg. 1935.
- OFFNER, M., D. Gedächtnis^{IV} (Bibl.). B. 1924.
- OESTERREICH, T. K., D. Phänomenologie d. Ich. I. Bd. D. Ich u. d. Selbstbewusstsein. D. scheinbare Spaltung d. Ich. L. 1910.
- PFEIFFER, L., Üb. Vorstellungstypen. Päd. Monographien. 2. L. 1907.
- PLAUT, P., D. Zeuge u. seine Aussage im Strafprozess. L. 1931.
- Ps. Gutachten in Strafprozessen. *Bhft ZAngPs.* 65. 1932.
- RANSCHBURG, P., D. kranke Gedächtnis. L. 1911.
- REICHARDT, H., D. Früherinnerung als Trägerin kindlicher Selbstbeobachtungen. Halle. 1926.
- ROMBACH, J., Bewahrendes u. verarbeitendes Gedächtnis als echte Typen. *ZAngPs.* 25. 1925.
- RONJAT, J., Le développement du langage observé chez un enfant bilingue. Paris. 1913.
- SEELIG, E., D. Ergebnisse u. Problemstellungen d. Aussageforschung. *Ergebnisse d. ges. Medizin.* 13. 1929. (Bibl.).
- SEMON, R., D. Mneme als erhaltendes Prinzip im Wandel d. organischen Geschehens^{III}. L. 1911.
- SIEBERT, K., Einstellung u. Denken. E. exp. Untersuchung *ArGsPs.* 82. 1931.
- STERN, ERICH, Üb. bewahrendes u. verarbeitendes Gedächtnisverfahren. *ZAngPs.* 20. 1922.
- STERN, CLARA und WILLIAM, Erinnerung, Aussage u. Lüge i. d. frühen Kindheit^{IV}. L. 1931.
- STERN, W., Zur Ps. d. Aussage. B. 1902.
- Jugendliche Zeugen in Sittlichkeitsprozessen. L. 1926.
- D. Aussage als geistige Leistung u. als Verhörprodukt. L. 1904.
- Personalistik d. Erinnerung. *ZPs.* 118. 1930.
- Fallsammlung zu: Forensisch-ps. Gutachtertätigkeit. *ZAngPs.* 45. (S. 412ff) 1933.
- Differentielle Ps. s. Teil I B.
- Ps. d. fr. Kindheit s. Teil I B.
- (STERN, W. Herausgeber). Beitr. z. Ps. d. Aussage s. Teil I A 2.
- THORNDIKE, E. L., The Fundamentals of Learning. (Bibl.) N.Y. 1932.
- VOLKELT, H., Über d. Vorstellungen d. Tiere. *Arb. z. Entwicklungs-Ps.* (Hrsg. v. F. Krueger). 1 (2) 1914.
- WERTHEIMER M. u. KLEIN, J., Ps. Tatbestandsdiagnostik. *Arch. f. Kriminologie*, 15. 1905.
- WESSELY, R., Zur Frage d. Auswendiglernens *Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum u. f. Pädag. (Zweiter Teil)*. 16. 1905.
- WRESCHNER, A., D. Gedächtnis im Lichte d. Experiments^{II}. Zürich. 1910.
- Methoden zur Analyse d. Vorstellung u. d. Gedächtnisses. *Abderhaldens Hdbh. d. biolog. Arbeitsmeth.* B. 1922.
- WUNDT, W., s. Teil I B.
- ZIEHEN, TH., (s.a. Teil I B). D. Gedächtnis. B. 1908.

IV. DENKEN UND PHANTASIE

- ACH, N., Üb. d. Willenstätigkeit u.d.Denken, Göttingen. 1905.
 — Üb. d. Begriffsbildung. *Unters z. Ps. u. Philos.* 3. 1921.
- ADLER, A., s. Teil I B.
- BINET, A., La pensée sans images. *Revue philos.* 1. 1909.
- BINET, A. et SIMON, TH., Le développement de l'intelligence chez les enfants. *Année ps.* 14. 1908.
- BOBERTAG, O., Üb. Intelligenzprüfungen. u. d. Methode Binet-Simon^{III}. L. 1927.
- BOBERTAG, O. u. HYLLE, E., Begabungsprüfung f. d. letzten Volksschuljahre. Testhefte m. Anleitung u. Schlüssel^{II}. B. 1927.
- BOURDON, B., La pensée sans images. *Journal de Ps.* 1923.
- BREHMER, F., Melodieauffassung u. melodische Begabung d. Kindes. *BhftZAngPs.* 36. 1925.
- BRONNER, A. F., HEALY, W., LOWE, G. M., HIMBERG, M. E., A Manual of Individual Mental Tests and Testing. Boston. 1928.
- BÜHLER, CHARLOTTE; Üb. Gedankenentstehung. Experim. Unters. z. Denk-Ps. *ZPs.* 80. 1918.
 — Märchen. s. Teil III.
- BÜHLER, CHARLOTTE; HETZER, HILDEGARD, Kleinkindertests. (1. bis 6. Lebensjahr). L. 1932.
- BÜHLER, K., D. Geistige Entwickl. s. Teil I B.
 — Tatsachen u. Probleme zu e. Ps. d. Denkvorgänge. *ArGsPs.* 9. 1907. 12. 1908.
- BURT, C., Mental and Scholastic Tests.^{II}. London. 1927.
- BUYTENDIJK, F. J. J., Het Spel van Mensch en Dier. Amsterdam 1932. (Deutsche Ausg.: Wesen und Sinn des Spiels. B. 1933).
- CASSIRER, E., Philosophie d. symbolischen Formen (3 Bde). B. — Bd. I. D. Sprache. 1923. — Bd. II. D. mythische Denken. 1925. — Bd. III. Phänomenologie d. Erkenntnis. 1929.
- CLAPARÈDE, ED., Ps. de l'enfant et pédagogie expérimentale^{II}. Genf. 1926.
 — La genèse de l'hypothèse. Etude expérimentale. *Archives de Ps.* 24. (Auch sep.: Genève. 1934).
- DÉCROLY, OV., Comment l'enfant arrive à parler. 2 Bde. (Bibl.). Bruxelles. 1933.
- DESCOEUDRES, A., Le développement de l'enfant de deux à sept ans. Neuchâtel—Paris. 1921.
- DESSOIR, M., Ästhetik u. allgemeine Kunstwissenschaft^{II}. Stuttgart. 1923.
- EBBINGHAUS, H., Üb. e. neue Methode z. Prüfung geistiger Fähigkeiten u. ihre Anwendung b. Schulkindern. *ZPs.* 13. 1897.
- ELIASBERG, W., Ps. u. Pathologie d. Abstraktion. *BhftZAngPs.* 35. 1925.
- ENG, HELGA, Abstrakte Begriffe im Sprechen u. Denken d. Kindes. *BhftZAngPs.* 8. 1914.
- ERDMANN, B., Umrisse zu e. Ps. d. Denkens^{II}. Tübingen. 1908.
- FISCHER, C. F., D. Nullpunkt-Existenz dargestellt an d. Lebensform Sören Kierkegaards. München. 1933.
- FREUD, S., D. Traumdeutung^{VIII}. L. u. Wien. (1. Aufl. 1899). Siehe auch Teil I B.
 — Z. Psychopathologie d. Alltagslebens^{XI}. Wien. 1929. (1. Aufl. B. 1904). S.a. Teil I B.
- GEIGER, M., Zugänge zur Ästhetik. L. 1928.
- GESELL, A., The Mental Growth of the Pre-school Child. N.Y. 1925.
 — Infancy and Human Growth N.Y. 1928. (Deutsche Ausg.: Körperseelische Entwickl. i. d. frühen Kindheit. Halle. 1931).
- GIRGENSOHN, K., s. Teil I B.
- GOLTZ, FR., D. Hund ohne Grosshirn. *Arch. f. d. ges. Physiol.* 51. 1892.
- GROOS, K., D. Spiele d. Tiere^{III}. Jena. 1930. (1. Aufl. 1896). (Engl. Ausg.: N.Y. 1898).
 — D. Spiele d. Menschen. Jena. 1899. (Engl. Ausg.: N.Y. 1901).
 — D. Spiel. Jena. 1922. (1. Aufl. u. d. T.: D. Lebenswert d. Spiels. 1910).
 — D. ästhetische Genuss. Giessen. 1902.
 — Seele d. Kindes s. Teil I B.
 (H. GROSSER u. W. STERN, Herausg.) D. freie Zeichnen u. Formen d. Kindes. L. 1913.

- GRÜNBAUM., A. A., Üb. d. Abstraktion d. Gleichheit. *ArGsPs.* 12. 1908.
 — Untersuchungen üb. d. Funktionen d. Denkens u. d. Gedächtnisses. *ArGsPs.* I—IV. 1917/19.
- HALL, ST., s. Teil I B.
- HETZER, HILDEGARD., D. volkstümliche Kinderspiel. *Wiener Arb.z. päd. Ps.* 5. 1927.
- HILDRETH, s. Teil I A 1.
- HÖNIGSWALD, R., D. Grundlagen d. Denk-Ps. L. 1925.
- HUSSERL, E., s. Teil I B.
- JAENSCH, E. R., s. Teil I B. u. II.
- KAINZ, FR., Personalistische Ästhetik. L. 1932.
- KERSCHBAUM, P., D. Ernstspiel d. Jugendlichen. (Diss. Hamburg). 1933.
- KERSCHENSTEINER, G., D. Entwicklung d. zeichnerischen Begabung. München. 1905.
- KLAGES, L., s. Teil I B.
- KOEHLER, W., Intellig. Prüfg. s. Teil I B.
- KOFFKA, K., Psych. Entwickl. s. Teil I B.
- KRAEPELIN, E., D. ps. Versuch i. d. Psychiatrie. *Kraepelins Ps. Arbeiten.* 1. 1896.
- KRAEPELIN, E., Üb. Ermüdungsmessungen. *ArGsPs.* 1. 1903.
- KRALL, K., Denkende Tiere. L. 1912.
- KRUEGER, F. u. SPEARMAN, C. E., D. Korrelation zwischen verschiedenen geistigen Leistungsfähigkeiten. *ZPs.* 44. 1906.
- KÜLPE, O., Versuche üb. Abstraktion. *Ber. üb. d. I. Kongr. f. exp. Ps. in Giessen.* L. 1904.
 — Üb. d. moderne Ps. d. Denkens. *Internat. Monatsschr. f. Wissensch., Kunst u. Technik.* 9. 1912.
- LAZARUS, M., s. Teil I B.
- LÉVY-BRUEHL, L., s. Teil I B.
- LIEPMANN, H., Üb. Ideenflucht. Halle. 1904.
- LINDWORSKY, J., D. schlussfolgernde Denken. Exp. ps. Unters. Freiburg. 1916.
 — Methoden d. Phantasieforschung — Methoden d. Denkforschung. *Abderhaldens Hdbh. d. biol. Arbeitsmeth.* 6. 1922.
- LIPMANN, O., Üb. Begriff u. Erforschung d. „natürlichen“ Intelligenz. *ZAngPs.* 13. 1918.
 — Abzählende Methoden u. ihre Verwendung in d. ps. Statistik. L. 1921.
 — Handbuch ps. Hilfsmittel d. psychiatrischen Diagnostik. L. 1922.
 — Bibliographie z. ps. Berufsberatung u.s.w. *Schriften z. Ps. d. Berufseignung.* 20. 1922.
 — Üb. Begriff u. Formen d. Intelligenz. *ZAngPs.* 24. 1924. (Auch. sep. L. 1924).
- LIPMANN O. u. BOGEN, H., Naive Physik. Theor. u. experim. Unters. üb. d. Fähigkeit zu intelligentem Handeln. L. 1923.
- LIPPS, TH., Aesthetik. Ps. d. Schönen. L. 1905/6.
- MARBE, K., Experimentell-ps. Untersuchungen üb. d. Urteil. L. 1901.
- MAYER-GROSS, W. u. LIPPS, H., D. Problem d. primitiven Denkformen. *Philos. Anzeiger.* 4. 1930.
- MESSER, A., Empfindung u. Denken^{III}. L. 1928.
- MEYERSON, J., Les images (Bibl.) *Journal de Ps. normale et pathologique.* 25. 1929.
- MOSKIEWICZ, G., Zur Ps. d. Denkens. *ArGsPs.* 18. 1910.
- MUCHOW, MARTHA, Ps. Beobachtungsbogen f. Schulkinder^V. L. 1924. (1. Aufl. 1919).
 — Zur Problematik d. Test-Ps. im allg. u. einiger Ordnungstests im bes. In: *Bhft ZAngPs.* 34. 1925.
- MÜLLER-FREIENFELS, R., Vorstellen u. Denken *ZPs.* 60. 1912.
 — Ps. d. Kunst^{III}. 2 Bde. L. 1923.
 — D. Denken u. d. Phantasie^{II}. L. 1925.
- NOACK, H., Das Spiel (Bibl.). *Ztschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwiss.* 27. 1933.
- PETERS, W., D. Intelligenzproblem u. d. Intelligenzforschung. *ZPs.* 89. 1922.
- PFUNGST, O., D. Pferd d. Herrn v. Osten. L. 1907. (Engl. Ausg. u. d. Titel: *Clever Hans*. N.Y. 1911).
- PIAGET, J., La pensée symbolique et la pensée de l'enfant. *Arch. de ps.* 18. 1923.
 — Le langage et la pensée chez l'enfant. Neuchâtel et Paris. 1923. (Engl. Ausg.: N.Y. u. London. 1926).

- PIAGET, J., Le jugement et le raisonnement chez l'enfant. Neuchâtel et Paris. 1924. (Engl. Ausg.: N.Y. u. London. 1928).
- La représentation du monde chez l'enfant. Paris. 1926. (Engl. Ausg.: N.Y. u. London. 1929).
- La causalité physique chez l'enfant. Paris. 1927. (Engl. Ausg.: N.Y. u. London 1930).
- Le jugement morale chez l'enfant. Paris. 1932. (Engl. Ausg.: London 1932).
- PIÉRON, H., Le cerveau et la pensée. Paris. 1923. (Engl. Ausg.: 1927).
- Le développement mental et l'intelligence. Paris. 1929.
- PRAGER, F., Exp.-ps. Untersuchg. üb. rhythmische Leistungsfähigkeit von Kindern. *ZAngPs.* 26. 1926.
- RÉVÉSZ, G., Prüfung d. Musikalität. *ZPs.* 85. 1920.
- Abstraktion u. Wiedererkennung. Vergl. ps. Vers. an Menschen und an nied. Affen. *ZPs.* 98. 1925.
- ROSSOLIMO, G., Die ps. Profile. *Klinik f. psych. u. nerv. Krankheiten.* 6. 1911; 7. 1912.
- RUPP, H., Üb. d. Prüfung musikalischer Fähigkeiten. *ZAngPs.* 9. 1914.
- SARRIS, E. G., Sind wir berechtigt vom Wortverständnis. d. Hundes zu sprechen? *BhftZAngPs.* 62. 1931.
- SCHILLER, F., Briefe üb. d. aesthet. Erziehung d. Menschen. 1795.
- SEASHORE, C. E., The Ps. of Musical Talent. Boston. 1919.
- Manual of Instructions and Interpretations for Measures of Musical Talent. N.Y. 1919.
- SELZ, O., Üb. d. Gesetze d. geordneten Denkverlaufs. Bonn. 1913.
- Zur Ps. d. produktiven Denkens u. d. Irrtums. Bonn. 1922.
- Die Gesetze der produktiven und reproduktiven Geistestätigkeit. Bonn 1924.
- SPEARMAN, C. E., „General Intelligence“ Objectively determined and measured. *Am. J. Ps.* 15. 1904.
- The Nature of „Intelligence“ and the Principles of Cognition^{II}. London and N.Y. 1927.
- The Abilities of Man; their Nature and Measurement. London and N.Y. 1927.
- SPENCER, H., s. Teil I B.
- STERN, ERICH, D. Begriff u. d. Untersuchg. d. natürlichen Intelligenz. *Monatschr. f. Psychiatrie u. Neurol.* 46. 1919.
- STERN, CLARA u. WILLIAM, D. Kindersprache. E. ps. u. sprachtheoret. Unters.^{IV}. L. 1928.
- Erinnerung, Aussage u. Lüge in d. ersten Kindheit^{IV}. L. 1931. (Hieraus sep.: Dauerphantasien im 4. Lebensjahre. *ZAngPs.* 38. 1931.)
- STERN, W., Ps. d. frühen Kindheit s. Teil I B.
- D. Intelligenz d. Kinder u. Jugendlichen u. d. Methoden ihrer Untersuchung^{IV}. L. 1928.
- D. Ernstspiel d. Jugendzeit. *ZPdPs.* 25. 1924.
- Ernstspiel als Verhalten u. als Erlebnis. *ZPdPs.* 30. 1929. (Engl. Ausg. in: Feelings and Emotions s. Teil VI).
- STERN, W.—WIEGMANN, O., Methodensammlung z. Intelligenzprüfung v. Kindern u. Jugendlichen^{III}. *BhftZAngPs.* 20. L. 1926.
- TERMAN, L. M., The Measurement of Intelligence. N.Y. 1916.
- Condensed Guide for the Stanford Revision. Boston. 1920.
- The Intelligence of School Children. Boston. 1919.
- Genetic Studies of Genius. 2 Bde. Stanford Univ. Press. 1925/6.
- THORNDIKE, ED. L. (and collaborators). The Measurement of Intelligence. N.Y. 1926.
- THURNWALD, R., Prae-Logik?. *Z.f.Völker-Ps. u. Soziologie*, 4. 1928.
- UEKKULL, J. v., s. Teil I B.
- USNADZE, D., D. Begriffsbildung im vorschulpflichtigen Alter. *ZAngPs.* 34. 1930.
- UITZ, E., Grundlegung d. allg. Kunstwissenschaft (2 Bde). Stuttgart. 1914/1920.
- VALENTINER, TH., D. Phantasie im freien Aufsätze d. Kinder u. Jugendlichen^{II}. *BhftZAngPs.* 13. 1930.
- Vortragsreihe zum Gesamthema Sprachtheorie. (9 Verfasser). *Ber. üb. d. XII. Kongr. d. Deutschen Gesellsch. f. Ps. in Hamburg.* Jena. 1932.
- WASHBURN, M. F. The Animal Mind^{III}. N.Y. 1926.
- WATT, H. J., Exper. Beiträge z.e. Theorie d. Denkens. *ArGsPs.* 4. 1904.

- WERNER, H., Entwicklungs-Ps. s. Teil I B.
 — Grundfragen d. Sprachphysiognomik. L. 1932.
 WERTHEIMER, MAX, Üb. d. Denken d. Naturvölker. Zahlen u. Zahlengebilde. *ZPs.* 60. 1912.
 — Üb. Schlussprozesse im produktiven Denken. B. u. L. 1920.
 WILLWOLL, A., Begriffsbildung. L. 1926.
 WUNDT, W., Üb. Ausfrageexperimente u. üb. d. Methoden z. Ps. d. Denkens. *Ps. Studien.* 3. 1907.
 YERKES, R. M., BRIDGES, J. W. and HARDWICH, R. S., A Point Scale for Measuring Mental Ability. Baltimore. 1915.
 YERKES, R. M. (and collaborators). Ps. examining in the United States Army. *Mem. Nat. Acad. Sci.* 15. 1921.
 ZEININGER, K., Magische Geisteshaltung im Kindesalter u. ihre Bedeutung f. d. religiöse Entwickl. (Bibl.) *BhftZAngPs.* 47. 1929.
 ZIEHEN, TH., D. Prinzipien u. Methoden d. Begabungs-, insbes. d. Intelligenzprüfung u. d. ethischen Gefühle^v. B. 1923.

V. STREBEN. HANDELN. LEISTEN

- ABRAMOWSKI, E., Recherches exp. sur la volonté. *Journal de Ps. norm. et pathol.* 10. 1913.
 ACH, N., (s. a. Teil IV) Über den Willensakt u. d. Temperament. L. 1910.
 — (Verschiedene Abhandlungen üb. d. Willen) *Unters. z. Ps. u. Philos.* 1. 1910, 1911, 1912.
 — Üb. d. Entstehung d. Bewusstseins d. Willensfreiheit. *Ber. üb. d. X. Kong. f. exp. Ps.* Jena, 1928.
 ACHILLE—DELMAS, F., Ps. pathologique du suicide. Paris 1932.
 ADLER, A., s. Teil I B.
 ALLEN, A. H. B., Pleasure and Instinct. London, N. Y. 1930.
 BAHNSEN, J., Z. Verhältnis zwischen Wille u. Motiv; e. metaphysische Voruntersuchung zur Charakterologie. Lauenburg 1870.
 BERNFELD, S. Trieb u. Tradition im Jugendalter. *BhftZAngPs.* 54, 1931.
 BINET, A., La suggestibilité. Paris, 1900.
 BÜHLER, CH., (s. a. Teil I). Zwei Knabentagebücher. Jena, 1925.
 — Tagebuch eines jungen Mädchens^{II}. Jena 1927.
 — Jugendtagebuch u. Lebenslauf. Jena 1932.
 BÜHLER, K., D. Instinkte des Menschen. *Ber. üb. d. IX. Kongr. f. exp. Ps.* Jena 1926.
 CLAPARÈDE, ED., Does the Will express the entire Personality? In: Problems of Personality. London, 1925.
 DESOIR, M., Vom Jenseits der Seele. D. Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung^{III}. Stuttg. 1919.
 DÜRR, E. Die Lehre v. d. Aufmerksamkeit. L. 1914.
 FÉRÉ, CH., Sensation et mouvement^{II} Paris 1900.
 FISCHER, A., Moral-ps. Untersuchungsmethoden. *ZPdPs.* 29, 1928.
 FREUD, S. s. Teil I B.,
 GLÄSSNER, G., Üb. Willenshemmung u. Willensbahnung. *Unters. z. Ps. u. Philos.* 1, 7, 1912.
 GOLDSTEIN, K., s. Teil I B.
 HÄBERLIN, P., Der Geist u. d. Triebe. Basel 1924.
 HATTINGBERG, H. V., Trieb u. Instinkt. E. definitorischer Versuch. *ZAngPs.* 17, 1920.
 HENNING, H., D. Aufmerksamkeit. B., Wien 1925.
 HONECKER, M., Die Gesinnung u. ihre Arten. *Arch. Gs. Ps.* 86, 1932.
 ISSERLIN, M., Üb. d. Ablauf einfacher willkürlicher Bewegungen. L. 1910.
 JOEL, K., Der freie Wille. München 1908.
 KARSTEN, A. L. CHR. Psychische Sättigung. *PsFo.* 10, 1928.
 KATZ, D., Sozial-Ps. d. Vögel. *Ergebn. d. Biol.* 1, 1926.
 — Hunger u. Appetit. *Unters. z. medicin. Ps.* L. 1932.
 — Zur Grundlegung einer Bedürfnis-Ps. *Acta psychologica.* 1. 1935.

- KERN, B., Wirkungsformen d. Übung. (Bibl.) Münster i. W. 1930.
- KERSCHBAUM, P., s. Teil IV.
- KLAGES, L., s. Teil I B.
- KÖHLER, ELSA, Die Persönlichkeit d. dreijährigen Kindes. L. 1926.
- LANGFELD, H. S., Voluntary Movement under positive and negative Instruction. *Ps. Rev.* 20. 1913.
- LEWIN, K., s. a. Teil I B. u. III.
- (Herausg.) Untersuch. z. Handlungs- u. Affekt-Ps. *PsFo.* 7 ff.
- D. Problem d. Willensmessung u. d. Grundgesetz d. Assoziation. *PsFo.* 1, 2. 1922.
- Vorsatz, Wille u. Bedürfnis. *PsFo.* 7. 1926.
- D. Entwicklung der exp. Willensps. u. die Psychotherapie. L. 1929.
- Die ps. Situation bei Lohn u. Strafe. L. 1931.
- LINDWORSKY, J., Der Wille^{III} L. 1923.
- LIPMANN, O., Arbeitswissenschaft. s. Teil I B.
- LOEWENBERG, R. D., Üb. d. Selbstmord in Hamburg i. d. letzten 50 Jahren (Bibl.) *Veröffentl. a. d. Geb. d. Medizinalverwaltg.* 38. B. 1932.
- LUNDHOLM, H., Conation and our Conscious Life. *Duke Univ. Psychol. Monogr.* 3. Durham, N. C. 1934.
- MANN, A., Zur Ps. u. Psychographie der Aufmerksamkeit. *ZAngPs.* 9, 1915.
- MEUMANN, E., Intelligenz u. Wille^V L. 1924.
- MICHOTTE, A., et PRÜM, E., Le choix volontaire et ses antécédents immédiats. Louvain-Genève, 1910 u. *Arch. de Ps.* 10. 1910.
- MÜLLER-FREIENFELS, R., Grundzüge einer Lebens-Ps. Bd. 1. Das Gefühls- und Willensleben. L. 1924.
- OVSIANKINA, MARIA, Wiederaufnahme unterbrochener Handlungen. *PsFo.* 11, 1928.
- PELLER, S., Z. Statistik d. Selbstmordhandlungen. *Allg. statist. Arch.* 22. 1932.
- PETERS, W., s. Teil I B.
- PFÄNDER, A., Zur Ps. d. Gesinnungen. *Jahrb. f. Philos. u. phänom. Forschg.* 1, 3. 1913/16.
- Phänomenologie des Wollens^{II} L. 1930.
- RÉVÉSZ, G., Üb. d. frühzeitige Auftreten d. Begabung. *ZAngPs.* 15. 1919.
- RIBOT, TH., Ps. de l'attention. (Deutsch: Ps. d. Aufmerksamkeit 1908).
- SANDER, HJALMAR, Die exp. Gesinnungsprüfung. Ihre Aufgaben u. Methodik. (Bibl.) *ZAngPs.* 17. 1920.
- SELZ, O., D. exp. Untersuchung d. Willensaktes. *ZPs.* 58. 1910.
- STERN, W., Ind. Differenzen s. Teil I B.
- Anfänge der Reifezeit. Ein Knabentagebuch^{III} L. 1929.
- STRAUSS, E., Üb. Suggestion u. Suggestibilität. *Schweizer Arch. f. Neurol. u. Psychiatrie.* 20. (1) 1927.
- SZYMANSKY, J. S., Psychologie v. Standpunkt d. Abhängigkeit des Erkennens v. d. Lebensbedürfnissen. L. 1930.
- VOIGTLÄNDER, ELSE, Bemerkungen z. Ps. d. Gesinnungen. *Neue Münchn. Philos. Abhandlungen.* (Pfänder-Festschrift).
- WENTSCHER, ELSE, D. Wille. L. u. B. 1910.
- WESTPHAL, Üb. Haupt- u. Nebenaufgaben bei Reaktionsversuchen. *ArPs.* 21. 1911.
- WUNDT, W., s. Teil I B.
- ZEIGARNIK, BLUMA W., Üb. d. Behalten v. erledigten u. unerledigten Handlungen. *PsFo.* 9. 1927.

VI. GEFÜHL

- Feelings and Emotions. The Wittenberg Symposium. (Ed. by M. L. Reymert). *The International University Series.* Worcester 1928.
- Untersuchungen zur Handlungs- u. Affekt-Ps. (Herausg. v. Kurt Lewin) *PsFo.* 7. ff. Komplexqualitäten, Gestalten u. Gefühle. *Neue ps. Studien.* 2. 1926. (Hrsg. v. F. Krueger).

- ALLEN, B. A. H. Pleasure and Instinct. London-N. Y. 1930.,
- BENUSSI, V., Die Atmungssymptome b. d. Lüge. L. u. B. 1914.

- BRAHN, M., Beiträge z. Gefühlslehre. *Philos. Studien*. 18. 1903.
- CAMMON, W. B., Bodily Changes in Pain, Hunger and Rage. N. Y., London 1929.
- The James-Lange Theory of Emotions. *Am. Journ. of Ps.* 1927.
- CHIHA, T., Mukigefühl. *Tohoku Psychologica Folia*. 1. 1933.
- CLAPARÈDE, ED., Feelings and Emotions 1928. (s. Sammelbd.)
- L'émotion „pure". *Archives de Ps.* 23. 1930.
- COHN, J., Gefühlsbetonung d. Farben, Helligkeiten u. ihre Kombinationen. *Phil. Stud.* 10. 1894.
- D. Stellung der Gefühle im Seelenleben. *ArGsPs.* 72. 1929.
- DARWIN, CH., The Expression of the Emotions in Man and Animals. 1872. (Deutsch: Der Ausdruck d. Gemütsbewegungen beim Menschen u. den Tieren). Stuttgart, 1872.
- EBBINGHAUS, H., s. Teil I B.
- ENG, HELGA, Exp. Untersuchungen üb. d. Gefühlsleben des Kindes. *Bhft ZAngPs.* 30 L. 1922. (Engl. Ausg. London 1925).
- FECHNER, G. TH., Vorschule der Aesthetik^{II}. L. 1897. (1. Aufl. L. 1876).
- FREUD, S., Totem u. Tabu.^{III} Wien, 1922.
- Jenseits des Lustprinzips^{III}, Zürich 1924. (Engl.-Ausg. London u. N. Y. 1922).
- GEIGER, M., Das Bewusstsein v. Gefühlen. (Festschrift f. Th. Lipps) *Münchener philos. Abhandlungen* L. 1911.
- GROSSART, FR., Gefühl u. Strebung. *ArGsPs.* 79. 1931.
- HERBERT s. Teil I B.
- JAMES, W. (s. a. Teil I B.) What is an Emotion? *Mind* 9. 1884.
- The Physical Basis of Emotion. *Ps. Review.* 1. 1894.
- KELCHNER, MATHILDE, Üb. d. Wesen d. Gefühls mittelst d. Ausdrucksmethode. *ArGsPs.* 5. 1905.
- KRETSCHMER s. Teil I B.
- KRUEGER, F. D., Tiefendimension u. d. Gegensätzlichkeit d. Gefühlslebens. (Festschr. f. J. Volkelt) München, 1918.
- The Essence of Feeling. (s. Sammelbd.: *Feelings and Emotions*).
- Das Wesen der Gefühle^{II} L. 1929.
- KUTZNER, O. D., Gefühl nach Wundt. Darstellung u. krit. Würdigung. *ArGsPs.* 30. 1913
- LANGE, C., Üb. Gemütsbewegungen. (Übers. v. Kurella) L. 1887.
- LEHMANN, A., D. Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens.^{II} 1914.
- LESCHKE, E., D. körperlichen Begleiterscheinungen seelischer Vorgänge. *ArGsPs.* 21. 1911.
- LIPPS, TH., (s. a. Teil I B.) Einfühlung, innere Nachahmung u. Organempfindungen. *ArGsPs.* 1. 1903.
- MC. DOUGALL, W., (s. a. Teil I) Emotion and Feeling distinguished. (s. Sammelbd.: *Feelings and Emotions*).
- The Nature of Emotion. *Journal of Abnormal and Social Ps.* 28. 1933.
- MOSSO, A., Die Furcht (Übers. v. Finger). L. 1889.
- MÜLLER-FREIENFELS, R., Gefühls- u. Willensleben. s. Teil V.
- PHELAN, G. B. P., Feeling, Experience and its Modalities. London-Louvain, 1925.
- RIBOT, TH., Essai sur les passions. Paris 1907.
- La Ps. des sentiments. 1896. (Deutsche Ausg.: 1903).
- SCHULER, M., Wesen und Formen der Sympathie^{II}, Bonn, 1923.
- STERN, W., „Ernstspiel" and the affective Life 1928. (s. Sammelbd.: *Feelings and Emotions*).
- STÖRRING, G., Ps. d. menschlichen Gefühlslebens^{II} 1922.
- Methoden d. Ps. d. Gefühlslebens. *Abderhalden's Hdbh. d. biol. Arbeitsmeth.* 6. 1931.
- STRATTON, G. M., Excitement as an Undifferentiated Emotion. 1928. (s. Sammelbd.: *Feelings and Emotions*).
- STUMPF, C., Über Gefühlsempfindungen. *ZPs.* 44. 1907.
- TITCHENER, E. B., Lectures on the Elementary Ps. of Feeling and Attention. N. Y. 1908.
- WEISS, A. P., Feeling and Emotion as Forms of Behavior 1928. (s. Sammelbd.: *Feelings and Emotions*).

WOODWORTH, R. S., How Emotions are Identified and Classified. 1928. (s. Sammelbd. *Feelings and Emotions*).

WUNDT, W., (s. a. Teil I) Zur Lehre v. d. Gemütsbewegungen. *Philos. Stud.* 6, 1890.

VII. CHARAKTEROLOGIE. TYPENLEHREN

(ERGÄNZUNGEN ZU DEN TEILEN I B, V, VI.)

ROBACK, (Gesamt-Bibliographie) s. Teil I A. 1.

ADLER, A. (s. a. Teil I B) Menschenkenntnis^{III} L. 1929.

ALLPORT, G. W. and VERNON, P. E., Studies in Expressive Movement. N.Y. 1933.

BAHNSEN, J., (s. Teil I B).

BAUMGARTEN, FRANZISKA, Die Charaktereigenschaften. *Beitr. z. Char.- u. Persönlichkeitsforsch.* 1. Bern 1933.

BECKER, MINNA, Graphologie d. Kinderschrift. Heidelberg 1926.

BOGEN, H. u. LIPMANN, O., Gang u. Charakter. *Ergebn. e. Preisausschreibens. Bhft ZAngPs.* 58. 1931.

DILTHEY, s. Teil I B.

EWALD, G., Temperament u. Charakter. B. 1924.

GALTON, F., (s. a. Teil I B) Genie u. Vererbung. *Philos.-soziol. Bücherei.* 19. 1910.

HÄBERLIN, P., s. Teil I B.

HERMSMEIER, FR., Exp.-ps. Untersuchungen z. Charakterforschung. *Bhft ZAngPs.* 55. 1931.

HEYMANS, G., (s. a. Teil I B) La classification des caractères. 1911.

HOFFMANN, H. Das Problem des Charakteraufbaus. B. 1926.

— Charakter u. Umwelt. B. 1928.

JAENSCH, E. R., (s. a. Teil I) Grundsätzliches z. Typenforschung. *ZPs.* 116. 1930.

— Psychophysische Konstitutionstypen. *Handwörterbuch d. mediz. Ps.* L. 1930.

JUNG, C. G., (s. Teil I B).

KATZENSTEIN, BETTI, Die eignungs-ps. Erfassung des Arbeitscharakters. *Schriften z. Ps. d. Berufseignung u. d. Wirtschaftslebens* 43. L. 1932.

KERSCHENSTEINER, G., Charakterbegriff u. Charaktererziehung^{II} L. 1915.

KLAGES, L. (s. Teil I B).

KRETSCHMER, E., (s. a. Teil I B) D. französische Konstitutions- u. Temperamentenlehre. *Jhrb. d. Charakterol.* 6. 1920.

KROH, O., Exp. Beiträge z. Typenkunde. *ZPs. Erg. Bd.* 14. 1929.

KRÜGER, H. u. ZIETZ, K., Das Verifikationsproblem. *ZAngPs.* 45. 1933.

MAUERHOFER, H., Die Introversion. Bern, L. 1929.

PFÄHLER, G., System d. Typenlehren. *ZPs. Erg. Bd.* 15. 1929.

PULVER, M., Symbolik d. Handschrift. Zürich, L. 1931.

RORSCHACH, H., Psychodiagnostik^{II} Bern, 1932.

RUTZ, O., Menschheitstypen u. Kunst. Jena, 1921.

SAUDEK, R., Experiments with Handwriting. London u. N. Y. 1928/9. (Deutsche Ausgabe: Exp. Graphologie B. 1929).

SELZ, O., Üb. d. Persönlichkeitstypen u. d. Methoden ihrer Bestimmung. *Ber. üb. d. VIII. Kongr. f. exp. Ps.* Jena, 1924.

ÜTITZ, E. (s. Teil I B).

WEXBERG, E. Ausdrucksformen d. Seelenlebens. Heidelberg, 1925.

WOLFF, W., Exp. Persönlichkeitsdiagnostik. *Zentralbl. f. Psychotherapie.* 4.

SACHREGISTER

(Fettgedruckte Ziffern bezeichnen Hauptstellen)

A

Abhängigkeitsgefühl 787
Abhebung 103, 153, 311, 729, 755
Ablenkung 660
Abnormität 47
Abstraktion **398**
Abwechslung 696
Affekt 705, 761
Aha-Erlebnis 393
 bei Tieren 440
Ahnenstolz 785
Ahnungsgefühl 770
Ahnungstäuschungen 772
Ähnlichkeit (Gedanke der) 406
Akkommodation 202
Akte 110
Akustisch, s. Gehörssinn
Allgemein-Gedanken 398
Ambivalenz 741
Amnesie 341
Analogie (zum eigenen Ich) 73
Analyse 18
Angewandte Psychologie 57
Angst 716, 776
Angstlust 742
Anonymität 500, 503
Anschauung 146, 380
Anschauungsbild 217
Antriebsgefühl 768
Apperzeption
 Herbart 284
 Wundt 299
Arbeitsmethoden, fortlaufende 671
Assoziation **293**
 Definition 296
 Festigkeit 293
 mechanistische Theorien 297
 personalistische Deutung 299
 und Phantasie 449
 simultane A. 295
 Stiftung 299
 sukzessive A. 295
 Wiederauflösung 302
Asymmetrie (der Gefühlspole) 739
Atavismus (im Spiel) 492
Auditiv 290
Aufdringlichkeit (von Reizen) 669

Aufforderungscharakter 125, 530
Aufgabe 413
Aufmerksamkeit 353, **653**
 Ablaufweisen 666
 abstrakte A. 672
 Bedingungen 667
 Bewusstseinsstruktur 654
 Dynamik 658
 Ermüdung 696
 Feld 662
 Konstanz und Wechsel 670
 Richtungen 657
 Spaltung 664
 Typen 673
 Umfang 654
 Unifokal, multifokal 663
Augenmafs 240
Ausdruck 122, 757
Ausdrucksmethoden 89
Aussage **350**
 praktische Anwendungen 363
Aussen-Innen-Dimension 129, 132
Autistik 614
Autonomie (der Kunst) 499
Autosuggestion 633
Autotele Charakterzüge 610

B

Bedürfnis **527**
 Bedingungen 528
 Dynamik 527
 und Genomotiv 564
 Schaffung von B. 531
 Unterdrückung von B. 688
 Vernichtung von B. 532
Bedürfnisabweichung (Prinzip der geringsten B.) 533
Begabung (s. auch Intelligenz, Talent)
 Reifung von B. 678
Behaviorismus 34, 54
Bekanntheitsqualität 278
Bekanntheitstäuschung 279
Beliebtheit der Schulfächer 795
Beobachtung **76**
Berührung 179
Beschreibung 15
Besinnen 335

Bewegungsempfindung 181
 Bewusstheit, Bewusstsein (s.a. Unbe-
 wusst) 99
 Stufen 655
 Umfang 654
 Bezeichnung 16
 Beziehungsgedanken 402
 Bildung 282, 310
 formale 686
 Biogenetisches Gesetz (beim Spiel) 491
 Biologische Psychologie (s. a. Bedürfnis,
 Dynamik, Instinkt, Körperl. Grund-
 lagen, Leben, Trieb) 32.
 Biosphäre 101, 123, 720
 Bourdontest 671
 Breite (der Gefühle) 747

C

Charakter 603
 Dimensionen 623
 Eigenschaften 606, 609
 Gespaltenheit 620
 intelligibler und empirischer Ch. 605
 Perspektivik 362, 616
 Schlichtheit 620
 Stärke 619
 Theorie 603
 Typen 609
 Charakteristik 606, 616
 Charakterologie 42
 Charakterologische Faktoren der Aus-
 sage 361
 Chemische Sinne 171

D

Dauer (d. Gefühle) 747
 Dauerphantasieen 465
 Denken 367
 Antriebe zum D. 383
 Bereitschaft 392
 Erscheinungsweisen 369
 an Etwas 370
 experimentelle Untersuchungen 389
 mystisches und magisches D. 404
 reaktives D. 388
 Situationsbedingtheit 385
 Vollzug 382
 Denkimperative 387
 Denkschwelle 385
 Determinierende Tendenz 391, 580
 Deuten 27, 53, 62
 von Träumen 477
 von Phantasiesymbolen 452
 Diagnose der Persönlichkeit (s. a. Cha-
 rakterologie, Deuten, Differentielle
 Psychol., Kasuistik, Testmethode,
 Typen) v. Charakterzügen 606

durch Aesoziationsexperimente 307
 in d. praktischen Psychologie 59
 der Temperamente 790
 Differentielle Psychologie (s. auch Cha-
 rakterologie, Diagnose, Intelligenz,
 Typen) 41
 Dimensionen
 personale D. 128
 des Charakters 623
 psychologische 139
 Verwandlung 474
 Dispositionen 111
 mnemische 260
 Distributiv 664, 674
 Drang 525
 Dreidimensionaler Raum 134
 Dreikolonnen-Schema 744
 Dressur 265, 440, 518
 Druckpunkte 160
 Dualismus 97
 Dynamik 638
 d. Aufmerksamkeit 658
 d. Bedürfnisse 527
 d. Denkens 390
 d. Ermüdung 691
 Periodik 644
 Polarität 733
 Spiel 485
 Übung 678
 d. Wollens 580

E

Echtheit und Unechtheit der Gefühle 749
 Eidetik 272
 Eifersucht 566
 Eigenpersonale Dimensionen 133
 Eigenraum 134
 Eigensinn 586
 Eigenzeit 135
 Einbettung 103, 153, 729, 755
 Eindrucksversuche 88
 Einfall 394
 Einsicht (bei Tieren) 440
 Einstellung 303, 583, 678
 Elastizität (des Willens) 585
 Elementargefühle 706, 746
 Elementenstandpunkt 19, 147
 Emotionalismus 723
 Empfänglichkeit (mnemische) 300
 Empfindung 147
 romantischer Begriff der E. 155
 Energie, s. Dynamik
 Engramm 259
 Enquête 90
 Entanschaulichung 374
 Entelechie 613
 Entscheidung 577
 Entschluss 578

- Entwicklung (Beobachtung der) 79
 Entwicklungspsychologie 43
 Erbforschung 35
 Erbfurcht 777
 Erfahrungsfurcht 778
 Erfahrungswissenschaft (Psychologie als)
 13
 Ergograph 699
 Erholung 700
 Erholungstheorie (des Spieles) 486
 Erinnerung 292, 337
 Entwicklung 341
 Mythos 347
 Objektbezug 349
 Subjektbezug 344
 Täuschung 349
 Treue 350, 352
 Vorstellungen 343
 Wandel 347
 Erklären 23
 Erleben 99, 102
 Erlebnis 103
 Ermüdung 691
 körperliche und geistige E. 697
 Messung 698
 spezifische und ausstrahlende E.
 695, 699
 Ermüdungsreize 693
 Ernst und Unernst der Gefühle 750
 Ernstspiel 496, 596, 752
 Erregung und Beruhigung 710, 735
 Ersatzleistungen 687
 Erscheinen 105
 Erscheinungsweisen 178
 des Denkens 369
 der Farben 194
 intersensorielle E. 199
 Erschöpfung 701
 Erwartung 774
 suggestive Wirkung 633, 636, 663,
 775
 Exakte Methoden 80
 Experiment 80
- F**
- Farbenempfindungen 191
 System 191
 Erscheinungsweisen 194
 Konstanz 196
 Fausse Reconnaissance 279
 Ferne (personale) 132
 räumliche 202
 Fernmethoden 90
 Finalität (Gedanke der) 411
 Frage 774
 Fraktionierung (beim Lernen) 326
 Freiheit 601
 Fremdseelisches (Erfassen des) 73
- Führertum 631
 Furcht 776
 und Phantasie 457
- G**
- Ganzheit 20
 Gedächtnis 251
 Definition 253
 freies G. 287
 gebundenes G. 277, 310
 mechanisches und judiziöses G. 320
 Übung 685
 unmittelbares G. 269
 Gedächtnisvorstellung 287
 Gedanken 373, 396
 Gedankenexperiment 89
 Gefühl 705
 biologische Theorien 712
 Budget 709
 Deutungstheorien 727
 Dreikolonnen-Schema 730
 Elementar-G. 706
 James Lange'sche Theorie 714
 Körperliche Grundlagen 712
 Krueger's Theorie 723
 Merkmale 711, 729
 Personnähe 729
 Polarität 707, 732
 Subjektivität 724
 Ungestalt 732
 Vierfelder-Schema 736
 Weg-u. Ergebnis-G. 736
 Gefühlsdispositionen 788
 Gefühlsempfindungen 711
 Gefühlssteuerung 762
 Gefühlston 731, 765
 Gegenstandsgedanken 396
 Gegenstandswahrnehmung 173
 Gegenstandswelt 102, 123
 Gegenwart s. a. Praesenz
 personale 130, 212
 und Phantasie 457
 Gegenwartstheorie (des Spiels) 485
 Gehirn 120, 170
 Gehör 183
 Gemeinschaftspsychologie 36
 Gemüt, (s. auch Gefühl) 731
 Genomotiv 563
 Geräusch 184
 Geruch 171, 182
 Gerücht 359
 Geschmack 171, 182
 Gesichtssinn 190, 201
 Gesinnung 601
 Gestalt 149
 bei höheren Sinnen 176
 Gewichtshebungen 240
 Gewohnheit (und Kausalität) 408

- Gewöhnung (s. a. Übung, Vertrautheit, Wiederholung) 255, 261
 Gleichgewichtsempfindungen 181
 Gleichgewichtsorgan 161
 Gleichheit (Gedanke der) 406
 Grundsätze 562, 567
 Grundton 186
- H**
- Halluzinationen 225
 Häufigkeitswerte 85
 Hauptfarben 193
 Heimgefühl 784
 Helligkeit
 Schwellen 239
 tonale 187
 Hemmung 526, 617, 659
 rückwirkende H. 247
 Heteristik 614
 Heterogene Person-Welt-Beziehung 127
 Heterotele Charakterzüge 611
 Hinwendungsinstinkt 542
 Historische Methoden 93
 Historische Psychologie 38
 Hoffnung 780
 Homogene Person-Welt-Beziehung 126
 Human triebe 522
- I**
- Ich-Erleben (in Traum) 475
 Identitätsgedanke 397
 Ideotele Charakterzüge 612
 Illusion 226
 künstlerische I. 505
 Impuls 578
 Individualpsychologie 50, 434, 489
 Individuelle Gegenstände 396
 Individuelles Kunstschaffen 498
 Instinkt **534**
 Elastizität 538
 Entwicklung 537
 Furcht-I. 777
 u. Gefühl 770
 beim Menschen 540
 Intellekt 418
 Intellektuell 419
 Intelligenz **422**
 Definition 424
 Einzelfunktionen 431
 als Lernhilfe 317
 praktische I. 430
 und Suggestion 637
 tierische I. 438
 Typen 429
 Intelligenzprüfung 422
 Intelligenzquotient 426
- Intensität 233
 der Gefühle 744
 der Gehörseindrücke 240
 der Helligkeiten 239
 Intention 373
 Interassoziation 296
 Interesse **792**
 und Aufmerksamkeit 679
 beim Lernen 317
 mittelbares u. unmittelbares 795
 Intersensoriell 199
 Intervall 241
 Intra-Assoziation 295
 Introspektion 67
 Introzeptible Welt 123
 Introzeption 102, 124, 175, 612, 615
 Irradiation 228
- J**
- Jahreswellen 650
 James-Lange'sche Theorie 714
 Judiziöses Gedächtnis 320
 Jugendpsychologie 45
- K**
- Kältepunkte 160
 Kasuistik 79, 352
 Kausalgedanke 407
 Kenntnisse 292, 311, 312
 Kinaesthetische Empfindungen 161, 181, 202
 Kindespsychologie 45
 Klangfarbe 186
 Klassifikation 16
 Klatsch 459
 Klein-Gross (Ambivalenz) 743
 Kollektives Kunstschaffen 498
 Komplex (s. a. Unbewusst) **284**
 Könnensbewusstsein **570**
 überwertiges K. 574
 unterwertiges K. 572
 Konstanz
 d. Farben 196
 d. Gestalt 208
 d. Grösse 208
 Kontiguität 294
 Kontinuität, mnemische 339, 344
 Kontrast (Erinnerung) 346
 Kontrasuggestion 634
 Konvergenz, optische 202
 Konvergenztheorie 113
 der Bedürfnisse 528
 des Charakters 605
 des Denkens 383
 der Instinkte 538
 des Willens 600
 Konzentration 658, 674

Konzession (Künstlerische) 503
 Körperliche Grundlagen des Seelenlebens
 11, 117
 der Gefühle 712
 der Sinneswahrnehmung 158
 des Wollens 550, 556
 Kraft s. Dynamik
 Kraftüberschusstheorie 486
 Kulturpsychologie 39
 Kulturtypologische Methode 46
 Kunst 496
 Künstler, Künstlerisch (s. a. Musik) 496
 k. Psychologie 8
 k. Schaffen 380, 496
 k. Talent 437, 496
 Kunstwerk 456, 498

L

Latenz, mnemische 257
 Latenzzeit 354
 Leben (s. a. Biologisch)
 Definition 99
 Lebenslauf 651
 Lebensraum 138
 Lebnis 109
 Leidenschaft 794
 Leib-Seelen-Problem (s. a.: Körperlich)
 11, 117
 Leistung 639
 objektive L. 639
 personale L. 640
 Leistungsbereitschaft 643
 Leistungsmethoden 89, 639
 Lernen 313
 experimentelle Untersuchungen 81,
 323, 332
 interessevolles L. 318
 Tempo 329
 von Tieren 440
 unwillkürliches L. 313
 willentliches L. 315
 Lernstoff (Umfang) 325
 Lernverlust 330
 Liebe 783, 793
 Lokalisation 121
 Lokalzeichen-Theorie 207
 Lust-Unlust 707, 733, 740

M

Machen (Erlebnis des M.) 409
 Magisches Denken 404
 Massensuggestion 631
 Massigkeit (tonale) 187
 Maßwerte 85
 Materialcharakter 125, 531
 Mechanisation 517

Mechanisches Gedächtnis 320
 Mechanische Kausalität 411
 Mehrfachhandlung 664
 Memorieren, s. Lernen
 Menschenkenntnis 7, 61, 594
 Merken 312
 Merkfähigkeit 273
 Messung, 80, 84
 Mindersinnige 220
 Mitübung 648
 Mneme 254
 Theorie 258
 Tierische M. 264
 Mnemisch
 Dispositionen 260
 Empfänglichkeit 256, 300
 Kontinuität 339
 Latenz 257
 Spaltung 339, 786
 Traumreize 472
 Verwertungswirkung 282
 Wirkung 256
 Mnemotechnik 323
 Modalitäten (der Sinne) 157
 Modi (des Lebens) 99
 und Gefühl 753
 der personalen Welt 123
 Monismus 97
 Monosymptomatik 62
 Monotonie 671, 693
 Monotonieapparat 671, 690
 Motilität 169
 Motiv 558
 Beurteilung 594
 experimentelle Untersuchungen 570
 Heterogonie 565, 591
 Homogonie 563
 Konflikte 561
 nach der Tat 590
 Motorischer Typ 261
 Müdigkeit 691
 Müller Lyer'sche Täuschung 232
 Musikalische Intervalle 241
 Musikalität 18, 436
 Mystisches Denken 404
 Mythos
 personaler 348
 und Kunstwerk 498

N

Nachahmung (und Spiel) 487
 Nachbild 229, 271
 Nachdenken 372
 Nähe (personale) 132
 Nahrungsinstinkt 541
 Naive Psychologie 7
 Namenfragen 400
 Natürliche Menschenkenntnis 7, 61, 594

Neigungen 792
 mittelbare u. unmittelbare N. 794
 Nervensystem 121, 159, 170
 Niveau
 der Intelligenz 425
 der Gefühle 752
 Normalität 47

O

Oben-Unten 134
 Oberfläche (personale) 131
 Obertöne 186
 Objektivation (des Raumes) 137
 Objektivierendes Erleben 104
 Oktave 188
 Optisch, s. Gesichtssinn
 Organempfindungen 715
 Organischer Kausalitätsgedanke 412
 Originalität 501

P

Parallelismus 98, 118
 Periodizität (der Leistungen) 644,
 der Aufmerksamkeit 666
 Periphere Sinnestäuschungen 227
 Perseveration 276
 Person 98, 115, 116 und an vielen ande-
 ren Stellen.
 Personale Welt 123
 Personale Sinnestäuschungen 229
 Personal- historisch
 Gedächtnis 283, 285
 Gefühl 784
 Erinnerung 338
 Personnähe der Gefühle 729
 Persönliche Gleichung 88
 Persönlichkeit 102, 117 und an vielen an-
 deren Stellen
 Persönlichkeitsdiagnose, s. Diagnose
 Perspektivik des Charakters 362
 Pessimismus 738
 Phaenomene 109
 Phaenomotiv 559, 568
 Phantasie 446
 Alltags-Ph. 457,
 Assoziationstheorie 449
 Dauer 465
 Furcht-Ph. 462, 779
 gebundene Ph. 456
 Gegenwarts-Ph. 457
 rezeptive, reproduktive, produktive
 Ph. 499
 Schöpfung 454, 499
 Spiel-Ph. 483
 Spontaneität 449
 Subjektivität 451
 Symbolik 451
 Traum-Ph. 473

Unstimmigkeit 447
 Vergangenheits-Ph. 459
 Wesen 447
 Wissenschaftliche Ph. 505
 Wunsch-Ph. 462
 Zukunfts-Ph. 460
 Phantasiereiz 458
 Phantasma 448
 u. Kunstwerk 496
 Philosophische Psychologie 9
 Phobie 779
 Photismen 216
 Physikalische Sinnestäuschungen 227
 Physiognomie 380
 Physiognomische Wahrnehmung 175, 219
 Physiologische Psychologie 31
 Pietät 787
 Planung 586
 Polarität
 asymmetrische P. 739
 biologische P. 717
 dimensionale P. 130, 134
 dynamische P. 733
 der Gefühle 707, 732
 Gestalt und Ungestalt 732
 der Temperamente 789
 der Zwecke 733
 Posthypnotische Suggestion 629
 Prägnanz der Gestalt 151
 Präkategorial 403
 Praktische Psychologie 57
 Präsenz 130
 Präsenzzeit 212
 Problembewusstsein 386
 Profilierung der Intelligenz 425
 Prospektion, s. Zukunftsbezug
 Psychisch (s. auch Bewusstsein, Erle-
 ben) 108, 115
 Dispositionen 115
 Person 116
 und Physisch 117
 Psychoanalyse 50
 Deutung von Phantasmen 453
 Deutung von Träumen 477
 Komplextheorie 285
 Spieltheorie 490
 Psychographie 78
 Psychologie 1 ff.
 Definition 99
 Unterabteilungen s. unter Sonder-
 stichworten.
 Psychopathologie 47
 Psychophysik 31, 233
 Psychophysisch neutral 97 ff.

Q

Quantitätstäuschungen 226
 Quasibedürfnis 580

R

- Rangwerte 85
- Rätsel (Lösung von R.) 416
- Raum **128, 200**
 - personaler 134, 210
 - psychologischer R. 139
- Raumverlagerung 211
- Raumwahrnehmung **200**
 - intersensorielle R. 200
 - kinaesthetische R. 202
 - optische R. 201
- Raum-zeitliche Neutralität 130
- Reaktion 125
- Reaktionsversuche 87
- Realitätsbewusstsein 104, 453
- Rechte und linke Hand 658
- Rechts-Links-Dimension 134
- Reflex **514**
 - angeborener R. 514
 - bedingter R. 518
 - erworbener R. 516
- Reflexologie 518
- Reifung 677
- Reihenbildung (als Denkmittel) 400
- Reihencharakter (der Wahrnehmung) 233
- Reize **146**
 - Adäquate und nicht adäquate R. 165
 - Aufmerksamkeits-R. 668
 - Ermüdungs-R. 693
 - Mnemische R. 255
 - Phantasie-R. 458
 - Sinnes-R. 146, 157
 - Traum-R. 470
 - Weck-R. 471
- Reklame 632
- Reproduktion 334
- Reproduktionshemmung 336
- Rhythmisierung 275
- Rhythmus 213, **645, 667**
- Richtungsdispositionen 113, 419, 788
- Rüstungsdispositionen 113, 419, 788

S

- Sammlung 92
- Sättigung (psychische) 702
- Schaffen 496, 498
- Schallmalereien 215
- Schein (künstlerischer) 504
- Schicksal 126
- Schizothymie 620
- Schlaf (s. auch Traum) 648
 - partieller S. 659
- Schmerz 712
- Schöpfung 454
- Schrift 378
- Schulfächer (Beliebtheit) 795

- Schwelle 106, **235**
 - Denk-S. 385
 - personale Deutung der S. 243
 - Wahrnehmungs-S. 235
- Seele, Seelenleben (s. auch Bewusstsein , Erleben, psychisch, psychologie 5, 10, 96
- Sehschärfe 201
- Sekretion (innere) 722
- Selbstbeanspruchung 641
- Selbstbeobachtung 68
- Selbstcharakteristik 72
- Selbstentfaltungstrieb 522
- Selbsterfassung **67, 87**
- Selbsterhaltungstrieb 522, 524
- Selbsterinnerung 69
- Selbstmord 596
- Selbstüberwindung 743
- Sensibilität 168
- Sensumotorik 169
 - Sexualität
 - Instinkt u. Trieb 522, 525, 533
 - u. Spiel 490
 - u. Traum 480
- Sinne (s. auch Empfindung, Wahrnehmung) **145**
 - chemische S. 171
 - Einheit 166
 - niedere und höhere S. 173
 - Reichweite 175
 - Vertretung 219
 - Verwandtschaft 214
 - Vielheit 157
 - Wechselbeziehungen 166
 - Zusammenhänge 198
- Sinnesmodalitäten 157
- Sinnesnerven 159
- Sinnesorgane 158
- Sinnesspezifische Erscheinungen 163, 178
- Sinnestäuschungen 223, 352
- Sinnesvikariat 219
- Sinngedanken 414
- Sinngehalt von Merkstoffen 275
 - von Lernstoffen 320
- Sorge 779
- Sozialpsychologie 37
- Sozialtriebe 522
- Spaltung 102
 - der Aufmerksamkeit 665
 - des Gefühls 787
 - mnemische S. 339, 345
- Spezifische Sinnesenergie **163**
- Spiel **481**
 - Gegenwartstheorien 485
 - Lebensstufen 481
 - und Nachahmung 487
 - personalistische Theorie 484
 - und Phantasie 483

- als Persönlichkeitsausdruck 488
 Theorien des S. 484
 Vergangenheitstheorie 491
 Zukunftstheorien 493
Spontaneität 125
 der Aufmerksamkeit 668
 der Bedürfnisse 531
 des Denkens 384
 der Phantasie 449
 des Spielens 484
 der Wahrnehmung 153
 des Wollens 576, 600
Sport 575, 641, 682
Sprache 376
 und Aussage 361
Sprachmelodie 184
Spuretheorie 259
Stärke, s. Intensität
Statistik 86
Steuerung der Gefühle 752
Stimmung 758
Strahlungen 172
Strukturelle Charakterzüge 619
Subjektivierendes Erleben 104
Subjektivität
 der Erinnerung 344
 der Gefühle 724
 der Phantasie 451
Sublimierung 525
Substitution 122
Suggestibilität 628
 experimentelle Untersuchungen 637
Suggestion 230, 357, 625
 Ausübung 630
 Autosuggestion 633
 Begriff 625
 Empfang 628
 S. durch Erwartung 633, 775
 Kontra-S. 634
 Massen-S. 631
 S. von Motiven 592
 posthypnotische S. 629
Suggestivfrage 351, 355, 636
Suggestivität 630
 experimentelle Untersuchungen 636
Summationswirkung 262
Sündenbewusstsein 347
Superposition (der Gegenwarten) 131
Symbol 377
Symbolik (s. auch Tiefenpsychologie) 451
 des Spieles 488
 des Traumes 479
Synaesthesia 218
Synkinesie 218
Synthese (schöpferische) 148

T
Talent 433
 Analyse 436

Häufigkeit 435
 Typen 437
 Wesen 433
Tasten 169, 179
 Raumwahrnehmung 205
Taubblindheit 221
Tatbestandsdiagnostik 309
Täuschungen 107
 Ahnungstäuschungen 772
 Erinnerungs-T. 349
 Sinnes-T. 223, 352
Telische Charakterzüge 609
Telische Charaktertypen 613
Temperament 722, 788
 Schemata der T. 791
Temperaturwahrnehmung 160, 179
Tempo
 des Lernens 329
 persönliches T. 646
Tempoklopfen 649, 699
Temporalisation 340, 357
Testhefte 671
Testmethoden 86
 der Intelligenzprüfungen 431
Tiefe
 der Gefühle 748
 personale 27, 131
 räumliche 202
 bei Sinngedanken 414
Tiefenpsychologie (s. auch Individualpsychologie, Psychoanalyse) 50
Tier
 Dressur 265, 440, 518
 Instinkt 536
 Intelligenz 438, 442
 Lernen 440
 Mneme 264
 Vitalität 116
Tierpsychologie 33, 54, 116
Töne 185
Tonhöhe 185
 System 189
 Schwellen 240
Trägheitsprinzip (mnemisches) 259
Transponierbarkeit (von Gestalten) 151
Trauer 786
Traum 468
 T.-Deutung 477
 T.-Reize 470
 T.-Phantasie 473
Trieb 520
Trotz 566, 575, 598
Typen, Typus
 der Aufmerksamkeit 673
 des Charakters 609, 613
 eidetischer T. 272
 der Instinktsicherheit 545
 integrierter und desintegrierter T.
 620

der Intelligenz 429
 der Planmäßigkeit 588
 der Rhythmik 646
 schyzothymen und zyklotymen T.
 620
 der Talente 437
 der Übungsfähigkeit 680
 der Vorstellungen 290

U

Übbarkeit 686
 Überkompensation 434
 im Spiel 489
 Übermüdung 701
 Übung 678
 akute und Dauer-Ü. 680
 Fortschritte der Ü. 681
 spezifische Ü. 679
 des Willens 688
 Übungsfähigkeit 689
 Übungsverlust 683
 Übungswirkung 633
 Umgewöhnung 264
 Umweg 268
 Umwelt, s. Konvergenz, Welt
 Umweltforschung 35
 Umzentrierung (der Dimensionen) 137
 Unaufmerksamkeit 353, 669, 697
 Unbewusst (s. auch Bewusstsein, Kom-
 plex) 51, 100
 u. Denken 583
 u. Gefühl 727, 755
 u. Vitalhandlungen 513
 u. Vorstellungen 286
 Ungestalt 154
 der Gefühle 732
 Unheimlichkeit 776
 Unlust s. Lust
 Unterschiedswahrnehmung 236, 246
 Urteilstäuschungen 231

V

Veranschaulichung 375, 379
 Verantwortlichkeit 590
 des Künstlers 502
 Verbrechermilieu 599
 Verdrängung 308
 Vergangenheit 136
 Vergangenheitsbezug
 der Erinnerung 337
 der Gefühle 782
 der Mneme 254
 der Phantasie 459
 Vergangenheitsstheorie (des Spieles) 491
 Vergessen 330
 Verhör 315, 354
 Verknüpfen 22

Vermutung 774
 Vernunft 418
 Vernunftshandlung 562, 567
 Verschiedenheitsgedanke 406
 Verschmelzung (tonale) 187
 Verstand 418
 Verstehen 25, 371, 415
 Versuchshandlung 572
 Vertrautheitserlebnis 277, 782
 Vertretung der Sinne 219
 Verwandtschaft der Sinne 214
 Verwertungswirkung (mnemische) 282
 Vibrationsempfindungen 172, 180
 Vierfelder-Schema
 der Affekte 761
 der Gefühle 732; 736
 der Stimmungen 760
 der Temperamente 789
 Visuell 290
 Vitalfunktionen 101
 Vokale 188
 Völkerpsychologie 37
 Vollständigkeit der Gestalt 151
 Vorn-Hinten-Dimension 134
 Vorsatz 584
 Vorstellung 287
 Erinnerungs-V. 343
 freisteigende V. 334
 Gedächtnis-V. 287
 u. Gedanke 373
 unbewusste V. 284, 286
 Typen 290
 Vorstellungskomplex 284
 Vortasten 495
 Vorübungstheorie (des Spieles) 494
 Vorwegnahme (in der Phantasie) 460, 464

W

Wahlhandlung 560, 562
 Wahrnehmung (s. auch Empfindung,
 Sinne) 145
 gegenständliche W. 173
 introzeptive W. 175
 physiognomische W. 175
 Reihencharakter 233
 u. Vorstellung 288
 Wahrnehmungsraum 206
 Wärme 160, 179
 Weber-Fechner'sches Gesetz 235
 Erklärungen 241
 personale Deutung 248
 Tatsachen 237
 Wechselbestimmung (Person-Welt) 136
 Wechselwirkung 118
 Welt (s. auch Konvergenz)
 personale W. 123
 Wiedererkennen 278
 Wiederholung 261, 263

- Wille (s. auch Willenshandlung, Wollen)
 313, 328
 Lernwille 316
 Willenseigenschaften (s. a. Charakter)
 618
 Willenshaltung 598
 Willenshandlung 577
 Arten 548
 Durchführung 579
 Dynamik 580
 innere W. 557
 Nachperiode 590
 Unterbrechung 582
 Willensruck 561, 577
 Wissen (um Etwas) 370
 Witz (Verstehen von) 416
 Wollen (s. auch Wille, Willenshandlungen) 546
 Definition 547
 fremdbezügliches W. 554
 körperliche Beziehungen 550, 556
 selbstbezügliches W. 555
 Zukunftsbezug 551
 Wortvorstellung 376
 Wunsch 462
- Z**
- Zahlgedanke 401
- Zählung 265
 Zeichen 375
 Zeichnen 378
 Talent zum Z. 435
 Zeit (s. a. Gegenwart, Präsenzzeit, Vergangenheitsbezug, Zukunftsbezug)
 127, 211
 personale Z. 135
 psychologische Z. 140
 Zeitbezug der Gefühle 754
 Zeitgestalt
 des Denkvollzugs 391
 im Traum 474
 Zeithof 269
 Zeitschema der Gefühle 755
 Zeitwahrnehmung 211
 Zerstretheit 660, 674
 Zukunft 136
 Zukunftsbezug
 der Gefühle 766
 der Instinkte 535
 der Phantasie 460, 480.
 des Spiels 493
 des Wollens 551
 Zumutesein 756, 763
 Zustände 110
 Zweiwelten-Gefühl (im Traum) 469
 Zykllothymie 620
-

NAMENREGISTER

(Arabische Ziffern geben die Seitenzahlen im Text an. Römische Ziffern beziehen sich auf die entsprechenden Teile der Bibliographie)

- Abramowski, E. V
 Ach, N. 368, 580, I B, IV, V
 Achille-Delmas, F. 597, V
 Adams, D. K. III
 Adler, A. 50, 489, I B, IV, V, VII
 Allen, A. H. B. V, VI
 Allport, G. W. and Vernon, P. E. VII
 Anschütz, G. 216, II
 Argelander, Annelies 216, II
 Aristoteles 157, 412
- Baerwald, R. III
 Bahnsen, I. 41, 603, I B, V, VII
 Bartlett, R. I. III
 Baumgarten, Franziska VII
 Becher, E. I B
 Becker, Minna VII
 Benussi, V. II, VI
 Bernfeld, S. 596, V
 Betz, W. III
 Binet, A. 45, 230, 422, 426, 431, 632,
 635 f, 638, I B, IV, V
 Binet, A. et Simon, Th. IV
 Bissky 62
 Boas, Fr. I B
 Bobertag, O. 426, 671, IV
 Bobertag, O. u. Hylla, E. IV
 Bogen, H. 430, 432 f
 Bogen, H. u. Lipmann, O. VII
 Bonte, Th. 273, III
 Boring, E. G. I B
 Bos, Maria C. 216, II
 Bourdon, B. 671 f, IV
 Bracken, H. v. I B
 Brahn, M. VI
 Brehmer, F. 437, IV
 Brentano, F. I B
 Breuer 50
 Brodhun 239
 Bronner, A. F., Healy, W., Lowe, G.
 M., Himberg, M. E. IV
 Brunswick, E. 149, I B, II, III
 Bühler, Charlotte 38, 368, 423, 596,
 651, I B, III, IV, V
- Bühler, Charlotte; Hetzer, Hildegard
 IV
 Bühler, K. 149, 194, 368, 373, 383, 393,
 534, I B, II, III, IV
 Burgerstein 695
 Burkamp, W. I B
 Burt, C. IV
 Busemann, A. I B
 Busse III
 Buytendyk, F. I. I. 55, 481, I B, IV
- Cammon, W. B. VI
 Carus, C. G. 41, I B
 Casper, S. I B
 Cassirer, E. 368, IV
 Chiha, T. 710, VI
 Claparède, Ed. 481, 710, I B, III, IV,
 V, VI
 Cohn, J. 256, 733, 746, I B, VI
 Corrie, I. I B
- Darwin, Ch. 33, 420, 505, VI
 Decroly, Ov. IV
 Descartes, R. 390, 705
 Descoedres, Alice 423, IV
 Dessoir, M. 496, I B, IV, V
 Dilthey, W. 26, 38, I B, VII
 Döring, W. O. I B
 Driesch, H. I B
 Drobisch 190
 Dürckheim, Graf K. v. I B
 Dürr, E. 653, V
 Dumas, G. I B
- Ebbinghaus, H. 81 f, 194, 239, 242,
 295, 321, 323, 329, 333, 431, 700, 791,
 I B, III, IV, VI
 Edinger 170, II
 Ehrenfels, Chr. 149, II
 Eliasberg, W. IV
 Eng, Helga IV, VI
 Erdmann, B. IV
 Erismann, Th. I B
 Ewald, G. VII

- Fechner, G. Th. 31, 81, 84, 88, 146, 148,
 192, 236 ff, 242, 746, I B, VI
 Féré, Ch. V
 Fichte, I. G. 390
 Fischer, A. V
 Fischer, C. F. 504, IV
 Fischer, O. 281, III
 Fluegel, C. F. I B
 Freud, S. 50, 285, 301, 457, 469, 477 f,
 727, I B, IV, V, VI
 Frey, v. 712
 Frischeisen-Köhler, Ida 647
 Fröbes, J. 239, I B

 Galen 791
 Galton, F. 41, I B, VII
 Garten, S. II
 Gauss, K. F. 427, 771 f
 Geiger, M. IV, VI
 Geissler 653
 Gelb, A. 194, 196, II
 Gesell, A. 423, IV
 Girgensohn, K. 368, I B, IV
 Glässner, G. V
 Goethe, J. W. 80, 215, 460, 507, 525,
 732
 Goldstein, K. 121, 515, I B, V
 Goltz, Fr. IV
 Gorphe, F. III
 Groos, K. 481, 493 f, 777, I B, IV
 Grossart, Fr. 728, VI
 Grosser, H. u. Stern, W. IV
 Grünbaum, A. A. IV

 Häberlin, P. I B, V, VII
 Häckel, E. 44, 491
 Hall, St. 91, 491 f, 778, I B, IV
 Hartmann, E. v. 100, 709
 Hattingberg, H. V. V
 Hegel, W. Fr. 39
 Heidegger, M. 16
 Helmholtz, H. v. 32, 88, 148, 163, 184
 ff, 190, 192, 232, I B, II
 Hempelmann, F. I B
 Henning, H. 183, 653, II, V
 Herbart, J. F. 14, 19, 284 f, 288, 299,
 301, 305, 324, 706, 724, I B, III, VI
 Herder, G. 155
 Hering, E. 190, 192 ff, 196, 254, II, III
 Hermann, L. 188
 Hermsmeier, Fr. VII
 Hetzer, Hildegard 423, 481, IV
 Heymans, G. 91, 790 f, I B, III, VII
 Heymans, G. u. Wiersma, E. I B
 Hildreth, G. H. IV
 Höffding, H. 278, I B
 Hönigswald, R. 368, II, IV
 Hoffmann, H. VII
 Honecker, M. V

 Hornborstel, E. M. v. II
 Hume, D. 20, 288, 407 f, 560, 705, I B
 Husserl, E. 16, 368, 375, I B, II, IV
 Hylla, E. 426, 671

 Ibsen, H. 350
 Isserlin, M. V

 Jaensch, E. R. 271 ff, 382, 620, II, III,
 IV, VII
 Jaensch, E. R. u. Mitarbeiter I B
 Jaensch, W. 243
 James, W. 706, 714 ff, I B, VI
 Jaspers, K. 39, 48, I B
 Jodl, F. I B
 Joel, K. V
 Jost, A. 320, 328, III
 Jung, C. G. 49 f, 53, 615, I B, III, VII

 Kafka, G. I B
 Kahn, E. I B
 Kainz, Fr. 496, IV
 Kant, J. 164, 175, 214, 284, 413, 418,
 485, 505, 547, 562, 605, 622, 790 ff,
 I B
 Karsten, A. L. V
 Katz, D. 55, 180, 194 f, 527 f, 539, I B,
 II, V
 Katz, D. u. Rosa I B.
 Katz, D. u. Révész, G. II
 Katzenstein, Betti VII
 Kelchner, Mathilde VI
 Keller, Helen 221 f, 687, II
 Keller, H. I B
 Kern, B. V
 Kerschbaum, P. 596, IV, V
 Kerschensteiner, G. 435, IV, VII
 Kierkegaard, S. 504
 Klages, L. 42, 368, 732, I B, IV, V, VII
 Klemm, O. I B
 Kluever, H. I B, III
 Knoblauch, Elisabeth 91, I B
 Koehler, Elsa 561, V
 Köhler, W. 55, 149, 188 ff, 441, I B, II,
 IV
 König 239
 König u. Brodhun II
 Koffka, K. 149, I B, II, III, IV
 Kosog 636, 638
 Kraepelin, E. 470, 650, 671, 700, I B,
 IV
 Krall, K. 443, IV
 Kraus, F. I B
 Kretschmer, E. 49, 615, 620, 723, I B,
 VI, VII
 Kroh, O. III, VII
 Krueger, F. 43, 149, 723 f, I B, IV, VI
 Krüger, H. u. Zietz, K. VII
 Külpe, O. 70, 330, 368, I B, IV

- Künkel, F. I B
 Kutzner, O. VI

 Langfeld, H. S. V
 Lange, C. 714 ff, VI
 Lange, K. 505
 Lange, K. III
 Laplace 505
 Laser 625
 Lashley, K. Sp. 121, I B
 Lazarsfeld, P. I B
 Lazarus, M. 37, 486, I B, IV
 Lazarus, M. u. Steinthal, H. I B
 Lehmann, A. VI
 Lehmann, G. I B
 Leibniz, G. W. 100, 284
 Lersch, Ph. I B
 Leschke, E. VI
 Lessing, Th. 503, 602, I B
 Lévy-Brühl, L. I B, IV
 Lewin, K. 125, 527, 530, 534, 579 ff,
 702, I B, III, V
 Liepmann, H. 373, 391, 550, IV
 Lindworsky, I. 368, I B, IV, V
 Lipmann, O. 309, 423, 425, 430 f, 636,
 642 f, 697 f, I B, III, IV, V
 Lipmann, O. u. Bogen, H. IV
 Lipps, Th. 226, 232, I B, II, IV, VI
 Litt, Th. 39
 Lobsien, M. 796, III
 Loewenberg, R. D. 597, V
 Löwi, M. II
 Lotze, H. 207, II
 Lucka, E. I B
 Lundholm, H. 630, V

 Mach, E. II
 Mager 654
 Malapert, P. I B
 Mann, Alfred 653, V
 Marbe, K. 352, 368, I B, III, IV
 Masselon 431
 Mauerhofer, H. VII
 Mayer-Gross, W. u. Lipps, H. IV
 McDougall, W. 227, 539 f, 544, 721,
 I B, VI
 Meinong, A. v. I B
 Mendelssohn, M. 705
 Messer, A. 368, I B, IV
 Meumann, E. 45, 327, 685, I B, III, V
 Meyerson, I. 372, IV
 Michaelis, E. I B
 Michotte, A. et Prüm, E. V
 Minkus 431
 Möbius, P. J. 38, I B
 Mommsen, Th. 507
 Moritz, K. Ph. 705
 Moskiewicz, G. 373, IV
 Mönkemöller, O. III

 Mosso, A. VI
 Muchow, H. III
 Muchow, Martha 46, 152, 315, 784,
 I B, II, III, IV
 Müller, G. E. 88, 190, 242, 323, 326,
 II, III
 Müller, Joh. 88, 163 ff, II
 Müller-Freienfels, R. 496, I B, IV, V,
 VI
 Münsterberg, H. I B
 Murphy, G. I B
 Myers, C. S. I B

 Natorp, P. I B
 Newton, F. 505
 Nietzsche, Fr. 9, 17, 41, 281, 380, 414,
 416, 585, 719
 Noack, H. 481, IV

 Oesterreich, T. K. 345, III
 Offner, M. III
 Osten, v. 443
 Ostwald, W. 192, II
 Ovsiankina, Maria V

 Paulhan, Fr. I B
 Pauly, R. 654, I B
 Pawlow 518
 Peller, S. 597, V
 Petermann, B. 149, II
 Peters, W. I B, IV, V
 Petersen, P. I B
 Pfaender, A. 605, I B, V
 Pfahler, G. I B, VII
 Pfeiffer, L. III
 Pfungst, O. 443, IV
 Piaget, J. 383, IV
 Piderit, Th. I B
 Piéron, H. IV
 Platon 281, 712
 Plaut, P. 352, I B, III
 Plessner, H. 157, II
 Prager, F. 437, IV
 Preyer, W. 45, I B
 Prince, M. I B
 Prinzhorn, H. I B
 Pulver, M. VII

 Ranschburg, P. I B, III
 Reichardt, H. 341, III
 Révész, G. 188, 190, 224, 437, 678, II,
 IV, V
 Rhine, J. B. II
 Ribot, Th. 661, 706, V, VI
 Roback, A. A. I B, VII
 Rombach, J. 256, III
 Ronjat, J. 275, III
 Rorschach, H. VII
 Rossolimo, G. 426, IV

- Rousseau, J. J. 9, 705
 Rubin, E. 154, II
 Rupp, H. 437, IV
 Rutz, O. 219, II, VII

 Sackur, O. 634
 Sander, Hjalmar 570, V
 Sarris, E. G. 440 f, IV
 Saudek, R. VII
 Scheerer, M. 149, I B, II,
 Scheler, M. 16, 39, I B, VI
 Schelling, F. W. J. 100
 Schilder, P. I B
 Schiller, F. 484 f, 633, IV
 Schmied-Kowarzik, W. I B
 Schopenhauer, A. 420, 547, 605, 709
 Seashore, C. E. 437, IV
 Seelig, E. III
 Seifert, F. I B
 Selz, O. 368, IV, V, VII
 Semon, R. 254, 259, III
 Shand, A. I B
 Siebert, K. III
 Simmel, G. 39
 Simon 422, 426
 Sommer, R. 713
 Spearman, C. E. 425, IV
 Spencer, H. 33, 420, 485 ff, I B, IV
 Spinoza, B. 97, 705, 718
 Spranger, E. 26, 39 f, I B
 Steinthal, H. 37
 Stern, C. 341, 400, 467, 783
 Stern, Clara u. William III, IV
 Stern, E. 256, III, IV
 Stern, W. 321, 337, 341, 352, 400, 423,
 431 f, 467, 481, 570, 596, 783, I B, II,
 III, IV, V, VI
 Stern, W. — Wiegmann, O. IV
 Sterzinger, O. 672
 Störring, G. VI
 Stout, G. F. I B
 Stratton, G. M. 211, 710, II, VI
 Strauss, E. I B, II, V
 Stumpf, C. 185, 187 f, 711 f. I B, VI
 Sulzer 705
 Sutermeister 221
 Szymansky, I. S. 527, V

 Terman, L. M. 423, IV
 Tetens 705
 Thorndike, E. L. III, IV
 Thurnwald, R. I B, IV

 Titchener, E. B. I B, VI
 Tolman, E. Ch. I B
 Tumlirz, O. I B

 Uexküll, J. v. 35, 55, 439, I B, IV
 Unthan 688
 Usnadze, D. IV
 Utitz, E. 42, 496, I B. IV, VII

 Valentiner, Th. IV
 Voigtländer, Else V
 Volkelt, H. 55, III

 Washburn, M. F. IV
 Watson, J. B. I B
 Watt, H. J. 368, IV
 Weber, E. H. 237, 240, II
 Weinmann, D. II
 Weiss, A. P. VI
 Wellek, A. II
 Wendriner 636
 Wentscher, Else V
 Werner, H. 44, 155, 175, 218 f, 383,
 404, I B, II, IV
 Wertheimer, M. 149, 153, II, IV
 Wertheimer, M. u. Klein, I. III.
 Wessely, R. 333, III
 Westphal 656, V
 Wexberg, E. VII
 Whipple, G. M. I B
 Wiegmann, O. 321, 423, 431, 570
 Willwoll, A. IV
 Wirth, W. 654
 Wohlwill, Elisabeth 156, II
 Wolff, Chr. 10, I B
 Wolff, W. VII
 Woodworth, R. S. 719, I B, VI
 Wreschner, A. III
 Wunderlich, H. 671, 690
 Wundt, W. 32, 37, 66, 81, 88, 148, 184,
 190, 239, 243, 284, 299, 547, 654 f,
 663, 706, 710 f, 714, 724, 791, I B,
 III, IV, V, VI

 Yerkes, R. M. 426, IV
 Yerkes, R. M., Bridges, J. W. and Hard-
 wick, R. S. IV

 Zeigarnik, Bluma V
 Zeininger, K. 404, IV
 Ziehen, Th. 288, 425, I B, III, IV
 Zietz, K. 218, 637, II